Die Zukunft

Maximilian Harden

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierundfünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1906.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Januar 1906.

Annus luctus.

Luitpold von Bayern hat seine Landsleute gebeten, den hundertjährigen Geburtstag der wittelsbachischen Königsmacht nicht zu feiern. Den Vorwand lieferte die Krankheit des Neffen, in dessen Namen der Verweser regirt. Einen willkommenen Vorwand: der zweitgrößte deutsche Bundesstaat konnte im neuen Reich nicht mit Festgepräng den Säkulartag kurfürstlicher Schande grüßen, durch die das alte Reich deutscher Nation ringsum zum Kinderspott ward. Nicht ins Schneegewölk hätten an diesem Tage die Wittelsbacher ihren Dank zu senden gehabt, sondern an die überlebenden Enkel des Mannes von Austerlitz. Wenn Alexander Pawlowitsch nicht, von eitler Laune mehr noch als von ernstem Ehrgeiz getrieben, das Wagniß der mährischen Dreikaiserschlacht blind überhastet hätte, wäre es nicht zum schönbrunner Vertrag und zum preßburger Weihnachtfrieden gekommen, wäre Kurfürst Maximilian Joseph wohl nicht schon im sechsten Regirungjahr König geworden. Dieser Pfiffikus hatte gegen die Stammesgenossen das Heer des fremden Eroberers gestärkt und empfing nun, auf Oesterreichs und Preußens Kosten, seinen Satrapenlohn. Tirol, Vorarlberg, Ansbach, Passau, Augsburg, bald auch Nürnberg; und das souveraine Königsrecht obendrein. Seitdem prangt die blauweiße Kokarde; alle Bayern, sprach Max Joseph, sollen sie tragen, „um sich gleichsam als Brüder zu erkennen und im Auslande die ihnen gebührende Auszeichnung zu erhalten." Neben dem nun vom Reich unabhängigen Monarchen, der den Mund so voll nahm, stand lächelnd der Gewaltige, der ihn gekrönt hatte. Napoleon war von Schönbrunn nach München gekommen, um Augusta, die Tochter des Wittelsbachers, seinem Stiefsohn Eugen zu vermählen. Dieses Mädchen, schrieb er an

seine Schwägerin, gehört zu den schönsten und edelsten; „mir scheint passend, daß Du der Prinzessin fünfzehn- bis zwanzigtausend Francs zur Hochzeit schenkst." Er sorgte wieder für Alles; auch für die minima, um die sich unkluge Praetoren nicht kümmern. Schrieb, am zehnten Januar 1806, im münchener Palast mit eigener Hand die Stiftungurkunde, die seine Schwiegertochter am Hochzeitstage den bayerischen Ständen zugehen ließ. Dank für die dem Imperator überreichte Adresse; die dem jungen Paar geschenkte Summe wird als Mitgift unter fünfzig keusche Bayerinnen vertheilt, die am vierzehnten Februar mit tapferen, im letzten Krieg ausgezeichneten Soldaten des königlichen Heeres vor den Altar treten. Ce jour, dans quelque pays que je me trouve, je me réunirai par la pensée à cette fête de mon pays et je sentirai mon bonheur s'accroître du bonheur de cinquante bons et vertueux ménages. Schrieb, weils ihm auf die Nuance ankam, jedes Wort selbst; und fand, mit den drei Atlanten im Hirn, solche Hausvaterpflicht nicht unter seiner Würde. Der Erzkanzler Dalberg durfte Eugen und Augusten einsegnen, wurde vorher aber beim Ohrläppchen genommen, weil er, in einem wirren Manifest, sich unterstanden hatte, „den deutschen Geist aufzuwecken". Bayernland jauchzte; denn es fühlte sich von dem Bronzeriesen geliebt. Wars vielleicht auch. Welcher Sterbliche kann Dem Liebe weigern, der ihn wie einen Gott ehrt? Nun flink noch Murat mit dem preußischen Kleverest und dem bayerischen Herzogthum Berg belehnt, Stephanie Beauharnais dem Erben des Kurfürstenthumes Baden angetraut, der neusten Großmacht von Bonapartes Gnaden: die Familie war versorgt, als dem deutschen Fürstenstand ebenbürtig anerkannt und alles Uebrige würde Berthier in München schon allein machen. Von Deutschland war jähe Ueberraschung nicht zu fürchten. Gab es denn noch ein Deutschland? Bayern, Württemberg, Baden souverain, der regensburger Reichstag eine „elende Aefferei": kein Raum mehr für eine alldeutsche Monarchie. Was noch blieb, konnte sich mit dem Namen des Deutschen Bundes bescheiden. So stands auch im preßburger Friedensvertrag, den Franzens zitternde Hand unterschrieb.

Herzog Friedrich von Württemberg war am selben Tag und durch den selben Abfall vom Reich König geworden wie Max Joseph von Bayern. Auch er wurde auf Kosten Oesterreichs und der Zwergfürsten gespeist. Wer Soldaten stellen konnte, mußte belohnt und ermuntert werden. Mit dem Hohen Adel deutscher Nation aber war nichts Rechtes anzufangen. Der schien dem Erben des großen Karlingers zur Mediatisirung reif. Wie man heute leichthin von der Unzulänglichkeit des Kleinbetriebes in der Industrie und im Bankgewerbe spricht, so sprach vor hundert Jahren der Korse von der Unhaltbarkeit win-

zigen Dynastenbesitzes; genau so kühl und ruhig. Kleinfürsten passen nicht in die neuen Verhältnisse und müssen ohne langes Federlesen deshalb beseitigt werden. Von ihrer Hinterlassenschaft können die Braven zehren, die dem Rheinbunde des Sonnenkönigs wieder ins Leben halfen. Sechzehn sinds schon. Haben das Band, das sie ans Reich knüpfte, gelöst, den Franzosenkaiser als Protektor anerkannt und sich ihm zur Heeresfolge verpflichtet. Dreiundsechzigtausend Mann deutscher Truppen: damit konnte man rechnen. Dafür konnte man fünfhundert Quadratmeilen und eine Million Menschen verschenken; reichsstädtisches und reichsritterliches Land, den ganzen Besitz der fürstlichen und gräflichen Semperfreien, der virorum egregiae libertatis. Das kostete den Imperator ja nichts. Schadete den Deutschen auch nicht. Denen blieben noch genug Fürsten. Hatten die kleinen (und mancher mittelgroße) denn nicht seit Jahrhunderten das Reich oft verrathen? Der Rheinbund erneut ein ehrwürdiges Schutzverhältniß. Nährt nebenbei den berechtigten Partikularismus der Stämme; und, dachte der Kluge weiter, entwaffnet das Reich.

C'est commandé par les circonstances. Die napoleonische Losung galt natürlich nicht nur für den Süden. Auch Kursachsen bekam, als es in den Rheinbund eintrat, die Königskrone und neues Weideland in der Niederlausitz. (Volksfest in Leipzig; Fackelzug der Studenten; die Straßen mit dem Symbol des Sonnenkaisers geschmückt; Jubelchor: „Gerettet ist das Vaterland!" Gerettet aus lästigem Zwang zur Gemeinschaft mit dem benachbarten Adlerland.) Aus Thüringen und Westfalen liefen die Kleinen ins posener Hauptquartier des Großen und erwinselten Gnade. Wer sich dem Rheinbund anschloß, wurde sofort souverain und dem Reich entpflichtet. Askanier und Ernestiner, Schwarzburg und Reuß, Lippe und Waldeck: Alle kamen; und der Oberkaiser brauchte sie nicht einmal zu rufen. Der Graf von Bückeburg, sagt Treitschke, „erschlich sich den Fürstentitel, da die Franzosen das Geschäft mit geringschätziger Leichtfertigkeit betrieben und in dem Vertrag kurzweg von den beiden Fürsten von Lippe sprachen. Napoleon aber klagte nachher ärgerlich, in diesem Handel sei er zum ersten Mal betrogen worden; hätte er gewußt, wo die Reuß, Lippe und Waldeck eigentlich säßen, so würden sie ihre Throne nicht behalten haben." Er hielt sie sich herrisch vom Leib und streichelte nur die Großen. Bayern, Württemberg, Baden und später namentlich Sachsen. Friedrich August war denn auch sein eifrigster Diener. Aus dem alten Reich war ja nichts mehr zu holen. So schnell wie möglich drum das Band zerreißen; das rothe Bändchen der Ehrenlegion hat höheren Werth. Jedes gute Sachsenherz jauchzte damals dem neuen Caesar Augustus zu, dem Heiland aus Ajaccio, der den verhaßten Preußenstaat endlich in Scherben schlug.

Und Preußen selbst? Die paar Stimmen, die ich, zum Gedächtniß des Schreckensjahres, am Schluß dieses Heftes gesammelt habe, lassen erkennen, wie der Fritzenstaat aussah (und plaidiren nebenbei auch für glimpflicheres Urtheil über die Vorgänge in Rußland, das um ein Säkulum hinter Europa zurück ist). Preußen hat die deutsche Sache nicht verrathen; doch sich selbst aufgegeben. Auch sein König war nicht treulos; nur, in der Mischung von irrelichtelirender Schwachheit und eigensinnigem Hochmuth, nicht die Herrscherseele, die in einer Zeit so schwerer Noth vom Herrscherplatz aus das Verhängniß meistern konnte. „Es ist kein Deutschland mehr", hieß es damals am Rhein. Und wie Denen, die in Priams Feste einst Troer waren, schien auch den Deutschen nur ein Heil noch geblieben, dieses: kein Heil mehr zu hoffen. Ohne Scham brachen, am hellen Tag, Germaniens Fürsten dem nationalen Königthum die Treue und ließen sich vom Fremdling dafür mit Land- und Machtzuwachs bezahlen. Der Bayernregent war gut berathen: ein Jahr, das solche Erinnerung heraufruft, darf nicht als ein annus jubilaeus begrüßt werden.

*

Im Leben eines Volkes ist ein Jahrhundert nicht viel Und doch: was hat Deutschland seit 1806 erreicht! Trotzdem in Preußen nach dem dritten noch der vierte Friedrich Wilhelm zu ertragen war, kein großer König mehr auf den Thron kam und der alte Zwist mit Oesterreich auf dem Schlachtfeld geschlichtet werden mußte. Nie ists den Deutschen so gut gegangen; solchen Wohlstand haben sie kaum zu träumen gewagt. Die Schmach ist gerächt, dem Räuber die Beute abgejagt, die stärkende Einheit erstritten. Diese Wandlung ist nicht einem Heros zu danken; der einsame Genius, den nicht eine rasch erwachsende Volkskraft trug, hätte nicht wohlthätig zu wirken vermocht. Das Reich selbst war zunächst ein leeres Gehäuse; den Inhalt mußte die Volkheit ihm schaffen. Mit dem Reich wars schließlich wie mit der Reichshauptstadt, die in Lage und Lebensbedingungen nicht gar so besonders begünstigt und in kurzer Frist doch die reiche Riesenstadt von heute geworden ist. Wer konnte ahnen, daß Deutschland nach dreißig Jahren in Europa die industrielle Vormacht werden und dem Reich Elisabeths und Victoriens nur den alten Ruhm des Weltclearinghauses lassen würde? Kein Wunder, daß der Eindringling scheel angeschaut und schlecht beurtheilt wird. Kein Wunder auch, daß ein so hart, so rastlos und erfolgreich arbeitendes Volk dem politischen Leben entfremdet ward. In der Werkstatt und im Kontor ist genug zu thun; nachher will man Unerfreuliches nicht mehr hören. Wozu? Früher hatte man mit der Regirung gehadert, jeden ihrer Schritte zu hemmen versucht: und Alles war doch wider und

über Erwarten gediehen. Jetzt regt man sich solcher Kleinigkeiten wegen längst nicht mehr auf; horcht kaum noch auf das Geklapper der Parlamentsmühle; kürt nicht Radikale zur Vertretung bürgerlicher Interessen. Aux Tuileries il n'est pas permis d'être malheureux, sagte Eugenie, als sie sich in ewigem Glanze wähnte. Der deutsche Bürger hat weder Zeit noch Lust zur Opposition. Er muß, will und kann Geld verdienen, Zukunft und Aufstieg seiner Kinder sichern. Nur die dazu unentbehrliche Freiheit will er; und nur wenn die Regirenden ihm diese Freiheit weigern, wird er böse. Draußen verstehen sies nicht. Halten das Volk der Denker und Dichter für tot, die Neudeutschen für Sklaven, die geduldig die Last des militärischen Feudalstaates weiterschleppen und nicht einmal durch den Oststurm aus dem Hörigkeitbewußtsein gescheucht werden. Die Deutschen, sagen sie, sind kein politischer Faktor; mit ihrem Kaiser nur, der ihr Hirn, ihre Zunge, ihr Schwert ist, müssen wir rechnen. Sie irren. Die Dinge, die Deutschlands Stärke ausmachen, könnte kein Kaiser leisten, kein Kaiser hindern. Sie irren, weil sie nicht sehen, daß die Masse der Besitzenden, die ihnen von Weitem träg und fast amorph scheint, von früh bis spät mit der Herstellung dieser Dinge beschäftigt ist und für den Formelkram des Politikermarktes nicht Muße hat. Im Ruhrbecken, in den sächsischen Textilbezirken, in Oberschlesiens Hüttenrevier, in den berliner Fabriken und Bankbureaux, in der hamburger City wird Deutschlands Politik gemacht. Deutschlands Weltstellung von den Müttern bestimmt, die pünktlich kräftige Kinder gebären. Was sonst noch geschieht, ist nicht viel werth und meist nur lästige Störung. Sturm im Osten! Damit der russische Mensch sich in den Flegeljahren behaglicher fühle, sollen wir Milliarden verlieren? Oder etwa den Franzosen nachäffen und alle Kraft an den Kampf gegen die Kirche verzetteln? Wir danken bestens. Die Zahl der Spindeldrehungen, der Schachte, Hochöfen und Ertrag verheißenden Surrogate ist uns viel wichtiger. Und weil sies ist, haben wirs nun so herrlich weit gebracht.

Bis an die Sterne weit. Also hätte das Bürgerthum bei dem Rückblick doch Grund zum Jubel? Grund genug, wenn es seine Lebenshaltung und Geltung der von 1806 vergleicht. Auch brauchte ihm nicht, wie so vielen Dynasten, die Erinnerung das Blut in die Schläfe zu jagen. Die Schicht, der Fichte und Nettelbeck und am Ende auch Scharnhorst und Schill angehörten, hat sich nicht übel bewährt, als durchs deutsche Land der Tritt des Furchtbaren dröhnte, von dem in der Heimath selbst geflüstert ward: Rien d'humain ne bat sous son épaisse armure. Sie hat sich nichts Unverzeihliches vorzuwerfen. Staunend sah der Bürger die Rathlosigkeit und feige Erniedrigung seiner Fürsten; staunte und entsetzte sich, war aber schon zu reif und

vernünftig, um, wie die russischen Kinder jetzt thun, seine Wuth an den Gütern der Nation auszulassen. Niebuhr schrieb nach dem Tag von Jena aus Preußen: „Ich habe nicht erwartet, so viel Kraft, Ernst, Treue und Gutmüthigkeit vereinigt zu finden; mit einem großen Sinn geleitet, wäre dieses Volk der ganzen Welt unbezwinglich gewesen." Der große Sinn fehlte. Die Stimme der Stein und Hardenberg verhallte, aber die Haugwitz und Beyme fanden Gehör. Das kann sich uns nicht wiederholen; nicht so. Deutschland ist zu groß und zu stark geworden, als daß es dem ersten Anprall erliegen, von der Hand des genialsten und glücklichsten Condottiere selbst in blutende Fetzen zerrissen werden könnte. Ist darum aber jede Gefahr fern und der Bürger gewiß, daß sein Glück in nie bewölktem Frieden fortblühen wird? Gewiß, daß der große Sinn den Leitern der Staatsgeschäfte heute nicht fehlt und er deshalb ruhig, ohne bekümmert nach oben zu blicken, bei profitlicher Arbeit bleiben darf? Dann wäre gegen ein Jubeljahr nicht viel einzuwenden. Daß es nicht so ist, hat das annus confusionis Jeden gelehrt. Britanien fand sich von Deutschland, Deutschland sich von Britanien bedroht. Frankreich glaubte, der Sieger von Sedan wolle es niederwerfen und schröpfen, das offizielle Deutschland war überzeugt, Frankreich brüte ihm im Bunde mit England Verderben. Zum ersten Mal hieß es wieder im Ernst: Krieg in Sicht! Der kommt einstweilen nun nicht; wenigstens kein mit Pulver und Bayonnetten auszufechtender Krieg. Wahrscheinlich sogar ein übers Normalmaß hinausgehender Austausch zärtlicher Betheuerungen. Unersetzliches aber ist im letzten Jahr verloren worden und ein anderer Winterhimmel als im Januar 1905 sieht auf Deutschland herab. Manche Hoffnung mußte eingeurnt werden. Daß die Leitung der politischen Geschäfte beschämend schlecht war, ist kein Geheimniß mehr, trotzdem die Verantwortlichen sich mit gesteigerter Emsigkeit bemühen, den Schleier der Nacht über ihr Thun zu breiten. Winkt den Posaunisten drum lieber ab. Zobel und Harfe mag ruhen. Sie fänden doch nicht die richtige Stimmung.

*

Wir haben zu laut und zu lange gejubelt; schienen uns oft allzu hoch zu blähen. Deutschland in der Welt vornan. Arbiter mundi. Daher die heillose Konfusion. Vetter Michel will uns im Islam und in Ostasien Schwierigkeiten häufen, die Seeherrschaft an sich reißen und, wenn wir nächstens genöthigt sind, Kanada vor der Union zu wahren, im Bunde mit Onkel Sam uns entgegentreten: so dachten die Briten; fingen zu überlegen an, ob das Praevenire nicht nützlicher wäre, suchten und fanden sich Helfer. Die Franzosen: Seit Rußland uns nicht mehr schirmt, ist selbst unser Kolonialreich von den Deutschen gefährdet, deren Megalomanie offenbar keine Grenze kennt. Auch die Ver-

bündeten fürchteten, ins Gedräng zu kommen, und rückten sacht von dem unberechenbaren Gesellen ab. Das ists. Von allen Seiten hören wir solche Rüge (wenn wir nämlich Ohren haben, zu hören). Zu unstet, zu hastig expansiv, zu redselig und ruhmgierig; keine sichere Ziffer, die man getrost, ohne Furcht vor Enttäuschung, in die Bilanz setzen kann. Der andere Vorwurf, Michel denke und dichte nicht mehr genug, sei ein öder Materialist geworden und lausche, statt, wie einst, auf Kant und Schiller, nun auf Krupp und Ballin, ist nur für die Marktkundschaft. So idealistisch und des Gottes voll wie die geehrte Nachbarschaft sind wir noch alle Tage. Der liegt auch nicht daran, uns höhere Geisteskultur zu lehren; nur daran, uns klein zu kriegen (was so leicht nicht gelingen wird) oder mindestens vor Geschäftsstörung bewahrt zu sein (was sie mit Fug fordern darf). In diesem Zug ähnelt die Situation der des Elendsjahres: damals sollte Preußen, jetzt Deutschland die Makedonensucht ausgetrieben werden. Ist die Lehre verstanden worden? Kam sie zu rechter Zeit? Wir wären untergegangen, sagte Condé, wenn wir dem Untergang nicht so nah gewesen wären.

Die Gefahr war auch jetzt nah; viel näher, als, nach den von Lobgesängen widerhallenden drei Lustren der nachbismärckischen Zeit, der ruhige Bürger vermuthen konnte. Friedlich, wie sie war gesonnen, zog die berliner Großmacht aus, um sich in einem Barbareskenstaate die legale Gleichheit im Handelsverkehr zu sichern. Kein allzu hohes Ziel, nicht wahr? Aber die Maßgebenden sagen Tag vor Tag, daß sie kein höheres hatten; und sind ehrenwerthe Männer, denen man glauben muß (schon weil man sonst eingesperrt wird). Nur: sehr klug können sie nicht vorgegangen sein. Denn das Resultat war: allgemeine Verstimmung, Enthüllung der Unzuverlässigkeit unserer beim Becher oft gerühmten Bündnisse, Vereinsamung und zuletzt Kriegsgefahr. Für ein Reich von der Kraft und der Rüstung Deutschlands sollte das Bischen Rechtsgleichheit im Handel eines moslemischen Landes billiger zu haben sein. Da wir die Redlichkeit der Geschäftsführer nicht anzweifeln dürfen, bleibt der Tadel an ihrer Fähigkeit hängen. Daß sie wußten, was sie wollten, müssen wir glauben; doch unbestreitbar ist auch, daß ihr Wille mit wahrer Nachtwandlersicherheit dann immer den falschen Weg fand. Nach dem Jena der Fürsten, Generale und Kabinetsräthe ein Jena der Diplomatie. Ein Jena, selbst wenn das Reich mit heiler Haut aus der Klemme kommt. Erstens durfte es der gar nicht ausgesetzt, kostbare Zeit nicht mit solchem Quark vertrödelt werden; und zweitens ist der alte Respekt eben fort. Den Luxus, Dummheiten zu machen, darf der junge Staatenbund, auf dessen Thronen die Erben der Rheinbundfürsten sitzen, sich noch nicht gestatten. Er muß sich vor Händeln hüten, sie aber, wenn er mal drin ist, so durchfechten, daß der Feind ihm fortan ausweichen wird.

Muß nach dem Worte des auf seine besondere Weise frommen Terroristen aus Gallierland handeln, der gesagt hat, schwierige Umstände gebe es nur für Einen, der vor dem offenen Grab zurückschaudert. Wir hören seit Monden die Klage über die ungemeine Schwierigkeit der Umstände, die nur der Zünftige ganz ermessen könne; und dem cantus lugubris antwortet von draußen ein Hohngelächter. Niemand, heißts da, zwang Euch auf die Galeere. Ists nicht vielleicht doch hohe Zeit, sich wieder mit Politik zu beschäftigen? Werthe schaffen, die das individuelle und das nationale Vermögen mehren, ist eine schöne Sache. Inzwischen aber kann die Unfähigkeit der Staatsprokuristen wichtigere Werthe zerstören.

... Wir sollten uns, schon der Abwechselung wegen, in diesem Gedenkjahr recht still halten; still: nicht demüthig noch gar knechtisch. Von dem Spektakel in Algesiras nicht viel Wesens machen. Frankreich nachher weder bedrohen noch umwerben; einfach links liegen lassen. Auch mit England weder Grobheiten noch Cousinküsse austauschen. Nicht wüthend, wie ein gekränkter Knabe, aufbrüllen, wenn, nach all den Schmeicheleien und Geschenken, aus Washington kein brauchbarer Handelsvertrag zu holen ist. Geduldig abwarten, ob Rußland wirklich, wie Rousseau im Contrat Social weissagte, die Beute neuer Tataren werden oder in ohnmächtige Slavenrepubliken zerfallen soll; höchstens, wenn die lettische Psychose noch länger dauert, nüchtern erwägen, ob für die von irren Barbaren bedrohten tüchtigen Söhne deutscher Erde nicht, trotz Nikas Empfindlichkeit, von Reiches wegen Etwas geschehen könne. Sonst aber absolute Ruhe. Nicht immer den Anderen gute Lehre aufdrängen und herumplaudern, herumschreien, was für enorme Kerle wir sind und welche Thaten wir thun werden, wenn wirs zu noch Enormerem gebracht haben. Schlicht und recht so leben wie Andere, die auch Schiffe bauen, Expansionen planen und ihr Haus bestellen, aber schweigend handeln, zu gelegener Zeit. Der Drang, immer, in Lust und Leid, interessant sein zu wollen, den winzigsten Erfolg zum Triumph aufzublasen und jede Enttäuschung rascher Impulse wie eine Menschheitschmach zu bestöhnen, solcher Drang der Emporgekommenen, die den Widerschein ihres Glanzes suchen, ist nicht in jeder Lage ungefährlich. „Auch einmal die Probe von dem Gegentheil.“ Ein Jahr ohne Feste, ohne Tafelreden. In dem nicht verkündet wird, wie Herrliches die deutschen Fürsten vollendet haben und daß alles Heil deutscher Nation nur diesen würdigen Landesvätern zu danken ist. Da die Franzosen mit Kopien der Rheinbundverträge aufwarten könnten, gehört das Thema ohnehin jetzt zu den unzeitgemäßen Betrachtungen. Potentaten und Völker könnten die Mußestunden benutzen, um den Lehren der Verlustjahre 1806 und 1905 nachzudenken. Nach siebenzehn lauten ein stilles Jahr: zu viel verlangt ists nicht; und dem Deutschen Reich würde die Entziehungskur sicher sehr gut bekommen.

England und die deutsche Volkswirthschaft.

Das Gebäude des Freihandels ist bis in die Grundmauern erschüttert und die Zeit ist gekommen, das Werk der Zerstörung zu vollenden. So begründete Chamberlain seinen Balfour gegebenen Rath, das Parlament aufzulösen. Doch die in Volksversammlungen und Parlamenten vorgetragenen Gründe sind nicht immer die wahren Triebfedern der Staatsmänner, auch nicht der englischen. Der esoterische Chamberlain hätte sprechen können: „Die Entscheidung ist schon zu lange hinausgeschoben worden; wenn sie nicht bald fällt, flaut der schutzzöllnerische Enthusiasmus ab. Je mehr die wirthschaftliche Krisis den Blicken des Briten entschwindet, um so dürftiger werden die Aussichten auf den Sieg. Denn er ist außerhalb der Kirche und Kapelle ein etwas vergeßlicher, leichtherziger Gesell; wenn er Geld hat, sind ihm Schutzzoll und Freihandel gleichgiltiger als ein ‚Knopf'. Und seit einem Jahr erfreut sich das Land eines bedeutenden Aufschwunges. Mit den Haufen Unbeschäftigter, die die Straßen Londons durchziehen, kann man den Briten nicht für den Schutzzoll gewinnen; denn er weiß, wie leicht es ist, diese ‚Arbeiterbataillone' aufzustellen und er hat ihren dumpfen Schritt so manchen Winter gehört. Glaubt Ihr denn, daß er all die Reden für den Schutzzoll liest? Die Sportseite schlägt er jeden Morgen sofort nach Empfang der Zeitung auf und die Schicksale der Shares verfolgt er gewissenhaft, wenn er sein Einkommen in Schedule C deklarirt; aber das Uebrige liest er nur so weit, wie die Fahrt im Eisenbahnwagen oder im Omnibus nach dem Kontor und der Amtsstube gestatten. Und wie günstig ist der Augenblick! Der konservativen Partei hat ihre Politik in Ostasien und in Europa einen solchen Heiligenschein verliehen, daß sie im ganzen Land angebetet wird. Mancher wird für sie stimmen, der es vor zwei Jahren nicht gethan hätte. Jahrhunderte langes Feilschen und Handeln hat John Bull im Innersten seines Herzens nicht zu ändern vermocht; er hat eine kriegerische Freude an allem Kampf und Streit; und die Größe seines Vaterlandes geht ihm sogar über Cricket und Football. Welcher Ton im Lande gefällt, erseht Ihr daraus, daß die liberale Partei sich zu den politischen Grundsätzen der konservativen verpflichten mußte. Ob es uns oder ihr mehr schaden wird, läßt sich schwer sagen; jedenfalls kennt man ihre Ungeschicklichkeit und ihre Erfolglosigkeit in auswärtigen Dingen; auch werden an ihrer Siegestafel die Gespenster des Home Rule und des unspeakable Turk nicht fehlen. Ergreift die Gelegenheit, ehe sie Euch entschwindet, denn Ihr könntet einen dummen Streich machen, der uns wieder in den Graben werfen würde. Viele Monate hat das Land nicht begriffen, weshalb Ihr, unverwundbar gegen Scherz und Spott, an Euren Ministersesseln klebtet; es weiß jetzt, daß Ihr eine patriotische Pflicht

erfüllt habt, daß Ihr geblieben seid, damit im Fall eines europäischen Krieges die rechten Männer am Steuer wären. Aber jetzt ist die Episode vorläufig zu Ende und darum ist es Zeit, zu wählen. Denn ich glaube nicht, was thörichte Leute einander zuraunen, daß die im Sommer 1905 Ungerüsteten während des Winters rüsten werden, daß Rußland sich inzwischen erholen und auf unsere Seite treten wird und daß im nächsten Jahr der unterbrochene Hader vom Isonzo bis zu den Mündungen der Schelde und des Rheins aufflammt, wobei auch die Schicksale Belgiens und Hollands nach dem Grundsatz ‚Suum Cuique‘ geregelt werden müßten".

Ob wir nun dem exoterischen oder dem esoterischen Chamberlain glauben wollen: jedenfalls muß er die feste Ueberzeugung haben, daß der größere Gewinn in erreichbarer Nähe liegt, denn er, der sich vor einem halben Jahr Balfour unterordnete, hat die Fahne des ‚Fair Trade‘ eingezogen und die der Protektion aufgepflanzt. Wenn die Wahlen einem Referendum über die Frage „Freihandel oder Schutzzoll" glichen, dann könnte Chamberlain vielleicht einen bescheidenen Sieg davon tragen. Wo Ueberzeugungen fehlten, da würde der in den letzten Jahren mit kluger Absicht aufgestachelte Deutschenhaß ein vollwerthiges Surrogat liefern. Wie Jeder weiß, besteht aber die Tücke des Parlamentarismus gerade darin, daß der Wähler, der seinen Willen erklären soll, es nicht kann, weil er durch eine einzige Abstimmung über eine große Zahl heterogener, zum Theil erst in der Zukunft auftauchender Fragen entscheiden muß, so daß sein Herrscherbefehl sich in das Bekenntniß eines Dienstverhältnisses zu einer Partei verwandelt. Nun ist, seit die liberale Partei in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Caucus aus den Vereinigten Staaten herübergeholt und die konservative Partei ihr Beispiel nachgeahmt hat, der Parteidrill zu einer erstaunlichen Höhe gediehen; aber die Erfahrungen zeigen doch zu deutlich, daß Boß und Wirepuller eine feste Herrschaft nicht erlangt haben. Die Erbitterung gegen das Schulgesetz wird manchen schwankenden Wähler bei der liberalen Partei festhalten und der von der konservativen Partei geführte Krieg in Südafrika bleibt unvergessen. Selbst die Ueberzeugung, daß ein regelmäßiger Wechsel der Parteien gerecht und billig sei, wird bei der Wahl mitsprechen. Doch ob die Liberalen, denen Balfour schließlich doch Platz gemacht hat, am Ruder bleiben oder von den Konservativen wieder verdrängt werden, soll uns heute nicht bekümmern; hier soll nur untersucht werden, welche Folgen ein Sieg Chamberlains für die deutsche Volkswirthschaft haben müßte.

Die nächsten Folgen wären, wenn die Diplomatie keinen Fallschirm aufzuspannen versteht: Unternehmungen zu Grunde gerichtet, Löhne herabgesetzt, Arbeiter brotlos, starke Auswanderung. Wohl würden englische Fehlgriffe in den Zollsätzen unerwartete, lohnende Ausfuhren nach England ge-

statten, Kartelle und Syndikate mit Hilfe kluger Kosten- und Gewinnvertheilung über nicht wenige Stellen der englischen Zollmauer springen, aber ein Reichszollverein müßte, falls Gegenmaßregeln undurchführbar sind, unstreitig zunächst eine schädliche Wirkung üben. Eine weitsichtige innere deutsche Politik sollte für alle Fälle darauf bedacht sein, eine steigende Zahl von Menschen auf dem deutschen Boden festzuhalten und dadurch auch für die deutsche Industrie eine größere innere Nachfrage schaffen. Deren wahrscheinlicher Rückgang in Folge der neuen Handelsverträge macht diese Aufgabe auch ohnehin zu einer dringenden. Ich denke an Moorkultur, Haidekultur, Aufforstung, Anlegung von Fischteichen, Bodenmeliorationen aller Art, zweckmäßige Vermehrung der mittleren und kleineren Güter. Eine Anleihe von fünfhundert bis tausend Millionen Mark zur direkten Förderung und indirekten Unterstützung solcher Zwecke wäre gut angewandt. Die dem selben Ziel zustrebende Kolonialpolitik bleibt unerwähnt, da ihre vaterländische Bedeutung doch allmählich von einem wachsenden Kreis von Männern erkannt wird. Schon vor hundertfünfzig Jahren haben die Physiokraten der Menschheit das Problem gezeigt, das sie in alle Zukunft beschäftigen wird. All ihre Güter, vom Getreide und von den Kohlen angefangen bis zu den Fresken Michelangelos und den Symphonien Beethovens, stammen aus dem Boden. Um den Boden kämpften die Japaner und Russen in Ostasien, die Amerikaner und Spanier auf den Philippinen und im Golf von Mexiko, die Deutschen mit den Franzosen an den Vogesen; um den Boden kämpfen die Deutschen mit den Polen, Magyaren, Rumänen im Osten mit den Slovenen und Italienern im Süden Europas. Alle civilisirten Völker der Erde stehen einander gewaffnet und gepanzert gegenüber, um für ihre wachsende Brut den Boden zu sichern und zu vergrößern. Wohl gab es vor sechzig Jahren eine Zeit, wo man ihnen von England her „Peace and Concord and Goodwill“ im Rahmen des weltumspannenden Freihandels predigte; aber es geschah, um sie wirthschaftlich zu erobern und zu unterjochen. Denn ob der Staat durch Vergrößerung seines Territoriums und den Erwerb von Kolonien oder durch eine technisch wie wirthschaftlich hochstehende Industrie, kühnen, gewandten Exporthandel und die Auswanderung von Kapitalien, Unternehmern, Arbeitern sich fremden Boden unterwirft, ist, was die wirthschaftlichen Wirkungen betrifft, einerlei, vorausgesetzt, daß es keine Eifersucht fremder Völker und kein Machtgebot fremder Staaten giebt. Gäbe es keine Völker und keine Staaten, dann könnte die Bodenfrage eine nur die Menschheit interessirende Frage werden. Da die Natur aber Völker entstehen ließ und die Völker, von äußerer und innerer Nothwendigkeit getrieben, Staaten geschaffen haben, so wird die Bodenfrage eine Völker- und Staatenfrage bleiben. Das Ausdehnungbedürfniß und die Abschließungpolitik Japans, Frankreichs und selbst so großer Reiche, wie Rußlands und der Vereinigten Staaten, sind innerlich der Politik Chamberlains verwandt.

Aber die dieser Politik Chamberlains zu Grunde liegenden Gedanken haben ein ehrwürdiges Alter; nicht etwa, weil es auch in England vor dem Freihandel Schutzzoll und eine merkantilistische Kolonialpolitik gab. Adam Smith sagt über den natürlichen und wirthschaftlich vollkommensten Entwickelungsgang: Zuerst sollen die Völker ihren Ackerbau ausbilden, erst wenn hierin die Kapitalien nicht mehr lohnend angelegt werden können, zum Gewerbfleiß übergehen, so daß nach ihm die internationale Arbeitstheilung zwischen Industrie- und Ackerbauvölkern für Beide segensreich ist. Dieser einfache Gedanke ist in immer neuen Erscheinungsformen die Seele der englischen Volkswirthschaftpolitik gewesen. Er beherrscht die ältere Kolonialpolitik Großbritaniens: die Kolonien sollen dem Mutterlande Stoffe liefern; und Smith kann an ihr nicht die scharfe Kritik üben, der er die der übrigen Völker unterwirft. Als dann die ganze Wirthschaftpolitik des achtzehnten Jahrhunderts zusammengebrochen ist, bindet sich der altnationale Gedanke eine neue Maske vor: er tritt nun als Freihandel verkleidet vor die Völker Europas. Von Manchester hören wir die neue Botschaft des Völkerfriedens; sie bezweckt aber nur, England zum Verarbeiter der Rohstoffe und zum Verzehrer der Lebensmittel zu machen, die andere, im Entwickelungstadium des Ackerbaues zurückgehaltene Völker ihm gegen Gewerbeprodukte liefern sollen. Diese Politik hat England mehr als fünfzig Jahre lang befolgt: und was erwartet werden konnte, ist eingetreten; denn das Entwickelungschema Smiths ist ein gewaltiger Irrthum. Schon 1791 hat ihn der Amerikaner Hamilton aufgedeckt; seine Kritik wirkt um so überzeugender, als er, wie man fast auf jeder Seite bemerkt, noch ganz im Bann der Lehre Smiths liegt und durch tiefes, selbständiges Denken erst allmählich die Fesseln von seinem Geiste löst. Deshalb ist es eins der anziehendsten nationalökonomischen Werke, wie Bodins Untersuchungen über den Geldwerth, die Considerations on the East-India Trade, Cantillons Essai sur le Commerce, Verris Meditazioni, und würde wahrscheinlich auch jetzt noch übersetzt werden, — wenn es schon früher verdeutscht worden wäre. In sorgfältig prüfender, schlichter, fast bescheidener Weise trägt Hamilton die durch Friedrich List zum Gemeingut gewordene Ueberzeugung vor, daß zur Entwickelung des Ackerbaues die Gewerbe unbedingt nöthig sind; er läßt uns die Schwierigkeiten eines ausschließlich auf die Landwirthschaft angewiesenen Landes in Jahren der Mißernte verstehen, Schwierigkeiten, die Rumänien noch in jüngster Zeit zu erfahren Gelegenheit hatte.

Nachdem einflußreiche Schichten der englischen Gesellschaft durch die Wirkungen der allgemein gehegten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Industrie in ihrem Glauben an den Freihandel irr geworden sind, tritt der Chamberlainismus als ein ganz neues wirthschaftliches System hervor. Aber in seinem Innern lebt der alte Gedanke. Die fremden selbständigen Völker

haben sich nicht zu Stofflieferanten herabdrücken lassen; nun sollen die Kolonien ihre Rolle übernehmen. Der Kreis ist geschlossen: wir stehen wieder etwa in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Und damit eröffnet sich ein Ausblick auf die Wirkungen des Chamberlainismus, wenn er je „wirklich" werden sollte.

Von Schmoller ist in einem vortrefflichen, leider zu kurzen Aufsatz (so daß die großen Züge der Entwickelung durch eine verwirrende, mindestens für den doppelten Umfang genügende Fülle von Thatsachen verwischt werden) die englische Handelspolitik des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gezeichnet worden. Aber den letzten Motor, der die soziale und politischen Erscheinungen hervortreibt, hat auch er nicht enthüllt. Indem ich mir vorbehalte, die folgenden Behauptungen einmal zu begründen, nur wenige Worte über den ursächlichen Zusammenhang. Nach der englischen Literatur des achtzehnten und zum Theil schon des siebenzehnten Jahrhunderts hatte die Navigationakte den Handel Englands mit einer Reihe von Staaten erschwert und die seit 1678 immer maßloser werdende Schutzzollpolitik Englands Industrie von den europäischen Märkten zurückgedrängt. Je wichtiger aber nun die Industrie auch für die aus der Landwirthschaft in Folge der Einhegungen herausgeworfene Bevölkerung wird, um so mehr muß sich das Bestreben des Mutterlandes auf die Ausbeutung der entlegenen Kolonien richten. Diese sind aber noch verhältnißmäßig klein und nicht sehr aufnahmefähig, während die benachbarten europäischen Staaten, wenn mit ihnen ein freier Handel bestände, den englischen Ueberschuß aufzunehmen vermöchten. Das ist die Tragik der Zeit, daß man diesen Weg nicht gehen kann, daß man die Kolonien immer mehr auszunutzen suchen muß, wodurch ein für England und Frankreich gleich unheilvoller Krieg heraufbeschworen wird. Erst von diesem Punkte gewinnt man das Verständniß für die Gegenüberstellung einer natürlichen und künstlichen Entwickelung in dem Werke Adams Smith, für das Gebet Humes um Freihandel selbst mit Frankreich, für den Glauben Says, daß der Freihandel den inneren Verkehr beleben und den äußeren vermindern werde, endlich für die heftige Anklage gegen das schmutzige Ränkespiel der Interessen und die listigen Thiere, die Staatsmänner genannt werden. Darin besteht die Täuschung dieser Freihändler, daß sie diesen Gang der Weltgeschichte für einen von einzelnen Menschen verschuldeten halten, so daß sie auch einen anderen zu nehmen vermocht hätte, während Cromwell und seine Nachfolger nur thaten, was sie nach ihrer geschichtlichen Stellung thun mußten. Das Verdienst Schmollers scheint mir in der Darlegung der Beziehungen zwischen der Politik der älteren Zeit und der des siebenzehnten Jahrhunderts und in der Zeichnung der wirthschaftlichen und politischen Umwelt zu bestehen.

Wenn ein zukünftiger Historiker einmal nachweisen sollte, daß Chamberlain durch den Strom der Geschichte auf eine Stelle getrieben wurde, auf der

vor ihm andere englische Staatsmänner gestanden hatten, so wird er doch nicht zu zeigen verfehlen, daß die heutige Lage Englands von der früheren verschieden ist; nicht durch Englands Schuld ist der freie Verkehr mit Europa unterbunden worden und seine Kolonien sind ihm näher; sie sind auch reicher und dem Mutterlande ergebener. Sie führen besonders Nahrungmittel und Rohstoffe aus; als die wichtigsten seien genannt: Getreide, Holz, Fleisch, Häute, Wolle, Baumwolle, Gold, Diamanten u. s. w. Die größten Konkurrenten der Kolonien sind die Vereinigten Staaten und Argentinien; sie würden also durch die Umkehr der britischen Zollpolitik sehr stark geschädigt werden. Den wesentlichsten Vortheil von dem Reichszollverein würde Kanada haben. Jahrzehnte lang haben die Vereinigten Staaten die Entwickelung der benachbarten englischen Kolonie verkümmert. Der schwache Arm des europäischen Einwanderungstromes, der nach Kanada floß, überschritt die Grenzen der Kolonie wieder und vereinigte sich mit dem riesenhaften, der das Thal des Mississippi überfluthete. Wie sie fremdes Kapital durch den Schlangenblick ihrer Abschließungpolitik in ihre Nähe zwangen, so verstanden es die klugen Männer im Weißen Haus, die Auswanderungpolitik von Whitehall zu durchkreuzen und auch die Menschen an sich zu reißen. Nun ist der junge Riese Kanada in eine Wachsthumsphase getreten, die die Vereinigten Staaten schon vor zwei Menschenaltern erreicht haben. Er muß Lebensmittel und Rohstoffe ausführen, wenn er zu männlicher Kraft heranreifen soll; er muß sich einen großen Markt erobern, sei es in der Nähe, sei es in der Ferne. Ueberall stehen ihm die Staaten im Weg; in Amerika schließen sie sich gegen ihn ab und sie herrschen auf den europäischen Märkten. Daß die anderen englischen Kolonien den Plänen des kanadischen Ministers Sir Wilfrid Laurier und Chamberlains zuerst kühl gegenüberstanden, erklärt sich leicht. Sie sind von keinem anderen Staat bedrängt, ihre Ausfuhren finden auf den Weltmärkten sichere Unterkunft; schon jetzt genügt sich Australien handelspolitisch weit mehr als andere englische Kolonien. Daneben ist nicht zu übersehen, daß das Ausland, verglichen mit England und den übrigen britischen Besitzungen, für das Wirthschaftleben Australiens von geringer Bedeutung ist, wie die untenstehenden Zahlen ergeben *). Auch ist eine bedeutende Zunahme seines Handels mit

*) Diese abgerundeten Zahlen beziehen sich auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, da mir eine gleich gute Statistik für die folgenden Jahre nicht vorgelegen hat, aber auch, wie „The Statesmans Year-Book“ ergiebt, keine großen Veränderungen stattgefunden haben.

		Einfuhr Australiens		Ausfuhr Australiens	
Im interaustralischen Handel		32 Millionen £		31 Millionen £	
Vereinigtes Königreich	61—62	26—27 „ „	29—30	35—36 „ „	40—41
Britische Besitzungen		3 „ „		5 „ „	
Vereinigte Staaten		5 „ „	10	3	15
Uebriges Ausland		5 „ „		12	

den Vereinigten Staaten nicht bevorstehend. Die Erwärmung der Stimmung Australiens für den Reichszollverein braucht man daher auch nicht der besonderen Geschicklichkeit englischer Diplomaten zuzuschreiben. Wohl würde das stärkere Eindringen der englischen Fabrikate wahrscheinlich die hohen Löhne australischer Arbeiter herabdrücken. Das könnte für andere Kreise aber ein Grund zur Zustimmung gewesen sein.

Nicht nur Lebensmittel, sondern auch Rohstoffe sind hier als Objekte einer differentiellen Behandlung genannt worden. Nun ist wohl die Behauptung aufgestellt worden, England wolle Rohstoffe frei einlassen. Das ist kaum anzunehmen. Die wichtigsten Ausfuhrgüter Südafrikas sind nicht Lebensmittel, sondern Rohstoffe. An erster Stelle der kanadischen Exporte stehen Holz und Erzeugnisse aus Holz mit etwa 40 Millionen Dollars; der australische Bundesstaat hat im Jahr 1902 für 9,4 Mill. £ Wolle (unter 19,5 Mill. £ Export) nach England geliefert. Ja, er mußte vor einigen Jahren sogar Lebensmittel einführen. Das war die Folge der anhaltenden Dürre.

Das eine Antlitz des Chamberlainismus ist also drohend den Vereinigten Staaten zugekehrt. Wird der Reichszollverein verwirklicht, so muß eine Erschwerung in den wirthschaftlichen Beziehungen der Vereinigten Staaten und Englands eintreten. Dann sind zwei Fälle möglich. Entweder die Vereinigten Staaten pariren den gegen sie geführten Stoß und gewähren Kanada eine Vorzugsstellung: dann ist der Plan des Reichszollvereins als gescheitert anzusehen. Vor einigen Jahren wäre dieser Ausgang nicht unwahrscheinlich gewesen. Jetzt ist wahrscheinlicher, daß es den Staaten nicht gelingen wird, einen Keil in den Reichszollverein zu treiben; denn Kanada hat auch eine Industrie, die den Zusammenstoß mit derjenigen der Vereinigten Staaten nicht aushalten könnte, und die wachsende Zahl der Landwirthe Kanadas erhöht das Bedürfniß nach den billigeren Erzeugnissen der englischen Industrie. Das bedeutet aber eine Gefährdung der Interessen der Vereinigten Staaten (und derjenigen Argentiniens). Dann müssen sie für ihre Ausfuhren andere Märkte zu erobern suchen; mit um so größerer Wucht werden sie an den Thoren des europäischen Festlandes Einlaß begehren. Welche Konsequenzen sich hieraus für einen zukünftigen Handelsvertrag des Deutschen Reiches mit den Vereinigten Staaten und Argentinien ergeben, habe ich hier nicht zu prüfen. Bemerkt sei nur, daß Deutschland eine günstigere Stellung hätte, wenn die Wahlen für Chamberlain ausgefallen wären.

Betrachten wir nun die andere Seite des Chamberlainismus! Werden Zölle von Rohstoffen und Lebensmitteln erhoben, so muß der größte Theil der englischen Industrie mit erhöhten Kosten arbeiten. Nach einem bekannten nationalökonomischen Gesetz würde der Preis der Lebensmittel und Rohstoffe durch die um den Zoll erhöhten Kosten bestimmt werden, so lange die Ver-

einigten Staaten, Argentinien und Rußland zur Versorgung des englischen Marktes herangezogen werden müßten; aber es wäre denkbar, daß die Vereinigten Staaten ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse billiger abließen, so lange der Zoll eine mäßige Höhe nicht überschritte. Dann wären die Bestrebungen Kanadas vereitelt, aber auch die Hoffnungen der englischen Landwirthschaft. Ohne die Mitwirkung des „landed interest" wird aber der Chamberlainismus im Parlament keine Majorität finden.*) Deshalb muß er so hoch angesetzt werden, daß es für die Vereinigten Staaten unmöglich ist, ihn durch Herabsetzung der Preise zu überwinden. Der gestiegene Preis der Rohstoffe wirb den Preis der Fabrikate steigen lassen; und hebt sich der Preis der Lebensmittel, dann wird der Lohn die Tendenz erhalten, in den Gewerbezweigen zu steigen, in denen die Arbeiter über starke Organisationen verfügen. Die Produkte dieser Industrien würden nach erbitterten Lohnkämpfen wahrscheinlich vertheuert werden und damit würde die Konkurrenzfähigkeit dieser englischen Industrien außerhalb des Gebietes des Reichszollvereins sinken. Die anderen Gewerbszweige könnten ihre bisherige Thätigkeit fortsetzen, da die Lebenshaltung ihrer Arbeiter wahrscheinlich herabgedrückt würde. Die ablehnende Haltung vieler Arbeiter gegen den Chamberlainismus erklärt sich leicht; sie müssen außerdem befürchten, daß die unfreundliche Gesinnung der englischen Gerichte und der Oeffentlichen Meinung ihnen den Kampf erschweren würden. Der Sozialismus würde sich ausbreiten. Siegt der Chamberlainismus dann muß England seinen Markt gegen einen Theil der fremden Industrien abzuschließen suchen. Das ist eine Konsequenz der Bevorzugung der Kolonien. Sie müßte eintreten, selbst wenn der Schatz der englischen Industrie nicht den anderen Pol der Reichszollvereinsidee bedeutete.

Bisher haben wir den Chamberlainismus nur in der Stellung des Schwachen kennen gelernt, der sich den Verhältnissen anpaßt, der für die von fremden Märkten abgestoßenen Waaren eine Unterkunft in den Kolonien sucht. Aber er umschließt auch eine Angriffstaktik und diese zeigt Kühnheit und Entschlossenheit. Er will durch die Rückkehr zum Schutzzoll die fremden Länder zwingen, ihre Zollwälle zu erniedrigen. Er kämpft gegen eine Reihe von Staaten, unter denen Deutschland an erster Stelle steht. Zwar erschweren die Vereinigten Staaten die englische Einfuhr durch viel höhere Zollsätze, aber die deutsche Konkurrenz macht sich der englischen Industrie, in England wie draußen, unangenehmer fühlbar; zwar befinden sich die Staaten zum Unterschied von

*) Lehrreich ist, daß seit einigen Jahren die Entvölkerung des platten Landes, die Entartung der landwirthschaftlichen Bevölkerung u. s. w. im Anschluß an Rider Haggards Schriften in der Diskussion zur Geltung kommen. Befremden wird den Kenner Englands nicht, daß sie, eben so wie die Arbeitlosigkeit, sowohl von der liberalen wie von der konservativen Presse für ihre Interessen benutzt wird.

Deutschland in dem eigenthümlichen Entwickelungstadium, daß sie sowohl Lebensmittel wie Fabrikate ausführen; zwar wird die amerikanische Industrie in Zukunft weit gefährlicher sein als die deutsche; aber die Politik rechnet gewöhnlich mit gegenwärtigen Bedürfnissen und Aengsten.

Der deutschen Volkswirthschaft würde, wie vorher angedeutet wurde, die Erhöhung der englischen Zölle zunächst einen harten Stoß versetzen. Aber eine geschickte Leitung der deutschen Wirthschaftpolitik könnte manche Verluste wieder ausgleichen, wenn sie die gemeinschaftlichen Interessen aller durch den Chamberlainismus bedrohten Staaten zu betonen verstände. Das Unternehmen wäre nicht leicht, denn in England wird man nach dem Grundsatz Divide et impera zu handeln suchen. Jedenfalls würde auch das Umleiten des Waarenstromes in neue Kanäle Stockung und Verlust bewirken. Je schneller die anderen Volkswirthschaften mit einem Gegenstoß antworten, um so geringer werden die Erschütterungen sein. Dabei sind auch Schwierigkeiten sentimentaler Art zu überwinden; denn die englischen Diplomaten haben gut vorgebaut. Als im Jahr 1897 die in erster Linie gegen das amerikanische Weltreich gerichtete Politik auf der Kolonialkonferenz geplant wurde, empfand man das lebhafte Bedürfniß, in ein freundliches Einvernehmen mit dem alten Gegner zu treten. Daher im Jahr 1898, beim Beginn des Krieges gegen Spanien, die große Verbrüderungaktion zweier Nationen, die einander bis dahin grausam verspottet hatten. Der kühle, berechnende britische Verstand hatte erkannt, daß die Schwäche jeder Demokratie in der Gefühlsstärke der Massen besteht und daß in den Adern der amerikanischen Massen viel deutsches und irisches Blut rollt. Als wir einige Jahre später nach dem selben Muster — made in England — arbeiteten, waren die leitenden Männer an der Themse über das Plagiat natürlich sehr ungehalten; und mit den aus englischen, französischen, russischen und amerikanischen Horten rollenden Dollars warfen sie uns aus unseren Stellungen nach zwölf Monden wieder heraus. Wegen geringfügiger Summen hatten wir uns engagirt, so daß der kleinste amerikanische Milliardär verächtlich mit dem Geld in der Tasche klimperte, und es geschah für Landsleute, die, wie ein Berufener in der Täglichen Rundschau auseinandersetzte, nicht alle gute Christen gewesen waren. Nun sind diese Gefühle wohl so ziemlich wieder verraucht; aber ein Zusammengehen mit Frankreich, das eben so wie die Vereinigten Staaten nach England Lebensmittel und Fabrikate exportirt und durch den Chamberlainismus fast noch größere Einbußen als Deutschland erleiden würde, ist in Folge bekannter Ereignisse in Afrika und Asien vorläufig wenigstens außerordentlich erschwert. Wenn es aber gelänge, einen großen antienglischen Wirthschaftbund zu schaffen, dann würde sich das achtzehnte Jahrhundert im zwanzigsten wiederholen. England müßte versuchen, seine Kolonien auszubeuten, und würde dadurch die endgiltige Auflösung des britischen Kolonialreiches herbeiführen.

Denn wer in die Zukunft zu schauen vermag, kann nicht daran zweifeln, daß der Chamberlainismus nicht eine Politik auf Jahrhunderte darstellt, sondern eine vorübergehende Nothstandsmaßregel. Alle englischen Kolonien werden gezwungen sein, Industrien zu entwickeln. Das ist ein Entwickelungsgesetz der Volkswirthschaft. Nach einem Menschenalter werden auch sie aufhören wollen, England Rohstoffe und Lebensmittel zu liefern. Dann kommt auch für England die Zeit, wo es, wie andere europäischen Staaten, seinen besten Markt in seinen Grenzen suchen wird. Denn, was man den Industriestaat genannt hat, einen Staat, der the workshop of the world ist, der Fabrikate gegen Rohprodukte austauscht, ist der Natur der Dinge nach etwas Vorübergehendes.

Das haben die englischen Staatsmänner gewiß eingesehen. Deshalb werden sie sich nicht mit der Schaffung des Reichszollvereins begnügen, sondern wahrscheinlich nach drei weiteren Richtungen thätig sein.*) Erstens werden sie auf die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die Reform des Binnenwasserstraßenwesens und die Abschaffung oder Verminderung der Royalties (Bergwerksabgaben an die Gutsbesitzer) hinarbeiten; zweitens werden sie die Kaufkraft der englischen Landwirthschaft, den Austausch von Lebensmitteln gegen Fabrikate im Innern zu heben suchen. Aber die konservative Partei ist zur Bewältigung der zweiten Aufgabe nicht fähig. Sie wird die Rente des Grundbesitzes erhöhen, doch ist sehr zweifelhaft, ob sie einen Stand von mittleren und kleineren Pächtern zu schaffen vermag. Das kann vielleicht einmal eine wirklich starke liberale Partei unternehmen.

Damit hoffe ich erklärt zu haben, weshalb der Chamberlainismus aggressiv gegen die Industriestaaten vorgehen muß. Die Ausnutzung der Kolonien kann nicht lange dauern; der innere Markt ist nur in begrenztem Maße aufnahmefähig, weil eine zahlreiche landwirthschaftliche Bevölkerung fehlt; er muß also bald durch brutale Zollkriege, bald durch diplomatische Künste zum Abschluß von Handelsverträgen zwingen. Das bedeutet sowohl für England wie für die übrigen Staaten eine drangvolle Uebergangszeit, die Jahre lang dauern kann. Dann aber wird wahrscheinlich eine Periode folgen, die sich dem Freihandel so weit nähern wird, wie es in dieser unvollkommenen Welt möglich ist, eine Periode, die einen größeren Theil des Erdkreises für die Grundsätze des Freihandels erobern wird, als es bisher geschehen ist. Und darum darf man die Hoffnung hegen, daß endgiltig der Chamberlainismus sich für die Welt als ein Segen erweisen wird. Zur Zeit der Jahrhundertfeier der ersten

*) Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich hier einige schon früher ausgesprochene Gedanken wiederhole; einen Grund zur Aenderung der in meinen Aufsätzen „Zur Charakteristik der englischen Industrie“ (Schmollers Jahrbuch 1902/03) und in meiner Schrift „Die englischen Landarbeiter“ (1894) niedergelegten Meinungen habe ich bisher nicht gehabt.

Thaten Huskissons wird man hoffentlich Chamberlain als den größten Vorkämpfer für den freien Handel feiern. Es ist sogar nicht undenkbar, daß er den fremden Völkern mehr nützen wird als seinen eigenen Landsleuten. Wenige Worte genügen zur Begründung dieser Meinung.

Bis vor ungefähr zwanzig Jahren war England das erste Industrieland der Welt. Es hatte einen großen technischen Vorsprung, hatte Ueberfluß an einheimischen Rohstoffen (Eisen, Kohlen, Salz, Thonerde, Zinn, Wolle u. s. w.), für fremde Rohstoffe aber war es der wichtigste Markt, es besaß Geldkapitalien in Fülle, seine Industrie hatte den günstigsten Standort, es verfügte über die gewandtesten und schnellsten Arbeiter für alle Waaren, deren Erzeugung keinen ausgebildeten künstlerischen Geschmack erforderte. Seitdem ist es langsam gesunken. Wohl sind die Vereinigten Staaten eben so, wenn nicht mehr, von der Natur begünstigt, aber nur ein geringer Theil der deutschen Industrie erfreut sich natürlicher Vortheile. Wohl hat das Thomasverfahren mächtig zum Aufschwung der deutschen Eisenindustrie beigetragen, aber die verarbeiteten Erze sind arm. Niemand wird auch bestreiten, daß der Schutzzoll fremder Staaten Englands Absatz geschadet hat; doch wird regelmäßig übersehen, daß der Freihandel seine Produktionfähigkeit gefördert hat. Wenn man dann sieht, daß alte Industrien des Landes, wie die Baumwoll-, Leinen-, Schiffbauindustrie noch immer durch zeitgemäße Anpassung an neue Verhältnisse ihre Stellung zu behaupten vermocht haben, dann wird man die Ursachen des Rückgangs nicht nur in den Zollsätzen des Auslandes, sondern auch auf psychischem Gebiete suchen. Die Wurzeln des Uebels sind der starke Hang des Volkes zur Ruhe, zum Wohlleben, seine mangelnde Intellektualität, sein Aristokratismus und sein Ladyismus. Der Freihandel hat in den letzten Jahrzehnten auf eine Sinnesänderung hingearbeitet. Der Chamberlainismus wird das englische Volk in seinen Fehlern bestärken. Und daher ist der Nutzen für die fremden Völker wahrscheinlicher als für das englische. Wenn also der birminghamer Staatsmann als Sieger aus den Wahlen hervorgehen sollte, dann werden wir ihn mit den Worten begrüßen: Ave, Josephe, victuri te salutant! Zu hoffen ist, daß die deutsche Presse nicht wieder, wie vor einigen Jahren, durch heftige Angriffe Chamberlain unterstützen und ihm erleichtern wird, die Welt zu überzeugen, daß der Feldzug nur gegen Deutschland und nicht auch — und weit mehr — gegen die Vereinigten Staaten gerichtet sei. Schon damals versuchte ich, zu warnen, fand aber für freie Rede keine Stätte

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Anzeigen.

Daniel Abraham Davel. S. Fischer, Berlin 1905.

Die Gewißheit, von einer verborgenen und erhabenen Seele künden zu dürfen, die dankbare Freude, einen verwandten, aber vollendeten Menschen gefunden zu haben, gab mir den Muth, auch vor der Oeffentlichkeit an geheim gehaltene Saiten zu rühren und einen Hauch von Sehnsucht und Zuversicht, von Ergebenheit und Erhebung über tiefen Gram wie Dampf des Frühreifes ins Land zu senden. Im Rahmen vergangener Tage und auf dem Grunde der ewigen Schönheit von See und Bergen des geliebten Waadtlandes sehen wir ein wunderbares Beispiel, sehen die Entwickelung eines Mannes, der, trotz der Elendigkeit herrschender Gesinnung und erdrückender Macht, die Zuversicht in die Gesundung und Befreiung seines Volkes durch nichts, selbst durch die schlimmsten Erfahrungen, selbst durch den eigenen Henkertod nicht ersticken läßt. Ein wunderbares Beispiel nicht nur für das kleine Land der Waadt, sondern für alle Länder, besonders für das unsere; ein Beispiel, das uns bisher völlig unbekannt war Menschen freilich, die Alles nur auf Partei und Clique hin prüfen, Menschen, deren ganze Seligkeit darin besteht, in hohen Großstadthäusern tausend Treppen geschäftig auf und abzuhasten, und die selbst in der Kunst nur den Wiederhall dieses Treibens hören wollen, werden an Glück und Leid Davels keinen Geschmack finden. Was können ihnen die rothen Tulpen Hollands und die vorm Erfrieren gerettete Amsel des Jorat, was kann ihnen das Nebelmeer über den Gefilden der Heimath, was die Psalmen singende Stimme des Symboles und des Menschen, einer schönen Unbekannten, Victoire, bedeuten? Meinen Freunden aber, die mir zerstreut im ganzen Reich sitzen und die wohl Alle diese Zeitschrift lesen, möge mein Buch — das erste wieder seit fünf Jahren — willkommen sein. Ich spreche ihnen selbst davon, scheue mich nicht, persönlich ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, weil ich sehe, daß es ihnen von den größten und meisten Zeitungen des Nordens, Westens und Ostens verschwiegen wird. Die Anerkennung der bayerischen Heimath und die Mittel der angesehenen berliner Verlagsfirma reichen nicht hin, diesen Landestheilen das Erscheinen zu vermitteln, so lange die Presse der Hauptstadt schweigt. Der Einfluß Berlins auf unsere öffentliche Beurtheilung ist übermächtig. Warum schweigt Berlin? Meine Note paßt nicht in Jedermanns Konzert; denn ich bringe ein Buch der Bescheidenheit und Demuth, das Leben eines gänzlich „unaktuellen“ sittenreinen und sittenstrengen Helden, ein Buch des Gehorsams gegen die in feinster Frömmigkeit wachgehaltenen überirdischen Stimmen des eigenen Busens, die Absage an den Zwang, die Verneinung der geschäftigen und doch so frechen Bevormundung, die Liebe zu Gott und das Preisen des Wunders wie des Wunderbaren; den Beweis für die Möglichkeit eines lebendigen Menschen, der ganz fest auf erdigem Boden steht und doch träumerisch sicher das scheinbar Unerreichbare das Wahnwitzige für sein Vaterland erstrebt. Kein Bismarck freilich, denn Der hat Solches erreicht, ohne davor zu sterben, aber einer der Wenigen in der gesammten Geschichte, die, Einer gegen Alle, den Glauben an die Menschheit retten, weil sie ein Beispiel davon geben, wie aus Mitleid mit der menschlichen Jämmerlichkeit die siegreiche Kraft erwächst, dem hohlen ererbten Dünkel Einzelner, der verlogenen Bosheit von Massen und Gruppen die Stirn zu bieten; Einer gegen Alle

in Demuth und in Zuversicht. Ist es ein Wunder, daß solches Buch heute, wo die Menschen durch Parteien, die Persönlichkeiten durch Massen, Rassen oder Strömungen ersetzt werden sollen, daß solches Buch in Berlin und analog im abhängigen Wien noch sieben Monate nach dem Erscheinen unbesprochen bleibt? Haben die armen Kritiker unserer Zeitungen nichts Wichtigeres zu thun, als sich um einen längst begrabenen alten Schweizer zu kümmern? Einen Schweizer wie Tell, einen Fremden wie Hamlet. Damit soll keine künstlerische Werthparallele gezogen werden; aber meine Freunde und die Leser der „Zukunft“ mögen urtheilen, ob sich in den ewig gleich ernst und erhaben bleibenden Gefilden am Genfersee vor nahezu zweihundert Jahren nicht soziale und seelische Erscheinungen zugetragen haben, die den nachdenklichen Deutschen gerade heute tief ergreifen müssen; sie mögen entscheiden, ob es lohnte und geglückt ist, diesen Schweizer für die deutsche Poesie und die kleine Halle großer Edelmenschen im Bilde zu gestalten.

Florenz. Dr. Otto Hellmuth Hopfen.

Ueber Rousseaus Verbindung mit Weibern. Unverkürzte Neuausgabe des Originals von 1792. Nebst achtzehn bisher unbekannten Briefen Rousseaus an die Gräfin Houdetot und zwölf Illustrationen. H. Barsdorf, Berlin.

„Rien ne montre mieux les vrais penchants d'un homme que l'espèce de ses attachements“ sagt Jean-Jacques in seinen „Confessions“; der Satz paßt auf Keinen besser als auf ihn selbst. Denn die Herzensbeziehungen Rousseaus zum weiblichen Geschlecht darstellen, heißt, den Charakter dieses „liebenswürdigen Sonderlings“ von dem Standpunkt aus schildern, von dem er betrachtet werden muß. Der ungeheure Einfluß, den die Frauen von frühster Jugend an auf ihn übten, läßt stets seine deutlichen Spuren zurück, aus denen man erkennt, daß sie es sind, die ihn zu allen Zeiten vorwärts getrieben haben. Die lange Klage eines Liebenden und einen einzigen Verzweiflungschrei lassen uns die von Hippolyte Buffenoir, dem bekannten Rousseauforscher, neuaufgefundenen achtzehn Briefe Rousseaus an die Gräfin Houdetot vernehmen. Diese Briefe, die hier zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlicht werden, sind um so wichtiger, als man bisher nur fünfzehn Briefe Rousseaus an die Gräfin kannte; und fast alle sind bedeutsam; ein document humain allerersten Ranges jedoch ist der elfte, der, auffallend schon durch seine außergewöhnliche Länge, als eine Abhandlung über die Freundschaft betrachtet werden kann. Das Buch des Rathes Karl Gotthold Lenz, eins der ersten, die noch im achtzehnten Jahrhundert über Rousseau erschienen, ist mit der vornehmen Gesinnung und Freiheit geschrieben, die den intimen Schriften geistvoller Männer und Frauen dieser Epoche eigen waren und ihnen einen so pikanten Reiz verleihen. Deshalb ist es auch heute, nach mehr denn hundert Jahren, noch eben so frisch und lesenswerth. Glücklicher Jean-Jacques! Dich schreckte kein elektrisches Läutewerk; Du durftest unbehindert Ort und Zeit vergessen und mit Deiner „Tante“ Frau von Epinays Obst bewachen. Und waren Deine Noten nicht heute fertig abgeschrieben: Deine vornehme Kundschaft hatte Zeit zum Warten. Dreimal glückseliger Jean-Jacques, der Du viel Zeit, wenig Geld und . . . Weiber hattest!

A. von der Linden.

Nachdenkliches zur heutigen Heilkunde, für Laien, Aerzte und die es werden wollen. Von Fr. Erhard. Leipzig, B. Konegen, 1906. 60 Pfennig.

Wie weit diese Gedankengänge eines beträchtlich über den Durchschnitt skeptischen Arztes auch für Laien nutzbringend sein werden, steht dahin; jedenfalls nur für kühle, abgelagerte Gehirne, denen das vom Verfasser gebotene Positive vielleicht neue Thüren öffnen, mindestens aber das vom eigenen „gesunden Menschenverstand" Gesundene bestätigen und kräftigen wird. Mit dem Malheur, das er bei den immer noch nicht im Hintertreffen befindlichen spekulativen Hydrokephalen und Hydrotherapeuten anrichten kann, mag sich der Herr Verfasser selbst abfinden. Jedenfalls aber sollten sich, schon um der entzückend boshaften Form des Vortrages willen, alle Kollegen, auch die fünf Rubriken des „erfolgreichen Arztes", die kleine Arbeit zu Gemüth führen. Jeder kann ja dort ein Eselsohr (natürlich ins Buch) machen, wo ihm die graue Sachlichkeit aufzuhören scheint, wo es ihm „zu bunt" wird. Wer sich aber durchgefunden hat, ohne an persönlichen oder an Standesvorurtheilen oder an Opportunitätbedenken hängen geblieben zu sein, wird dem Autor herzlich Dank wissen für die Klarheit und Ehrlichkeit des Bekenntnisses und wird doppelt angenehm berührt sein, dies Bekenntniß nicht mit dem neurasthenischen Pathos Weressajews, sondern mit thatkräftigem deutschen Humor vorgetragen zu hören. Alles in Allem: Eine Freude für „Rassehygieniker" und für Solche, die auf den tiefen Grundton paracelsischer Weisheit hören: Nemo alterius sit, qui suus esse potest.

München. Dr. Owlglaß.

Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten." Berlin. Gebrüder Paetel. 1905.

Ueber zwei Jahre ist es her, seit ich hier die „Briefe, die ihn nicht erreichten", besprach. Die „Briefe" haben inzwischen das gebildete Lesepublikum der ganzen Welt erreicht und der Name der Baronin von Heyking bot eine lange Zeit in allen Salons, von Petersburg bis New-York, von Stockholm bis Kalkutta, den interessantesten Theil des Tagesspräches. Wie in ihrem Erstlingswerk, so liefert auch hier das kleine Treiben der großen Welt, der internationalen Diplomatie, der wahren „Goldenen Internationale", den Hintergrund, aus dem die handelnden Personen mit Leiden und Freuden hervortreten. Menschenfreuden und Menschenleid. Nicht materielle Noth, nicht die Sorge um des Tages Nothdurft und Nahrung ficht die auf die Höhen des Lebens Gestellten an: von der Thorschlußpanik, von der Erkenntniß der unaufhaltsam entrinnenden Zeit, von der schmerzlichen Sehnsucht nach dem für ewig verlorenen Gestrigen, Gewesenen, von den müden Zweifeln am Zweck und Ende alles Seins werden auch sie nicht verschont. Die Erkenntniß der langsam, ganz leise alternden, mit allen Genüssen des Lebens und einer überfeinerten Kultur gesättigten Frau von der endlichen Zwecklosigkeit allen Thuns und Treibens ist es, für die die Verfasserin immer neue Bilder und Situationen findet; es ist die zweite Lebenshälfte der Frau, deren erste im Grunde verfehlt und der nicht vergönnt war, in Schönheit zu sterben. Vorbei, gewesen, ein neuer Tag beginnt: aber: es ist der Tag Anderer . . . Dazwischen findet man manches kluge Wort über Zeiten und Begebenheiten in beiden Hemisphären, manche feine Bemerkung

über unsere Menschlichkeiten. „Wen kannst Du heirathen daheim in Pommern?“ sagt die Gräfin zu ihrer Nichte: „einen kleinen Gutsbesitzer, der schlecht gemachte Kleider trägt und über Noth der Landwirthschaft nicht zu sprechen braucht, weil man sie ihm schon von Weitem ansieht? Oder einen kläglich besoldeten Beamten, bei dem die eheliche Treue ein Ergebniß ökonomischer Erwägungen ist?“ Die Schlußnovelle ist eine Perle vorzüglicher Satire auf die diplomatische Bureaukratie.

Königsberg Dr. B. von Kayser.

Wie der Kurs entsteht.

Nach § 29 des Börsengesetzes ist als Börsenpreis derjenige Kurs festzusetzen, welcher der „wirklichen Geschäftslage“ des Verkehrs an der Börse entspricht. Von dieser Marktlage müßte der Kurszettel also ein zuverlässiges Bild geben. In der gemeinen Wirklichkeit ists nicht ganz so. Die Börse ist eben kein gewöhnlicher Markt, auf dem sich die Preise nur nach Angebot und Nachfrage reguliren: die Eigenart des Werthpapierhandels schafft hier besondere Verhältnisse. Die Preisfestsetzung ist ja die wichtigste Vorbedingung des Börsenverkehrs; je mehr man sich auf die Kurse verlassen kann, desto sicherer ist die Solidität des Geschäftes. Trotz allen Kautelen aber, für die Gesetzgebung und Börsenordnung gesorgt haben, kommen Mißbräuche und Uebervortheilungen vor, von denen das Publikum nichts merkt und die so sehr zur Usance geworden sind, daß man kaum hoffen darf, sie in naher Zeit beseitigen zu können. Liest man im Gesetz, daß die Börsenkurse, unter Betheiligung des Staatskommissars, der Börsensekretäre, der Kursmakler und der Vertreter der betheiligten Berufszweige, deren Mitwirkung die Börsenordnung vorschreibt, durch den Börsenvorstand festgestellt werden, so möchte man auf die Zuverlässigkeit solcher Notirungen schwören. Dazu kommen noch die Bestimmungen über die Thätigkeit der Vereideten Kursmakler, die als Selbstkontrahenten nur so weit mitwirken dürfen, wie es zur Ausführung übernommener Aufträge nöthig ist. Alle denkbaren Garantien scheinen also gegeben. Trotzdem ist man nicht immer und unter allen Umständen sicher, Papiere zu den notirten Preisen kaufen und verkaufen zu können. Manche Kurse sind nur „nominelle“. Heute steht, zum Beispiel, ein Papier, in dem seit mehren Tagen überhaupt keine Umsätze mehr vorgekommen sind, auf 200. Dann ist der heutige Kurs nominell; denn in Wirklichkeit gab es weder Nachfrage noch Angebot zum Preis von 200. Wer nun seinem Bankier den Auftrag giebt, dieses Papier „bestens“ (also zum höchsten erzielbaren Preis) zu verkaufen, ist durchaus nicht sicher, den notirten Preis zu erhalten. Je weniger Umsätze in einem Papier gemacht werden (das dann vielleicht gar nicht notirt wird), um so weniger darf man auch auf den offiziellen Preis rechnen. Das gilt namentlich für Kommunalanleihen, die selten umgesetzt werden. Bei der Festsetzung der „Kassakurse“ kommt auch die Mitwirkung der interessirten Banken und Bankiers wesentlich in Betracht. Ein Beispiel, freilich kein alltägliches. Eine Bank hat, um eigene Bestände möglichst theuer zu verkaufen, ein Interesse daran, den Kurs eines Papiers in die Höhe zu treiben. Sie wendet sich an eine befreundete Firma, läßt von ihr einen Posten aufnehmen, den sie ihr

nach beendeter Transaktion wieder abzunehmen verspricht, und benutzt dann den gesteigerten Kurs zum Verkauf ihres übrigen Besitzes. Der unkundige Leser des Kurszettels ahnt natürlich nicht, auf welche Weise und zu welchem Zweck der höhere Preis entstanden ist. Er kennt nur das Gesetz von Angebot und Nachfrage und glaubt felsenfest, daß wirkliche Nachfrage den Kurs erhöht habe. Anderes Beispiel. Jemand kommt zum Bankier und will zehn Omnibusaktien kaufen. Der Bankier hat selbst solche Aktien, die er mit 315 übernommen hat und mit 5 Prozent Gewinn zum Tageskurs verkaufen könnte. Er will aber mehr daran verdienen und läßt, um den Kurs zu treiben, an der Börse drei oder vier Aktien kaufen. Dann giebt er dem Kunden die verlangten zehn Aktien zu dem erhöhten Preis, macht also ein gutes Geschäft. Auch in diesem Fall giebt die Notiz kein zutreffendes Bild von der „wirklichen Geschäftslage". Das aber soll nach dem Gesetz ihr Hauptzweck sein.

Die Interessenten kümmern sich um die Bewegung der meisten Papiere. Das ist an sich noch kein Unglück. Manchem Papier ginge es sonst schlimm. Nur muß man eben bedenken, daß solche Kurse durch Intervention entstehen. Das Interesse an der Notirung wird natürlich noch stärker, wenn es sich um Kapitalserhöhungen, Fusionen, Emissionen oder besondere Hilfeleistungen, wie jetzt bei den Russen, handelt. In solchen Fällen müssen die Interessenten eingreifen. Dennoch wirken sie dadurch in gewissem Sinn an einer Täuschung des Publikums mit, das den notirten Preis für das Ergebniß regulären Verkehrs hält, während ihn doch die Finanzkraft einzelner Institute herbeigeführt hat. Der Erfolg einer Emission hängt ja zum großen Theil von den Namen der betheiligten Firmen ab. Von ihnen erwartet man, daß sie den Kurs hinauftreiben werden; erstens, um sich für künftige Fälle die Gunst des Publikums zu erhalten; zweitens, weil nach alter Erfahrung die Bank, die am Besten für die von ihr emittirten Papiere sorgt, die größte Kundschaft im Depositengeschäft hat. Wie weit dieses Vertrauen in die stete Hilfbereitschaft der Banken geht, zeigte uns erst neulich wieder die Bewegung in den Aktien der Teltowkanal-Terrain-Gesellschaft. Sie waren zu 105 von der Deutschen Bank emittirt worden und man fand höchst tadelnswerth, daß die Bank sie nach einer Weile unter diesen Kurs gehen ließ. Der Appell blieb nicht unbeachtet: jetzt ist die Notiz wieder höher. Auch in den Aktien der Hoch- und Untergrundbahn, die, wie Viele behaupten, weder ihren Kurs noch ihre Dividende werth sind, ist die schützende Hand der Deutschen Bank zu spüren. Diese Anomalien kann man sich, so lange sie dem Publikum nützen, es vor Schaden bewahren, gefallen lassen; mit angeblichem „Börsenschwindel" haben sie nichts zu thun

Ziemlich einfach ist die Feststellung der „Ultimokurse", die, im Gegensatz zu den „Kassakursen", bei den zum Terminhandel zugelassenen Papieren notirt werden; an der berliner Börse bei ungefähr fünfzig Effekten, während mehr als zweitausend im Kassageschäft gehandelt werden Gesellschaften, deren Aktien zum börsenmäßigen Zeitgeschäft zugelassen sind, müssen ein Aktienkapital von mindestens 20 Millionen haben. Bei so großen Grundkapitalien werden die Umsätze erleichtert; das gesammte Kapital kann ja kaum in festen Händen sein Da bei den Ultimogeschäften die Abschlüsse sofort fest gemacht werden (denn Makler und Auftraggeber brauchen sich nicht darum zu kümmern, ob die Stücke, in denen das Zeitgeschäft gemacht worden ist, auch wirklich jetzt zu dem bestimmten Preis vorhanden sind), so werden auch die Kurse für jedes einzelne Geschäft sofort festgesetzt. Erledigt wird das Geschäft erst Ende des Monats; und dann auch nicht immer durch Lieferung oder Bezug, son-

dern ganz einfach durch Ausgleich der Preisdifferenz zwischen dem Ultimokurs und dem des Kauf- oder Verkaufstages. Kassakurse werden nach den vorliegenden Aufträgen berechnet, Ultimokurse für jedes Geschäft festgesetzt. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Der Ultimokurs läßt den Geschäftsgang eines Papieres genau erkennen, auch die Schwankungen, denen es im Lauf eines Börsentages ausgesetzt ist, und giebt also ein klareres Bild. Hinter den per Ultimo gehandelten Papieren stehen auf dem Kurszettel ja immer mehrere Notizen; sie zeigen die Tagesschwankungen.

Wer gegen Barzahlung kauft oder verkauft, hat aber nur an den Kassakursen Interesse. Sie entstehen dadurch, daß der Kursmakler die ihm ertheilten Kauf- und Verkaufaufträge kompensirt und danach den Kurs ermittelt. Wenn es heißt, ein Papier sei „im freien Verkehr" gekauft oder verkauft worden, so sind die Umsätze ohne Rücksicht auf die amtliche Notiz erfolgt; eine Kontrole ist dann kaum noch möglich. Im regulären Kassaverkehr aber hat man sich die Entwickelung bis zur Kursfestsetzung etwa so zu denken:

Kauf			Verkauf		
10000	Mark	„bestens"	30000	Mark	„bestens"
18000	„	nicht über 150	40000	„	nicht unter 148,75
24000	„	nicht über 149,25	24000	„	nicht unter 149,25
30000	„	nicht über 148,75	50000	„	nicht unter 150

Von den vorliegenden Kauf- und Verkaufaufträgen können sämmtliche Ordres ausgeführt werden, bis auf einen Posten von 32000 Mark, der zu 150 angeboten bleibt. Der amtliche Kurs müßte also lauten: 150 bz. B. (bezahlt und Brief). Das heißt: zu 150 kamen Abschlüsse in dem Papier zu Stande, doch blieb noch ein Posten zu diesem Kurs angeboten. Die weiteren Bezeichnungen: Geld, Brief, bezahlt Geld u. s. w., die abgekürzt hinter der Notiz stehen, um die Abstufungen des Geschäftes noch genauer zu zeigen, sind in ihrer Bedeutung allgemein bekannt. Sie enträthseln aber dem Unkundigen die Coulissengeheimnisse des Kurszettels eben so wenig, wie die Notirungen selbst es thun. Bei den unlimitirten Ordres, also den Aufträgen, die „bestens" ausgeführt werden sollen, kann der Auftraggeber leicht übervortheilt werden, wenn es sich um Papiere handelt, die nur in sehr geringen Beträgen auf dem Markt, zum größten Theil aber in festen Händen sind. Hier kann das interessirte Haus, das über das Effektenmaterial verfügt, den Kurs machen. Wenn ich „bestens", also zum billigsten Preis, kaufen will und der Makler keine Gegenaufträge zu kompensiren hat, wird mir der auf dem Kurszettel verzeichnete Preis nicht viel nützen, wenn die interessirte Seite meine Ordre benutzt, um den Kurs zu steigern. Dagegen giebt es nur ein Mittel: man muß beim Erwerb von Börsenpapieren in erster Linie deren Marktgängigkeit bedenken. Gesellschaften mit kleinem Aktienkapital bieten selten die selben Chancen wie große; Ausnahmen kommen natürlich auch hier vor. Eine am Kurs interessirte Bank kann auch in Verlegenheit gerathen, wenn sie von dem Papier nichts mehr hat. Ihr liegt vielleicht daran, den Kurs nicht steigen zu lassen, weil sie eine günstige Konjunktur, deren Eintritt sie voraussehen kann, später ausnutzen, die Papiere also zu möglichst niedrigem Kurs hereinnehmen und später mit hohem Profit wieder verkaufen will. Wer den Kurs halten, steigern oder erniedrigen will, muß natürlich das dazu nöthige Material haben; sonst kann das Manöver nicht gelingen, von dem das gutgläubige, auf den Kurszettel angewiesene Publikum, wie von allen Coulissenschiebungen, nichts ahnt.

Bei sehr umfangreichem Angebot oder sehr starker Nachfrage wird die einfache Theorie von der Preisfestsetzung leicht umgestoßen. Der Börsenvorstand ist dann nämlich befugt, den Kurs streichen zu lassen oder eine Verminderung der Aufträge zu verfügen. Durch die Ausübung dieses Rechtes sollen allzu große Kursschwankungen in einem Papier verhindert werden. Der Gedanke ist vernünftig; aber seine praktische Durchführung schützt das Publikum nicht vor der Gefahr, aus dem notirten Kurs falsche Schlüsse auf die wirkliche Geschäftslage zu ziehen. Der Börsenvorstand (der in solchen Fällen eigentlich gegen den Sinn des Gesetzes handelt) bestimmt dann die Höhe des Kurses und alle zu diesem Satz auszuführenden Aufträge werden auf einen vorgeschriebenen Umfang reduzirt. Ein Nachtheil, der aber nur durch eine wesentliche Erweiterung des Kurszettels zu beseitigen wäre, liegt darin, daß der Umfang der Kauf- und Verkaufordres nicht mit angegeben wird. Wüßte das Publikum, welche Umsätze zu den offiziellen Kursen stattgefunden haben, wie viele Aufträge unerledigt blieben und wer Käufer oder Verkäufer war, so könnte es sich ein ziemlich zuverlässiges Bild von der Situation machen; für die nothwendige Erläuterung könnte nachher ja in der Presse gesorgt werden. Solche Erweiterung des Kurszettels ist jedoch kaum denkbar; die Börsenspekulation würde, wenn es keine Geheimnisse mehr gäbe, nicht nur ihren Reiz, sondern beinahe auch ihre Berechtigung verlieren. Mancher Fall, in dem ein geringes Angebot zu beträchtlicher Kursveränderung geführt hat, wird ja in der Presse als Kuriosum erwähnt; meist aber bleiben solche Vorgänge im Dunkel. So wurde neulich der Kurs der Laura-Aktie um 3 Prozent ermäßigt, weil ein Angebot von nur 5000 Mark zufällig keinen Abnehmer fand. Selbst bei einem Spekulationpapier, wie es diese Aktie ist, muß solcher Kursrückgang auffallen; der Leser des Kurszettels glaubt aber natürlich, das angebotene Material sei viel größer gewesen. Die Angabe des Betrages wäre da also nützlich. Bei gangbaren Werthen, deren Kursstand von der ganzen Marktlage abhängt, sind solche Abnormitäten selten. Lokalpapiere dagegen, die, ohne starken Verkehr, an den Provinzbörsen gehandelt werden, erleben oft schon bei ganz kleinem Angebot oder geringer Nachfrage Kursschwankungen bis zu zehn Prozent. Wichtig ist die Größe des Platzes, der für ein Papier das Wetter macht. Weil sie Das wissen, haben die Münchener ihre Terrainaktien nach Berlin gebracht, um ihren Kursen mehr Festigkeit zu geben. Dort war die Tendenz für Terrainwerthe ungünstig, hier ist sie besser: also sucht man einen Ausgleich zu schaffen. Das kann natürlich auch dadurch geschehen, daß der Kurs des Hauptmarktes auf den der Lokalbörse drückt. Da ich gerade von München sprach, will ich einen anderen seltsamen Fall erwähnen. Für die Aktie der Aschaffenburger Gesellschaft für Maschinenpapierfabrikation ist die frankfurter Börse der Hauptmarkt. Der Kurs dieses Papieres, in dem schon längere Zeit keine nennenswerthen Umsätze mehr vorgekommen waren, wurde nun im Lauf zweier Tage um 15 Prozent erhöht, um die „Parität“ mit der frankfurter Notirung herzustellen. An sich ein unbedeutender Vorgang; der Kurszettel aber, der nur die nackte Ziffer liefert, läßt ihn als eine aufregende Transaktion erscheinen. Im internationalen Verkehr wird der Ausgleich der Kurse eines an verschiedenen Börsen gehandelten Papieres durch die Arbitrage besorgt; auch darüber erfährt das Publikum aus dem Kurszettel nichts. Schon dieser flüchtige Rundblick lehrt uns also, daß auf die Entstehung des Kurses mancherlei Momente einwirken, von denen die amtliche Notiz nichts verräth. Ladon.

Hoftheater.

Herr von Hülsen, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, hat den Oberregisseur Grube weggeschickt. Das ist gut. Herr Grube war ein Routier, der dem Herzog von Meiningen nur die plumpsten Handgriffe abgeguckt hatte. Kein Erzieher: während er im Hofschauspiel herrschte, sind die starken Talente der Frau Poppe und des Herrn Molenar in unleidlicher Manier verrunzelt. Kein Finder: nicht einen Mann oder Jüngling von verheißendem Wuchs, nicht ein reizvolles Mädchen hat er uns gebracht. Nie vermochte er den besonderen Wesenston einer Dichtung zu erhorchen, ihre Atmosphäre empfinden, ihre Architektur in reinen Linien wirken zu lassen; nie hat ers auch nur ernstlich versucht. Daß er uns Hebbel gab, den allzu lange ersehnten, ward ihm als Verdienst angerechnet. Doch er gab ihn so schlecht (trotzdem er für Siegfried und Holofernes, für Herodes, Golo, Kandaules das Genie Matkowskys hatte), er blieb der Seelenprovinz dieses Dichters so fern, daß wir nicht zu rechter Freude kamen, die mächtigen Blöcke des Friesen bald wieder weggeräumt wurden und die Hebbelwelt für Berlin noch zu entdecken ist. Diesem Regisseur fehlte schöpferische Phantasie und heiliger Ernst. Fehlte auch Autorität. Ein Dutzendmime, der die Sprache nie von Dialektschlacken säubern lernte, sollte eingesessenen Hofspielern imponiren? Einer, den sie mit schwerer Zunge und ungelenkem Leib an den größten Aufgaben ihrer Kunst herumstümpern sahen, dessen Richard, Franz, Wallenstein, Hamlet (der von den Grazien Gemiedene hat wirklich den Dänen gespielt) sie höhnend kopirten und der nur in grotesk verzerrten Gestalten erträglich schien? Der konnte sie auch als Magister doch nur Kniffe lehren. Deshalb kams im Hause Schinkels nie mehr zu der Einheit des Stils, ohne die keine Schaubühne nützlich leben kann; wurden die vorhandenen Individualitäten nie auf einander eingestimmt. Jeder probirte, was er mochte; rechts vom Souffleurkasten modische Konversation, links an Altweimar erinnernde Deklamation und in der Mitte vielleicht eine Synthese der Künste Sarahs und der Sorma. Der Herr Oberregisseur wußte nicht einmal, wohin seine Leute gehörten und welche Kraftproben er ihnen zumuthen dürfe. Herrn Vollmer, dessen erfinderischer Humor Shakespeares Caliban und Kleists Dorfrichter, Sganarelle und Harpagon, den Tartuffe und den bourgeois-gentilhomme nachschaffen konnte (und der sich am Ende sogar an den Nathan wagen durfte), ließ er verschmachten; nahm er selbst die alten Glanzrollen: Raimunds Menschenfeind und Millionenbauer. Die Urgermanen Sir John, Kottwitz und Meister Anton bekam Herr Pohl, ein tüchtiger und kluger Spieler, dessen Wesenheit (und dessen vom Drang ins „Natürliche“ hervorgelockter Jargon) aber durch unüberbrück-

bare Abgründe von Germanien getrennt ist. Matkowsky durfte nie den Bolz spielen (in dem er uns endlich doch den braunen Dorfbengel und den Literaturzigeuner gezeigt hätte), ward auch für Heinrich den Fünften nicht erkürt; und doch gabs nie vielleicht Einen, der Glanz und Humor, Herrscherallüren und Schelmenanmuth wie Dieser vereinte. Trotz Alledem wurde Herr Grube von manchem Rezensenten gehätschelt, kaum von einem hart angepackt. Ein netter Mann, der für „gesellschaftliche Beziehungen“ gesorgt hatte, anodine Artikel und Kinderverschen leistete, also von der Zunft war und immer stöhnte, er könne leider seinen Willen nicht durchsetzen, leider: sonst hätte er die Modernsten schon längst auf die Hofbühne geholt. Aber der Kaiser! Sie wissen ja ... Statt ihn zu fragen, warum er dann nicht die Verantwortlichkeit ablehne und seine Sachen packe, bedauerte man ihn noch. Ave, pia anima!

Sein Nachfolger ist Herr Hofrath Ludwig Barnay. Der wird Direktor heißen und selbständig sein. Ob er auch spielen wird? Wenn er Leidenschaft, Herzenstöne, schlichte Männlichkeit erkünstelte, konnte redlicher Sachverstand ihn nicht loben; für manche Rolle aber (Caesar und Caligula, den Präsidenten Walter und Octavio Piccolomini, König Klaudius und sogar König Philipp) wäre er auch jetzt noch der beste Mann. Doch er ist nicht weit von Siebenzig und hat seit Jahren nicht mehr im Rampenfeuer gestanden. Ins neue Amt bringt er allerlei nützliche Qualitäten mit. Gilt als wohlhabend, braucht also nicht an seinem Theaterthrönchen zu kleben; nur zu thun, was ihn richtig dünkt. Beim Bühnenvolk, als Hauptgründer der Altersversorgunganstalt, in höchstem Ansehen. Ein Meister der Menschenbehandlung. Und das Wichtigste: ein Mann, dessen Ueberzeugung mit der des Kaisers und des Generalintendanten ohne Mißton zusammenklingt. Auch Herr Barnay ist ein Schüler Georgs von Meiningen (doch ein viel klügerer als Herr Grube), erinnert noch mehr aber an Charles Kean (den Sohn des großen Edmund, den er so gern spielte). Diesem Theatersprossen kam, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunders, als Erstem der Einfall, durch Historienparaden und szenische Wunder, Aufzüge, echtes Gewand und Geräth, Pomp und buntes Gewimmel, Shakespeares Dramen wieder in Gunst zu bringen. Das gelang; und bald danach (Herr Rudolf Genée hats einmal erzählt) wollte der Intendant Botho von Hülsen die neue Mode nach Berlin importiren. Preußische Sparsamkeit hinderte den Versuch. Jetzt ists erreicht. Was der Vater ersehnte (und nur in „Sardanapal“ und anderen Tanzstücken verwirklicht sah), hat der Sohn nun vollendet. Nach Dingelstedt, den Meiningern und Barnay. Mehr als, im Lebensmai des Deutschen Theaters, Herr Barnay für das Prunkgewand des „Carlos“ hat Charles Kean selbst nicht für den Coulissenhof Heinrichs des Achten gethan.

Nachher, im Berliner Theater, wurden die Künste ein Bischen gröber; manchmal, mit Verlaub, gar zu grob. Aber Herr Barnay blieb der „große Schauspieler", wie er im Buch steht (am Besten in einem, das der Herr Hofrath selbst geschrieben hat), und der Mann, der sein Publikum kannte. Als Intelligenz, Willensmensch und Theaterstratege nicht zu unterschätzen. Nun steht er wieder auf der rechten Stelle. Was er will, will auch der Kaiser, will Herr Georg von Hülsen. Einst war er als Radikaler verschrien und der alte Hülsen wollte von diesem wilden Mann drum nichts hören. Lange vorbei. Hofrath, Ritter hoher Orden, Günstling Seiner Majestät. Alles stimmt. Keine störende Reibung zu fürchten. Die Maschine kann laufen. Das ist immerhin schon Etwas.

Ist gar nicht wenig. Ich will nicht hehlen, daß der andere Kandidat, Freiherr Alfred von Berger, mir am Schillerplatz lieber gewesen wäre; nicht nur, weil er jünger ist. Ganz ohne lästige Friktion wärs mit Dem, auch beim besten Willen, auf die Länge aber wohl nicht gegangen; und wenn die Räder sich zu heiß laufen oder auf Hindernisse stoßen, ist die beste Maschine unbrauchbar. Jetzt weiß Jeder, was er zu erwarten hat. Wir haben nicht, wie die Franzosen, ein Staatstheater. Weil die reiche Kommune knausert, nicht einmal ein berliner Stadttheater. In seinem Haus kann der Imperator et Rex machen, was ihm gefällt. Da sein Kassirer unser Geld nimmt, dürfen wir das Gebotene kritisiren, doch nicht hoffen, eine Aenderung seines Geschmackes bewirken zu können, der hier suprema lex ist. Nicht alle Monarchen dachten und denken so. Der greise Franz Joseph, der gewiß gern bei der Weißenthurn und der Birch, bei Bauernfeld und Scribe geblieben wäre, läßt Frau Hedda Gabler und den Fuhrmann Henschel, Hofmannsthals Abenteurer und Schnitzlers Musikanten in seine Burg. Friedrich August von Sachsen, Jägersmann und Soldat, hindert seinen klugen Intendanten, den Grafen Seebach, nicht, das Neuste herbeizuholen, sogar Straußens Salome. Der Großherzog von Weimar sucht die Gelegenheit, mit den Herren Klinger und Hauptmann an einem Eßtisch zu sitzen. Und mancher Potentat sagt sich, er dürfe, weil das Theater eine öffentliche und, wie Schwärmer behaupten, künstlerische Angelegenheit ist (und weil er sichs von der zulaufenden Kundschaft zum größten Theil bezahlen läßt), nicht seinem Privatgeschmack folgen, sondern müsse dem Volk die Kost reichen, die von den Sachverständigen empfohlen wird. Wilhelm der Zweite ist anderer Meinung. Ihm, der den Schillerpreis selbst versagt, wenn das von den staatlich bestellten Sachverständigen auserwählte Werk ihm nicht gefällt, ist sein Theater eine Waffe (vor versammeltem Mimenvolk hat ers im Juni 1898 offen erklärt) „im Kampf gegen den Materialismus und das undeutsche Wesen, dem leider schon manche deutsche Bühne verfallen ist"; mit dieser Waffe will er „in

festem Gottvertrauen dem Geiste des Idealismus dienen". Dem Geiste, der ihm idealistisch scheint, versteht sich. Ibsen paßt nicht hinein; Blumenthal muß gegen Materialismus und undeutsches Wesen wohl besonders wirksam sein: denn er wird in jeder Woche mindestens zweimal gespielt. Können wirs ändern? Nein. Jetzt hat der Kaiser in der Oper und im Schauspiel die Männer, die er braucht; die genau so arbeiten, wie ers wünscht. Beide sind sehr geschickte Arrangeure, haben Sinn für pompöse Bildwirkung und können den Spielern die Arbeit vormachen. Und Beide werden sicher nicht müßig bleiben.

So sehe ich die Situation. Und möchte ganz nüchtern nur, ohne alle Illusionen, sagen, was rebus sic stantibus zu hoffen, zu wünschen bleibt. Nicht, daß die Modernen ins Hofspielhaus einziehen. Das ist in Berlin, wo sie Raum genug haben, auch gar nicht nöthig. Was würde aus den Privattheatern, wenn Seine Majestät die Neusten zu Allerhöchstsich kommen ließe? Und was aus diesen Neusten selbst, die in fegenden Gewittern sicherlich besser gedeihen als im Treibhaus höfischer Gunst? Kein Verständiger fordert, der Kultusminister solle geniale Ketzer ans Licht ziehen, der Justizminister die Rechtsbegriffe der Kriminalsoziologen aus Ferris Schule den Staatsanwälten und Richtern aufzwingen. Das würde nicht geschehen, auch wenn, wie geraunt wird, Professor Harnack ausersehen wäre, Herrn Studt zu beerben; nicht einmal, wenn Herr von Liszt sich je auf die Sella Beselers setzen dürfte. Denn die Dinge tragen ihr Lebensgesetz in sich; und die rerum novarum semel excitata cupido ist nicht nur der Kurie ein schreckendes Aergerniß. Kein Fürst ist verpflichtet, in sein Haus Poeten aufzunehmen, die Staat und Gesellschaft mit Torpedos bedrohen oder auch nur, wie Goethe von Kleist gesagt hat, auf die Verwirrung des Gefühls ausgehen. Thuts Einer, vielleicht aus Stolz, um nicht ängstlich noch rückständig zu scheinen, vielleicht, weil Haus und Kasse sonst leer bleibt, so mag man sich freuen. Das Postulat ist unhaltbar; und unklug. Die Hofgesellschaft und die Großbourgeosie, die sich in ihren Dunstkreis sehnt, hat ein gutes Recht auf ein Theater, in dem sie nie gesittet Pfui zu sagen braucht. Also keine modernen Stücke. Dann aber: überhaupt keine neuen Stücke. Im Allgemeinen; liefert der Zufall Passendes, Genre Wildenbruch oder Genre Fulda, so mag man zugreifen; eilig, wenns eine Perle vom Glanze Cyranos ist. Als Regel hat aber zu gelten: keine neuen Stücke. Weil in der Regel doch höchstens mittelmäßige zu haben sind. Durch seine „Novitäten" hat unser Hofschauspielhaus seinem Ruf am Meisten geschadet; es nahm, was die Anderen im Korbe ließen, und verzettelte die Kraft seiner Leute an Rollen, die nach zwei, drei Abenden aus dem Gedächtniß geräumt werden mußten. Die zweite Regel müßte lauten: Das ganz Schlechte darf, auch wenn es ertrags-

fähig scheint, nicht hinein. Ein Hoftheater kann einen Saul, Tiberius, Konradin nehmen, der eine Talentspur zeigt, soll aber nicht ordinäre Schleuderwaare feilbieten. Soll auch nicht die Reste von Anderer Ladentisch ausverkaufen. Daß die Schwänkchen der Schönthan, Kadelburg und Konsorten aus den Privattheatern ins Haus des Königs gezerrt wurden, war nicht sehr schön. Eine Bühne, die fast alles kraftvoll Lebende ausschließen muß, darf nicht dem Schwächsten, der leblosen Konvention offen, der Leiter einer Hofbühne nicht gezwungen sein, Tag vor Tag an die Kassenrapporte zu denken. Das ist in Berlin jetzt so ziemlich der böseste Punkt. Die Schatulle hat für die Theater nicht viel übrig; also heißts, Geld verdienen. Damit das Hausministerium nicht schwierig wird. Und darum: dreimal in einer Woche Blumenthal.

Auch diese Klippe ist auf der empfohlenen Fahrstraße zu umschiffen. Keine neuen Stücke: die alten (Herr Reinhardt hats mit dem „Sommernachtstraum" und dem „Kaufmann von Venedig" erprobt) bringen ja Geld genug; brauchen heutzutage meist Ausstattung, sind dafür aber von der Tantiemenpflicht frei. Alles Klassische her. Daß im Repertoire der berliner Hofbühne Faust fehlt (der Gretchentheil wird natürlich gegeben, ist aber nicht Faust), Clavigo, Stella, die Natürliche Tochter, Penthesilea, Käthchen, Amphitryon, Antonius und Kleopatra, König Johann, Cymbeline, Timon, der Sturm, Wie es Euch gefällt, die Orestie, Oedipus, Antigone, ist skandalös; und dumm: denn auch mit diesem Köder wären die Kunden zu fangen. Ein Bischen Historismus, wie Comédie und Odéon ihn treiben, könnte nicht schaden. Das Theater der Toten darf zum Museum werden. Sähen nicht Hunderte gern einmal ein Drama von Marlowe, Racine, Corneille, Diderot, Byron, Musset, Weiße, Lenz, Wagener, Holberg und den deutschen Romantikern auf den Brettern? Den beinahe schlimm modernen Euripides und Voltaire sogar, Lessings Unmöglichsten? Tausende. Das wäre interessanter als die meisten „Uraufführungen"; und lehrreicher. Namentlich, wenn gescheite Männer, meinetwegen nur Ordentliche Professoren, vor oder (noch besser) nach der Aufführung über die Genesis des Werkes, sein Publikum und sein Schicksal Etwas erzählen. Dann würden die Berliner eine beträchtliche Wegstrecke aus der Geschichte des Dramas kennen lernen und könnten ihre Urtheile und Vorurtheile revidiren. Die Spieler, auch die jungen, hätten lohnende Arbeit. Der Regisseur müßte sein Stilgefühl schärfen. Und der Herr Rezensent bekäme eine Vorstellung vom Wesen des Theaters. Sämtliche Snobs werden den Vorschlag als Schulfuchsenidee verschreien. Thut nichts. Geschieht es nicht morgen, so geschiehts später doch einmal. Nur dieser Platz ist in Berlin noch frei. Ein Schauhaus für historische Experimente scheint mir nicht schädlich; sehr nützlich sogar. Wie

Ballast auf hoher See. Ohne Tradition (die nicht Regelzwang bedeuten darf) kommen wir nicht zu einer Theaterkultur. Der Neuste mag seine Technik getrost von den Sternen holen: er, sein Publikum und seine Richter sollen aber wissen, wie mans früher gemacht hat. Wir reisen nach Pompeji und Tokio, um zu sehen, wie einst gemalt ward. Die Modernsten habens gethan und von uralter, entlegener Kunst profitirt. Warum soll uns versagt sein, die alten Dramen, die feine Köpfe beschäftigt haben, auf dem Gerüst zu erblicken, auf dem ihr Reiz allein noch sichtbar werden kann? Einstweilen fordern wir wenigstens das als lebensfähig Anerkannte. Dem Fremden, der einen Winter in Berlin verbringt, müssen die größten Werke der Weltliteratur (ihrer abgeschlossenen Epochen, meine ich) auf der kaiserlichen Hofbühne erreichbar sein.

An Mimen fehlts ihr nicht allzu sehr. Nicht an Männern; bei den holden und scharfen Damen siehts jetzt freilich schlimm aus. Kein anderes Theater hat heute einen Tragoeden vom Wuchs, von der Herzensgewalt und Herrschergeste Matkowskys; nicht einen, der so von Daimons Gnaden groß und geschaffen ist, Giganten und Titanen zu spielen. Kein anderes berliner Theater hat für die Klassikerdramen ein so anständiges Personal. Dennoch wird das Königliche Schauspielhaus kaum mitgezählt. Weil seine neuen Stücke fast immer verhöhnt wurden. Weil es keinen Stil hatte, keinen leitenden Kopf. Und zu oft schimmelnden Abfällen die Thür aufthat. Der neue Direktor findet viel Arbeit. Er muß die Sprache seiner Leute pflegen und jeden dialektischen Anflug verpönen. Die Comédie Française ist nicht mehr auf alter Höhe; ohne reines und klar verständliches Französisch wäre im Hause Molières aber selbst ein Botenspieler unmöglich. Hier Pardon zu geben, ist Sünde. Die Hofbühnensprache soll musterhaft sein. Dann ist ein Spielplan zu entwerfen, der ohne Blumenthäler auskommen kann. Wird mal Bauernfeld, Benedix oder gar Töpfer gespielt, so ists kein Unglück; waren ganz wackere kleindeutsche Kerlchen. Und nur berliner Rezensenten haben die Losung ausgegeben: Was dem Publikum gefällt, darf nicht auf die Bretter. Eine thörichte Losung. Das Theater ist nicht das Pachtgut eines Literatenklüngels und wird durch harmlose Plauderstücke nicht geschändet. Wir wollen dem Herrn Hofrath jetzt nicht seine Hüttenbesitzerwonnen nachrechnen, nicht vorwerfen, daß er Shakespeares Venedig einst mit Tricotmädchen ausputzte; unser Schuldbuch sei vernichtet. Er darf fair play fordern; und solls haben. Um des Himmels willen nicht wieder das alte Geflenn: Das Schauspielhaus ist so unmodern! Unmodern will, darf, solls in gewissem Sinn sein. Hüter des Alten, Bewährten. Das aber in gutem Zustand zu fordern, kann uns kein Kaiser, auch Wilhelm der Zweite nicht, wehren.

M. H.

1806.

In einer segenvollen Epoche besteigen Sie den Thron. Von Tag zu Tag hellt das Jahrhundert sich auf; es hat schon für Sie gearbeitet und arbeitet weiter für Sie, häuft Ihnen gesunde Ideen und wirkt auf Ihr Volk, das sich in Folge so vieler Umstände verspätet hat. Große Mittel sind zu Ihrer Verfügung. Sie sind in Europa der einzige Souverain, der nicht nur keine Schulden, sondern sogar Schätze hat. Ihre Truppen sind ausgezeichnet. Ihr Volk ist gelehrig, treu und hat mehr Sinn für das Gemeinwesen, als man nach dem Zustande der Hörigkeit, in dem es lebt, erwarten sollte. Die Natur fordert Arbeit vom Menschen; sie gab ihm die werthvolle Möglichkeit des Arbeitwechsels, der ihm die Müdigkeit nimmt und zur Quelle reinen Vergnügens wird. Wer vermag leichter nach dieser Naturregel zu leben als ein König? Ein Philosoph hat gesagt, Niemand langweile sich so wie ein König; wie ein faulenzender König, mußte er sagen. Wie könnte dem Souverain, der zu seinem Geschäft willig ist, Langeweile je nahen? Sein Geist und sogar sein Körper kann nur gedeihen, wenn er durch Arbeit sich vor dem Ekel schützt, den jeder vernünftige Mensch unter Schwätzern und Schmeichlern empfinden muß, die den Fürsten nur studiren, um ihn zu verderben, einzuschläfern, zu betrügen, die ihn schwach und apathisch oder ungeduldig, schroff und faul machen wollen. Da es Ihnen ziemt, immer gut zu regiren, verlangt Ihre Würde, daß Sie nicht zu viel regiren. Warum in der Verwaltung die Macht des Königs zeigen, da die Geschäfte doch ohne ihn gehen können? Der Fürst, der ernstlich prüfen wird, ob es nicht besser wäre, die meisten menschlichen Dinge ihren Gang gehen zu lassen, ist uns noch nicht erschienen; und gerade er wird, wie Gott, mit Hilfe der Vernunft regiren, sich das Interesse jedes Einzelnen dienstbar machen und sich damit begnügen, Allen die Frucht ihrer Intelligenz und ihrer Arbeit zu sichern. ‚Laß mich in Freiheit und Frieden‘: mehr verlangt Niemand vom Träger der Staatsgewalt. Die Reglementirsucht gehört zum Wesen kleiner, enger, lächerlich furchtsamer Geister. In Ihren Staaten, Sire, soll man glücklich sein. Geben Sie Jedem, der nicht durch besondere Verpflichtung vom Gesetz zurückgehalten wird, das Recht, das Vaterland zu verlassen. Von Ihnen hängt es ab, Ihren Unterthanen ein so glückliches Leben zu bereiten, daß sie keine Lust spüren werden, draußen ein besseres zu suchen; und wenn sie glauben, sich anderswo wohler fühlen zu können, werden Ihre Auswanderungverbote sie nicht zurückhalten. Besonders dringlich ist ein Gesetz, das den Bürger berechtigt, Adelsgüter mit allen daran haftenden Privilegien zu erwerben. Wer mit offenem Auge gereist ist, weiß, daß Händler, die genug erworben haben, gern im Ackerbau Erholung suchen. Unter ihren Händen wird das dürrste Land fruchtbar; sie stecken Geld hinein und bringen den Sinn für Ordnung, vorsichtige Abwägung und Kleinarbeit mit, der sie als Händler zu Wohlstand kommen ließ. Wo der Handel geehrt wird, wo die Bourgeoisie Besitz erwerben kann, blüht das Land, bietet es den Anblick behäbiger Fülle. Beseitigen Sie, Sire, die unsinnige Prärogative, die auf die höchsten Plätze die Mittelmäßigkeit oder Schlimmeres setzt und den meisten Unterthanen das Interesse an einem Lande nimmt, in dem sie nur Ungemach und Erniedrigung finden. Mißtrauen Sie der über die Erde verstreuten Aristokratie, die eine Geißel der Monarchien (mehr noch als der Republiken) ist und die, von einem bis zum anderen Ende des Globus, die Menschheit bedrückt. Nicht die Könige werden gefürchtet und gehaßt, sondern ihre Minister, ihre Höflinge, ihr Adel, mit einem Wort: ihre Aristokratie. ‚Wenn der König wüßte‘, sagt das Volk. Bezahlen Sie auch Ihre Beamten besser; vergessen Sie nicht, daß es eine falsche Sparsamkeit ist, die Menschen schlecht zu bezahlen. Die Beamten

müssen unter Ihrem Szepter höher geachtet werden, als sies unter Ihrem Vorgänger waren. Friedrich hatte die Manie, die Uniform niemals abzulegen; als ob er nur der König der Soldaten wäre! Diese Legionärtracht hat nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen der Civilbeamten zu verringern. Seien Sie auch der erste Fürst, in dessen Staat jeder Arbeitwillige Arbeit finden kann. Alles, was athmet, muß, wenn es arbeiten will, ernährt werden. Bei Ihnen giebt es zu viele Arme; namentlich in Berlin. Mit tiefer Trauer muß man aussprechen, daß jeder zehnte Bewohner Ihrer Hauptstadt von öffentlichen Almosen lebt; und diese Zahl wächst noch von Jahr zu Jahr. Eine verständige Erziehung muß Ihre Unterthanen zur Arbeit tauglich machen. Es werde Licht! Auf den Ruf Ihrer Stimme dringt das Licht durch die Sonne; und seine göttliche Glorie wird Ihr Haupt schöner schmücken als aller Lorber, den der Eroberer heimbringt. Ein Land kann nur glücklich sein, wenn seine Menschen geachtet werden, die tyrannische Herrschaft des Einen über den Anderen verhindert wird, die Gerechtigkeit und das Eigenthum in hohem Ansehen steht. Was hat der große Mann, der Ihr Vorgänger war, mit all seinen Anstrengungen erreicht? Hat er Ihnen ein reiches, mächtiges, glückliches Land hinterlassen? Nehmen Sie ihm den militärischen Ruhm und die leicht versickernden Quellen des Staatsschatzes: was dann bleibt, ist schwach. Befreien Sie das Gewerbe, die Künste, das Handwerk, den Handel, ihn, der nur im Schatten der Freiheit leben kann und zufrieden ist, wenn der König ihm nichts zu Leide thut." (Fragment aus dem Brief, den, am Tag der Thronbesteigung, Mirabeau an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten von Preußen schrieb.)

„Ich habe kein Interesse daran, den Frieden des Kontinentes zu stören. Das Haus Oesterreich ist unfähig, irgend Etwas zu unternehmen. Haß und Rivalität trennt Rußland von Preußen; die Wunden von Austerlitz bluten noch allzu sehr. Daß in naher Zeit ein russisches Corps von beträchtlicher Stärke nach Europa kommt, ist nicht anzunehmen. Die Russen könnten Opfer bringen, um die Pforte anzugreifen, könnten Reservecorps in Polen haben; ich glaube nicht, daß sie riskiren, hunderttausend Mann nach Deutschland zu schicken. Der Gedanke, Preußen könne allein gegen mich Etwas unternehmen, scheint mir so lächerlich, daß er nicht diskutirt zu werden verdient. Mit keiner der europäischen Großmächte ist ein Bündniß von realem Werth für mich möglich; das mit Preußen beruht auf der Furcht. Das Kabinet dieses Landes ist so verächtlich, der König so charakterlos und sein Hof so von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht überhaupt nicht zu rechnen ist. Sie wird stets handeln, wie sie bisher gehandelt hat: rüsten und wieder abrüsten; sie wird rüsten, unthätig von ihrem Fett zehren, während man sich schlägt, und sich mit dem Sieger zu verständigen suchen. Ganz Europa wundert sich über die jetzigen Rüstungen Preußens; und doch hat das einzige Motiv, das seit zwölf Jahren das Thun dieser Regirung bestimmt, sie auch jetzt zur Wiederbewaffnung gedrängt. Ist Das richtig, dann muß man ihr Zeit lassen, sich zu beruhigen und in Frieden abzurüsten. Möglich wäre ja, daß Preußen, nachdem es aus Furcht gerüstet hat, durch die Zeichen meiner Huld wieder zur Ruhe käme, der eigenen Kraft mißtraute und mit den anderen europäischen Mächten Bündnisse schlösse. Dieses Band wäre sicherlich leicht zerreißbar; doch muß ich solche Möglichkeit erwägen und meine Abwehrmaßregeln danach richten. Zweierlei muß ich thun. Erstens: Preußen beruhigen, es mit dem denkbar geringsten Aufwand von Mitteln in seinen früheren Zustand zurückbringen; zweitens: an Material und Personal meine Armeen in Deutschland möglichst stärken. Aber diese beiden Maßregeln widersprechen einander. Wenn man vor den Truppen, die ich dort halte, Angst hat, wird man auch vor denen Angst haben, die ich schicken werde. Preußen muß also durch

wiederkehrende Zuversicht, ein Bischen aber auch durch Furcht zur Abrüstung gedrängt werden. Statt es mit der Alternative „Abrüstung oder Krieg!" zu erschrecken, werde ich sagen: „Rüstet ab oder ich verstärke meine Rüstung!" Das klingt weniger beunruhigend, klingt noch nach Freundschaft; man will nichts gegen Preußen unternehmen; seinem Verhalten werden wir unseres anpassen. Solche Maßregeln sind halb beruhigend, halb bedrohlich. Die erste Hälfte beschwichtigt die Furcht, die zweite weckt sie sacht wieder. Halb und Halb: Das scheint mir das beste spezifische Mittel zur Behandlung Preußens." (Aus einer Note Napoleons an Talleyrand vom zwölften September 1806; Lettres Inédites.)

„Mit äußerster Achtsamkeit ist zu verhindern, daß unter meinem Namen falsche Tagesbefehle und Proklamationen erscheinen. Mehrere sind schon verbreitet worden. Der straßburger Tagesbefehl, der mich sagen läßt, ich hätte Herzogthümer zu vergeben und hundert Millionen für die Soldaten zur Vertheilung bereit, scheint mir eher von überschwänglicher Phantasie als von böser Absicht diktirt." (An den Polizeiminister Fouché; aus Posen, Dezember 1806. Lettres Inédites.)

„Wenn Du mit Jeremiaden regirst und Dir imponiren läßt, wirst Du mir nichts liefern als die elenden sechstausend Mann, die in Hannover sind, und mir weniger nützen als der Großherzog von Baden. Wenn Du mir aber dreißigtausend Mann stellst und kraftvoll für mich eintrittst, wirst Du besser behandelt werden als der König von Bayern. Ich kann Holland nur den Schutz gewähren, den es sich durch mir geleistete Hilfe verdient. Läßt es mich im Stich, so schließe ich den Frieden auf seine Kosten. Die Hauptkraft eines Staates beruht in der Armee; sie zu schaffen, muß die Hauptsorge eines Königs sein. Laß Deine Schulden lieber unbezahlt. Weiber heulen und jammern; Männer fassen einen Entschluß. Schaff Dir dreißigtausend Mann! Wenn Du nicht mehr Energie zeigst, wirst Du Dinge erleben, die Dich zwingen werden, Deine Schwachheit zu bereuen. Sechstausend Mann müssen Emden besetzen, ich sagte es schon, und den Befehl bekommen, im Nothfall Hamburg zu halten. Energie! Energie! Nur wer der Meinung der Schwächlinge und Dummköpfe trotzt, vermag ein Volk glücklich zu machen." (Aus Posen an Louis Napoleon, König von Holland. Lettres Inédites.)

„Sie schreiben mir, daß Prinz August von Preußen sich in Berlin schlecht beträgt. Das wundert mich nicht; denn er ist geistlos. Er hat seine Zeit damit vertrödelt, der Frau von Staël in Coppet den Hof zu machen, und konnte da nur schlechtes Zeug lernen. Lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Sagen Sie ihm, wenn er unnütze Reden führe, würden Sie ihn arretiren, in ein Schloß sperren lassen und ihm Frau von Staël („cette coquine") als Trösterin schicken. All diese Prinzen von Preußen sind von unglaublicher Plattheit." (An den Marschall Victor, Gouverneur von Berlin. Lettres Inédites.)

„Der neue Krieg zwischen England und Frankreich, zu dem die Okkupation Hannovers das Vorspiel gewesen war, hatte seine Kreise weiter und weiter gezogen. In dem Kopf des genialen Politikers, der am Steuerruder des englischen Staates stand, entstand der Gedanke, durch eine neue Koalition dem Vordringen der französischen Macht die Spitze zu bieten. Für sie gewann er mit Leichtigkeit den geschworenen Gegner der Revolution, König Gustav den Vierten von Schweden; ohne sonderliche Mühe auch den Zaren, der in den italienischen und orientalischen Aspirationen des Imperators eine Gefahr für seine eigenen Pläne sah. Schwieriger war es, Oesterreichs Beistand zu erlangen: es ist schließlich nur der Drohung gewichen. Die letzte erstrebte Allianz war die von Preußen. Beide Theile umwarben es eifrig. Die Koalition bot ihm eine gewaltige Verstärkung der Position, die es bis zum Baseler Frieden auf dem linken Rheinufer gehabt hatte. Napo-

leons Lockspeise war Hannover. So oder so: ein glänzender Gewinn konnte für Preußen nicht ausbleiben, wenn es entschlossen das Schwert zog. Aber seine Staatsmänner wollten ernten, ohne gesät, gewinnen, ohne gesetzt, siegen, ohne gekämpft zu haben; sie wollten Hannover von Frankreich annehmen und Preußens Gegenleistung sollte die Neutralität sein. Darin lag nun aber eine Fesselung der militärischen Pläne der Koalition; denn der nächste Weg für die gegen Frankreich marschirenden russischen Heere führte durch Preußen. In Erinnerung an die preußische Zauderpolitik im Zeitalter der Zweiten Koalition hatten England und Rußland in ihr Bündniß die Bestimmung aufgenommen, gemeinschaftliche Sache machen zu wollen gegen diejenigen Mächte, welche etwa den Maßnahmen der Verbündeten durch eine zu enge Union mit Frankreich Hindernisse bereiten sollten. Ganz so weit wollte Alexander der Erste nicht gehen; doch kündete er in einem drohend gehaltenen Brief an, er werde einen Theil seines Heeres durch Südpreußen und Schlesien marschiren lassen. Darauf verwandelte Friedrich Wilhelm der Dritte die von ihm bisher beobachtete unbewaffnete Neutralität in eine bewaffnete, indem er sein Heer mobil machte. Gleichzeitig rief er Stein, der sich auf einer Dienstreise in den östlichen Provinzen der Monarchie befand, zurück. Er hatte sich zuerst an Schulenburg gewandt. Dieser aber bezeichnete Stein als den Mann der Lage. Wenn wir uns der großen Tage des preußischen Staates erinnern, so lag in dieser Berufung eine starke Neuerung. Friedrich der Zweite hatte seine Kriege geführt mit den im Tresor gesammelten Ersparnissen des Friedens, die ohne weitere Berathung zur Verfügung standen, und überhaupt war er in jedem Betracht sein eigener Finanzminister gewesen. Jetzt war der Tresor zwar nicht mehr, wie unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten, leer; aber die Summe, die er enthielt, reichte nicht einmal zur Bestreitung der Kosten einer längeren Mobilmachung aus. Woher die ferneren Mittel nehmen? Darüber eben wollte der König die Meinung des Ministers hören." (Das Kabinet, das einige Reformvorschläge Steins annahm, beschloß, zwanzig Millionen Papiergeld auszugeben und die Seehandlung zu autorisiren, das Papiergeld gegen drei Prozent Zinsen anzunehmen und darüber Obligationen auszustellen.) „Indem der preußische König sich anschickte, seine Neutralität gegen die Drohung des Zaren zu vertheidigen, wurde sie von Napoleon gröblich verletzt: ein französisches Corps marschirte durch die preußischen Besitzungen in Franken, was dann die Einschließung und Kapitulation der französischen Armee in Ulm mitbewirken half. Die Erregung, die darüber den König und seine Räthe ergriff, suchte der Zar sich und der Koalition zu Nutzen zu machen; er kam selbst nach Berlin und durch seine Ankunft wurden wieder die Hoffnungen der preußischen Kriegspartei erst recht beschwingt. Stein, der sicher Alexander bereits damals gesehen hat, erhielt von ihm den besten Eindruck und wies den Gedanken weit ab, daß er gegen Preußen feindliche Absichten, ja, überhaupt, in Europa wenigstens, Vergrößerungpläne verfolge: an der Seite eines solchen Bundesgenossen konnte man den Kampf gegen den ‚gefürchtetsten Mann in Europa' wohl aufnehmen. Daß es zu diesem Krieg kommen müsse, war Steins innigste Ueberzeugung. Immer noch war er weit entfernt von der Entfesselung aller nationalen Kräfte, wie er sie später selbst vorgeschlagen hat; doch legte er bereits den größten Werth auf die eifrige und freudige Zustimmung der Unterthanen zu dem geplanten Krieg. Auch nach Austerlitz war für jeden kaltblütigen Beurtheiler klar, daß keine Gefahr drohte, wenn man nur endlich den Muth faßte, zu wollen. Der Vertrag, den der französische Kaiser dem kläglichen, obenein in seinen Entschließungen gefesselten preußischen Diplomaten (Grafen Haugwitz) am fünfzehnten Dezember zu Schönbrunn auferlegte, ist doch wohl eine der schimpflichsten Transaktionen, die je ein Unterhändler ge-

zeichnet hat. Er entriß Preußen, außer dem abgelegenen schweizerischen Kanton Neufchatel, die beiden hochwichtigen Stellungen im oberen Deutschland und am Niederrhein, die das Markgrafenthum Ansbach und der Rest des Herzogthums Kleve darstellten, und verpflichtete es, für diesen sicheren Besitz einen anderen, höchst unsicheren anzunehmen. Das war eben Hannover, das nicht einmal von Frankreich thatsächlich besessen, geschweige denn von dem rechtmäßigen Herrn, dem König von Großbritanien, abgetreten war. Noch schwebten die Verhandlungen wegen Zahlung englischer Subsidien an Preußen; und nun sollte Preußen plötzlich dem Zahlenden einen Theil seines Besitzes fortnehmen: ein Wechsel von intimer Bundesgenossenschaft und brutaler Beraubung, der Preußen in fast groteskter Weise prostituiren und mit England tötlich verfeinden mußte. Im Januar schrieb Stein an Vincke: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein: ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung.‘ Worte, die, unmittelbar gegen die Person des Königs gerichtet, die Situation grell beleuchten. Wenn der thatkräftigste aller Staatsmänner, die Preußen besaß, inmitten einer das Dasein des Staates erschütternden Krisis quietistisch, fast fatalistisch sich beschied: muß man da nicht nachsichtig urtheilen über die anderen, die von geringerem Metall waren, und die Entschuldigung gelten lassen, daß mit dem König, diesem so merkwürdig aus Schwäche und Eigensinn gemischten Charakter, nichts anzufangen gewesen sei? Der König entschloß sich, das schönbrunner Abkommen zu ratifiziren; aber er hoffte, ihren verhängnißvollen Folgen zu entgehen, indem er Vorbehalte machte, die ihn gegen die Feindschaft der Nachbarn sichern sollten. Wie wenig kannte er seinen Partner! Die Verweigerung unbedingter Ratifikation nahm Napoleon zum Anlaß, den schönbrunner Vertrag zu verwerfen und einen neuen, den pariser vom fünfzehnten Februar 1806, an die Stelle zu setzen, dessen Bedingungen noch drückender waren. Vor Allem legten sie Preußen die Verpflichtung auf, seine Häfen und Flußmündungen an der Nordsee und außerdem noch den lübecker Hafen dem Handel und der Schiffahrt der Engländer zu verschließen. Von Neuem vor die Wahl ‚Krieg oder Ratifikation‘ gestellt, zog Friedrich Wilhelm die Ratifikation vor, diesmal ohne Klauseln. Zwei Tage nach der Konferenz, wo die versammelten Minister von dem drohenden Untergang Preußens redeten, setzte Stein die Denkschrift auf, die später die Ueberschrift bekam: ‚Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz.‘

Der preußische Staat hat keine Staatsverfassung. Die oberste Gewalt ist nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation getheilt. Die Charaktere der Personen, aus denen das Kabinet zusammengesetzt ist, heben nicht die Gebrechen der Institution. Kein Wunder, daß die Nation mit der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten unzufrieden ist und daß der Monarch in der öffentlichen Achtung sinkt. ‚Sollten Seine Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinets zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwindet. Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsmann nichts übrig

bleibt, als seine Stelle mit unverdienter Schande bedeckt zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten theilzunehmen'. In einem beizufügenden Immediatschreiben wollte Stein sein Gewissen salviren. ‚Persönliche Bewegungsgründe zu dem Schritt, welchen ich thue, habe ich nicht. In meiner bisherigen Geschäftsführung erhielt ich nur Beweise des Zutrauens Eurer Majestät. Vortheile aus der möglichen Annahme meiner Vorschläge kann ich nicht erwarten, da ich hiermit mein Ehrenwort verpfände, alle diejenigen, so mir auf irgend eine Weise dadurch zufließen könnten, abzulehnen. Nachtheile aber kann der Schritt, zu welchem ich mich entschlossen, für mich haben, indem er mir vielleicht das Mißfallen Eurer Majestät zuzieht und mich nöthigt, meine Entlassung nachzusuchen'. Hardenberg, der eingeweiht wurde, gab den Rath, die beiden Dokumente nicht zu überreichen. Stein fügte sich und der König hat niemals Etwas von ihnen erfahren. Die absolute Monarchie mußte erst auf dem Schlachtfeld unterlegen sein, ehe ein Plan, der sie in der Wahrheit zu beseitigen bestimmt war, Eingang finden konnte. Als Stein Ende August von einer Dienstreise nach Berlin zurückkehrte, fand er Alles in der größten Bewegung und Gährung. Der König hatte sich zu Rüstungen gegen Frankreich entschlossen. Er that es, indem er der Oeffentlichen Meinung, vor Allem den ungestümen Forderungen seines Heeres, das sich jetzt, anders als 1794, gegen die Franzosen aussprach, nachgab. Wie 1805, war es auch jetzt Steins Aufgabe, die finanziellen Mittel für den Krieg zu beschaffen. Sofort wurde klar, daß die Lage sich seitdem wesentlich verschlechtert hatte. Die damals angeordnete Mobilmachung, die für einige Heeresabtheilungen nicht rückgängig gemacht war, hatte einen Theil der vorhanden gewesenen Bestände verbraucht; die neuen, jetzt angeordneten Rüstungen verschlangen den Rest. Die aufgelegten Anleihen hatten nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Auf Steins Verlangen wurden nun fünf Millionen Tresorscheine ausgegeben. Eine raschere Vermehrung des Papiergeldes mußte, eben weil der Kredit des Staates zu wanken begann, die schwersten Bedenken erwecken. Stein schlug die Einführung einer Einkommensteuer vor. Das Kabinet hatte selbst die Empfindung, daß die außerordentliche Lage außerordentliche Maßregeln erheische: es überließ, in Uebereinstimmung mit Steins Vorschlägen, an zwei andere Minister den Befehl, seinen Plan zu prüfen. Zwölf Tage nach dieser Kabinetsordre wurde das preußische Heer unter Umständen geschlagen, die seine völlige Vernichtung befürchten ließen; denn was der blutigen Doppelschlacht entrann, sah sich von der natürlichen Rückzugslinie abgedrängt. Indem Napoleon die Verfolgung seinen Marschällen überließ, wandte er sich selbst gegen Berlin. In der Verwirrung der ersten Fluchttage war der König ohne jede Verbindung mit seiner Hauptstadt; später, als er in ihre Nähe kam, vermied er, sie zu betreten. Daß ihm der Krieg wider Willen auferlegt war, geht wohl am Sichersten daraus hervor, daß er niemals, auch nicht während des Kanonendonners, die Verbindung mit Napoleon abgebrochen hat. Gleich nach Jena und Auerstädt begannen die Verhandlungen über Waffenstillstand und Frieden. Der König opferte von vorn herein Bayreuth, die Provinzen links der Weser und Hannover. Das genügte Napoleon, der inzwischen in Berlin eingezogen war und täglich neue Siegesnachrichten von seinem Heer erhielt, nicht: er forderte alles Land links der Elbe (abgesehen von Magdeburg und der Altmark), hundert Millionen Francs Kontribution und den Verzicht auf jede föderative Stellung in Deutschland. Wenn man erwägt, daß in diesem Moment seine Truppen schon die Oder erreicht hatten, so erscheinen diese Bedingungen nicht übermäßig hart und man versteht, daß die beiden preußischen Bevollmächtigten, Minister Lucchesini und General Zastrow (der alte Widersacher Steins), sie

annahmen. Doch der Sieger selbst trat von seinem Anerbieten zurück. Immer neue Erfolge versetzten ihn in einen Zustand des Rausches, wo ihm nichts mehr unmöglich dünkte. Stettin fiel, Küstrin fiel, Magdeburg fiel: alle unter den denkbar schimpflichsten Umständen; Blücher kapitulirte, wenn auch nach tapferem Widerstande, doch mit seinem ganzen Corps. Westlich der Oder gab es nun keine preußischen Feldtruppen mehr; jetzt erst war das bei Jena und Auerstädt begonnene Werk ganz vollbracht. Und schon wuchs dem Kaiser ein neuer Bundesgenosse zu: die Polen von Südpreußen bestürmten ihn, Ernst zu machen mit der Wiederherstellung des Jagellonenreiches. So schritt er denn gegenüber den preußischen Unterhändlern, die im Bereich seiner Waffen, in Charlottenburg, weilten, zu der Forderung fort: daß die preußischen Truppen sich in der Richtung auf Königsberg zurückzögen, daß ihm der größte Theil von Schlesien und von Südpreußen überlassen, daß ihm acht preußische Festungen, die noch nicht kapitulirt hatten, darunter Danzig, Kolberg, Graudenz, Glogau und Breslau, ohne Schwertstreich eingeräumt würden und daß der preußische König den Rückmarsch der russischen Truppen in ihre Heimath bewirke. Das sollten die Bedingungen eines Waffenstillstandes sein; darüber, was Preußen im künftigen Frieden behalten würde, war nichts gesagt. Wie tief mußte es in der Achtung des Siegers gesunken sein, wenn er wagte, ihm diese Selbstvernichtung zuzutrauen! Der Schrecken, den damals Napoleons Name vor sich verbreitete, war so groß, daß von den elf Theilnehmern der vom König einberufenen Konferenz nur vier gegen den Waffenstillstand stimmten. An ihrer Spitze Stein. Alle militärischen Mitglieder votirten für den Waffenstillstand. Der König trat der Minorität bei. Die Patrioten athmeten erleichtert auf. Das Schlimmste war überstanden; Preußen hatte sich auf sich selbst besonnen. Stein erhielt Vertrauensbeweise vom König. Aber er forderte die Entlassung Beymes und die Ersetzung des Kabinets durch ein Ministerconseil. Schon als Schulenburg rieth, Beyme keinen Einfluß zu gestatten, erwiderte der König, daß man ihn nicht für einen Dummkopf halten dürfe, und nannte den Gedanken, er könne sich gegen seinen Willen zu einem Conseil herbeilassen, insolent. Was er schließlich konzedirte, das Nebeneinanderbestehen eines Kabinets und eines Conseils, fand Stein ‚unzulässig, widerspruchsvoll und absurd, eine Maßnahme, an der sich ein vernünftiger Mensch nicht betheiligen kann'. Er wollte sich nicht als Mitglied eines solchen Conseils geriren.

Inzwischen waren die Franzosen, auch durch die Russen nicht aufgehalten, abermals weiter vorgedrungen und hatten das Machtgebiet des preußischen Königs im Osten auf Bruchstücke der Provinzen Westpreußen, Ostpreußen und Neuostpreußen beschränkt; die Minister, also auch das neueingesetzte Conseil, hatten wenig zu thun. Erst am dreißigsten Dezember ging ein Schreiben ein, das für Stein in Betracht kam. Zur Zeit der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen mit Napoleon hatte der König, um sich den Imperator geneigt zu machen, der Bank befohlen, hunderttausend Thaler zur Bestreitung der Kosten seines Hofhaltes an das französische Hofmarschallamt zu zahlen; er hatte es gethan, ohne Stein, den Chef der Bank, zu fragen oder auch nur zu benachrichtigen. Jetzt fragte die Bank an, wie es fortan mit der Zahlung gehalten werden solle. Der König ließ das Schriftstück Stein zustellen. Stein lehnte die Bearbeitung ab; in dieser Sache sei er nicht einmal im Stande, einen gutachtlichen Bericht abzufassen, da ihm die Gründe der Bewilligung unbekannt seien. Doch hielt er mit seinem Urtheil, wie sich versteht, nicht hinter dem Berge: ‚Beispiellos ist übrigens wohl, daß die Kosten des Hofstaates des Eroberers des größten Theiles der Monarchie von dem aus diesen Provinzen verdrängten Monarchen getragen werden sollen'; in einer Randbemerkung redete er zornig von der

Traktirung Napoleons. Er beharrte auch bei seiner Ablehnung, als der König das Schriftstück zurückschickte. Diesmal vergingen einige Tage, bis der König antwortete. Die Ursache der Verzögerung war vermuthlich die Abreise der königlichen Familie nach Memel, der äußersten Stadt der Monarchie. „Ich wollte ihr', sagt Stein in seiner Selbstbiographie, die selbe Nacht mit Hinterlassung der Meinigen und eines an dem Nervenfieber totkranken Kindes folgen, als ein Feldjäger mir eine Kabinetsordre brachte.' Hier las er nun das Geständniß des Monarchen, daß er von Alters her Vorurtheile gegen ihn gehabt habe: er sei bemüht gewesen, sie zu überwinden, anfangs mit Erfolg, insofern er sich von der musterhaften Verwaltung des Ministers überzeugt habe. Dann hielt er, schon in bitteren Worten, Stein seine oppositionelle Haltung in den Krisen des verflossenen Jahres vor und steigerte schließlich den Ton zu einem groben, jede Rücksicht bei Seite setzenden Verweis. ‚Aus allem Diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrensart am Allernachtheiligsten und Gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich weh, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitliebender Mann zu sein, habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.' Die ursprüngliche Fassung enthielt sogar die Androhung von Gefängniß: ‚Sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen.' Auf der Stelle bat Stein, indem er die beleidigenden Worte der Kabinetsordre seinem Gesuch einfügte, aus ihnen mit ironischem Anflug die einzig mögliche Folgerung zog, übrigens alle Kurialien verschmähte, um seinen Abschied. Der König ertheilte ihn mit den Worten: ‚Da der Herr Baron von Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.'" (Fragmente aus dem vom Professor Max Lehmann bei Hirzel veröffentlichten Werk „Freiherr vom Stein.")

„Es war ein heiliger Krieg; erst durch ihn und sein schreckliches Mißlingen wurde die alte Ordnung des deutschen Lebens völlig vernichtet. Was in Regensburg zusammenstürzte, war ein leerer Schatten; was aber auf den Schlachtfeldern Thüringens und Ostpreußens zertrümmert wurde, Das war der lebendige deutsche Staat, der einzige, der dem politischen Dasein dieses Volkes Inhalt und Ziel gegeben hatte. Ihn traf das Verderben, als er nach langer Verirrung sich wieder auf sich selbst besann, den Kampf aufnahm wider die Zwingherrschaft der Fremden und die Felonie der heimischen Fürsten. Im Volk wie im Heer regte sich noch kaum eine Ahnung von dem großen Sinn des Krieges. Wie ein Prediger in der Wüste stand Schleiermacher auf der Kanzel der Ulrichskirche zu Halle und deutete den Verblendeten die Zeichen der Zeit. Auch Fichte blieb noch einsam, von Wenigen verstanden. In den selbstgenügsamen Kreisen des Offiziercorps hatte man kaum ein geringschätziges Lächeln übrig für die begeisterten Reden des sonderbaren Schwärmers; hier herrschte noch der steife Dünkel der friderizianischen Zeiten und daneben eine freche Tadelsucht, die an jedem Befehl der Vorgesetzten ihren Witz übte. Niemand übersah noch vollständig, wie schwer die Armee durch den tiefen Schlummer des letzten Jahrzehntes gelitten hatte. Der gemeine Soldat that mechanisch seine Schul-

digkeit. Die Massen des Volkes blieben kalt und gleichgiltig; nur die Alten, die den großen Krieg noch gekannt, vertrauten fest auf die Fänge des preußischen Adlers und sprachen prahlend von dem Zuge nach Paris. So begann der einzige gänzlich verlorene Feldzug der glückhaften preußischen Kriegsgeschichte. Beispiellos, wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollte auch seine Niederlage werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und zur Treue.

Furchtbar rächte sich nun der selbstgefällige Hochmuth der bequemen Friedenszeiten. Keiner der festen Plätze war gerüstet; denn Niemand hatte das Vordringen des Feindes bis in das Herz der Monarchie für denkbar gehalten; der schwerfällige Staatshaushalt, der nach der Weise eines guten Hausvaters die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, gebot auch gar nicht über die Mittel für außerordentliche Fälle. Mancher der abgelebten alten Festungskommandanten war in jungen Jahren ein wackerer Offizier gewesen; doch ihr Pflichtgefühl entsprang nicht der Vaterlandsliebe, sondern dem Standesstolz. Das Heer war ihnen Alles; erfroren in steifem Dünkel, erwarteten sie gelassen den unfehlbaren Sieg der friderizianischen Regimenter. Als nun die sinnverwirrende Kunde von der Niederlage durch das Land flog, als die Trümmer dieses unüberwindlichen Heeres in Magdeburg anlangten, die ganze Stadt mit Schrecken und Verwirrung erfüllend, da ward den alten Herren zu Muth, als ginge die Welt unter. Jeder Widerstand schien ihnen nutzlos; was ihrem Leben Halt gab, war gebrochen. Nach dem Fall von Erfurt, das sogleich nach der Schlacht schimpflich kapitulirte, öffneten bald auch die Hauptfestungen des alten Staates, Magdeburg, Küstrin, Stettin, und mehrere kleine Plätze ihre Thore. Ueberall zeigte die Haltung der Besatzungen, daß sie eines besseren Loses würdig waren. Junge Offiziere zerbrachen in wilder Verzweiflung ihre Degen, gemeine Soldaten setzten einander die Muskete auf die Brust und feuerten ab, um nur den Schimpf der Kapitulation nicht zu erleben; in Küstrin meuterten mehrere Bataillone gegen den ehrlosen Kommandanten. Aber so machtlos war noch das öffentliche Urtheil: keiner dieser pflichtvergessenen Alten hat nachher, als die schimpfliche Strafe ihn ereilte, ein beschmutztes Leben durch freiwilligen Tod gesühnt. Die Armee war vernichtet. Durch den Fall von Stettin und Küstrin ward auch die Oderlinie unhaltbar und völlig ausgeschlossen schien der Gedanke, mit den ostpreußischen Regimentern jenseits der Weichsel noch einen letzten Widerstand zu versuchen. Napoleon schrieb dem Sultan befriedigt: ‚Preußen ist verschwunden‘; und selbst Gentz meinte: ‚Es wäre mehr als lächerlich, an die Wiederauferstehung Preußens auch nur zu denken!‘ Schon oft hatte die Hauptstadt den Landesfeind in ihren Mauern gesehen; doch jetzt zum ersten Mal in Preußens glorreicher Geschichte gesellte sich dem Unglück die Schande. Scham und Reue brannten verzehrend in Aller Herzen; und die rohe Schadenfreude des Eroberers unterließ nichts, was solche Empfindungen stärken konnte. Geflissentlich trug er die Verachtung gegen Alles, was preußisch hieß, zur Schau; im Königsschloß der Hohenzollern schrieb er unfläthige Schmähungen gegen die Königin Luise. Rock und Degen Friedrichs des Großen schenkte er den Invaliden in Paris, unter Hohnreden gegen diesen Hof, der das Grab seines größten Mannes so schmucklos lasse; den Obelisken auf dem roßbacher Schlachtfeld zertrümmerte die kaiserliche Garde; die Victoria vom Brandenburger Tor wurde herabgerissen, um an der Seine in einem Schuppen zu verschwinden. Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment der Gendarmes, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, in jammervollem Zustand, wie eine Viehheerde, die Linden hinab getrieben wurde! Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, in feierlichem Aufzug, trug man die alten Fahnen mit dem sonnen-

wärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten durch die Stadt, beredte Zeugen alten Ruhmes, neuer Schande. Bald wurde verboten, daß irgend eine preußische Uniform sich in Berlin blicken lasse.

Es fehlte nicht an Zügen ehrloser Unterwürfigkeit. Mancher schlechte Gesell bot dem Eroberer kriechend seine Dienste an. Der Haß des Volkes gegen den Uebermuth der Offiziere bekundete sich in einigen empörenden Auftritten roher Spötterei. Auch die schwerfällige Pedanterei und die gedankenlose Pünktlichkeit des Beamtenthumes lähmten dem Staate die Widerstandskraft. Unter den Fällen offenbaren Verrathes erschien keiner so schmählich wie der Abfall Johannes Müllers. Den pathetischen Lobredner altdeutscher und schweizerischer Freiheit rissen die Triumphe des Imperators zu knechtischer Bewunderung hin. Minder unwürdig, doch eben so krankhaft war die wissenschaftliche Gelassenheit, womit Hegel sich den Untergang seines Vaterlandes zurechtlegte. Der meinte, die Weltseele zu sehen, als Napoleon über das Feld von Jena sprengte, und zog aus dem Fall des alten Preußen die kluge Lehre, daß der Geist immer über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davontrage. Beim Einzug Napoleons war die Haltung der großen Mehrheit des berliner Volkes würdig. So hatte noch Niemand zu dem Imperator geredet wie der ehrwürdige Prediger Erman, der bei der Begrüßung am Thor rund heraus sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich über den Einzug des Feindes freue. Und inmitten der Sorgen und Mühen eines harten Rückzuges stiegen in Scharnhorsts freier Seele schon die ersten Gedanken der Heeresreform auf: mit überzeugender Klarheit erörterte er in Gadebusch, in einem Gespräch mit Müffling, wie die Theilnahmlosigkeit des gemeinen Soldaten unter den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Wochen doch die schwerste, der letzte Grund alles Unglücks sei und wie es jetzt gelte, die Armee also umzugestalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterland.

Preußen behielt von den 5700 Geviertmeilen, die der Staat, Hannover ungerechnet, vor dem Krieg besaß, nur etwa 2800, von seinen dreiundzwanzig Kriegs- und Domänenkammern nur die acht größten, von 9¾ nur 4½ Millionen Einwohner. Das Werk Friedrichs des Großen schien vernichtet. Der Staat war nur noch wenig umfangreicher als im Jahr 1740 und weit ungünstiger gestellt; zurückgedrängt auf das rechte Elbufer, aller seiner Außenposten im Westen beraubt, stand er unter der Spitze des französischen Schwertes. Seine geretteten Provinzen, Schlesien, das verkleinerte Altpreußen, die noch übrigen Stücke von Brandenburg und Pommern, lagen wie die drei Blätter eines Kleeblattes, durch schmale Streifen verbunden; jeden Augenblick konnten, auf einen Wink des Imperators, die Polen von Osten, die Sachsen von Süden her, die Westfalen aus Magdeburg, die Franzosen aus Mecklenburg und Hamburg gleichzeitig gegen Berlin vorbrechen und das Netz über dem Haupte der Hohenzollern zusammenziehen. An den Höfen des Rheinbundes herrschte lauter Jubel, da der einzige deutsche Staat, der eine Geschichte, ein eigenes Leben besaß, also wieder in das allgemeine deutsche Elend hinabgestoßen wurde. Die Mittelstaaten standen am Ziel ihrer Wünsche: sie hatten keine deutsche Macht mehr zu fürchten und zu beneiden. Ihre Offiziere prahlten gern, wie wacker sie selber bei der Demüthigung des norddeutschen Uebermuthes mitgeholfen hätten, wußten nicht genug zu erzählen von den Wundern der preußischen Dummheit. So ging das alte Preußen unter dem Frohlocken der deutschen Kleinstaaterei zu Grunde. Entwaffnet, geknebelt, verstümmelt, lag die preußische Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter Schlauheit hatte er Alles vorbereitet, um sie zur gelegenen Stunde zu vernichten." (Fragmente aus Treitschkes Deutscher Geschichte.) Quantae molis erat, germanam condere gentem!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Januar 1906.

Das Weißbuch.

Am achten Januar, nachmittags, trug Wolffs wohlbekannter Depeschenbote den Extrakt aus dem seit drei Wochen angekündeten Weißbuch über Marokko in die Residenzen der Oeffentlichen Meinung. Ziemlich spät; der Metteur muß seine Anordnungen umwerfen, das halbe Rußland und das ganze Füllsel aus dem für die Maschine fertigen Satzgefüge nehmen. Die Sache wills; wenn der Auszug nicht im Abendblatt stünde, wäre die Wiederkehr des Völkerchaos zu fürchten. Ein paar Stunden danach halten von Fortunen begünstigte Redakteure das ganze Weißbuch in zitternden Händen. Manchen hat schon der Extrakt genügt; der war ihnen ein Auszug aller tötlich feinen Kräfte und mit ihm kam auch ihr Triumphchor noch ins Abendblatt. Andere schrieben Herrn Maurice Rouvier erst ein Bischen später das Todesurtheil. Alberne (und in diesem Fall obendrein feige) Grobheit blieb vereinzelt; die ahnungslosen Engel, die in rührender Einfalt vom Sieg der Wahrheit über die Lüge radotirten und Frankreich für einstweilen wenigstens moralisch vernichtet erklärten, ließen sich leicht zählen. Immerhin fand die Mehrheit diese Aktensammlung löblich; sie ergänze, hieß es, und widerlege an wichtigen Stellen auch die im französischen Gelbbuch gegebene Historie; Rouvier habe viel verschwiegen und viel gefärbt: jetzt aber sei in Berlin die lautere Wahrheit ans Licht gelangt. Pro captu lectoris habent sua fata libelli. Wenn in dem weißen Deckel nichts Anderes zu finden gewesen wäre als das Erste Buch Mose oder die Offenbarung Johannis, hätte das Urtheil nicht anders gelautet. Der Sieg war seit Wochen assekurirt und die Prämie nach Empfang der Bulletinsammlung sofort auszuzahlen. Am nächsten Morgen hatten wir auch bereits „Stimmen der

ausländischen Presse" im Haus; und natürlich war „der Eindruck überwiegend günstig". (Das Bild, die Metapher vom überwiegend günstigen Eindruck wäre zu ertragen; schwerer die Methode, nach der, zum Beispiel, der Lokalanzeiger Preßstimmen zu Gehör bringt; wer die citirten Zeitungen aufschlägt, liest es meist da ganz anders. Solches Eiapopeia wird vom System verlangt.) Daß in den Times am Neunten morgens noch kein Richterspruch stand, wurde als neues Zeichen zäher Bosheit gedeutet: der verlogene Jingo schweigt, weil sich ihm nicht so schnell Grund zum Tadel bietet. All dieser süße Quark könnte kaum Kindern schmecken. Der Vergleich der beiden Aktensammlungen fordert von Dem selbst, der die französische vorher mit heißem Bemühen studirt hat, mindestens einen halben Tag ununterbrochener Arbeit. Sonst wird ins Blaue geredet. Hat Jeder denn, der jetzt den Magister Germaniae spielte, auch nur die dreihundertachtundsechzig Nummern der Documents Diplomatiques mit der gehörigen Akribie durchgeackert? Wers nicht gethan hat, soll schweigen; auch wenn er sich ein Genie dünkelt. Die Meisten haben das Gelbbuch nie gesehen. So sachkundige Lober muß schließlich selbst der Durchlauchtige der Wilhelmstraße verachten. Der bei jeder Amtshandlung doch zunächst bedenkt, welches Echo sie wohl in der Presse wecken werde.

Auch diesmal hat ers weislich bedacht. Zwar lasen wir, Herr von Holstein habe das Weißbuch redigirt. Unwahrscheinlich. Der letzte Träger guter Tradition, der trotz den Irisflecken Alles sehende Argos der Marokko-Akten, hätte die Sache gar nicht oder anders gemacht; wird als willenloses Werkzeug wohl auch im Amt nicht empfohlen. Was jetzt verlangt wurde, konnte jeder Hammann oder Esternaux leisten; und für die effektvolle Anrichtung sorgte dann der maître d'hôtel (Radziwill). Zwei nützliche Eigenschaften kann kein Unbefangener dem schmächtigen Weißbüchlein absprechen. Erstens bringt es nichts gefährlich Verletzendes, nichts, was uns den Weg zur Verständigung sperren könnte; und zweitens ist es mit Bewußtsein so gemacht, daß es überall, selbst in Frankreich, auf die Gunst der Presse hoffen darf. Zweiundvierzig Seiten; im Nu durchflogen. Und Alles klingt so bieder, hat einen so würzigen Duft von Treue und Redlichkeit. Selbstlos sind wir, suchen keinen Vortheil, kämpfen nur für das Recht; für unseres und das der scherifischen Majestät. Cela ne rate jamais, sagen die Franzosen; die hier auch keinen Grund zu hitziger Aufregung finden. Rouvier wird kaum geritzt. Nur Delcassé und sein Saint-René Taillandier schwerer Sünde beschuldigt. Wer soll sich für diese abgethanen Leute ins Zeug werfen? Rouvier hat sich im Dezember zu sämmtlichen Forderungen Delcassés bekannt; offiziell, vor den Vertretern seiner Volksgenossen. Da-

von reden wir jetzt lieber nicht. Gleich nach dieser Rede, die wie ein höhnendes Trutzlied klang, hat der Deutsche Kaiser ja zu dem Militärbevollmächtigten der Republik gesagt, er wisse Rouviers Loyalität zu schätzen und werde dem französischen Anspruch so weit wie möglich entgegenkommen. Sehr schmeichelhaft, sprach der also Geehrte beim nächsten Diplomatenempfang; auch ich hoffe, daß uns die Konferenz die angenehmsten Beziehungen zum Deutschen Reich sichern wird. All right. Dem Mann dürfen wir nicht die Laune verderben. Können andeuten, daß er ein Bischen gefärbt hat; nur nicht allzu laut. Die Hauptschuld dem Vorgänger aufbürden. Der ist Clemenceau, Jaurès & Co. ein Gräuel und wird, schon weil er sieben Jahre lang Minister war, auch von minder Radikalen nicht gerade zärtlich geliebt (nicht einmal von den Juden, in deren Gemeinschaft seine Abstammung ihn doch weist). Dann dürfen wir auf Beifall rechnen und können mit gutem Gewissen vor Europa feststellen, daß unser Prestige in diesem Jahr des Bangens nicht gelitten hat ... Dumme Metiers giebts nicht, sagte Grobian Bonaparte; nur dumme Menschen.

Was lehren uns nun eigentlich die lange bebrüteten Akten? Nichts von Belang. Nichts, was das Urtheil über die deutsche Diplomatenleistung irgendwie ändern könnte. Nichts sogar, was den Redakteur des Gelbbuches als Trugkünstler erweist. Wenn Rouvier brav gefärbt und getüncht hätte, dürften nur Schulmusterknaben und Moralpfaffen ihn zum Pranger verdammen. Jeder Geschäftsmann thuts in Nothfällen; und die Kollektivmoral ist weniger eng begrenzt als die individuelle. Vor zwanzig Jahren sagte Bismarck: „Der Herr Abgeordnete Richter kritisirt mein diplomatisches Verfahren in einer Weise, als wenn ein Landpastor mit seinen ländlichen Nachbarn eine diplomatische Note zerpflückt. Er zählt auf, was für schreckliche, unglaubliche Dinge ich gethan habe. Was im politischen Leben tägliches Brot ist, erscheint ihm als etwas ganz unglaublich Schreckliches. Ich bin dem Herrn Abgeordneten recht dankbar, daß er so seine Candide-Unbekanntschaft mit der Art, wie politische Geschäfte überhaupt sich entwickeln, einmal an den Tag gelegt hat; es kann ihm unmöglich in seinem Ansehen im Lande förderlich sein, wenn man sieht, wie kindlich er die Verhältnisse auffaßt." Auch den neusten Candides nicht, für die zu Haus immer tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. Seit wann geht denn Wahrheit zu Hofe? Waren die Geschichten, die am Quai d'Orsay über die Genesis der deutsch-marokkanischen Anleihe erzählt wurden, etwa immer von martyrischer Wahrhaftigkeit? Ich denke, wir lassen die Ethik ruhen und halten uns an die Politik. Rouviers kurze Diplomatenconduite ist auch nach der Veröffentlichung des Weißbuches noch ohne auffälli-

gen Fleck; vielleicht nur, weil er unter allen Umständen geschont werden sollte. Dreierlei wird unter Beweis gestellt: Der franko-britische Kolonialvertrag vom achten April 1904 ist dem Deutschen Reich nicht rechtzeitig und nicht offiziell mitgetheilt worden; die Französische Republik wollte die Souverainetätrechte des Sultans Muley Abd ul Aziz schmälern und aus Marokko ein zweites Tunis machen; Frankreichs Gesandter hat sich in Fez auf ein europäisches Mandat berufen. (Rouvier, der diese Vorwürfe ungerecht nannte, mag ungenügend informirt gewesen sein.) Alle drei Beweisthemata sind nicht mehr wichtig und könnten, da beide Parteien sie seit Monaten bis zu völliger Erschöpfung der Hörer beschwatzt haben, als unerheblich abgelehnt werden. Wir spielen hier ja aber nicht Landgericht. Neues Aktenstudium also. Nur: von unbeeideten Zungen ist für die Beweisaufnahme nicht viel zu hoffen.

Der Aprilvertrag. Als 1880, auf Englands Wunsch, das internationale Schiedsgericht in Madrid den marokkanischen Streit schlichten sollte, ließ Bismarck dem Botschafter Saint-Vallier sagen, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, auf der Konferenz jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Als vor acht Jahren wieder an den turko-kretischen Leiden herumkurirt wurde, erklärte die berliner Regirung, Deutschland sei keine Mittelmeermacht und verzichte deshalb auf den Platz im Konsilium. (Marokko hat freilich auch eine atlantische Küste, wurde bisher aber als zur Interessensphäre der Mittelmeermächte gehörig betrachtet.) Als im Juni 1901 Fürst Radolin beim Diplomatenempfang Delcassé fragt, ob Frankreich, wie man lese, ein „Protektorat über Marokko" plane, antwortet der Minister: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt sein soll, daß unsere Republik, als Herrin von Algerien und Tunis, in Marokko eine ganz besondere Stellung hat und behalten muß, dann scheint dieser Thatbestand mir unbestreitbar." Und der Fürst: „Rien de plus juste; tout le monde se rend compte de cette situation." Diese praecedentia judicia werden im Weißbuch nicht angefochten. Im Mai 1903, als der Gouverneur von Algerien eine Strafexpedition gegen einen marokkanischen Bandenführer vorbereitet, meldet Delcassé diese Absicht nur den in England und in Spanien beglaubigten Botschaftern (Italien ist durch Tripolis für die Hingabe seiner marokkanischen Interessen entschädigt worden); nimmt also an, daß solche Meldung nur den Mittelmeermächten gebühre. Im Frühjahr 1904 verhandelt er mit Lansdowne. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wird flink gesagt, Deutschland habe keinen Grund, die geplante entente unfreundlich zu beurtheilen. Die Kaiserliche Regirung fordert nicht Einblick in die Verhandlungen. Radolin

stellt nur eine Frage, die er selbst „vielleicht indiskret“ nennt. Delcassés Erklärungen findet er sehr natürlich und höchst vernünftig. Bihourd wird aufgefordert, dieses Gespräch dem Auswärtigen Amt mitzutheilen, und die Note, die diese Aufforderung enthält, geht am nächsten Tag den Chefs aller großen französischen Missionen zu. In Petersburg, London, Wien, Rom weiß man Bescheid. Drei Wochen danach fragt Delcassé seinen berliner Botschafter, ob er der Aufforderung schon nachgekommen sei. Bihourd erwidert: „Ich fand noch keine passende Gelegenheit; seit mehr als vierzehn Tagen war kein Diplomatenempfang.“ Inzwischen hat der Kanzler im Reichstag über das franko-britische „Kolonialabkommen, dessen Kernpunkt Marokko bildet“, geredet; muß es im Wesentlichen also kennen. Deutschland, sagt er, kann ein schlechtes Verhältniß zwischen England und Frankreich nicht wünschen; solches Verhältniß wäre eine Gefahr für den Weltfrieden. „Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgend einer Macht mißachtet oder verletzt werden könnten.“ Am siebenzehnten April wird die Déclaration in London veröffentlicht; weder Lansdowne noch Delcassé (Beider Verpflichtung ist gleich groß oder gleich gering) läßt sie offiziell in Berlin vorlegen. Wozu? Deutschland hat sich zunächst für die Sache nicht interessirt, dann den wesentlichen Inhalt erfahren, ist keine Mittelmeermacht und in seinen Interessen nicht gefährdet. Bihourd will am Neunzehnten mit Richthofen, den er seit dem März nicht zu sehen bekam, darüber sprechen. Schön, telegraphirt Delcassé; sagen Sie ihm nur, daß Lansdowne und ich nie daran gedacht haben, die vorhandenen Interessen anderer Mächte zu schädigen. Nous pouvons le déclarer sans ambages et d'ailleurs sans nous en excuser, par ce que c'est la vérité et que notre dignité n'en saurait souffrir. Bihourd gehorcht, lobt dem Staatssekretär die korrekte Rede des Kanzlers und schreibt an seinen Minister, die Bedenken deutscher Zeitungen gegen die Befristung der Handelsfreiheit seien ungerechtfertigt, denn die dreißigjährige Frist sei ja nur ein Minimum und könne durch schweigende Uebereinkunft stets verlängert werden; Deutschland habe keinen Grund zur Beschwerde. Der Minister hat gegen diese Auffassung nichts einzuwenden.

Der kleine Theophil Delcassé mag der ärgste Bösewicht sein: in diesem Fall scheint er mir nicht schuldig; so wenig wie Lansdowne. Warum stellte Radolin die indiskrete Frage? Warum sprach Bülow von dem Vertrag wie von einer ihm bekannten unschädlichen Sache? Warum forderte er nicht die Mittheilung des Wortlautes, um sich die Möglichkeit rechtzeitigen Protestes zu wahren? Die Kontrahenten hätten seinen Wunsch ohne Säumen erfüllt und der Handel wäre rasch geregelt gewesen. Denn die Kaiserliche Regirung war

damals (Rußland hatte im Osten erst ein paar Schiffe verloren) noch weit von dem Standpunkt, den sie nachher einnahm. Als die Deutsche Kolonialgesellschaft den Kanzler aufforderte, ehe es zu spät werde, Kompensationen für den nordwestafrikanischen Machtzuwachs Frankreichs zu verlangen, als eine Resolution der Alldeutschen aussprach, Deutschland sei bei den franko-britischen Verhandlungen schmählich übergangen worden, wurde aus offiziösen Blättern unzweideutig abgewinkt. Doch wohl nicht wider Willen der Regirung. Die ernsthafte Presse, schreibt Bihourd, stellt diesen wenig beträchtlichen Manifestationen die wahren Thatsachen gegenüber. In der Wilhelmstraße regt sich nichts. Am siebenten Oktober bringt Bihourd den am sechsten unterzeichneten franko-spanischen accord. Richthofen fragt, wie es mit der Handelsfreiheit stehe. Antwort: Die ist im Aprilvertrag ja verbürgt und daran hat Spaniens Beitritt nichts geändert. Delcassé zeigt Eifer. Deutschland habe sich überzeugt, daß seine Handelsinteressen, wie ers Radolin im März vorausgesagt hatte, durch die neuen Verträge nur gefördert seien, und habe, in dieser Ueberzeugung, die selben Rechte, die es in Marokko hat, jetzt auch in Egypten verlangt. Seit Spanien die Déclaration vom achten April anerkannt hat, ist die Freiheit des internationalen Handels noch besser gesichert. „Sagen Sie Das Herrn von Richthofen mit klaren Worten.“ Der Staatssekretär ist befriedigt und betont, Deutschland sei an den marokkanischen Angelegenheiten nur (exclusivement) wirthschaftlich interessirt. Der franko-spanische Zusatz zum Aprilvertrag ist in Berlin also offiziell „zur Kenntniß genommen“. Nur der Zusatz? Nein; implicite auch der Hauptvertrag selbst. In Paris hat sich inzwischen aber Fürchterliches ereignet. Radolin hat über einen Punkt des (längst veröffentlichten) Vertrages Auskunft erbeten und von Delcassé die Antwort erhalten: „Das Alles finden Sie im Gelbbuch.“ War die Antwort unhöflich, dann durfte der Botschafter sie nicht hinnehmen; hielt sie sich in den Formen des zwischen den beiden Herren üblichen Verkehrs, dann ist sie nicht der Erwähnung werth. Das Beschwerderecht wäre jetzt jedenfalls verjährt. Wir wollen doch, so lange es geht, ernsthaft bleiben.

Vom dreiundzwanzigsten März 1904 bis zum zwölften Februar 1905 konnte Delcassé nicht ahnen, daß ihm auch nur ein Formfehler vorgeworfen werde. Als ers erfährt, ist er bestürzt, erinnert an die besondere Höflichkeit, die er den berliner Herren sieben Jahre lang gezeigt, an die vertraulichen Mittheilungen, die er im März Radolin (außer den Russen nur ihm) gemacht habe, und erklärt sich bereit, jedes trotzdem etwa vorhandene Mißverständniß zu beseitigen. Keine Antwort. Der Kaiser in Tanger. Konferenzvorschlag. Rouvier aux Affaires-Etrangères. Hat der Kleine mit seiner Unterlassung Deutsch-

land beleidigt? Dann hätte Deutschlands Vertreter nicht noch dreizehn Monate intim mit ihm verkehrt, noch im dreizehnten ihm herzlich für Vertrauensbeweise gedankt, comme des procédés que vous m'avez toujours témoignés. Wollte ers beleidigen? Dann hätte er sich nicht so eifrig, trotz Eduards und Cambons Winken, um die Wiederherstellung guter Beziehungen gemüht. Urtheil: Die Unterlassung der offiziellen Anzeige wurde erst inkriminirt, als Bülow, 1905, den 1904 gemachten Fehler einsah und für die neue Aktion einen Vorwand brauchte. Tolerari potest. Nur nicht allzu viel drüber reden.

Zweites impeachment. Die von Frankreich gefährdete Unabhängigkeit Marokkos und seines Sultans. Ich zweifle gar nicht, daß Delcassé den Wunsch hatte, Marokko zu tunifiziren und dem lüderlichen und unzuverlässigen Sultan nur im Harem die Herrschaft zu lassen. Zweifle eben so wenig, daß Bismarck mit vorsichtiger Energie diesen Wunsch genährt hätte. Die Erfüllung würde mindestens eine Milliarde Francs und dreihunderttausend Soldaten kosten, Frankreich ein Menschenalter hindurch in Athem halten und selbst Herrn Chauvin die Kriege gründlich verekeln. Die Franzosen kennen die ungeheure Schwierigkeit eines im Atlasland gegen Berber und Araber zu führenden Krieges und haben sich längst drum mit Geduld gewaffnet. Ihre Stunde kann kommen, ist aber noch nicht nah; und Regirungen, die vom Wohlwollen der Sozialisten abhängen, können solches Unternehmen sicher nicht wagen. Mit der Souverainetät des Sultans war auch vor Theophils Zeit kein Staat zu machen. Nur im Belad el Maghzen hat er einiges Ansehen. Bu Hamara, der Prätendent, brachte ihn mehr als einmal in Angstschweiß. Ein wirklich souverainer Sultan wäre, als Erbe Mohammeds, für Frankreichs algerischen Besitz eine Lebensgefahr. Abd ul Aziz ists nicht. Ist vielen Häuptlingen nur der primus inter pares und wird von manchen offen bekämpft. Ihm fehlt Geld, fehlen Soldaten; die Mittel und die Menschen zur Organisirung des Landes. Und die Eifersucht der Großmächte gestattet keiner, ihm das Fehlende zu liefern. Daß die Konferenz seine Autorität nicht festigen kann, braucht nicht bewiesen zu werden.

Offiziell und in sekreten Noten hat Delcassé hundertmal erklärt, die Unabhängigkeit des Scherifenreiches und seines Oberhauptes solle nicht angetastet werden. (Wers nicht glaubt, lese das Gelbbuch; oder hat Rouvier etwa die Noten des ihm verhaßten Theophil gefälscht?) Auch England bestand darauf und mußte, weil es Frankreich nicht als unbeschränkten Herrn der Mittelmeerenge sehen möchte, darauf bestehen. Schon in dem Kommentar zum Aprilvertrag sagte Lord Lansdowne, Frankreich sei verpflichtet, den Territorialbesitz und die Autorität des Sultans zu achten. Ein paar Citate aus dem Gelb-

buch. Delcassé an Saint-René Taillandier (1901): „Sagen Sie dem Sultan, daß es nur von ihm abhängt, in uns die treusten, für die Integrität seiner Macht sorglichsten Freunde zu haben. Unser Rechtsgefühl und unser Interesse bürgen ihm dafür, daß wir seine Macht nicht zu schmälern versuchen werden.“ 1903: „Wir sind fest entschlossen, uns an den Vertrag von 1845 zu halten und uns auf die zum Schutz unseres Gebietes unentbehrlichen Maßregeln zu beschränken. Nur die Ohnmacht des Maghzen zwingt uns, einen Theil seiner Pflichten auf uns zu nehmen.“ 1904: „Wir wollen das Ansehen des Sultans nicht mindern, sondern mehren.“ Taillandier an den scherifischen Minister: „Frankreich hat das größte Interesse an der Unabhängigkeit und Souverainetät des marokkanischen Reiches, von dessen Gedeihen das Algeriens abhängig ist.“ Antwort des braunen Ministers: „Der Sultan ist von der freundlichen Gesinnung Ihrer Regirung überzeugt und weiß, daß sie ihn in humanem Sinn aufrichtig beräth; er spricht Ihnen den wärmsten Dank für all Ihre erfolgreichen Bemühungen aus.“ Delcassé an Taillandier: „Wir wollen die Macht des Sultans festigen und erweitern.“ 1905: „Der Sultan muß zu der Einsicht kommen, daß Frankreich lebhafter als jeder andere Staat wünschen muß, Marokko unter der anerkannten Autorität seines Monarchen in Frieden gedeihen zu sehen.“ Das Alles wurde nicht für die liebe Oeffentlichkeit geschrieben. Und was bringt das Weißbuch dagegen vor? Thörichte Journalartikel, die nichts, Behauptungen des Sultans, die wenig beweisen. Der Sultan ist in diesem Fall ein so klassischer Zeuge wie ein Witbooi in einem Streit über hottentotische Besitzrechte. Auch was über Taillandiers Forderungen berichtet wird, wiegt federleicht. Erstens können die Berichte übertreiben und zweitens kann der Gesandte, nach alter Händlersitte, viel gefordert haben, um Feilschobjekte in der Hand zu behalten und wenigstens Etwas zu erreichen; solche Schachermachei ist im Orient alltägliche Usance. Was liegt übrigens dran, ob der Agent aufdringlich und frech war? Auf die Haltung der Geschäftsinhaber kommts an; und die war äußerlich durchaus korrekt. Ergebniß: Möglich, daß Taillandier sich überhastete und täppisch wurde; durch den Augenschein oder durch glaubhafte Dokumente ist nichts bewiesen, also non liquet. Mindestens wahrscheinlich, daß die pariser Regirung die rasche Unterjochung Marokkos für unerreichbar hielt; sicher, daß sie bei jeder Gelegenheit erklärte, das Land solle unabhängig, der Herrscher souverain bleiben. Das mußte genügen, selbst wenns verlogenes Heuchlergerede war. Denn die internationale Höflichkeit verbietet Nierenprüfungen und bescheidet sich gern mit jeder als vérité officielle ausgebotenen Lüge; kann sich auch damit bescheiden. Englische Minister und Admirale haben nie an einen Krieg

gegen Deutschland gedacht? Nie; natürlich. Wenn die Kaiserliche Regirung Geld für Schlachtschiffe fordert, kommt ihr, trotz den im Reichstagshaus aufgehängten Tabellen, nie der Gedanke an Englands Flottenmacht? Nie; selbstverständlich. Also war auch Abd ul Aziz niemals von Frankreich bedroht.

Damit ist auch die letzte Beschwerde schon erledigt. Taillandier, Delcassé, Rouvier haben feierlich erklärt und wiederholt, von einem europäischen Mandat sei niemals die Rede gewesen. Daß der Gesandte in Fez eine so dumme, sofort widerlegbare Lüge ausgesprochen habe, ist unwahrscheinlich; möglich aber, daß er in der Hitze des Redegefechtes mit der hinter ihm stehenden Macht ein Bischen renommirt hat. Das geschieht alle Tage; und in Afrika täglich wenigstens zweimal. Er konnte sich für den Vertreter aller Großinteressenten halten und sprach, wenn er Schutz vor Räubereien forderte, wirklich in Europens Namen. Selbst der nicht sehr frankophile spanische Ministerpräsident Montero Rios sagte im August 1905 (Fall Si Buzian) zu Jules Cambon, Frankreich wahre in Marokko jetzt les intérêts de toutes les Puissances. Die pariser Erklärungen konnten dem Sultan und seinen berliner Patronen genügen. Fürst Bülow darf die Worte minder hoch betitelter und verantwortlicher Beamten nicht allzu peinlich wägen. Er selbst hat, am fünfundzwanzigsten Juni 1905, zu Bihourd gesagt: „Der Deutsche Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß proklamirt und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht. (Le prince a appuyé sur ce point).“ Das ist wichtiger und schlimmer als alles Delcassé Angekreidete. Und wird im Weißbuch nicht bestritten.

Les hommes politiques, stöhnte Chateaubriand aus der offenen Gruft, ne sont souvent que des ouvriers en ruines. Diesmal waren sies. Und was hat ihr Mühen nun aus Haufen bröckelnder Trümmer an den Tag gebracht? Selbst den Gläubigen doch nur die Gewißheit, daß die deutschen Geschäftsleiter redlichen Herzens waren. Das vor Zeit und Ewigkeit festgestellt zu sehen, wird ganz sicher die Hauptsorge der Ethiker sein, die sich jetzt in Algesiras versammeln. Oder nicht? Kamen sie nicht nach Spanien, um zu hören, wer einfältig und wer mit allen Salben geschmiert war, sondern, um Machtfragen die einzig jetzt mögliche Antwort zu suchen? Das wäre fatal. Dann fänden sie am Ende gar, das deutsche Weißbuch sei an Sonn- und Feiertagen recht erbaulich zu lesen, sage über das ernsthafte politische Geschäft aber kein brauchbares Wort.

✱

Shylock.

Der Intendant und Schauspieler Ernst von Possart hatte bei seinem Abschied von der münchener Hofbühne seine vielbewunderte und weitgepriesene Paraderolle, den Shylock, gespielt und damit einen Enthusiasmus erregt, der sich nach dem Schluß — wie bei einer Diva — bis zum Ausspannen der Pferde steigerte. Possarts Auffassung des Shylock, dem er im letzten Jahrzehnt mehr und mehr Pathos und Würde verliehen, veranlaßte den ehrlichen Bewunderer Shakespeares, wieder einmal das Original des „Kaufmann von Venedig" in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob denn sein tiefinnerer Widerspruch gegen den großen Mund der Oeffentlichen Meinung auch recht gründlich motivirt sei. Nachdem der ehrliche Freund Shakespeares das Original genau durchgelesen hatte, schlug er zu seiner weiteren Vergewisserung noch den „Shakespeare von Gervinus" auf und fand hier folgenden Satz: „Shylock ist das Gegenbild (zu den edlen Venezianern), das man kaum zu erklären braucht, obwohl freilich in dieser Zeit der Verwilderung von Kunst und Sitte die Gemeinheit und Verrücktheit so weit gehen konnte, aus diesem Auswurf der Menschheit auf der Bühne einen Märtyrer zu machen."

Dieser Satz des berühmten Aesthetikers und unübertroffenen Shakespearekenners aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist allerdings recht hart, aber im Wesentlichen richtig und trifft so ziemlich auch sämmtliche heutigen Shylock-Darsteller von Bedeutung. Die Auffassung Possarts und anderer ersten Schauspieler ist also weder neu noch originell, sondern stammt von einem Größeren, Geistvolleren: von Bogumil Dawison. Nur wagte Dawison, konsequenter zu sein. Er ließ nämlich auf seinen Gastspielreisen den fünften Akt des Schauspiels, das eigentlich ein Lustspiel ist, einfach weg und schloß mit dem Abgang des zum Heroen hinaufgeschraubten Jobbers. Um diese Hinaufschraubung zu ermöglichen, hatte der äußerst raffinirte Bogumil nicht nur in Shylocks Rolle alle Sätze, die seiner gewaltsamen Auffassung widerstrebten, entfernt oder „leicht verbessert": er hatte auch mit der diesem genialen Mimen eigenen Rücksichtlosigkeit in sämmtlichen anderen Rollen nicht nur die entsprechenden Striche gemacht, sondern auch Aenderungen vorgenommen, endlich vermöge seiner Autorität die Mitspielenden veranlaßt oder genöthigt, die shakespearischen Charaktere bei der Darstellung zu fälschen. Die edlen Venezianer mußten zu erbitterten Antisemiten voll strotzender Intoleranz gestempelt werden, damit der gemarterte hebräische Heros um so wirksamer seine Emanzipation-Thesen in die Massen schleudern konnte. Da nun Dawison eine Intensität der ethischen Accente zu Gebote stand wie nach ihm keinem anderen Mimen, so gewann die Dialektik Shylocks in seinem Munde eine Kraft und Wahrheit, daß sogar ein großer Theil der Rezensenten, Alle, die sich nicht die Mühe

nehmen oder die Zeit haben, das Original heranzuziehen und eingehend zu vergleichen, von ihm dupirt wurde. Und wozu? Um neue, eigenartige, starke, groteske schauspielerische Wirkungen zu erzielen. Bogumil war außerdem ein feiner politischer Rechner. Es war die Zeit, da so bedeutende Politiker wie Lasker, Bamberger und Andere an der Spitze der deutschen Parlamente standen, da die völlige Emanzipation der Juden als nothwendige und berechtigte Forderung in das Bewußtsein des deutschen Volkes eingedrungen war. Es war ferner die Zeit, da Shakespeare, mit dem jetzt jeder Gymnasiast vertraut ist, nur einer kleinen Schaar Gebildeter gründlich bekannt war. Heute aber sollten Schauspieler und Rezensenten sich das Meisterwerk des Briten gewissenhafter ansehen; dann würde diese total falsche Auffassung bald aus der Bretterwelt geschafft.

Daß Shakespeare, der größte Meister der Psychologie, seinem Shylock auch echte und rechte Beschwerdegründe gegeben, daß er den Haß der Juden gegen die Christen motivirt hat, ist bei seiner Dichtergröße nicht verwunderlich und jedem Leser sofort sichtbar. Nie aber hat Shakespeare und seine Zeit an eine Judenemanzipation in unserem Sinn gedacht; sein Werk ist eben so wenig wie irgend ein anderes seiner Dramen tendenziös gefärbt: es sind immer nur die menschlichen Charaktere, die er mit größter und schärfster Wahrheit hinstellt, niemals Thesen seiner Zeit. Darum wird er auch nie veralten.

Ich wiederhole: der „Kaufmann von Venedig“ ist ein Lustspiel. Hätte Shakespeare eine Tragoedie aus dem alten Novellenstoff des vierzehnten Jahrhunderts machen wollen, so würde das Stück mit dem Tod Shylocks schließen, statt nach dessen Abgang im vierten Akt noch reine Lustspielszenen zu bringen; der Dichter hätte nicht die Intrigue der Ringe erfunden und die Spannung des fünften Aktes auf die Lösung dieser Intrigue gestellt. Daraus folgt, daß für Shakespeare der Shylock nur eine Episode, freilich eine zu mächtiger Wirkung heraufgewachsene, ist. Es ist also, mild geurtheilt, eine Entstellung Shakespeares, wenn ein Darsteller die Lustspielwirkungen des Stückes auf ein Minimum zu reduziren sucht, wenn er etwa in der Szene mit Tubal, die von dem großen Meister des Humors ganz offenbar auf komische Wirkungen zugespitzt ist, alles Lächerliche der Situation und der Figuren unterdrückt, wenn er mit dem forcirtesten heroischen Pathos die Sätze über die Berechtigung seines Hasses als Tendenzphrasen in das Parterre hineinschreit und sich als Märtyrer aufspielt. Solche mimische Kunststücke sind von der Weisheit und Bescheidenheit Shakespeares durch Weltenweite getrennt.

Richtig ist, daß Antonio, der Königliche Kaufmann, den Shakespeare als den edelsten Menschen zeichnet, Shylock auf dem Rialto, der venezianischen Börse, mißhandelt hat. Warum mißhandelte er ihn aber? Nicht, weil er Jude, sondern, weil er einer der schlimmsten Wucherer ist. Shylock berechnet sich genau, daß ihn Antonio durch sein großmüthiges unentgeltliches Verleihen

von Geldern um eine halbe Million schon geschädigt hat; er haßt ihn, „weil er den Preis der Zinsen herunterbringt“*) Daher sein Grimm gegen ihn. Diesem Grimme mag er oft genug auf dem Rialto Ausdruck gegeben, Antonio ihm dagegen sein wucherisches Verfahren vorgeworfen haben. Aus dem Wortwechsel entspann sich Thätlichkeit; es ist auch heutzutage nicht ungewöhnlich, daß zwei Menschen handgemein werden (sogar, daß Börsianer einander ohrfeigen); wenn die Mißhandlung Shylocks durch Antonio kräftiger und einseitiger war, wenn sie sogar bis zum Anspucken ging, so muß Das der roheren Sitte der Zeit zugeschrieben werden, wohl auch der persönlichen Feigheit Shylocks. Selbst die edelsten Damen der Zeit, wie Porzia doch eine ist, bedienen sich ja seltsamer Ausdrücke; sie sagt, zum Beispiel, zu Nerissa über den neapolitanischen Prinzen als Pferdeliebhaber und Pferdebeschlager: „Ich fürchte sehr, seine gnädige Frau Mutter hat es mit einem Schmied gehalten“. Solche Derbheiten sind in ihrem Mund nicht selten. Die Herabsetzung des Juden hindert aber die edlen Venezianer doch nicht, ihn zu ihren Gelagen einzuladen. Was sagt er nun zu der ersten, ganz freundlich gemeinten Einladung Bassanios, „mit ihm zu speisen“? „Ja, um Schinken zu riechen und von der Behausung zu essen, wo Euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeschwor?“ Für einen Heros ist Das kaum die passende Antwort. Judas Makkabäus hätte anders erwidert. Als er zum zweiten Mal eingeladen wird, sagt Shylock: „Doch ich will gehn aus Haß, auf den Verschwender von Christen zehren!“ Auch seinen Diener Lanzelot, der in seinem Dienst halb verhungert ist und eine solche Behandlung erlitten hat, daß er seinen Herrn den „eingefleischten Teufel“ nennt, schickt er zu Bassanio, „zu Einem, dem er möge den aufgeborgten Beutel leeren helfen!“ Die eigene Tochter sagt: „Dies Haus ist Hölle!“ Sie „schämt sich, des Vaters Kind zu sein.“ Mit welcher Lieblosigkeit muß er dies Kind behandelt haben, das im Grunde naiv und gut ist! Freilich giebt ihr der in ihrem Hause mit aufgewachsene Lanzelot den bedenklichen Trost: „Ihr könnt gewissermaßen hoffen, daß Euer Vater Euch nicht erzeugt hat, daß Ihr nicht des Juden Tochter seid!“ Als Shylock die Flucht seiner Tochter erfährt, stürzt er auf die Straße und schreit nach seinen Dukaten. „Zwei Säcke voll Dukaten, doppelte Dukaten, Juwelen, zwei reiche, köstliche Gesteine!“ Die Tochter ist ihm dabei gleichgiltig. Wenn der Darsteller in dieses Geschrei Schmerz über den Verlust der Tochter legt, fälscht er die Intention Shakespeares: es ist nur der Wucherer und Geizhals, der sein Geld bejammert und deshalb die Polizei auf seine Tochter hetzt. „Ich wollte, meine Tochter läge tot zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren!“ Kann ein Dichter stärker ausdrücken, daß nur der Besitz des Geldes für diese gemeine Seele

*) „And brings down the rate of usance here with us in Venice!“

Werth hat? Was ihn daneben noch bewegt, ist Haß, Bosheit, tückische Schadenfreude. Die Venezianer nennen ihn „einen falschen, unbarmherzigen Hund.“ So zeigt er sich auch. Aber diese Eigenschaften würden auf der Bühne nur abstoßend wirken, wenn sie nicht in einer so typisch hebräischen, stets an die Grenze des Grotesk-Komischen anstreifenden Form sich zeigten. Wer diese Grenze verwischt und den leidenden Juden, den erhabenen Dulder von Unrecht hinzustellen sucht, spekulirt zwar richtig auf die Massen, aber im Kenner erweckt er Unwillen über die Verzerrung der dichterischen Gestalt. Wenn Shakespeare seinen Graziano in der Gerichtsszene den Juden mit dessen eigenen Worten verhöhnen läßt, so hat er damit unzweifelhaft Lustspielwirkungen bezweckt. Der Zuschauer soll über Shylock lachen, nicht mit ihm tragisches Mitleid empfinden. Damit soll freilich nicht gesagt sein, Shylock dürfe zur Possenfigur heruntersinken. Aber ein Mensch, der als seine Absicht ausspricht: „Ich will sein Herz haben, wenn er verfällt, denn wenn er aus Venedig weg ist, so kann ich Handel treiben, wie ich will“, ist kein Verfechter des unterdrückten Judenthumes, sondern ein habgieriger Bösewicht. Als man ihn fragt, warum er Antonio so hasse, erwidert er unter Anderem: „Noch Andre können, wenn die Sackpfeife durch die Nase singt, vor Anreiz den Urin nicht bei sich behalten!“ Spricht daraus nicht eine gemeine Gesinnung? Es genügt eigentlich schon der Satz: „Wer haßt ein Ding und brächt' es nicht gern um?“ Oder die Erwiderung auf Porzias Mahnung: „Nehmt einen Feldscher, daß er nicht verblutet!“ Sie lautet: 's ist nicht in dem Schein!“ Die heutigen Schauspieler pflegen aus dem Abgang Shylocks nach der Gerichtsszene ein Hauptkapital herauszuschlagen. Der tückische Jude wird vom Dogen und von Antonio doch recht nachsichtig behandelt. Nur in einem Punkt steht unser Denken und Empfinden im Gegensatz zu dem der Zeit Shakespeares: da, wo Antonio die Bedingung stellt, „daß er gleich für diese Gunst (Erlaß der Buße) das Christenthum bekenne.“ Was sagt nun aber Shylock zu diesem Verlangen? Auf Porzias Frage „Bist Dus zufrieden?“ erwidert er: „Ich bins zufrieden.“ Ohne ein weiteres Wort fügt er, der vorher so geschickt mit Worten zu streiten verstand, sich und opfert dem Mammon seinen Glauben. Ist Das ein Vertreter seiner Rasse und seines Glaubens? Daß der Schauspieler den schwergetroffenen Geschäftsmann und Juden zeigt, ist berechtigt; daß er aber aus dem Satz „Ich bin nicht wohl, schickt mir die Akte nach und ich will zeichnen“ eine endlose Pantomime erhabensten seelischen Schmerzes, unsäglicher Kränkung persönlicher Würde und fast paralytischen Zustandes macht, ist komoediantische Zuthat. Wir hören im fünften Akt nicht, daß er gestorben oder erkrankt sei, nichts von einer Weigerung, Christ zu werden; Shakespeare läßt den Schreiber einfach mittheilen, daß Shylock die Schenkungakte unterschrieben hat.

Wenn man die beiden parallel laufenden Handlungen des Stückes ver-

gleicht, findet man noch ein anderes Moment, das jede tendenziöse Färbung der Rolle des Shylock von vorn herein ausschließt: in beiden, in der Geschichte von den drei Kästchen wie in dem Vertrag, der das Pfund Fleisch verheißt, handelt sichs um Fabeln. Die Verwandlung des Mädchens Porzia ferner in einen Richter, der vom Dogen, vom Senat, von sämmtlichen Zeugen, vom Angeklagten und vom Kläger glaubhaft befunden, ja, bewundert wird, gehört in das Gebiet des Märchenhaften. So ist auch der ganze fünfte Akt mit seiner zauberhaft schönen italienischen Nacht voll Poesie und voll Harmonie. „Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst, taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken."

Den großen Vorgängern Dawisons fiel es nicht ein, die Figur aus dem shakespearischen „Mittel" (Goethes Ausdruck für milieu!) heraus und damit das ganze Stück aus den Angeln zu heben. Laroche in seiner künstlerischen Einfachheit und Bescheidenheit, Döring in seiner unwandelbaren Treue der Menschendarstellung hätten sich niemals zu einer dichterischen Fälschung herbeigelassen. Von den Neueren hat der geniale Mitterwurzer zuletzt wieder versucht, den Shylock auf die richtige Grundlage zu stellen: er wurde von dem größten Theil der Presse getadelt und blieb mit seiner Auffassung allein. Italiens größter Schauspieler, Novelli, den ich in Rom als Shylock sah, thut dem Stück und der Rolle grausame Gewalt an, aber seine unverwüstliche komische Kraft kann er nicht verleugnen und die Wirkungen, die er hervorbringt, schwanken zwischen hochtragischen und derbkomischen; damit kommt er schließlich dem Original näher als unsere Shylockspieler von heute.

Unverständlich ist mir, wie ein aufgeklärter Vertreter des Judenthumes Genugthuung darüber empfinden kann, daß berechtigte Klagen über die Unterdrückung und Schmähung der Israeliten von Schauspielern benutzt werden, um aus einem gemeinen Wucherer einen Heros und Märtyrer zu machen.

München. Generalintendant a. D. Dr. Julius von Werther.

Ein Menschenkenner.

Ganz leise ging sie auf den Teppichen die Treppe hinauf; noch immer so leise wie beim ersten Mal. An jedem Treppenabsatz hielt sie still, wie damals, mit dem selben Herzklopfen und dem selben Gefühl, das aus Jauchzen und Schmerz gemischt war, einem Gefühl, das sie vorwärtstrieb und zurückriß.

Er hatte zugeschaut, wie zögernd sie ins Haus getreten war. Zum letzten Mal wollte er Alles um sie voll genießen. Er hatte sie schon über die Straße schreiten sehen mit den feinen Füßen, die nur gerade gingen, nie gespannt auswärts, mit ihrer müden, lässigen Grazie, die ihn immer wieder bezauberte, in den Hauch ergreifender Schwermuth wie in einen holden Schleier gehüllt, der sie über

die Erde trug. Nie hatte sie eine unvermittelte Bewegung. Alles an ihr war Harmonie; ein weicher, dämmernder Farbenton darüber, der dem Künstler in ihm wohlthat. Selbst in dem Lächeln, das ihn grüßte, als er ihr die Thür öffnete, lag verhaltene Trauer. Nichts Lautes um sie. Alles so wunderbar gedämpft wie verwehende Klänge.

Er neckte sie schmeichelnd, wie endlos lange sie wieder gebraucht habe, die zwei Treppen zu seiner Wohnung hochzusteigen. Da schmiegte sie sich an ihn wie ein verschämtes Kind; und langsam, unter seinen Küssen erst, wich die Scheu, die er bei jedem Wiedersehen neu zu besiegen hatte.

Er nahm ihr die Hutnadeln aus dem goldenen dicken Flechtenknoten und half ihr den langen, schleppenden Frühlingsmantel ablegen. Sie trug immer weiße Kleider unter ihrem Mantel, wenn sie zu ihm kam. Er hatte ihr gesagt, keine andere Farbe passe zu ihr. Und dabei wußte er, wie weit die erste Jugend hinter ihr lag. Aber er liebte die Reife des kommenden Herbstes auf Frauengesichtern, den rührenden Reiz verblühender Züge, wenn Frühlingsgewand und Frühlingsgefühle diesen rührenden Reiz vertieften und noch ergreifender machten.

Jetzt zog er ihr die langen dänischen Handschuhe von den weißen Fingern, die zart wie Kinderfinger geblieben waren. Dabei sahen seine scharfen Augen sie an. So herrschend waren die Pupillen darin, daß sie immer wieder meinen konnte, die Augen, die sie ansahen, groß, offen und bannend, seien schwarz und nicht blau. Es that weh, als seine Augen die ihren zitternden, flehenden so trafen. Unruhe ergriff sie; eine weiche, stolzlose Schlaffheit, vor der sie sich fürchtete und nach der sie sich doch sehnte, beinahe. Sie beugte sich herunter, bezwungen, in scheuer Scham, und berührte seine braunrothe, kräftige, behaarte Hand, eine Hand, die in nichts den Geistesarbeiter verrieth und die ihr stillhielt ohne Verwundern.

Am Zucken ihrer Lippen wußte er, daß in ihr wach wurde, was er wach wissen wollte, noch ehe er empfand. Ein triumphirendes Vergnügen schuf es ihm, daß dieses Weib, das er in seinen Armen hielt, so eine Andere, eine ganz Andere war als Die, der er sonst, vor Fremden, begegnen konnte. Ein Bild mädchenhafter, unberührter, fast herber Anmuth dort: und er vermochte sie bei sich erschauern zu lassen mit einem Blick, einem Wort.

Er sagte, wenn sie einem Geheiß von ihm zu widerstreben versuchte: „Sei so gut“ (eine leise gezogene Betonung auf dem „sei“) und hatte eine langsame, staunende Kopfbewegung dabei. Sie bebte vor diesem „Sei so gut.“ Der Befehl eines Anderen konnte ihr nicht so zwingend und drohend sein. Er lächelte, wenn ihr weicher Mund in dankbarer Demuth seine häßlichen Hände berührte; mit der heißesten Leidenschaft, wenn er ihr wehgethan.

Er hatte sie gelehrt, jedesmal, wenn sie von ihm ging, ihm zu danken, nicht, um sie für die Zwischenzeit auch mit ihrer Phantasie an sich zu ketten (Das glaubte er nicht nöthig zu haben), nein, nur in dem perversen Wunsch, seine Macht über sie zu erproben, blos kindisch eigensinnig, mit kindischen Worten, die er ihr vorsprach. Er hielt dabei ihr feines Handgelenk fest und hielt ihre erst widerstrebenden Kinderaugen mit seinen herrischen, stahlglänzenden Augen noch fester, bis sie den lieblichen Kopf neigte und ihre bebenden Lippen mit bittendem Ausdruck seine Hand suchten. Würde sie sich dagegen empören, wenigstens einmal den edlen Kopf hochmüthig zurückwerfen, wie sie es vor Anderen thun konnte, dem ehrerbietigsten Gruß

gegenüber? Er hatte darauf gewartet und gewußt, daß er sie trotzdem niederzwingen würde. Sie empörte sich nicht. Sie hatte wohl Thränen der Scham in den Augen, aber nie ein Auflehnen gegen die suggestive Gewalt, die von ihm ausging

Eine bleiche, liebliche Blüthe war sie, wie windverweht hierher in diesen Dunstkreis von bewußter, gewollt raffinirter Sinnenfreude. Sein Eigen war sie, ganz sein Eigen; Niemand hatte je ein Recht an sie gehabt. Das wußte er, auch wenn er sie nie danach gefragt hatte. Er mußte lachen, ein gesundes, klingendes Lachen im Gedanken daran, daß ein Anderer . . . Und wenn er sich heute von ihr trennte, wie er entschlossen war, so würde wohl nie wieder Einer ein Recht an sie gewinnen.

Man mußte schon ein so scharfäugiger, kaltherziger Menschenkenner sein und über so viele selbstsichere, beherrschte, kluge Beobachtungsgabe verfügen wie er, man mußte schon die Reife seiner vierzig Jahre haben und sich das Lebensstudium eines Schriftstellers aus den schlummernden Perversitäten in der Frauennatur gemacht haben, um zu wissen, daß der einzige Weg zu dieser edelstolzen, reinen Ruhe Brutalität sein konnte. Sie war ihm seitdem sklavisch ergeben. Verdorben war sie für jedes normale Verhältniß von Weib zu Mann und von Mann zu Weib. Seltsam. Er verdarb sie eigentlich Alle, ohne es zu wollen.

Er sah ihr zu, von der Chaiselongue her, über sein literarisches Fachblatt hinweg, wie sie im Zimmer mit ihren stillen, frauenhaften Bewegungen, Ordnung schaffend, umherging und mitunter stillstand, in den räthselvollen Augen das verlorene, erstorbene Schauen, das sie manchmal haben konnte. Es war dann, als wäre ihre Seele irgendwo in weiter, toter Ferne.

Sie fühlte seinen Blick, der ihrer „Verträumtheit" galt; da raffte sie sich zusammenschreckend auf und lächelte ihm zu, — ein mühsames Lächeln. Sie steckte die verstreuten Zeitungblätter in die Mappe, schichtete seine Papiere gerade, sammelte auf seinem Schreibtisch mit liebkosenden Händen die abgeschriebenen Bleistifte, die er bei der Arbeit hingeworfen, fegte seine Cigarettenasche herunter und bückte sich unzählige Male nach Allem, was er in seiner rücksichtlosen Art auf den rothen Teppich verstreut hatte. Jetzt rieb sie gar an dem kupfernen Hahn im Eichengetäfel und ließ dann aus dem offenen Munde des Engelskopfes die tiefe kupferne Schüssel davor sich mit kaltem, klarem Wasser füllen. Da mußte sie über ihre Dienstbeflissenheit selber lächeln. So versunken war sie in ihr Thun, daß sie das Summen des hängenden Kessels über dem kleinen Tischchen fast überhört hätte.

Sie saß jetzt still neben ihm auf dem Sofa und sah zu dem Eckchen Himmel hinauf, das ihr hier, mitten in der Stadt, einen Ausschnitt vom Sonnenuntergang zeigte; ein holdes, vom Fenster umrahmtes Bild, rothblühend und glühend auf goldenem Grund. Der goldene Schein stahl sich über den Balkon hinweg auf den Tisch, spiegelte sich in den silbernen Cakes- und Konfektschalen, glitzerte im Kristall der geschliffenen Flaschen und Gläser und ließ die bunten Blumen in den japanischen Tassen blühen und leuchtende Märchen erzählen.

Dämmerung schlich herein. Das glimmende Ende der Cigarette war nun noch ihr einziges Licht. Frühlingsabendstimmung, wie draußen, lag um sie her.

Die Dämmerung griff mit weichen Fingern in die dicken schweren Kelims an den Wänden, verhüllte sie und schlang auch ihre Schleier um die eichenen breiten Möbel. Die standen furchtlos da, als seien sie seit Ewigkeiten hier und für die Ewigkeit erbaut. Rothe Rosen dufteten auf dem Tisch. Man sah sie nicht mehr. Ihre

Pracht und Fülle galt dem Gedenken daran, daß es heute zwei Jahre her war, seit er zum ersten Mal, hier über seine Schwelle, sie wie ein scheues Vögelchen getragen. Zwei Jahre! Diesen Termin hatte er sich von vorn herein als spätesten gesetzt.

Er plante wieder eine Reise nach dem Orient „der Flüchtling, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh." So faustisch bezeichnete er sich gelegentlich selber gern. Er liebte es dann, leicht, in glatt gelösten Fäden, sich loszuwinden von Allem, auch dem Besten, was ihn band und engte. Nur keine störend verknoteten Mahnungen und Erinnerungen! Er wartete auch nie, bis ein Verhältniß, durch Zwang von der einen oder der anderen Seite, seinen naiven Reiz eingebüßt hatte. Er schied, wenn es am Schönsten war. In Schönheit enden nannte ers. Und an dem Tag, an dem es so enden sollte, noch einmal seine tiefsten Zauber spielen lassen und mit Sinnen, die geschärft und gereizt waren vom Bewußtsein des nahenden Abschieds, den köstlichen Trank genießen.

. . . Er hatte noch einmal seine kraftvoll weiche Zärtlichkeit sie überfluthen lassen, den berauschenden, hinreißenden Reiz, der ihn im Werben um Liebe umwob, die ganze Süße seines Gebens. Vergehend lag sie in seinem Arm, sein Geschöpf, sein in dem Zucken jedes Nervs. Und jeder Gedanke in ihr sein. Es wunderte ihn nicht, daß sie nie von der Vergangenheit sprach. Er wußte: sie lebte nur in der Gegenwart, nur in ihm. Welt und Vergangenheit und Zukunft war ihr versunken.

Nun wollte ihn doch Mitleid beinahe überkommen, wie er, auf und niedergehend und die Worte für sie suchend, sie dort, halb hingelehnt, in den türkischen Polstern ruhen sah. Von den aufgehobenen Armen fiel der weiße Chiffon weich und wolkig in Wellen zurück. Die Finger, die keine anderen als seine Ringe mehr trugen, umspannten das Kissen, in das ihr müder Kopf sich gedrückt. Ihr weißes Kleid und ihr weißes Gesicht hoben sich von dem purpurnen Sammet der Kissenumrahmung ab. Der Mond goß sein Licht durch einen Spalt, den die zugezogenen Gobelins an den Fenstern ließen, und verzauberte ihre Gestalt.

Mit dem Glücksgefühl des Aesthetikers trank er das Bild in seine Augen und in seine Seele. Er war ein Meister in der Kunst, Harmonien in sich aufzunehmen. In der Sprache, die er beherrschte und kristallklar köstlich schliff, gab er sie dann der Welt zurück, duftender und klingender und farbenvoller, als sie gewesen

Sie deckte erglühend ihr Gesicht mit den Händen, da sie seinen prüfenden Blick zu fühlen begann, verdeckte es in jäh auflodernder Scham.

Wundervoll verwerthbar! Danach maß er Alles, was ihm begegnete Der Mensch war untergegangen im Künstler, der von allem Anfang an stärker und größer gewesen. Er war und blieb Künstler, im Schaffen nicht nur, auch im Anschauen und Gestalten des Erlebens.

Es war ganz dunkel jetzt. Er zündete auf seinem Schreibtisch die rothscheibige Laterne an, die Fuß und Schaft wie eine Straßenlaterne hatte. An dem runden Schaft lehnte eine bronzene Mädchengestalt. Das ärmliche Tuch war von ihren Schultern geglitten, als sie beide Arme zu dem Lichtschein hob. Der offene Brief in ihren Händen schien zu zittern: so lebensvoll war die Gestalt, so schmerzlich lebensvoll das schmale Gesicht, das las und weinte und nicht glauben wollte, was es las. Ueberraschend vertiefte das Bildchen die Stimmung der Stunde. . . . So! Das würde den rechten Moment geben! Er mußte sie beobachten; nicht nur, um sich Sensation zu schaffen: er wußte, er würde nie wieder ein Modell von

solcher Reinheit und Ausdrucksfähigkeit finden. Und ganz ahnunglos war sie, eingewiegt von tausend betäubenden Zärtlichkeiten, die sie wohl noch beseligend brannten und schmerzten.

Er würde einen köstlichen Typ in ihr gefunden haben. Feiner fühlte sie Freude und Kränkung und tiefer als andere Frauen. Das, was sie sagen und thun würde, mußte zwingend echt und überzeugend sein. Er kostete alle Freude eines Feinschmeckers voraus. Er würde also endlich eine Form, die Form gefunden haben, wie unverdorbene Frauen es aufnehmen, wenn man ihnen brutal und grundlos — als ob es dafür je Gründe gegeben hätte! — Lebewohl sagt. Er wußte: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen."

Und da wollte ihn doch eine unbequeme Scheu überschleichen vor dem vergessenen leisen Lächeln dort, das wie entschlummert um die lieblichen Lippen lag und das vergeblich den trauervollen Ernst ihres weißen Gesichtes zu bekämpfen suchte. Er unterbrach seine Wanderung auf dem Teppich und hielt still. Nicht vor ihr: im Lichtkreis seiner Laterne stand er, an den Schreibtisch gelehnt, beide Arme ausgebreitet und rückwärts darauf gestützt. Und dann sprach er. Seine kraftvolle Gestalt in der schwarzen offenen Sammetjacke mit dem farbigen Seidengürtel darunter war vorgeneigt. Den Kopf mit dem schwarzen dichten Kraushaar, das einzelne Silberfäden noch verschönten, hatte er ihr zugekehrt, angespannt, damit kein Regen, kein Zucken in ihr ihm entgehe. Rother Lampenschein lag über seinem Haar und rother Lampenschein traf seine unedlen Hände, daß sie aussahen, als seien sie in Blut getaucht.

Er sah, wie ihre Augen unter seinen Worten sich weiteten, immer größer, immer starrer, immer blickloser.

„Ich liebe Dich doch, Kind," tröstete er. „Ich werde Dich noch lange lieben. Aber wir wollen aufhören, ehe Das vorüber ist. Ich weiß, daß es eines Tages vorüber sein wird. Und Aufhören dann ist so unästhetisch . . . Keine Szene, Kind! Ein ruhiges, herzliches Auseinandergehen! Du bist zu rein und zu fein für Szenen. Ich will mir Dich nicht entstellen lassen. Wir wollen uns heute in Frieden und Schönheit Lebewohl sagen und uns vor meiner Abreise nicht wiedersehen . . . Laß mir Dein Bild freundlich und heiter. Das erwarte ich. Bettle nicht; nur niedrige Weiber betteln. Du bist ja auch stolz; und bist zu klug, um nicht genau zu wissen, daß es sinnlos wäre. Wenn ich Etwas beschlossen habe, könnte kein Betteln und keine Thräne mich wankend machen. . . . Aber ich habe Dich sehr lieb gehabt. Ich glaube, Du wirst mein lieblichstes Erinnern bleiben."

Sie war schon lange aufgestanden. Kerzengerade stand sie da. Wie irr hatte sie in sein Gesicht gestarrt, bis ihre Augen so weit offen waren, daß jeder Ausdruck darin erstarb. Sie hatte ihn zuerst nicht verstanden und, als sie klarer hörte, noch immer auf ein Wort gehorcht, das ihn endlich lösen würde, den bösen, häßlichen, harten Scherz. Jetzt war Begreifen in ihr und ein jähes Sterben aller Fähigkeit, zu fühlen. Eisesstille und Eiseskälte. Blässe lag über ihrem Gesicht. Der Mond überschien sie mit vollem Strahl und gab ihr das Aussehen einer Nachtwandlerin.

Jetzt, hoffte er, mußte sie auf ihn zustürzen. Er hatte gesehen und erfahren, was er sehen und wissen wollte. Sie würde schreiend zu ihm stürzen. Er wartete darauf. Armes, holdes Ding! So zu Tode getroffen stand sie da.

Er besann sich. Er wollte sie noch einmal halten und hegen für eine Weile und das Ende hinausschieben, auf lange vielleicht. Er breitete schon die Arme aus nach ihr. „Komm!“

Sie hatte sein „Komm!“ nicht gehört, das sie sonst, geflüstert, aus tiefstem Schlafe rief. Traumhaft begann sie, zu sprechen, daß er aufhorchen mußte. Ihr Gesicht blieb unbeweglich, ihre Arme hingen schlaff herunter; etwas Traumhaftes auch lag über ihrem ganzen Wesen. So hatte er die Ophelia einmal spielen gesehen, fiel ihm unvermittelt ein. Ein Aufathmen hob ihre Brust. „Nun kann ich reden! Nun kann ich Dir Alles sagen. Endlich! Ich habe ein Kind gehabt. Ich habe es nie gesehen. Es war tot, ehe es lebte. Und ich schlief so tief, so tief von aller Scham und von allen Thränen! Niemand hat darum gewußt. Nur meine Mutter im Himmel und ich. Und am Morgen von dem Tag, wo auch sie sterben sollte, da hat sie es mir noch einmal leise geschworen: ‚Das Kind ist tot!‘ Weil ichs nie ganz geglaubt habe. Sie hat gesagt: ‚Das Kind ist tot. Es kann nie wissen, daß Du seine Mutter bist.‘ Eigentlich hätte sie doch umgekehrt sagen müssen Aber sie sagte so: ‚Das Kind ist tot. Es kann nie wissen, daß Du seine Mutter bist.‘“

Ein schauernde Angst ergriff ihn. Kalter Schweiß kam auf seine Stirn. Er schüttelte sie.

„Besinne Dich doch. Du bist ja krank. Das sind ja hysterische Phantasien.“ Er goß ihr mit zitternden Händen Wasser ein. „Trinke! Du sprichst ja wie im Wahnsinn. Du bist doch behütet aufgewachsen, behütet, wie nur je ein Mädchen aufgewachsen ist. Erst bei Vater und Mutter“ (er wiederholte es sich selbst) „dann bei der Mutter allein und zuletzt in der Pension, in der Du seit Jahren wohnst, jeden Tag und jede Nacht.“

„Ich muß Alles erzählen. Laß mich. Es thut so gut, reden zu dürfen endlich einmal. Es liegt zum Sprechen bereit in meiner Seele. Es thut so gut; reden zu dürfen.“

Sie machte sich aus seiner Umklammerung los und schaute wieder in den Mondstrahl, als lese sie dort die Worte für ihr Erinnern.

„Ich hatte Alles vergessen, seit ich Dich liebte; fast ganz vergessen. Und früher dachte ich daran alle Tage, alle Tage. Vom Morgen bis zur Nacht und von der Nacht bis zum Morgen. So jung war ich damals; sechzehn Jahre. So jung! Zehn Jahre sind es in diesem Frühling. Da kam Hans in den Ferien aufs Gut. Und Pfingsten wars. Auf dem Wasser fuhren wir immer. So grün war der große Park und der silberne See lag lockend im Abendlicht. Damals lachte ich immer. Ich konnte damals noch lachen. Denke! Jetzt weiß ich gar nicht mehr, wie man lacht; nur manchmal bei Dir hatte ichs wiedergefunden, das Lachen.“

Sie lachte, daß es ihn durchschauerte.

„Auf dem Wasser fuhren wir im Frühlingswind. Und wenn man eine Weile in das rothe sinkende Sonnenlicht gerudert war, da kam ein Gebüsch von lauter lustigem hohem, harten Schilf, mitten auf dem See. Wenn man hindurchfuhr, rauschte es raschelnd auf, als ob es reden wollte und Einen warnen, weil es die Finger blutig schnitt, die hineingriffen. Und das scharfe Schilf, das wir mit der Last des Kahnes niederdrückten, schlug dann wie ein dunkles, drohendes Dach über uns zusammen.

Und er war nicht viel älter als ich; er war neunzehn Jahre. Und als ich

schreiend zur Mutter lief, voll starren Entsetzens, und in langsam erwachendem Verzweifeln meinen Kopf in ihren Schoß versteckte und als ich ihr endlich erzählen konnte, was Hans mir gethan im schwarzen Schilf dort hinten, wo Keiner mich gehört, da ist sie mit mir fortgereist . . . Länger als ein ganzes Jahr sind wir in Italien gewesen. Und dann fuhren wir nicht mehr aufs Gut, nie mehr; dann sind wir gleich hierher in die fremde Stadt gezogen. Ich wußte, daß ich noch einmal im Leben davon sprechen müsse. So ists am Besten; ich sags zu Dir. Denn Hans ist damals gestorben. Ich habe nie gehört, wie und warum, und habe auch nicht geweint um ihn. Nur Mutter hat geweint und sich eingeschlossen mit seinem langen Brief."

Er zweifelte nicht mehr. Unmöglich, länger zu zweifeln. Sie stand da wie ein Bild der unerbittlichen Wahrheit und sie sprach wie unter einem Zwang, dem er glauben mußte, so empört auch Alles in ihm dagegen schrie.

So hatte er sich täuschen lassen! So war er dupirt worden. Beschämung und wilde Wuth war in ihm. Das mußte ihm geschehen, ihm, den seine psychologische Feinfühligkeit noch nie im Stich gelassen! Kein Gefühl für die jammertiefe Tragik, die aus Allem weinte, was sie in abgerissenen Sätzen sprach, mit einer schlichten Selbstverständlichkeit sprach, die erschüttern mußte. Kein Gefühl für die Summe von unsagbarem Leid, das ihr junges, zum Glück bestimmtes Leben zerbrochen hatte.

Eine Wolke zog über den Mond. Da erwachte sie aus ihrer Erstarrung. Sie zog ihren langen Mantel über und bog mechanisch den Hut hinten auf dem Haarknoten herunter, ehe sie die silbernen Nadeln hindurchsteckte. Hoffnunglos traurig, aber mit ihrer alten natürlichen, süßen Stimme sprach sie wieder: „Warum sagst Du nichts? Hast Du kein Wort des Erbarmens für mich? Lehre mich nicht die Erinnerung daran, wie mir damals war, Jahre hindurch! Ich wollte Keinem die Hand geben. Ich konnte die Worte nicht aus den Gedanken verlieren: ‚Die Hände Dir zu reichen, schauerts den Reinen.‘ Laß mich Das nicht wieder meinen," sagte sie mit wehem Lächeln. „Gieb mir noch einmal Deine Hand, Deine liebe Hand. Heute, wo ich Dich verliere, bist Du mein bester Freund geworden."

Und ein Aufschluchzen lang hielt sie seine Finger fest. Ohne Leidenschaft, nur mit treuem, warmem Druck berührte sie seine Hand noch einmal, zum letzten Mal. Sie wurde feucht von ihren fallenden Thränen.

Da riß er sich los, ging mit großen, harten Schritten zu dem Eichengetäfel an der Wand und steckte bis zum Saum seiner Jacke die Hand tief hinein in das kupferne Becken, das noch voll Wasser war. Er spülte hin und her, daß es aufplätscherte, und sah dabei zu ihr hin. Ein Ausdruck von Bosheit und Ekel war in seinem Gesicht.

Da ging ein Erschauern durch ihren Körper. Abwehrend streckte sie beide Arme aus. Ihr Mund war aufgerissen wie zum Schrei. Aber es blieb lautlos still.

Nie vergaß er die verzweifelte Sprache ihrer entsetzten Augen, nie den wimmernden Hauch, der endlich aus ihrem erblaßten, sich langsam und zitternd schließenden Munde kam.

Mit rückgewandtem Gesicht ging sie zur Thür. Ihre Augen ließen ihn nicht.

Noch immer löschte er im Wasser die Spur ihrer Lippen von seiner Hand.

Als er aufsah, war sie gegangen, leise, wie der Mondstrahl ging.

Köpenick. Rose Raunau.

Kaiser und Papst im Lehnsstaat.

Ein arabisches Sprichwort aus der Zeit Mohammeds lautet: „Es giebt nur einen Gott; wenn es zwei gäbe, würden sie gegen einander kämpfen." Der Kampf zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Schwert um die Vorherrschaft im Lehnsstaat war von der Natur gefordert. Trotzdem war auch die doppelte Spitze ein nothwendiger Bestandtheil der lehnsstaatlichen Verfassung. Schon der Karolingerstaat war das Produkt einer Verschmelzung der römischen Kirche mit dem Frankenstaat; und Beide hatten bei diesem Prozeß ihre selbständigen Organisationen bewahrt. Wie konnte es im Lehnsstaat anders sein, der als organische Kulturfortsetzung des Karolingerstaates erwachsen ist? Es wäre für Beide um das elfte Jahrhundert oft leicht gewesen, die andere Spitze ohne große Kraftanstrengung auszuschalten. Sie thaten es nicht. Kaiser und Papst brauchten einander. Die Karolingerkönige haben immer wieder durch das Frankenschwert die persönliche Sicherheit des Papstes verbürgt. Als dann unter dem Kinde Ludwig Deutschland in seine Herzogthümer zu zerfallen drohte und die einzelnen Herzoge eigenmächtig über das Kirchengut verfügten, waren es die deutschen Bischöfe und Aebte, die im Einverständniß mit dem Papst all ihren Einfluß aufboten, um die Großen des Reiches zu einer glücklichen Kaiserwahl zu bewegen. Und als die zügellose städtische Aristokratie Roms mit ihren Günstlingen den päpstlichen Stuhl im zehnten und in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts befleckte, als die großen römischen Adelsgeschlechter der Kreszentier und der Tuskulaner um die päpstliche Würde wie um ein Besitzthum ihrer Familien kämpften, da haben die deutschen Kaiser Otto der Große, Otto II, Otto III und namentlich noch Heinrich III das Papstthum dadurch gerettet, daß sie als römische Patrizier das Ernennungrecht für das römische Bisthum ausübten und die Wahl des Papstes von Rom nach Deutschland verlegten. Trotzdem mußte das dreizehnte Jahrhundert den Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeit und die Alleinherrschaft des Papstes über das christliche Abendland bringen, weil in einer Zeit, in der das Geld sein unheilvolles Regiment angetreten hat, der Kaiser verarmt, der Papst aber durch die Ereignisse der Kreuzzügezeit zum reichsten Herrn der Christenheit geworden war.

Macht und Ansehen der Kaiserkrone hatten mit Karl dem Großen ihren Höhepunkt erreicht und sind seitdem fast ohne Unterbrechung geringer geworden. Den Kaisern Heinrich dem Ersten und Otto dem Großen gehorchte nur ein Theil des ehemaligen Frankenreiches. Das Ostfrankenreich (Ostarihi) am Rhein, Elbe, Main und Donau, dem noch Italien zugefügt war. Die Weltherrschaft des Kaisers war für außerdeutsche Länder ein bloßer Name oder auf kurze Zeit eine bloße Oberlehnsherrlichkeit mit bescheidenen Tributleistungen geblieben. Diese Weltherrschaft war eigentlich nur eine Herrschaft über Italien.

Der Reichthum der deutschen Kaiserkrone bestand aus dem von Pfalzgrafen verwalteten Reichsgrundbesitz und aus dem durch Zölle, Gerichtsgelder, Lehnsabgaben aller Art gebildeten Einkommen, dessen Verwaltung in den vom Kaiser nicht selbst beherrschten Gebieten den Grafen und Herzogen als kaiserlichen Statthaltern überlassen war. Aber schon Heinrich I und Otto I haben erkannt, daß für die kaiserlichen Verwaltungsgebiete der Herzoge und Grafen die große Gefahr bestand, durch die immer häufigere Erblichkeit dieser Aemter der Krone verloren zu gehen.

Otto I begann deshalb, die Herzogthümer mit seinen nächsten Verwandten zu besetzen. Und als das rebellische Verhalten der Söhne und Vettern diese Politik als unrichtig erwies, waren von Otto dem Großen bis auf Heinrich den Vierten die Kaiser bemüht, ihre Macht auf die Schultern der deutschen Kirchenfürsten zu stützen. Ganze Grafschaften und Herzogthümer wurden den deutschen Bischöfen und Aebten als kaiserliches Lehn übertragen. Während unter den letzten Karolingern die Kirchenfürsten sich kaum der Gewaltthätigkeiten der weltlichen Fürsten erwehren konnten, scheinen jetzt die geistlichen Fürstenthümer mit ihrer stetig wachsenden Macht die weltlichen Grafschaften fast zu verschlingen. Für diese Reichslehen in geistlicher Hand war die Erbfolge der Lehnsträger ausgeschlossen. Nach jeder Handänderung fielen diese Herrschaftgebiete wieder an den Kaiser zurück, der sie an seine zuverlässigen Mannen wieder vergeben konnte. Das Kirchengut war Reichsgut geworden. Beim Aufgebot des kaiserlichen Vasallenheeres standen die geistlichen Fürsten nicht nur dem Rang, sondern auch der Truppenstärke nach an erster Stelle. Ein Aufgebotsbrief Ottos des Zweiten vom Jahr 981 fordert die Stellung von 1990 Panzerreitern, wovon 1482 die geistlichen Herren, 508 die weltlichen Vasallen des Reiches stellen sollten. Mancher streitbare Bischof hat inmitten seiner Vasallenreiter in der offenen Feldschlacht den Tod für Kaiser und Reich gefunden.

Trotzdem war auch auf solche Weise das Vermögen der Kaiserkrone nicht ausreichend versichert. Die Vermögensverwaltung der kaiserlichen Krongüter blieb in der naturwirthschaftlichen Organisation stecken. An geordnete Buchführung, die damals das christliche Abendland noch nicht kannte, war nicht zu denken; man hatte das System der naturalen Ueberschußanweisung für die einzelnen Domänen beibehalten. Diese Ueberschüsse wurden durch die Gewohnheit taxirt. Die bei steigenden Preisen der Produkte steigenden Erträge der Güter flossen dem Kaiser nicht zu. Wohl aber wurde aus dem Domänenvorstand oft ein Erbpächter, der dem Kaiser zur Lieferung bestimmter Naturalien verpflichtet schien. Und aus der Erbpacht ist schließlich das Erbeigen geworden. Die Domäne aber war damit der kaiserlichen Vermögensverwaltung entfremdet. Die Einnahmen der Krone aus den Güterkonfiskationen bei rebellischen Vasallen, aus der Erbfolge in das Gut der Erbenlosen und aus den Eroberungen auf slavischem Gebiet waren nur vom zehnten bis ins zwölfte Jahrhundert noch sehr beträchtlich. Aber auch die neuen Grundbesitzerwerbungen wurden dem so leicht Verlust bringenden System der naturalwirthschaftlichen Verwaltung unterstellt. Schon im elften Jahrhundert hören die kaiserlichen Reichsforsteinhegungen auf und werden durch Einhegungen der Territorialherren ersetzt.

Trotzdem bestand die eigentliche ökonomische Schwäche der Kaiserkrone weniger in dem Mangel an Grundbesitz als in dem Mangel an Geldeinnahmen in einer Zeit, in der die Ansprüche an die Hofhaltung immer größer, die Waarenpreise immer höher wurden, die Anforderungen an die „Miethe“ des Königs sich steigerten und der Tag der Geldherrschaft schon dämmerte. Die großen Regalien, die Zölle, das Geleitrecht, die Markt- und Münzhoheit, die jetzt große, beständig steigende Geldbeträge abwerfen konnten, waren leider von Anfang an nur zu willig an die Territorialherren verschleudert worden. Die stets erneuten Versuche, eine allgemeine Reichssteuer einzuführen, sind von Heinrich bis auf Otto den Vierten regelmäßig gescheitert. Nur die Reichsstädte zeigten sich bereit, eine Pauschalsumme,

die mit jeder einzelnen Stadt von Jahr zu Jahr stets besonders vereinbart werden mußte, dem Kaiser zu steuern. Außerdem blieben der Krone die veralteten Servitien der Abteien und Propsteien mit den Ehrengeschenken der Fürsten, das bedenkliche Mittel der Zwangsanleihe und der systematischen Verpfändung von Kirchengut als verschleierter Zwangsanleihe und endlich die längst verhaßten Einnahmen aus dem Verkauf geistlicher Aemter und die Ertheilung von Reichslehen mit den Einkünften aus den für den Kaiser zurückbehaltenen Reichsabteien. Schon der Charakter verschiedener Positionen dieser kaiserlichen Einnahmen bezeugt, daß die Mittel hinter den Anforderungen der großen Kaiseraufgaben weit zurückblieben.

Wahrscheinlich am Meisten hatte unter den ungenügenden Geldeinnahmen des Kaisers die Rechtspflege zu leiden. Seit unter den letzten Karolingern die großen Grundherren die Möglichkeit erkannt hatten, als Territorialherren zur Selbstherrlichkeit zu gelangen, war auch jeder von ihnen bestrebt, seinen Landhunger zu stillen und sein Gebiet auf Kosten seiner Nachbarn zu erweitern. Dadurch hat sich die Rechtslage ausgebildet, die als die Herrschaft des Faustrechtes bezeichnet wird. Wider alles Vermuthen, etwa an einem hohen kirchlichen Feiertag, fiel der böse Nachbar mit seinen Waffenknechten und seinen Gefolgsleuten über den Ahnungslosen her, vernichtete die Ernten, quälte die fremden Grundholden, ließ sie blenden, verstümmeln, töten, zerstörte den Herrnsitz des selbst gewählten Gegners und schaltete nach Belieben über Leben und Tod aller Familienmitglieder. Das ganze Besitzthum wurde dann vom Gegner eingezogen, weil es nach Fehderecht „erworben“ war. Diesen anarchischen Zuständen gegenüber waren die Könige in der Regel machtlos. Um eine auserwählte Truppe unter der Führung von Königsboten regelmäßig das Land durchreisen, das Recht schützen, das Unrecht kränken zu lassen, war nicht Geld genug vorhanden. So blieb es den Grafen, Herzogen, Vögten der geistlichen Herren überlassen, an Ort und Stelle den Königsfrieden zu wahren Aber diese Herren gehörten in der Regel selbst zur Zunft der Raubritter und waren nur zu oft die schlimmsten von allen. Und schließlich waren ja damals die Könige selbst der Meinung, daß Verrath und Meuchelmord durchaus erlaubt seien, wenn es sich um Beseitigung eines unbequemen Gegners handle.

Als der Verkehr zunahm, machte man mit den wohlhabenden Reisenden ein besonderes Geschäft: man zwang sie, sich auf ihrer Straße geleiten zu lassen, und erpreßte dafür eine möglichst hohe Summe. Das Verfahren dieser Erwerbsart wurde aber auch ohne Zögern abgekürzt: man plünderte den Wandersmann einfach aus, nahm ihn gefangen und gab ihn nur gegen entsprechendes Lösegeld wieder frei. Dieser Unsicherheit gegenüber war man fast ganz auf die Selbsthilfe angewiesen, deren Machtmittel durch den Bau befestigter Burgen wesentlich verstärkt wurde. Doch diese Hilfe reichte nur selten aus. Wer nicht selbst eine Burg besaß und für den Fall der Noth doch das Recht erwerben wollte, sich eine Burg öffnen zu lassen, hatte dafür eine angemessene Summe zu zahlen.

Da kam die von den großen Grundherren in ihrem Besitz besonders oft geschädigte französische Geistlichkeit auf den Gedanken, den mangelnden Königsfrieden durch einen „Gottesfrieden“ (Treuga Dei) zu ersetzen. Und damit hat die Rechtsentwickelung in ihrer mittelalterischen Hilflosigkeit einen Weg eingeschlagen, der heute noch den echt zünftigen Staatsmännern als der normale gilt. Man bekannte sich damals zwar zu dem Grundsatz, daß jede Gewaltthat als Unrecht zu verbieten

und zu bestrafen sei. Weil aber überall böse Gewaltthaten verübt wurden, hielt man ein generelles Verbot für zu weitgehend. Man kam deshalb der üblichen Lebensweise weit entgegen und begnügte sich, zu fordern, daß an den Wochentagen, die durch den Tod und die Auferstehung des Erlösers geheiligt sind, also vom Donnerstagabend bis zum Montagmorgen, jede Fehde bei Strafe des Kirchenbannes zu unterbleiben habe. Vier Tage der Woche waren damit dem Faustrecht freigegeben. Diese kirchliche Bewegung begann ungefähr im Jahr 1033. Bald wurden auch die hohen kirchlichen Feiertage in den Gottesfrieden einbezogen. Die dann folgende Kreuzzugsbewegung war auch der allgemeineren Ausbreitung des Gottesfriedens günstig. Friedrich I bestimmte 1187 bei Strafe der Ehrlosigkeit, die Fehde müsse sich wenigstens dadurch von einem gemeinen räuberischen Ueberfall unterscheiden, daß sie drei Tage vorher angesagt worden sei. Die rohe Rauflust der Ritter suchte man seit dem elften Jahrhundert durch die Sitte der Turniere in weniger gefährliche Bahnen zu lenken. Gegen die skandalösen Ausbeutungen des Geleitrechtes richteten sich besondere Reichsbeschlüsse, deren erster von 1201 datirt. Trotzdem blieb natürlich noch genug Unrecht ungesühnt. Die geringe Besserung, die so erreicht wurde, war der Kirche zu danken, deren Initiative da eingegriffen hatte, wo die Schwäche der kaiserlichen Gewalt vor jedem zeitgemäßen Heilversuch zurückgewichen war.

Schon seit im Frankenreich die Grundherren die ersten Kirchen gebaut hatten, war es Sitte geworden, Kirchen- und Klostergründungen nicht nur als eine That zur Ehre Gottes, sondern auch als ein rentables geschäftliches Unternehmen zu betrachten. Der Grundherr durfte die überschüssigen Einnahmen „seiner" Kirchen, Klöster und Bisthümer in die Tasche stecken, die Kirchen, Klöster und Bisthümer benutzen, um seine Familie zu versorgen, oder, wie Kaiser Konrad II, die Erbfolgefrage dadurch lösen, daß er seine sämmtlichen Söhne bis auf zwei, von denen einer kinderlos war, zwang, Kleriker zu werden; von dem nicht zu seiner Familie gehörenden Bewerber um eine Abt- oder Bischofsstelle ließ er sich auch wohl das Amt reichlich bezahlen. Schon seit dem fünften Jahrhundert war es Sitte, nicht den Würdigsten, sondern den Meistbietenden zum Bischof zu weihen. Längst war man auch daran gewöhnt, die Abtswürde besonders reicher Abteien als Grundherr selbst zu behalten oder einem anderen Laien zu übertragen, das feste Einkommen zu beziehen, das Amt aber durch einen mangelhaft besoldeten Vikar verwalten zu lassen. Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern hatte diese Verschmelzung der weltlichen und kirchlichen Dinge dazu geführt, daß die Bischöfe wegen ihrer Ueberhäufung mit Grafen- und Herzogspflichten nicht Zeit genug für die Inspektion ihrer Pfarreien hatten. Als der Reichthum der Kirchen wuchs, tauchte bei der damals zulässigen Priesterehe unter den Verhältnissen des Lehnsstaates noch eine besondere Gefahr auf. Sehr häufig konnte man nämlich erleben, daß die Priestersöhne nicht nur das Erbtheil ihrer Väter erhielten, sondern auch das Kirchengut als ererbt in Anspruch nahmen. Je reicher die Kirchen wurden, desto energischer waren deshalb das Volk wie die Grundherren für ein Verbot der Priesterehe. Wo dagegen, wie im bäuerlichen Friesland, die Kirchen arm blieben, bevorzugten die Kirchengemeinden eben so entschieden verheirathete Priester. All diese Mißstände mußten nur noch härter empfunden werden, seit das Verständniß christlicher Lehrsätze sich über das Land verbreitete. Eine Reformbewegung konnte nicht ausbleiben.

In einer Zeit ohne Druckerpresse und geordnete Registraturen konnte die erste Reaktion nur von einem Menschen ausgehen, der sich klarzumachen versucht hatte, wie diese Verhältnisse am Besten zu ordnen seien, und dann ein Programm entwarf. Solche Urkunden blieben oft lange verborgen, tauchten später auf und wurden als dokumentarische Beweise verwerthet. So sind viele Städtefreiheiten und Reichsprivilegien der verschiedenen Art entstanden; so auch die pseudisidorischen Dekretalien mit der Urkunde über die konstantinische Schenkung.

Die Reformbewegung nahm um das Jahr 910 in dem französischen Kloster Cluny ihren Anfang. Die Cluniacenser führten alle im Kirchenleben herrschenden Uebelstände auf die Oberherrschaft der Welt zurück. Aus diesen weltlichen Fesseln müsse die Kirche befreit werden. Die Anstellung von Geistlichen durch Laien (Laieninvestitur) sollte nach ihrer Auffassung verboten sein; eben so die Vergebung geistlicher Stellen und Pfründen an Laien. Die Besetzung der Bischofs- und Abtsstellen sollte durch freie kanonische Wahl erfolgen. Verboten müsse sein, gegen Geldzahlung kirchliche Weihen zu ertheilen und kirchliche Stellen zu vergeben (Simonie). Das Kirchengut sollte für den weltlichen Arm unantastbar bleiben; denn Kirche wie Kirchengut muß dem Herrn Christus allein gehören. Endlich forderten sie strenge und sittenreine Erziehung und Lebensweise der Kleriker nach den Grundsätzen der Armuth und der Uneigennützigkeit und eben deshalb das Verbot der Priesterehe (Cölibat). Manche Kaiser standen auf dem Boden dieser cluniacensischen Forderungen. Schon Ludwig der Fromme hat dies Streben nach Entweltlichung der Klöster unterstützt und die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche anerkannt. Otto I war ein tief religiöser Mann und in seiner Zeit der Mittelpunkt einer sittlichen Renaissance. Otto III bekannte sich zur asketischen Weltanschauung. Heinrich II hat einige Klöster dadurch entweltlicht, daß er den größeren Theil ihres Grundbesitzes, auf dem weltliche Verpflichtungen ruhten, an Reichsvasallen nach Lehnsrecht vergab. Schon jetzt wurde die Forderung laut, die Kirche zu den wirthschaftlichen Grundsätzen der Armuth zurückzuführen. Und als dagegen die deutschen Bischöfe ihre Stimme erhoben, war der Kaiser mit dem Papst und mit Cluny gegen die deutschen Bischöfe. Konrad II hat die Entweltlichung der Klöster im Sinne Heinrichs des Zweiten weiter geführt. Heinrich III hat in Rom drei Päpste eingesetzt, die der Lehre von Cluny anhingen, und ist in den Reichssynoden mit dem Papst gegen die Simonie und gegen die Priesterehe (Cölibat) aufgetreten.

Da kam 1056 Heinrich IV als sechsjähriger Knabe zur Nachfolge unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Kaiserin Agnes. Wie die Fürsten im Reich, so benutzte auch die päpstliche Partei in Rom diese Gelegenheit, um sich von der kaiserlichen Gewalt möglichst zu emanzipiren. Das kaiserliche Recht, den Papst zu ernennen, wurde außer Kraft gesetzt. Die Kaiserin Agnes war damit einverstanden. Dann wurde 1059 durch päpstliches Dekret der Einfluß des römischen Adels und des Kaisers auf die Papstwahl ganz beseitigt und zum ersten Mal dem Papst eine zweifache Krone verliehen: die untere war die Königskrone von Gottes, die obere die Kaiserkrone von Sankt Peters Gnaden. Die Kaiserin Agnes war nachträglich auch damit einverstanden. Dann wurde die päpstliche Würde einem Mann übertragen, der schon bei fünf Päpsten die weltlichen Geschäfte der Kurie geführt hatte; auch er, Gregor VII, gehörte zur Clunypartei. Das Verbot der Priesterehe, der Simonie und der Laieninvestitur wurde streng durchgeführt und das päpstliche Amt mit hoher Sittenstrenge verwaltet.

Inzwischen hielt der leichtfertige junge Heinrich einen üppigen Hof. Schon unter seinem haushälterischen Vater war die finanzielle Lage des kaiserlichen Hauses so arg, daß man, zum ersten Mal, die Kaiserkrone versetzen mußte, um dringend nöthiges Geld zu bekommen. Heinrich IV. mußte also bald tief verschuldet sein. In seiner Geldnoth half ihm wieder der Verkauf der kirchlichen Aemter und Weihen; er behielt die beiden begüterten Reichsabteien Lorsch und Corvey für sich und verschenkte fast ein Dutzend solcher Reichsabteien an deutsche Bischöfe, die er bei guter Stimmung erhalten wollte. Dazu der Streit Heinrichs mit seiner Gemahlin, mit den deutschen Fürsten, mit den Sachsen: mußte dieser Weg nicht nach Kanossa und Ingelsheim führen?

Schwieriger als jede andere war aber die Beantwortung der nüchternen Frage: Woher nimmt der Kaiser das erforderliche Geld, um wenigstens den drohenden Bankerot zu vermeiden? Das von Heinrich gewählte Mittel, der Verkauf geistlicher Aemter, kaiserlichen Lehen und alles Aehnliche, hatte das seit Beginn der Kreuzzüge lebhaftere religiöse Empfinden der großen Mehrheit gegen sich und mußte schon deshalb als unanwendbar erscheinen. Doch konnte der Kaiser nicht auf sein Recht verzichten, die Bischöfe und Aebte zu ernennen. Seit mehr als hundertfünfzig Jahren hatten die Kaiser mit fleißigen Händen in den geistlichen Fürstenthümern einen gewaltigen Besitz an Reichsgütern angehäuft, die bis dahin ihren Charakter als Reichsgüter beibehalten hatten. Die Krone mußte im Interesse der Selbsterhaltung bestrebt sein, diesen Besitz dem Reich zu bewahren. Im Jahre 1111 schien Papst Paschalis II bereit, im Namen der Kirche diesen gesammten Besitz dem Reich zu überlassen, wenn es zum Entgelt auf die Laieninvestitutur verzichte. Gegen diesen Plan erhob sich aber aus den Kreisen der Geistlichkeit ein Entrüstungsturm. Daß der Papst nun zum Nachgeben bereit war, ist leicht zu verstehen. Das Papstthum schien zunächst nichts dadurch zu verlieren, daß die deutsche Kirche reich blieb. Anders mußte diese Frage von der kaiserlichen Politik beantwortet werden. Die Einziehung des wirthschaftlich von der Kirche gut entwickelten Reichsbesitzes zu Gunsten der Krone hätte bei sorgsamer Verwaltung wahrscheinlich sofort alle finanziellen Nöthe der Kaiser zu beseitigen vermocht. Heinrich II und Konrad II waren ja auf diesem Weg schon ein Stückchen vorangegangen. Doch die geistlichen Fürsten waren schon zu reich und zu mächtig und die Kaiser schon viel zu arm geworden, als daß sie wagen durften, auf solche Weise sich aus allen ökonomischen Verlegenheiten zu befreien. Als die Krone hier nachgab, bereitete sie damit die Umbildung der geistlichen Reichslehn in geistliche reichsunmittelbare Territorien vor. Der Kompromiß, der 1122 durch das Wormser Konkordat zu Stande kam, hat diese Thatsache nur wenig verschleiert. Das uneingeschränkte Kaiserrecht, die Bischöfe und Aebte ein- und abzusetzen, wurde beseitigt und auf die Einführung in die Regalien beschränkt, die, bedeutsam genug, durch die Belehnung mit dem Szepter erfolgte. Wie bald schon sollte vergessen sein, daß diese geistlichen Besitzungen als angesammeltes Reichseigenthum entstanden waren! Alles ist Kirchengut geworden. Und damit war dieser gewaltige Reichthum dem Kaiser verloren und thatsächlich der päpstlichen Macht zugefallen.

Als die Versuche zur Einführung einer allgemeinen Reichssteuer mißlungen waren und auf die Einziehung der Reichsgüter aus Kirchenbesitz verzichtet wurde, konnte das Ansehen der Kaiser nur noch auf einen möglichst großen Privatbesitz

begründet werden. Am Meisten fehlten Geldeinnahmen. Die geldwirthschaftliche Entwickelung war in Italien weiter als in Deutschland gediehen. So wurde denn die kaiserliche Politik auf neue Erwerbungen in Italien gerichtet. Hier wurden zunächst 1118 die Güter der verstorbenen Markgräfin Mathilde erworben. Inzwischen hatte seit dem elften Jahrhundert das Studium des römischen Rechtes in Oberitalien juristische Begriffe und Auffassungen verbreitet, die einem kaiserlichen Eingriff in die Verhältnisse der lombardischen Städte sehr günstig waren. Wo früher die Kaisermacht im Sinn des Heiligen Augustinus aufgefaßt worden war, galt nun die Lehre des römischen Absolutismus aus später Caesarenzeit. Danach waren die Regalien unveräußerliche Bestandtheile der kaiserlichen Hoheitrechte. Für die Finanzpolitik kamen hier namentlich die Zölle und das Münz- und Marktrecht in Betracht. Man hatte berechnet, daß diese Regalien aus den lombardischen Handelsstädten jährlich die für damals sehr hohe Summe von $15^{1}/_{2}$ Millionen Mark dem Kaiser liefern würden. Der Krieg begann und Mailand wurde 1162 von Grund aus zerstört. In dem 1183 zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten geschlossenen Frieden mußte freilich zur größere Hälfte auf diese Einnahmen verzichtet werden. Aber die Macht des Geldes war damals so groß, daß die noch gezahlten Millionen zum wesentlichen Theil das Aufblühen des kaiserlichen Ansehens unter Friedrich Barbarossa bewirken konnten. Der Kaiser aber war deshalb unablässig bemüht, seine italienischen Besitzungen zu erweitern Sein Sohn Heinrich VI. heirathete die Erbin des sizilianischen Normannenreiches. Die Gefangennahme des englischen Königs Richard Löwenherz, der für seine Freilassung dem Kaiser die damals ungeheure Summe von 31 Millionen Mark zahlte, ermöglichte 1194 auch die Eroberung des Königreiches Sizilien. Die Hohenstaufen hatten den Schwerpunkt ihrer finanziellen Kaisermacht nach Italien verlegt.

Aber das deutsche Kaiserthum war damit nicht gerettet. Die aus den lehnsstaatlichen Verhältnissen entnommenen kaiserlichen Beamten kannten die Verhältnisse der aufblühenden oberitalienischen Handelsstaaten nicht und traten höchst ungeschickt auf. Diese Handelsstaaten erfreuten sich seit den Kreuzzügen eines rasch wachsenden Reichthumes. Sie selbst strebten nach der Handelsherrschaft über die Welt des Mittelmeeres. Wie sollten sie sich unter ein kaiserliches Regiment beugen, dessen Lebensfähigkeit wesentlich von ihren Geldsteuerzahlungen abhing? Schnell kam es deshalb zu Zwistigkeiten und Kämpfen, für die den lombardischen Städten unvergleichlich reichere Mittel zur Verfügung standen. Gerade die unmittelbare und fast ständige Nachbarschaft zwischen Kaiser und Papst trug auch zur Verschärfung der persönlichen Gegensätze zwischen ihnen bei, die für die kaiserliche Familie in einer vom Gifthauch des Kapitalismus schon durchwehten Zeit um so gefährlicher wurden, als seit Innozenz dem Dritten das Papstthum der ganzen Christenheit eine Geldsteuer auferlegt hatte. Mit dieser Steuereinnahme verfügte der Papst im letzten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts über sechzehn Millionen Mark jährlich, eine Summe, die sich durch Ablaßpredigten und Schuldaufnahmen noch beträchtlich erhöhen ließ. Das Jahreseinkommen Friedrichs des Zweiten aus dem Königreich Sizilien, dem weitaus werthvollsten Theil seines Besitzes, wird auf nicht ganz anderthalb Millionen Mark angegeben. Konnte es bei einer solchen Vertheilung der materiellen Machtmittel zweifelhaft sein, welcher von beiden Gegnern der völligen Vernichtung preisgegeben war?

Die Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV überboten einander in Schenkungen aus dem Reichsgut. Friedrich II wurde in Deutschland erst anerkannt, als er sich zu Opfern entschlossen hatte, die den Territorialherren, den geistlichen Fürsten und der Kurie Theile der ehemaligen Kaisermacht sicherten. Friedrichs Sohn Konrad IV verpfändete den letzten Rest der Hoheitrechte des Reiches für ein kleines Heer, mit dem er nach Italien zog, um dort mit seinem Bruder Manfred für die Erhaltung des sizilianischen Erbrechtes zu kämpfen. Am neunundzwanzigsten Oktober 1268 fiel auf dem alten Markt in Neapel das Haupt des letzten Sprößlings des schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen unter dem Beil des Henkers. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit brach an. Fast alle Fürsten Adelige und Städte versuchten, „reichsunmittelbar“, also selbständig, zu werden. Dem Ausverkauf des Reichsgrundbesitzes und der Reichshoheiten war der Bankerot der Krone und die Vernichtung der kaiserlichen Familie gefolgt Damit schließt die eigentliche Epoche des Lehnsstaates.

Professor Dr. Gustav Ruhland.

Venezianischer Mittag.

Der Markusplatz ist ganz weiß von glühendem Sonnenschein;
Ich sitze schläfrig und träumend unter den schattigen Lauben;
Die Flaggen schlafen am Mast. Wo mögen nur jetzt die Tauben,
Wo mögen nur jetzt meine lieben gurrenden Tauben sein?

Da kommt ein Tauber wichtig daher; welch ein Ernst in den Mienen!
Fürwahr: wie ein Doge! Er nickt kurz mit dem grauen Kopf;
Die Schleppe fegt übers Pflaster; es bläht sich der stolze Kropf.
Sein Schatten selbst ist noch stolz auf den Herrn: „Ich bitte, nach Ihnen!“

Und da noch ein zweiter Tauber; ein Pfaff! Geschmeidig und glatt,
Schwarz und, oh, wie beweglich! Die Aeuglein, wie glitzernde Tröpfchen,
Zittern nach jedem Korn. Wie rasch schluckt das hagere Kröpfchen:
Pick, pick, pick. Und blitzt zum Dogen: Nach Dir werd' ich satt!

Der wendet das Haupt. Er sieht den hurtigen Pfaffen. Er steht;
Ihn schauert. Prr! fliegt er davon; zum Dogenpalast. Der Pfaffe
Taucht in den Schatten des Markusdoms . . . .
Wie heiß doch die schlaffe
Mittagsgluth um meine träumenden Lider weht!

Prag. Hugo Salus.

Anzeigen.

Zur Kritik der Weiblichkeit. Eugen Diederichs, Jena. 5 Mark.

Niemand kann sich mehr der Einsicht verschließen, daß viele die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Kulturmenschheit bestimmende Anschauungen in einer Umwandlung begriffen sind. Damit erhält auch das Problem der Geschlechtspsychologie ein besonderes Interesse, das sich in die Frage zusammenfassen läßt: „Ist das Weib als Persönlichkeit durch das Geschlecht an eine bestimmt umschriebene Geistigkeit gebunden oder liegt in der weiblichen Psyche die selbe Möglichkeit einer unbeschränkten Differenzirung nach Individualität wie in der männlichen?“ Während der letzten Jahre ist die Diskussion darüber innerhalb der Frauenbewegung beinahe verstummt; man erhofft von den aus neugeschaffenen Verhältnissen zu erwartenden Erfahrungen mehr Beweiskraft als von den apriorischen Behauptungen. Das hindert aber nicht, daß die alten Trugschlüsse, die alten Vorurtheile und vor Allem die alten Generalisationen auch auf dem Gebiete der Literatur noch immer von Hand zu Hand gegeben werden. Deshalb habe ich versucht, das Problem wieder aufzunehmen und von so vielen Gesichtspunkten aus zu betrachten, wie ich irgend gewinnen konnte. Nur die ökonomische Seite der Fragen, die hier zu berücksichtigen sind, habe ich nicht behandelt; denn mir scheint, daß sie schon allzu breit im Vordergrund steht. Mein Bemühen ging dahin, das Geltungsgebiet Dessen zu bestimmen, was man Männlichkeit und Weiblichkeit nennen darf, ohne die Freiheit der individuellen Variabilität zu beschränken. Von der Thatsache ausgehend (die wohl kein unbefangener Beobachter leugnen wird), daß die individuelle Differenzirung in vielen Fällen die generelle aufhebt und daß sich leicht Individuen finden lassen, deren psychische Charaktere mit ihrer Physis in Widerspruch stehen, obwohl sie körperlich intakte Vertreter ihres Geschlechtes sind, habe ich die Geschlechtsdifferenzirung als ein sekundäres Phänomen aufgefaßt und die psychische Disposition, wie sie sich bei der menschlichen Gattung als Begleiterscheinung der Sexualität beobachten läßt, nur als die teleologische Wirkung der Faktoren, die das Individuum in den Dienst der Fortpflanzung stellen. Was man als Männlichkeit und Weiblichkeit im allgemeinsten Sinne zu verstehen hat, ist die Zweckmäßigkeit der psychischen Konstitution für die Leistung des Individuums als Gattungwesens. Diesen Begriff des Teleologischen in der Geschlechtsdifferenzirung muß man festhalten, wenn man sie in ein Verhältniß zur Persönlichkeit setzen will. Denn in dem selben Grad, wie sich das Leben von seinen primitiven Formen entfernt, verändert sich auch die Anpassung des Individuums an seine primitive Geschlechtsbestimmung; und so kann es wohl geschehen, daß unter den Einflüssen der Kultur die Geschlechter ihren ursprünglichen teleologischen Charakter verlieren, ja, daß die Individuen, die mit ihrer individuellen Entwickelung ihre primitive Geschlechtsnatur nicht überschreiten, in ein Mißverhältniß zu den Bedingungen einer höher entwickelten Lebensform gerathen. Die Geschlechtsanpassung also ein Phänomen des niedrigeren Seelenlebens und weder ein Werthmesser noch eine Schranke der Persönlichkeit: dafür glaube ich eine Reihe beachtenswerther Belege beigebracht zu haben. Es ist mir wohl bewußt, daß ich mit dieser Anschauung in einen Gegensatz zu der jetzt dominirenden Auffassung trete, nach der in der spezifischen Weiblichkeit eine der Männlichkeit ebenbürtige Lebens- und Kulturmacht gegeben ist. Ich leugne die Eben-

bürtigkeit von Mann und Weib als Naturwesen nicht; aber ich wollte unter Anderem zeigen, daß die Ausbildung in der Richtung des teleologischen Geschlechtscharakters für das weibliche Geschlecht noch weniger als für das männliche ein wünschenswerthes Ziel sei; und meine Schrift gipfelt in der Darlegung, daß bisher in jeder Kultur die Vorstellungen von Dem, was das höhere Menschenthum ausmacht, über die Schranken des Geschlechtes hinausgewiesen haben. Wenn die lose Aneinanderreihung in Gestalt einzelner Essays (der eine, der von dem Weib als Dame handelt, ist den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht noch in Erinnerung) die systematische Darstellung des Grundgedankens erschwerte, so scheint mir die formale Durchbildung dafür Ersatz zu bieten. Und wenn mir gelungen sein sollte, durch das Wirrsal gegensätzlicher Meinungen und Standpunkte, das auf dem Gebiet der weiblichen Probleme herrscht, auch nur den ersten kleinen Theil eines Weges zur Klarheit gebahnt zu haben, würde ich meine Arbeit für keine vergebliche halten.

Wien. Rosa Mayreder.

Unter dem Rothen Kreuz im russisch-japanischen Krieg. Von Elisabeth von Oettingen. Leipzig, Wilhelm Weicher.

Frau von Oettingen aus Großlichterfelde hat ihren Gemahl, der zum Oberarzt des livländischen Feldlazareths ernannt worden war, als freiwillige Operationschwester auf den Kriegsschauplatz begleitet. Jetzt sind ihre Tagebuch-Aufzeichnungen, die zuerst in der Täglichen Rundschau erschienen, als Buch veröffentlicht worden; und dies bescheidene, mit vielen photographischen Aufnahmen geschmückte Buch verdient, gelesen zu werden. Wenn Frau von Oettingen auch nur wenig vom eigentlichen Kriegsschauplatz erzählen kann (denn natürlich mußten die Sanitätstationen möglichst außerhalb der Angriffslinie bleiben), so giebt doch dieser sachliche, ruhige Bericht einer deutschen Augenzeugin viel deutlichere Vorstellungen von den Verhältnissen im fernen russischen Osten als die vielfach auf Phantasie und Kombination beruhenden Berichte der Zeitungen. Wenn in unserer Zeit irgendwo in weiter Ferne „die Völker auf einander schlagen", so erregt Das den nervös gewordenen Europäer um so heftiger, je weniger er wirklich betheiligt ist. Es regt ihn so sehr auf, daß er aus dem Häuschen kommt. Er nimmt leidenschaftlich Partei, wie bei einem Hahnenkampf; er fanatisirt sich. Bald sieht er die eine Seite ganz weiß, die andere ganz schwarz. Diesmal waren die Russen die kohlpechschwarzen Sündenböcke und die Japaner Engel des Lichtes. Alle Schuld an ihrem Unglück wird den armen Russen aufs Konto geschrieben; die (so billige!) Geringschätzung wächst ins Ungeheure. Da thut es recht wohl, in dem Buch der Frau von Oettingen (das durchweg den Stempel schlichter Wahrhaftigkeit trägt) zur Abwechselung einmal von Vorbereitungen zu lesen, die nicht unterlassen, sondern getroffen wurden, und von umfangreichen Sendungen werthvoller Liebesgaben, die nicht unterschlagen wurden, sondern trotz allen Verkehrsschwierigkeiten ihr fernes Ziel pünktlich erreichten und der Bestimmung gemäß zur Vertheilung gelangten. Von einem Kosaken liest man, der nach der Schlacht von Mukden auf der Tielinger Bank erscheint, während diese eben in fluchtartigem Aufbruch begriffen ist, um ein Bündel mit Geld abzuliefern. Der Beamte glaubt zunächst, es sei eine Einlage, und verweigert wegen des Aufbruchs der Bank die Annahme. „Aber irgendwo muß ich das Geld

doch lassen", sagt der Kosak. Auf die Frage, wie viel es sei, meint er treuherzig: „Anderthalb Millionen Rubel." Nun stellt sich heraus, daß er zu den Kosaken gehörte, die die zweiunddreißig mit Gold beladenenen Karren der flüchtenden Mukdener Bank nach Norden zu geleiten hatten. Beim Heransprengen von Chungusen, (organisirten mandschurischen Räuberhorden) hatte er rasch den gewichtigen Beutel, den er auf „anderthalb Millionen Rubel" schätzte, vom nächsten Karren gerissen und zu dem Heubündel hinter seinem Sattel geschnallt, um Dies wenigstens in Sicherheit zu bringen. Solches geschah nach dem grauenhaften Blutvergießen von Mukden, inmitten wilder allgemeiner Verwirrung. Es giebt eben überall weiße Lämmer Gottes neben den schwarzen Böcken.

Der Engländer sagt: Erfolg ist das beste aller Argumente. Mag sein. Wenn uns ein glänzender Erfolg aber so blendet, daß wir auf beiden Augen blind werden, dann erwachsen für uns jedenfalls keine Erfolge daraus. Die großen Vorgänge, die wir aus der Ferne mit Spannung verfolgen, gelangen zu uns, wie durch einen Scheinwerfer auf die europäische Leinwand projizirt: ungeheuer vergrößert, verblaßt und vergröbert. Alles Farbige verschwindet und alle die so ausdrucksvollen kleinen Züge; darum sind Bücher, wie die Aufzeichnungen der Frau von Oettingen, die den Tag mit seinen Eindrücken festgehalten haben, eine nothwendige Ergänzung. Der letzte Theil des Buches fesselt besonders, denn die tapfere junge Samariterin hat die Schreckenstage von Mukden aus unmittelbarster Nähe mit durchlebt, unter vielfacher Lebensgefahr und unsäglichen Anstrengungen. In diesen Tagen mußte man bei den Lazarethen die Toten auf einander thürmen, weil sie neben einander nicht mehr Raum hatten und weil es an Menschenkräften zum Begraben der Leichen in dem steinhart gefrorenen Erdreich fehlte. Man mußte die Schwerverwundeten in Eis und Schnee unter freiem Himmel lassen, weil in allen Baraken, Zelten, Erdhütten der Lazarethe auch nicht mehr ein verfügbares Fleckchen war. In dieser Zeit gab es keine Pause in der schweren Operation- und Pflege-Arbeit, weder bei Tag noch bei Nacht. Und die aufs Aeußerste angespannten Kräfte reichten doch nicht hin, um allen Gequälten Linderung zu schaffen. Ein Blutvergießen wie das bei Mukden spottet eben aller Maßnahmen des so glänzend vertretenen Rothen Kreuzes. Sicherlich wird Keiner der Betheiligten die Eindrücke jener Tage je vergessen. Im Uebrigen enthält das Buch manches Anziehende über Landschaft und Leute Sibiriens und der Mandschurei.

Frankenberger Kloster bei Goslar. Frieda Freiin von Bülow.

Orientbanken.

Als der posener Oberbürgermeister Witting in die Direktion der Nationalbank für Deutschland eintrat, durfte man annehmen, er werde sich bemühen, das aus der landauschen Zeit noch mit manchen unliebsamen Erinnerungen belastete Institut auf das Niveau einer Großbank zu bringen. Der neue Direktor griff die Sache denn auch mit Eifer und gutem Spürsinn an; die erste größere Transaktion, die man ihm zuschrieb, war, Ende 1904, die Gründung der Orientbank. Eine neue deutsche Bank im Orient, deren Aufgabe sein sollte, die wirthschaftlichen Beziehungen zu den Levanteländern, besonders zu Griechenland, zur Türkei und zu Egypten, zu

fördern: der Plan konnte sich schon sehen lassen. Die Banque Nationale de Grèce verbündete sich zu dieser Gründung dem deutschen Institut, um der „gänzlichen Erstarrung der Geschäftsverbindungen zwischen Deutschland und Griechenland seit dem Staatsbankerot ein Ende zu setzen und um in der Türkei die Bank eines mächtigen Staates zur Seite zu haben.“ Da die edlen Hellenen zwar das Talent besaßen, einen der gründlichsten Staatskonkurse, die je erlebt wurden, zu Stande zu bringen, im Uebrigen aber aus „Nationalstolz“ von ihren Gläubigern, namentlich von den deutschen, nichts wissen wollen, so mußte die griechische Nationalbank sich von der Gründung eines deutschen Institutes in Athen vor der Hellenenschaft gleichsam entschuldigen und ihre Betheilung mit patriotischen Gründen rechtfertigen. Die Orientbank, die mit einem Kapital von 10 Millionen Mark ausgestattet wurde, errichtete Filialen in Konstantinopel, Smyrna, Saloniki, Alexandrien und Kairo, außerdem eine Zweigniederlassung in Hamburg, deren Hauptzweck war, die mit der Deutschen Levante-Linie angeknüpften Beziehungen zu pflegen. Auch dagegen war nichts zu sagen. Hamburg ist der wichtigste Ausgangspunkt für den gesammten deutschen Handel mit der Levante; und die mit der Hamburg-Amerika-Linie eng verbundenen Deutsche Levante-Linie ist die für diesen Verkehr wichtigste Vermittlerin. Daß die Orientbank sich durch Vertrag die Benutzung der mehr als fünfzig Häfen umfassenden Organisation der Levante-Linie zu sichern vermochte, war also kein übler Schachzug. Schon im November 1905, also etwa zehn Monate nach Beginn der eigentlichen Orientbankarbeit, vernahm man aber, der Concern Dresden-Schaaffhausen wolle im Bunde mit der Nationalbank eine neue Orientbank mit dem Hauptsitz in Berlin errichten. Das ist nun wirklich geschehen und hat einiges Staunen erregt. Das neue Institut übernimmt in Konstantinopel und Hamburg die Niederlassungen der Orientbank, richtet Zweiganstalten in Alexandrien und Kairo ein und bereitet außerdem die Bildung von Lokalkomitees in diesen Orten vor.

Für die Aktionäre der Nationalbank wäre zunächst wichtig, zu erfahren, ob die 5 Millionen, mit denen ihr Institut sich an der ersten Orientbank betheiligt hat, vollständig aus dem Unternehmen wieder herausgezogen werden oder ob vielleicht ein Theilbetrag investirt bleibt und ob für den Fall der Rückzahlung die hier unentbehrlichen Garantien geboten sind; bleibt die Nationalbank betheiligt, so muß für eine ausreichende Vertretung der deutschen Interessen im Verwaltungrath der Orientbank gesorgt werden. Aus einem deutsch-griechischen ist ein panhellenisches Unternehmen geworden; da muß etwa betheiligtes deutsches Kapital mit doppelter Vorsicht gehütet werden. Die Personalveränderungen sagen darüber noch nicht genug. Aus dem Aufsichtrath scheiden zwei deutsche Mitglieder; für sie kommt als Ersatz ein Gouverneur der griechischen Nationalbank und der griechische Generalkonsul in München, Herr Löhr, Direktor der Bayerischen Handelsbank, in Betracht, von dem man kaum besonderes Interesse für die Aktionäre der Nationalbank erwarten darf. Einstweilen sieht die Sache wie ein kleines Fiasko der Nationalbank aus, der mit eigenen Mitteln die Eroberung der Orientländer wohl nicht glücken wollte. Offiziell heißt es, die Theilung sei durch Rangstreitigkeiten nöthig geworden. Man habe den griechischen und deutschen Konsortialen völlige Gleichheit zugesichert, doch versprochen, in Geschäftsführung und Verwaltung solle das griechische Element überwiegen. Diese Abmachung erwies sich auf die Dauer als undurchführbar; Herr Witting hatte wohl nicht Lust, Ja und Amen zu Allem zu sagen, was die schlauen

Griechen beschlossen. Er versuchte, allmählich ein deutsches Uebergewicht herzustellen. und kam dabei mit den Athenern in Konflikt. Das war vorauszusehn und deshalb durfte man den Hellenen nicht die Oberhand lassen. Mit der Konkurrenz der griechischen Nationalbank wäre man schließlich wohl auch auf andere Weise fertig geworden: und die Rivalität der Kaiserlich Osmanischen Bank in Konstantinopel wäre durch ausreichendes Kapital stets zu bekämpfen gewesen. Doch das Kapital reichte eben nicht aus und deshalb kam der Rangstreit und der Wunsch des rührigen Concerns Dresden-Schaaffhausen der Nationalbank für Deutschland wohl sehr gelegen. Sie konnte einen ehrenvollen Rückzug antreten und nun, im Bunde mit der an Aktienkapital größten deutschen Bankmacht, abermals auf dem Plan erscheinen, diesmal in Feindesland selbst: in Konstantinopel. Der Orientbank bleiben Hellas und ihre Filialen; die Deutsche Orientbank übernimmt die Türkei, Egypten, Hamburg und die Beziehungen zur Deutschen Levante-Linie. Mit einem Aktienkapital von 16 Millionen und der breiten Basis in Berlin sind die Vorbedingungen des Eroberungzuges jetzt immerhin günstiger; und da Herr Witting zu den Verehrern des Konsuls Gutmann gezählt wird, hat er keinen Grund, die Nothwendigkeit dieses Bündnisses allzu bitter zu empfinden. Wer weiß, ob es bei diesem Sonderbündniß bleibt? Die Herren Gutmann und Witting theilen sich im Aufsichtrath der Deutschen Orientbank jetzt in den Vorsitz, auch bei der Deutsch-Südamerikanischen Bank betheiligt sich das Institut der Herren Stern und Witting, das durch die Uebernahme der Firma Born & Busse der Dresdener Bank ohnehin näher gerückt ist: die Börse witterte bereits das Nahen einer innigeren Gemeinschaft. Allein kann die Nationalbank, die mit ihren 80 Millionen hinter der Kommerz- und Diskontobank rangirt, neben den Riesen doch nicht viel ausrichten. Und Herr Gutmann ist für Bewunderung empfänglich.

An Konkurrenz wirds im Orient nicht fehlen, trotzdem die Großbanken (außer der Dresdener Bank, die immer Appetit hat) sich nach dieser interessanten Gegend nicht gerade sehnen und von vorn herein das philhellenische Unternehmen der Nationalbank mit einiger Ironie betrachteten, die sich ja als ziemlich berechtigt erwiesen hat. Aber was sollen sie machen? Die Vereinigten Staaten und Südamerika sind einstweilen saturirt; also auf nach Kreta und Umgegend. Die Levante, Griechenland und Kleinasien: da ist vielleicht noch Etwas zu holen. An der Spitze marschirt auch hier die Deutsche Bank, die durch die Anatolische Eisenbahn und die Bagdadbahn werthvolle Beziehungen angeknüpft hat. Die Deutsche Palästina-Bank hat es zu nennenswerthen Erfolgen noch nicht gebracht. Deutsches Kapital aber hat an der wirthschaftlichen Hebung des Orients ja wesentlich mitgewirkt; und der Handelsverkehr, der den Bezug von Getreide, Südfrüchten und Baumwolle und die Lieferung von Zucker und Industrieerzeugnissen umfaßt, läßt dem Kapital immerhin Hoffnungen. Mit der Banque Ottomane wäre, wie gesagt, fertig zu werden; die österreichischen Banken aber lassen sich den Orient, den sie für ihre Domäne halten, nicht so leicht rauben. Die wiener Unionbank hat in diesen Tagen mit der Cassa di Sconto e di Risparmio in Alexandrien und Kairo eine Vereinbarung getroffen, die eine ständige Bankverbindung mit Egypten schaffen soll. Die Cassa di Sconto, eine Aktienbank mit einem Kapital von 5 Millionen Francs, pflegt in erster Linie das kommerzielle Bankgeschäft, konkurrirt darin also mit der Deutschen Orientbank. Das Aktienkapital der Cassa di Sconto soll nun sogar verdoppelt werden; die Unionbank übernimmt von den neuen Aktien 3 Millionen, sichert sich

also einen erheblichen Antheil an dem egyptischen Geschäft, das durch den im Pharaonenland üblichen hohen Zinssatz mitteleuropäische Banken wohl zu reizen vermag. Nicht so gefährlich ist die Konkurrenz der Franzosen, denen, namentlich seit den mißglückten Hafenbauten, der Orientale nicht so zuversichtlich vertraut wie den Deutschen. Was die französische Heraklea-Gesellschaft an Hafenbaukunst geleistet hat, vermochte weder der Zeit noch den Wellen zu trotzen. Die von den Franzosen angelegten Häfen erfreuen sich in der Levante überhaupt keiner sonderlichen Beliebtheit. Der Hafen von Saloniki wird von den Schiffen wegen seiner Enge und Kleinheit gemieden; der von Konstantinopel hat, bei aller landschaftlichen Schönheit, nur Mängel; Chios leidet unter den allen türkischen Häfen gemeinsamen hohen Abgaben; in Haidar-Pascha verleiden Chicanen der Polizei und der Zollbehörden den Schiffen das Anlegen und die Verwaltung der Anatolischen Eisenbahn besoldet deshalb in Derindje, dem nächsten Landungplatz, selbst die Polizei- und Zollbeamten und schützt sich dadurch vor Belästigung des Dampferverkehres. Daß sie dieses Privileg für sich durchgesetzt hat, beweist, wie verschieden Deutsche und Franzosen im Orient heutzutage behandelt werden. Die Anatolische hat ihren Hafen und hat zugleich gezeigt, daß der Kampf für die Deutschen da unten nicht aussichtlos ist.

Im Aufsichtrath der neuen Deutschen Orientbank sitzt auch Herr Generaldirektor Kothe von der Deutschen Levante-Linie. Sein Name erinnert an Differenzen, die vor ungefähr drei Jahren in der Verwaltung dieser Gesellschaft entstanden und den Rücktritt von vier Aufsichtrathsmitgliedern bewirkten. Herr Kothe hatte neben der Leitung der Levante-Linie die eines Konkurrenzunternehmens, der Dampfschiffrhederei Union, übernommen. Die Levante-Linie steht in Beziehungen zur Hamburg-Amerika-Linie, der Rhederei Union gehört die Firma Robert M. Sloman & Co. an; und da diese Firma Dampfer für Mittelmeer- und transatlantische Fahrten besitzt, war mit Recht von einer Konkurrenz zu reden. Herr Kothe zeigte sich in dem Inkompatibilitätfall als einen Mann, den weder Skrupel noch Zweifel plagen. Die selbe Eigenschaft bewährte er auch in einem Abkommen, das die Levante-Linie vor allzu schwerer Schädigung durch die neue bremer Atlas-Linie bewahren soll. Der deutschen Schiffahrt ist die wirthschaftliche Erschließung der Levante ja zum großen Theil zu danken; der Levante-Linie hat diese Pionierarbeit einstweilen aber nur kargen Ertrag gebracht. In den vierzehn Jahren ihres Bestehens konnte sie nur fünfmal nennenswerthe Dividenden geben. Wachsende Konkurrenz mit englischen, belgischen, holländischen, griechischen und türkischen Schiffen schmälerte die Einnahmen der Rhederei, die ihren Dampferbestand trotzdem rasch vermehren mußte, um den Anforderungen des Verkehrs genügen zu können. Sie schloß dann einen Syndikatsvertrag mit anderen Rhedereien, deren Schiffe hauptsächlich von Antwerpen aus den Dienst mit der Levante besorgten, konnte aber nicht hindern, daß die Sphinx-Linie, die von einer antwerpener auf eine hamburger Firma überging, ihr scharfe Konkurrenz machte. Man verständigte sich auch da schließlich; aber der hastige Wettbewerb bleibt ein für die Entwickelung des Levanteverkehrs wichtiges Moment. Die Orientbank mit ihrer verkehrten Organisation und ihrem beschränkten Kapital konnte für die Levante-Linie nichts Wesentliches thun. Das wird mit den größeren Mitteln der neuen Bank eher möglich sein; und Herr Kothe wird gewiß alle erreichbaren Hebel in Bewegung setzen. Wenn die neue Bank dem deutschen Orienthandel zu nützen vermag, braucht Geheimrath Witting sich über das Scheitern seines ersten Planes nicht weiter zu grämen; er bleibt ja der Vater der Idee. Ladon.

Theater.

Diese Stadt, sagt der Marquis von Keith, läßt sich gar nicht träumen, was für Bedürfnisse sie hat. Er spricht von München. Da will er, mit dem Geld redlicher Spekulanten, einen Feenpalast bauen, ein Heim für Elitekonzerte und ähnlichen Zauber, und hat so lange geschwatzt, bis der Magistrat erklärt: Dieser Bau befriedigt ein längst gefühltes Bedürfniß. Ists anderswo anders? Auch Berlin läßt sich die Zahl und die Art seiner Bedürfnisse nicht träumen, bis es von Autoritäten darüber aufgeklärt wird. Da werden seit Monaten jetzt, im Kleinen Theater, dessen Saal böcklinische Masken schmücken, zwei Dramen des Herrn Frank Wedekind aufgeführt: „Hidalla" und „Marquis von Keith". Oft aufgeführt; haben also ein ziemlich großes Publikum. Ahnte Berlin je solches Bedürfniß? Diese Dramen bieten nichts von Alledem, was sonst ins Theater lockt; weder eine starke, die Wissensgier spannende Handlung noch Menschen, die der Durchschnittszweifüßler auf den ersten Blick als Seinesgleichen erkennt; nicht viel Buntheit, noch weniger Klarheit. Diese Dramen gefallen auch nicht, werden, wie man mir erzählt, an Sonntagen manchmal sogar recht unfreundlich aufgenommen. Und von zehn Theaterbesuchern wüßte sicher kaum einer zu sagen, was eigentlich „gemeint war", wo er das Hauptthema zu suchen habe und welchen Eindruck er heimtragen sollte. Dennoch gehen die Leute hin. Mich freuts (trotzdem der Erfolg einer Modesuggestion mehr wohl als einem längst gefühlten Bedürfniß zu danken ist); denn eine des Betrachtens werthe Persönlichkeit trat endlich ins hellste Licht.

Vor drei Jahren erzwang sie sich in Berlin zum ersten Mal Gehör; auch im Kleinen Theater, wo damals noch Herr Reinhardt regirte. Ein merkwürdig polyglottes Talent nannte ich 1903 den nur im Zunftkreis Bekannten; eins, dem die lustigsten Bänkelsänge und die wüstesten Melodramenstimmungen gelingen. Er scheint alle Kulturcentren der alten Europa zu kennen, in allen Perversitäten den Kursus durchschmarutzt zu haben, in der höchsten Hochstaplerwelt heimisch zu sein. Nichts von der Kammerdienerehrfurcht, gar nichts von der Moralpredigerwuth, die den deutschen Schriftsteller sonst beim Eintritt in die große Welt anwandeln. Ein respektloser Kerl, der uns das moderne Hofstück schreiben könnte, nicht nur die billige Serenissimusschnurre. Amoralisch; „Das Leben ist eine Rutschbahn": das Schlußwort des Marquis von Keith könnte über seinen sämmtlichen Werken stehen. Unlogisch; was er darstellt, mußte nicht, konnte aber so sein. Deshalb, da wir die unlogischen Tragoedien nun einmal, mit Archer, Melodramen nennen, eigentlich immer, wenn

er Ernst macht, melodramatisch. Und in den Mitteln nie wählerisch; manchmal glaubt man, vor einer amerikanischen show zu sitzen, wo die grasseste Sensation die schlaffen Nervenbündel aufpeitschen soll; vor Barnums Gräuelsammlung. Dann wieder ganz unverzerrte, ungeputzte Natur; und eine Psychologie, der Genieblitze vorwärts leuchten. Auch das Tempo ist amerikanisch. Ein Antipode des umständlich trödelnden Naturalismus, mit dem er doch aufwuchs. Schnell, schnell; nur nicht lange weilen! Eine Leiche? Weiter, ehe sie kalt wird. Eine Familienkatastrophe? Weg, ehe uns der Gestank in die Nase steigt. Was liegt daran? Das Leben ist eine Rutschbahn. Oder ein Tollhaus. Oder ein Brunstrevier, wo Hysterie und Satyriasis sich paaren. Das Einfache, Normale scheint für diesen Dichter nicht vorhanden. Was er aber sieht, sah kein anderes Auge je so. Ein Excentrickünstler. Ein Serpentinedramatiker? Nichts für unschuldige Kinder noch für schlichte Seelen, die von keuscher Heimathkunst und anderen philiströsen Idealen träumen. Auch kein Alltagsfutter, von dem Einer sich nähren kann. Doch wie geschaffen, um müden, überreizten Weltstädtern mit verruchten Künsten die Zeit zu kürzen. Der Regisseur schamloser Bacchanalien, der sich selbst und die ehrenwerthe Festgenossenschaft unbarmherzig höhnt. Dabei ein Dialog, der an Paganinis Hexentanz und moto perpetuo erinnert; und ein heller Theaterinstinkt, der unmöglich Scheinendes möglich macht. Sein „Erdgeist" wirkt nicht der Gottheit lebendiges Kleid. Ein Frauenzimmer, das als Waise in Nachtkaffeehäusern barfuß Streichhölzer verkauft, auf geradem Weg in die niedrigste Ruttenprostitution geräth, entdeckt, gewaschen, parfumirt, möblirt, als Modell benutzt, als Balletstern gezeigt, geheirathet, geschieden, wieder geheirathet wird und mit seinem gemeinen Weibchenreiz Alles an sich zieht, Greise und Kinder, Künstler und Hochstapler, Prinzen und Gauner, Idealisten und Lesbierinnen. Ihre Männchen töten sich oder werden von ihr getötet; ihre Tribaden müssen zusehen und warten, bis sie Zeit hat. Ihren Entdecker und Quälgeist knallt sie selbst nieder, da er sie bedroht, nennt ihn dann den „Einzigen, den ich geliebt", und bietet sich, vor der Leiche, seinem Sohn an: wenn er sie vor dem Schwurgericht bewahrt, kann er „verlangen, was er will." Sie hat nur in einer Münze zahlen gelernt, in der überall giltigen Währung, die hübschen Proletarierinnen leicht vorwärts hilft; und weil sie stets zahlen kann, stets zu zahlen bereit ist, dem Liftboy, dem schmutzigsten Strolch, wenn sie ihn braucht, und weils ihr an Kundschaft nie fehlt, verliert sie nie ganz ihre Ruhe. Heute eine Robe für fünfzehntausend Mark, morgen in Lumpen: einerlei; übermorgen beißt ja wieder ein Goldfisch an. Jeder Liebhaber heißt sie, sieht sie anders; und jeder hielt doch das selbe Lustfleisch im

Arm, hat das selbe Zugpflaster auf der brennenden Stelle. Erdgeist? Der Titel klingt ein Bischen zu tiefsinnig für die bitterböse Mär von der kleinen Babylonierin. Die Fortsetzung trägt den passenderen (und witzigen) Titel „Die Büchse der Pandora". Lulu, die erdgeistliche guenon du pays de Nod, wird von ihrer sapphischen Freundin aus dem Zuchthaus geschmuggelt, flieht mit einem Athleten nach Paris, vermiethet sich dort für Wochen, Tage, Stunden, kuppelt, spielt und läßt spielen, wird von Erpressern denunzirt, flüchtet nach London und endet, als syphilitische Winkelprostituirte, in einer Leichenkammer unter dem Lustmördermesser Jacks des Aufschlitzers, der endlich Adam, endlich an Eva rächt... Das riecht Euch nach den Müllhäufchen der Hintertreppe? Mag sein; doch die zwingende Gewalt der kurzen Visionen, die Lebensfülle dieser Welt tragikomischer, mit unerschütterlich ernsthafter Miene am Marionettendraht gelenkter Figuren, den ungebrochenen Schöpferwillen einer im Engsten froh und frech einherflatternden Phantasie und die Grazie, die mit Priapeien jonglirt: das Alles muß jeder moralinfreie Kenner bewundern. So sprach ich damals; bevor die Märchensatire „So ist das Leben", das Schauspiel „Hidalla oder Sein und Haben" und die Totentanzszenen veröffentlicht waren. Dieser Dichter, sagte ich, blieb lange unbeachtet und wollte sich am Ende als Schlangenmensch, Cakewalktänzer und Feuerfresser Aufmerksamkeit erzwingen. Das gelang ihm. Vielleicht besinnt er sich nun, da er die Wirkung, die Wirkensmacht des aufgeführten Dramas erlebt hat, und findet, daß es der Darstellung würdigere (womit nicht gemeint ist: moralisch würdigere) Gegenstände giebt als Satyriasis und Hysterie, Abenteurerstreiche, Strolchzunftkniffe und Dirnenwirthschaft. Er braucht nicht länger mehr als Artist um Beifall zu buhlen. Kann Künstler sein und die Yankeehumore zum Tempel hinausjagen. Laß sie in die Säue fahren, Herr der Hoffnungen! Der „Erdgeist" war eine Sensation, ein Bauchtanz der tota mulier. Der Erdgeistdichter ist robuster als Alle, die ringsum nach dem selben Kranz langen, und, in seinem Bezirk, nicht ärmer als Oskar Wilde, der, nach parodistischen Schwänken, Herodes und Salome zu schaffen vermochte. Den Deutschen hat nie ein Molière gelebt, der im Possenspiel die dunkelsten Klüfte der Psyche, die tiefsten Schluchten des Massenbewußtseins mit weithin lodernden Feuergarben bestrahlte. Herr Wedekind wird jetzt gehört. Was hat er zu sagen?

„Unter Moral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginären Größen. Die imaginären Größen sind Sollen und Wollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Realität nicht leugnen." (Frühlings Erwachen.) „Es giebt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die etwas

Anderes als Habe und Gut zum Gegenstand hätten. Und glauben Sie nicht, daß sich die Welt hierin ändert. Der Mensch wird abgerichtet oder hingerichtet." „Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte lassen sich nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftordnung machen." „Ich habe mein Leben daran vergeudet, den hohen Erwartungen, die man in mich setzte, gerecht zu werden." „Ein Unglück ist für mich eine günstige Gelegenheit wie jede andere. Unglück kann jeder Esel haben; die Kunst ist, daß man es richtig auszubeuten versteht." „Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?" „Auf die Frage, ob ich Gott liebe, habe ich alle bestehenden Religionen geprüft und fand nirgends einen Unterschied zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu sich selbst. Die Liebe zu Gott ist überall immer nur eine summarische, symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person." „Das einzig richtige Mittel, seine Mitmenschen auszunützen, besteht darin, daß man sie bei ihren guten Seiten nimmt. Darin liegt die Kunst, geliebt zu werden, die Kunst, Recht zu behalten." „Das Leben ist eine Rutschbahn." (Marquis von Keith.) „Der Durst nach Schönheit ist ein nicht minder göttliches Gesetz in uns als der Trieb zur Bekämpfung der Erdenqual." „Sind meine Gedanken unrichtig, dann beseitigt mich die Welt in ihrer Unerbittlichkeit, ohne sich nach mir umzusehen. Nimmt aber die Menschheit meine Gedanken auf, dann gebührt der Menschheit das Verdienst, nicht mir." „Ich wollte die Menschen verleiten, Erntefeste zu feiern, ohne daß Ernten eingebracht waren; ich wollte sie verleiten, Richtfeste zu feiern, ohne daß Häuser gebaut waren." Der nächste Freiheitkampf der Menschheit wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein." (Hidalla.) „Der Sinnengenuß ist der Lichtstrahl, die Himmelsblume, weil er das einzige ungetrübte Glück, die einzige reine Freude ist, die das Erdendasein uns bietet." „Was thue ich noch auf der Welt, wenn auch der Sinnengenuß nichts als höllische Menschenschinderei, nichts als fanatische Menschenschlächterei ist, wie das ganze übrige Erdendasein?" (Totentanz.) Das ist Einiges von Dem, was er zu sagen hat.

Er sagts nicht immer gut (auch in den citirten Sätzen mußte ich kleine Flüchtigkeitspuren tilgen); die Sprache war schon in „Hiadalla" die partie honteuse und ist in den Totentanzszenen (die ich überhaupt, mit ihrem durch die Apagoge reifen Menschenverstandes leicht zu bändigenden Knabentrotz wider die „sittliche Weltordnung", nicht gern im Werk des Erwachsenen sehe) bis ins bewußt Abstruse verwildert. Aber er hat Etwas zu sagen; und die an einzelnen Aphorismen bewährte Stilkunst beweist, daß ers, wenn er den Fleiß nicht so innig haßte, eben so gut sagen könnte wie irgend ein Moralist seit den

Tagen Labruyères, der den Schreibern einschärfte: Ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamants et les perles. Herr Wedekind findet oft, fast zu oft Diamanten und Perlen, müht sich aber selten, sie zu schleifen, zu reinigen, und vertheilt sie dann aufs Gerathewohl unter seine Geschöpfe. Ohne zu besinnen, ob das Kleinod den Beschenkten auch kleiden werde; ohne, wie der Dramatiker doch müßte, zu fragen, ob diese Worte im Munde dieses Menschen auch möglich seien. Will er denn Menschen zeigen? Nebenbei vielleicht; das Wichtigste ists ihm nicht. Nachschaffen, nachstümpern, was auf jeder Straße, in Schänke, Kontor, Ballsaal besser zu sehen ist: wozu? Manchmal ists, als hörte man Gespenster plaudern. Erlebnisse und Visionen ausplaudern. Jedes für sich. Ohne Gehör zu fordern und zu finden. Eins redet am Ohr des anderen vorüber. Diese Spukgestalten verstehen einander fast nie; und tagt das Verständniß, dann heult die Glocke Mitternacht und ruft die Schemen ins kalte Bett. Dann stirbt, im Hofnarrenkittel, König Nicolo, den der Schweißfuß eines Metzgermeisters vom Thron gestoßen hat. Prügelt ein Metzgerknecht den Gründer der Feenpalastgesellschaft aus der Marquiswürde heraus und zwingt den Hochstapler, nach der Polizei zu rufen. Dann erhenkt sich Karl Hetmann, den, als er sein großes moralphilosophisches Werk „Hidalla oder die Moral der Schönheit" fertig hatte, ein Cirkusdirektor gegen hohen Sold als Dummen August miethen wollte. Auf der Rutschbahn ausgeglitten; den Hals oder auch nur ein Bein gebrochen. Sie müssen von vorn anfangen oder für immer aufhören. Gerade, als sie hoffen durften, mit der Weisheit Enttäuschter Verständniß zu finden. Eine unheimliche Gesellschaft.

Nicht immer wars so. Als ich die Kindertragoedie „Frühlings Erwachen" las, mußte ich an den Mimus der Griechen, Sizilier und Römer denken, an die dialogischen Volksspiele, in denen Männer und Frauen ohne Maske, Kothurn oder Soccus auftraten, die archimima und der parasitus, und Schnurren und Zoten aus der dem Blick sonst verhüllten Tiefe vortrugen. Da durfte nach Lust und Laune improvisirt werden und selbst das Frechste war nicht verpönt. Herondas, dessen in einem Papyrus erhaltene choliambische Mimen der münchener Professor Crusius übersetzt hat, war noch ziemlich zahm. Was man heute die Pointe nennt, fehlt seinen Geschichten. Eine Mutter läßt ihren ungerathenen Jungen vom Lehrer prügeln und fordert, als der arme Bengel schon braun und blau geschlagen ist, noch mehr Hiebe. „Das wird ihm gut thun." Eine Eifersüchtige hat das selbe Heilmittel einem sexuell untreuen Sklaven zugedacht, begnadigt ihn aber, weil eins ihrer Lustmädchen sie darum bittet. Der Bordellbesitzer Battaros führt vor Gericht seine Sache

gegen einen Fremdling, der ins Freudenhaus einbrach und ein weibliches Werth-objekt wegschleppen wollte. Und so weiter. Außer dem Frauenfleischhändler (den Herr Wedekind, wohl nur pour épater le bourgeois, in den Totentanz-szenen als einen Weltbeglücker verherrlicht), dem ungemein würdevollen leno, kommen Huren, Tribaden, Kupplerinnen auf die Bühne und reden so unhold, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Alles geht aber ganz schlicht zu, ganz einfach. Niemand wundert sich über die Schmutzhäufung, Niemand wühlt gierig in dem Kehricht. Weder Ekel noch Mitleid regt sich. Wie in einer Welt, die das Schamgefühl noch nicht kennt, noch diesseits von Gut und Böse ist, den Kruzifixus noch nicht erblickt hat. Drum lächeln wir sanft und entsetzen uns nicht, wie bei manchem Dirnengespräch des Aretiners, staunen nicht einmal, wie etwa über Poggios „Facetien", die Herr Dr. Semerau jetzt übersetzt, kommentirt und (nicht für den Buchhandel) veröffentlicht hat. Wir athmen hellenische Luft und wundern uns höchstens über die gehaltene Ruhe dieses nervenlosen Realismus. Ihr Alle wißt längst ja, daß so das Leben ist, spricht Herondas; warum also nicht drüber reden? Hinter Golgatha mußte die Tonart anders werden; da erst konnte der Mimus Wedekinds entstehen. Die Kindertragoedie ist ein Bündel von Dialogen, ganz genialisch starken und schwächeren. Manchmal sinds auch drei, vier Sprecher. Kinder und Eltern. Knaben und Lehrer. Pubertätwehen. Buben und Mädchen im Heuschober. Am Schluß schwatzt der Teufel, der als „vermummter Herr" auftritt, dem Tod eine Jünglingsseele ab. Das Ganze ist ohne Architektur; nicht so witzig, doch viel stärker, tiefer, künstlerischer als Schnitzlers „Reigen"; und weist seinen Schöpfer in die vorderste Reihe der Lebenden. Dann kam die Lulu-Zeit, „Fürstin Russalka", „Mine-Haha", Gedichte, Skizzen, Chansons. Die Welt als Cirkus, dachte ich. Warum nicht? Das Ueberraschende macht Glück. Die Schmeichelei erschöpft sich auch vor dem Thron der Menschheit. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Nichts Spirituelles also; nichts, was auch von Weitem nur an die Krone der Schöpfung erinnert. Dressirte Thierchen, die das ganze Cirkusprogramm, das alte, wie Geburt und Tod unveränderliche, durchmachen. Jockeysprung aufs ungesattelte Pferd. Mit den Füßen am Trapez hängen und den Partner im Flug auffangen. Kleiderwechsel auf galopirendem Gaul. Durch den Seidenpapierreifen. Eine Kanonenkugel auf dem Bauch tanzen lassen. Der Kautschukmann. Das melancholische Schwein mit der Mundharmonika. Das ganze Gabelthierreich in Aktion. Und der Herr Direktor führt selbst die merkwürdigsten Exemplare vor, erklärt ihre besondere Wesensart, leuchtet mit eigener Hand ihnen unter

das Schnäuzchen oder die Nasenspitze. Ist selbst dann wohl auch der archimimus, der den stupidus foppt, den parasitus dem Gelächter preisgiebt; und rechnet sich mit Stolz zum verrufenen Volk. Das konnte gefallen; mußte eigentlich. Weil es neu war, „mal was ganz Anderes", und dem Geschlechtlichen weiten Raum ließ. Animalisch, also amoralisch. Seltsam nur ein fast kirchenväterlich grimmer Weiberhaß; eine gar nicht ins Cirkusprogramm passende Wuth gegen die lüsterne Menschenverderberin. Das war, nach Nietzsche und Strindberg, ja aber auch in der Mode. Und dieser Hasser hatte, wie Herondas, die Scham nie gelernt. Eva, zwischen zwei Clowns, nackt am Pranger.

Jetzt thront sie in der Glorie. Die Kindertragoedie war dem „vermummten Herrn", die im Bordell spielenden Totentanzszenen sind „meiner Braut in innigster Liebe" gewidmet. Vom Cirkus durchs Lupanarium in die Brautkammer: mir fehlt der Kurvimeter für diese Wegkrümmung. Fehlt leider auch der Sinn für die These, die der Bräutigam mit ungeheurem Ernst (priesterlichem, wollte ich schreiben, doch das Wort paßt nicht hierher) verficht. Die hohe Schätzung der Jungfräulichkeit dünkt ihn unsittlich, die meretrix, die den Stallburschen feile lupa selbst, weil sie Wonnen gewährt, nützlicher und deshalb höher zu schätzen als das Jüngferchen, das dem Mann ängstlich den keuschen Schoß versagt. Darüber ließe sich Manches reden. Das Thema reicht bis an die Grundmauer des Gesellschaftbaues; und tiefer hinab. Bis in Urmenschliches; und vielleicht noch tiefer. Von der Familie (den Kindern besonders), vom Staat, von sozialen und politischen Nothwendigkeiten wäre da am Ende auch ein Wörtchen zu sprechen. Aus dem Mund eines Vierzigers muß diese wedekindliche Weisheit überraschen. Nur die mit dem Wort schnell fertige Jugend verklettert sich sonst auf solche Tiraden. In London, sagt der Marquis von Keith, macht man mit Sozialdemokratie und Anarchismus keinen Effekt mehr. Wollen wir rückständiger sein als der shopkeeper und Stapelartikel für nagelneu nehmen? Wir erleben den Tag nicht, der die Mädchengymnasien durch Hetairenschulen ersetzt, die Kirchen in Porneia umgewandelt sieht; unsere Enkel auch nicht: also mag die Frage neben anderen hochnothpeinlichen ruhen. Zu verzeichnen ist nur, daß die Frau bei unserem Poeten in Gunst gekommen ist; wenns mit rechten Dingen zugeht, bittet er auf den Knien der Lustspenderin Lulu allen Unglimpf ab. Zu verzeichnen ist aber auch, daß er auf seine Weise moralisch geworden ist, ein Moralprediger sogar; denn auch die „Moral der Schönheit" ist eine. Thesen, Moral: die Lieder von der gemordeten Tante und dem Liebchen sans culotte klangen anders. Nun gilts, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Wirklich? Noch hoffe ich, daß es so ernst nicht

gemeint ist. Eine Marotte, die, statt der alten Schellenkappe, für ein Weilchen aufs Haupt gestülpt ward. Auch als ein Rückfall in gewisse Romantikerstimmungen ließe sichs deuten; in Stimmungen, die noch den Slavenapostel Dostojewskij und den soignirten Fastenprediger Dumas übermannten. Zorniger Aufschrei gegen die ewig Korrekten, die im Warmen sitzen. Künstler und Dirne: zwei Ausgestoßene, die sich verbünden. Ziemlich altmodisch; denn die Künstler leben heutzutage als Bourgeois unter Bourgeois und die Prostituirten haben Etwas in der Gemeindesparkasse, sind gute Hausmütter und finden meist noch sur le retour achtbare Ehegefährten. Herr Wedekind aber fühlt sich noch als Ausgestoßenen; herbei drum, Ihr, ohne Stola und Falbel!

Er sieht vierschrötig aus. Auf dem kurzen Rumpf sitzt ein sehr großer Kopf. Der Kopf eines späten, von wildem Leben mitgenommenen Caesaren; oder eines heimlosen Mimen, der viel Ekel schlucken mußte. Einen Zwergriesen nennt Wedekind seinen Hetmann; Sitzriesen nennt der Berliner Leute, die sitzend größer scheinen, als sie sind. Er sieht stämmig aus. In dem ernsten, fast immer düsteren Gesicht vibriren die breiten Nasenflügel aber bei jedem Wort, schon bei der Vorbereitung des Wortes; nie sah ich so ausdrucksvolle Nasenflügel. Der vierschrötig Scheinende ist sicher höchst sensitiv. An langen Armen derbe Fäuste; und eine Epidermis wie aus Spinnengewebe. Der mag im Erleben arg gelitten haben; und erlebt hat er wohl genug. Viele Länder, viele Lebenskreise sah er; kreolische Tänze und Würfelspiel in Spelunken; Schwindelgründungen und Brunstkämpfe ums Weibchen; auch hinter dem Gitterfenster saß er (weil man ihn der Majestätbeleidigung schuldig gefunden hatte). In seinen letzten Dramen wars oft, als schriee er nach Verständniß; brüllte und schluchzte: Nehmt mich endlich ernst, laßt mich nicht länger den Narren spielen! Aus der Kappe des Königs Nicolo glaubte ich den Ruf zu hören: „Ich habe zwar nicht die Königsgrimasse, die Euren Brettermajestäten heute das Herrschaftrecht über die Vielzuvielen sichert, und bin auch sonst ein wilder, verbuhlter, allzu bunt getigerter Knabe, zum Größten berufen und halb doch nur fertig gemacht; aber aus feinerem Stoff als die Schlächtermeister, vor denen Ihr kniet, weil sie feist und plump, also würdig sind; und so ist Eure Welt eingerichtet, daß der Empfänger eines kleinen Genievermächtnisses den thronenden Metzgern Späße vormachen, bezahlte Wahrheiten auftischen muß.“ Dieser Nicolo hatte mancherlei Talente; doch kein zulängliches. Er konnte reden, nicht überreden, auf der Laute klimpern, doch keine starke, nie vorher gesungene Weise haschen, zuschneiden, nicht nähen; und ward, wenn er als Tragoede die Seelen erschüttern wollte, als Perle aller Possenreißer ge-

priesen. Aus Hetmanns Munde, des häßlichen, verkrüppelten Schönheitsuchers, klingt der Ruf noch schriller. Hört Ihr ihn? „Mich stieß die Gesellschaft einst als unbrauchbar aus ihren Kreisen. Ich ging nicht zu Grunde; kam zurück und bot ihr wieder meine Dienste an. Die Gesellschaft stieß mich wieder als unbrauchbar hinaus.“ Unbrauchbar, ausgestoßen. Als König und als Schneider, als Sänger und als Religionstifter unzulänglich; nur als Narr und Cirkusclown zu verwenden. Klagt da wirklich nur der verkannte Literat, der in das ihm gebührende Fach möchte, der Tragoede, der Possen reißen soll? Nein. Da entblößt ein Mensch die Scham, zerkrallt sich einer die Brust, der wirken möchte, nicht um Bewunderung buhlen. Der die Stille um sich nicht erträgt und den Applaus auch nicht sättigt. Dem das Dichten nicht mehr ist als dem alten Ibsen, dem Schöpfer Hildes, Borkmans, Rubels. Der irgendwo mitarbeiten und seines Lebens Spur in der Menschenwelt lassen möchte. In seinen Hochstaplern sogar regt sich dieser Drang. Keith, „die Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb“, der Glücksritter, dem immer gerade der eine unentbehrliche Dollar fehlt und „Alles an den letzten drei Tagen scheitert“, sehnt sich nach der That mehr als nach dem Glanz, läßt sich drum, mit all seiner Gaunerschlauheit, stets von plumperen Betrügern ausplündern und ist nicht lächerlich, sondern beinahe erhaben, wenn er, nach tausend Schwindeleien, mit Heilandsmiene stöhnt: „Unrecht leiden ist besser als Unrecht thun!“ Warum stieß man ihn aus? Gab ihm keinen einzigen von all den freien oder schlecht besetzten Arbeitplätzen? Verbannte ihn ins Reich der Phantasie, wo er nur ein Dichter werden oder, wenns auch dazu nicht langte, Truggeschäfte aushecken konnte? War er und war sein ernsthafterer Vetter Karl Hetmann in der Oekonomie dieser Welt nicht zu verwerthen, dann hole der Teufel den ganzen Plunder!

Herr Wedekind wäre vielleicht ein Finanzagent ersten Ranges geworden; vielleicht sogar ein großer Bankdirektor. Er hat Sinn für Geschäfte. (Verkennt nur die Dimensionen völlig; Keiths armsälige Gründung, eine Million Aktienkapital, zwanzigtausend Mark Gehalt für den Direktor, scheint ihm eine Riesensache.) Seine Transaktionen haben, auch wenn alle Einzelheiten falsch sind, den richtigen Stil. Dieser Visionär ahnt doch, wie es in den Hirnen der Menschen aussieht, die große Summen in Bewegung setzen. Er könnte das Lebensdrama Strousbergs schreiben, des Mannes, der zu früh kam und, als Sünder, hart gestraft wurde, weil er schlechte Geschäfte gemacht hatte; des Genies, dem außer dem nöthigen Sitzfleisch auch das Talent zum Glücksgünstling fehlte. Oder die Tragikomoedie von dem göttlichen Erpresser aus Arezzo, der je nach Bedarf erbauliche Bücher und Zotengedichte schrieb, die

Heiligste Jungfrau und die lüderlichsten Weibsbilder malte. Der wirkte, auf seine Art. Aber heutzutage; ein Literat, der sich im Beruf wenigstens nicht prostituiren will; am Anfang des Kampfes ums Dasein nicht ausreichend gerüstet war; und nun alle lohnenden Plätze besetzt findet. Immer schreiben; warten, bis man irgendwo aufgeführt wird und sich durch absonderliches Wesen bemerkbar machen kann; und selbst dann? Keine dauernde Wirkung; auch kein Ertrag, der das Leben zum Luxusfest wandelt. Ausgestoßen, gezwungen, sich zum Zeitvertreib anzubieten; wie da draußen die Dirne, die auf die dignitas matronalis verzichten mußte; die, sagt Hetmann auch von ihr, „wie ein wildes Thier aus der menschlichen Gemeinschaft hinausgehetzt wurde.“ Fleckig, also unbrauchbar. Jetzt stört mich auch Hetmanns These nicht mehr. Unterschätzung der Jungfräulichkeit; Kampf gegen die monogamische Moral; Gründung eines Bundes zur Züchtung von Rassemenschen, eines Bundes, in dem Männer und Frauen einander zur Gewährung der letzten Gunst verpflichtet sind. Alles Unsinn. Hetmann (und sein Schöpfer) ist viel zu klug, um glauben zu können, Promiskuität könne schöne und kräftige Menschen schaffen. Hetmann ist das ungenützte, mit dem Fluch der Unfruchtbarkeit beladene soziale Genie, das zusehen muß, wie Andere, Hohlköpfe und Lumpen, munter Kinder zeugen, das mit dem Zwergriesenschädel gegen die Mauer des Familienhauses rennt, geprügelt, ausgelacht wird, in der Arena den August spielen soll und sich endlich selbst henkt. Und Hetmann ist nicht nur ein schreckendes, sondern auch ein tröstendes Bild. So stark, spricht (wenn ich richtig höre) der Dichter, ist leidenschaftlicher Glaube, so mächtig der Rhythmus einer Persönlichkeit, daß dieser schönheitsüchtige Krüppel, der doch baren Unsinn bekennt, als ein echter Prinz aus Genieland vor uns steht. Auch im Frack des Dummen August vor uns stünde.

Die Persönlichkeit siegt? Immer, spricht Goethe und feiert sie fromm als höchstes Glück der Erdenkinder. Immer, sagt Wedekind (und unter dem tragischen Blick verzieht der unschöne Mund sich zu einem Lächeln, an dem der vermummte Herr seine Freude hätte), immer, — wenn sie sich zu rechter Zeit noch bescheidet. Ich bot der Gesellschaft meine Dienste an. Vergebens. Als ich in der Qual erzwungener Unfruchtbarkeit aufschrie, hieß es, ich hielte mich für einen ins falsche Fach gequetschten Literaten und mein ganzer Ehrgeiz sei, Helden, nicht komische Rollen zu spielen. Als Menschen, als Wirkenden will man mich nicht. Aber die Persönlichkeit siegt, wenn sie ein Schlupflöchlein findet, das sie vor dem Erfrieren schützt. Ich gehe ins Mimenvolk. Auf Wiedersehen im Deutschen Theater! Da will ich die Leidenschaften und die Thaten spielen, die ich in Eurer Bourgeoiswelt nicht leben durfte. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1906.

Die Konferenz.

Ort der Handlung: Algesiras, Bezirkshauptstadt in der hispanischen Provinz Kadiz. Ungefähr dreizehntausend Einwohner; viel weniger als Steglitz. Aber Ciudad, nicht Villa. Armirter Hafen, Klöster, Aquaedukt, Handel mit Getreide, Steinkohle, Leder. Andalusien: also schöne Landschaft und mildes Klima. Zwischen Trafalgar und Gibraltar: für Gallier und Briten also lehrreiche Erinnerungen. Auch Ceuta, die alte Abila, nur ein Dutzend Kilometer weit: beide Säulen des Melkart-Herakles bei klarem Wetter dem Auge also erreichbar. Die Stadt soll von den Römern gebaut sein, der neue Name von den Mauren stammen, die im April 711 hier zuerst landeten. Südlich von der Bezirkshauptstadt liegt Isla Verte; und Al-Gezirat al-chadra, das grüne Inselchen, nannten die Araber den eroberten Ort. Sechshundertdreißig Jahre hielten sie ihn gegen normannische und spanische Bedränger; und Alfons der Elfte brauchte, nach der Schlacht am Rio Salado, noch lange Monate, bis er die Mauren vertreiben und an den Aufbau der zerstörten Stadt denken konnte. Damals, so meldet die Chronik, hatten die braunen Vertheidiger schon Grobes Geschütz und zum ersten Mal hörten spanische Ohren den Knall des Pulvers, sahen spanische Augen schwere Eisenkugeln durch die Luft sausen. Fast ein halbes Jahrtausend verstrich, ehe das Küstenstädtchen wieder genannt wurde. Am sechsten Juli 1801 schlug hier der französische Admiral Linois (der seitdem Graf von Algesiras hieß) die britische Flotte. Der Titel blieb, doch die Siegesfreude währte nicht lange: schon sechs Tage danach wurden die Geschwader der Admirale Linois und Moreno in dem selben Gewässer von den Engländern geschlagen. Dann kam der Tag von Trafalgar. Algesiras hieß,

wohl nach dem Seesieg vom sechsten Juli 1801, das französische Schiff, auf dem Admiral Magon als Held starb. Dreimal hatten ihn Kugeln getroffen, von Armen, Beinen und Brust hingen ihm blutige Fetzen: doch unter Haufen Verwundeter blieb er aufrecht und behielt bis zum letzten Wank das Kommando. Erst als er tot war, wurde das brennende Schiff vom „Thundering“ genommen; bald aber von den Franzosen zurückerobert und, freilich als ein fast werthloser Rumpf, unter Führung des tapferen La Brethonnière in den Hafen von Kadiz gerettet. Und der „Thundering“ hatte doch sechsundsiebenzig Mann geopfert, um Magons Schiff zu nehmen. Auch eine Algesiras-Erinnerung für die in der neusten entente cordiale Vereinten. Wieder lag das Städtchen nun ein Jahrhundert lang in friedlichem Schlaf. Warum es jetzt zum Schauplatz der Konferenz erwählt ward? Der vom Grafen Tattenbach inspirirte Sultan hatte Tanger gewünscht. Das paßte den Parisern nicht. Also Algesiras. Klein, still, nett, hübsche Spazirwege, kein Regen zu fürchten und die Verbindung mit Marokko, wenns zwischen den Säulen nicht allzu heftig stürmt, ziemlich bequem. Wieder sind, wie vor zwölfhundert Jahren, Araber in Algesiras gelandet. Nicht als Eroberer, doch als Klienten einer europäischen Großmacht. Deutschland, so hoffen sie, wird die ehrwürdige Tingitana vor dem Unwetter schützen, das von Algerien, der Mauretania Caesariensis, heraufzieht. Algesiras war ihr erstes, ihr letztes Bollwerk in Spanien. Jetzt dröhnte, als sie Andalusiens Boden betraten, aus spanischen Schiffsgeschützen der Ehrensalut.

Interessanter noch als das Schauplätzchen sind die Protagonisten. Ueber einen erfüllten Wunsch darf Jeder sich freuen. Als der Konferenzplan auftauchte, bat ich hier: Nicht Tattenbach, sondern Radowitz! Der bayerische Graf Tattenbach, der schon früher das Reich bei der scherifischen Majestät vertreten und die letzten Verhandlungen in Fez geführt hat, war wohl nicht ganz leicht zu ersetzen; kam aber auf den zweiten Platz. Auf dem ersten Platz sitzt wirklich Joseph Maria von Radowitz, der Sohn des Generals, der die „Ikonographie der Heiligen“ verfaßt und, als Geistesgarderobier seines gnädigen Herrn, die Phantasie Friedrich Wilhelms des Vierten mit immer neuen Prunkgewändern versorgt hat. Ein starker Kopf, der namentlich in Konstantinopel viel Nützliches geleistet hat. Bismarck schätzte ihn als klugen Gehilfen, nahm ihn sich mehr als einmal ins Auswärtige Amt und sagte später, Radowitz wäre ein immerhin möglicher Nachfolger gewesen, wenn er nicht eine Russin zur Frau hätte. (Damals galt noch als Regel, daß der Mann einer Ausländerin nicht in der Heimath seiner Frau akkreditirt noch gar Kanzler des Reiches werden könne. Nous avons changé tout cela, wie Sganarelle die Lage der Leber und des Herzens;

seit Donna Laura Minghetti ihrem talentvollen Schwiegersohn die Thür des Palazzo Kaffarelli aufzuthun vermochte, ist die alte Regel obsolet geworden.) Die neuen Herren der Wilhelmstraße hatten für den bewährten Mann keine rechte Verwendung. Zu bismärckisch: also nach Madrid. Da sitzt er nun bald vierzehn Jahre. Wir sind an tüchtigen Diplomaten ja so reich, daß wir uns den Luxus gestatten durften, den besten überlebenden Schüler des ersten Kanzlers am Manzanares verwittern zu lassen. Wichtige Arbeit gabs da nicht. Der Botschafter wurde bemüht, als die berliner Hoftheaterintendanz für ein der Oper „Carmen" anzumessendes neues Kleid sevillanische Skizzen und Figurinen brauchte. Dann mußte er den Besuch des Kaisers an der spanischen Küste sacht ermöglichen (was nicht ganz leicht war und viel Zeit und Takt kostete) und den jungen König, gegen den Rath eines romanischen Vetters, zum Gegenbesuch endlich nach Berlin bugsiren. Hatte Muße, seine Memoiren zu schreiben, die gewiß lesenswerth sind, und tritt erst jetzt wieder ins Licht. Noch einmal; denn er ist siebenundsechzig und wollte schon nach Alfonsos Visite den Abschied nehmen. Schade, daß dieser feine Kopf so lange feiern mußte. In Madrid lebt sichs freilich ruhiger als im Auswärtigen Amt, wo der Staatssekretär (von Herbert bis auf Richthofen haben es alle beseufzt) nach durcharbeiteter Nacht um halb Neun früh im Winter schon mit den neusten Depeschen und einem Schluck Cherry Brandy für Seine Majestät zum Vortrag bereit sein muß. Und die vielen Hoffeste, die Pflichtdiners, die Vorträge im Neuen Palais, bei denen man, auf der Eisenbahn und im Wartezimmer, so viel Zeit verliert; die crux aller Excellenzen. Außerdem der ewige Aerger mit der Fraktion Holstein, die durch Separatleitung mit dem Schloß verbunden ist. Selbst das verrufene Klima der Pradostadt ist bekömmlicher. Dem Reich aber hätte Radowitz in Berlin oder Paris mehr genützt. Als er neulich interviewt wurde, sagte er, über Marokko, dessen Angelegenheiten für Deutschland nicht allzu beträchtlich seien, werde man sich leicht verständigen; die Hauptaufgabe sei, zwischen den Westmächten und dem Deutschen Reich eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Sehr vernünftig. Ein wahrer Segen, daß er nach Algesiras geschickt wurde. Fürst Radolin (dessen Diplomatenleistung vom Kanzler gepriesen, selbst von klugen Herren der pariser Botschaft aber hart getadelt wird) wäre auf diesem Platz eine Gefahr gewesen. Graf Tattenbach kennt die Mittelmeerländer und die Akten, ist emsig und energisch, beim Kaiser in Gunst und beim Sultan gut angeschrieben. Deutschland ist also anständig vertreten.

Die Franzosen haben den unvorsichtigen Herrn Saint-René Taillandier als Berather Rouviers in Paris behalten, wo er nicht schaden kann. (Wenn

für seinen Konkurrenten Tattenbach ein ausreichender Ersatzmann zu finden gewesen wäre, hätten wirs wohl eben so gemacht; denn die beiden Herren sind in der Sache persönlich so stark engagirt, daß sie eigentlich nicht in den Konferenzbereich gehören.) Frankreichs Hauptvertreter ist Herr Révoil, der Gesandter in Tanger, dann Generalgouverneur von Algerien war und seitdem der Vertrauensmann der nordwestafrikanischen Syndikate ist. Ein geriebener Herr, den wir aus dem Livre Jaune kennen und der die Firma Radolin-Rosen recht pfiffig dupirt hat. Für Spanien sollte der Senator Montero Rios, der vorige Ministerpräsident, das Wort führen. Das wäre für uns eine Gewinnchance gewesen. Im Februar 1904, als über den Plan eines accord franco-anglais die ersten Nachrichten durchgesickert waren, hat Montero Rios in der National Review einen Artikel veröffentlicht, in dem er an das Wort seines Landsmannes Canovas del Castillo erinnerte: „Unsere marokkanische Grenze wird einst in den Pyrenäen zu vertheidigen sein"; also gegen Frankreich. Ordega, der Frankreich in Marokko vertrat, habe den Spaniern gerathen, Tanger und die Rifküste zu besetzen; dieses Danaergeschenk sei aber abgelehnt worden, weil man sich in Madrid sagte, nach Spanien werde auch Frankreich gründlich zugreifen und damit die Reibungfläche vergrößern. Die Integrität Marokkos müsse gewahrt bleiben. „Unser Herz, unser Blut drängt uns zu Frankreich; unser Kopf aber, unser Interesse spricht für England. In Marokko sind die französischen mit den britischen Ansprüchen auf die Dauer doch nicht zu vereinen. Die jetzt gesuchte Harmonie wird der Zwietracht weichen, sobald eine der beiden Großmächte die Rechte einer Kontrolinstanz im Mittelmeer erstreben und Miene machen wird, sich in Marokko das Handelsmonopol zu sichern. Gegen ein französisches Protektorat würden sich alle Musulmanen erheben. Deshalb muß der status quo erhalten werden." Man solle Marokko langsam civilisiren, die Stadt Tanger neutralisiren, die Handelsfreiheit schützen und nur Europa, nicht einer einzelnen Macht, die Möglichkeit befruchtenden Einflusses gewähren. Der Mann, der diese Sätze schrieb, wäre (namentlich mit einem Whigministerium im Hintergrund) wohl ein dem deutschen Interesse nützlicher Konferenzpräsident geworden. Ob er den Kortes nicht frankophil genug war? Am siebenten Oktober 1904 wurde die Déclaration veröffentlicht, durch die Spanien dem franko-britischen Vertrag beitrat. Offiziell ist nie mitgetheilt worden, was Spanien in diesen Verhandlungen erreicht hat; aber man weiß, daß beide Kontrahenten erklärten, sie seien fermement attachés à l'intégrité de l'Empire Marocain sous la souveraineté du Sultan, und daß die Spanier mit der ihnen zuerkannten Interessensphäre zufrieden waren. Weiß auch, daß

Montero Rios als Ministerpräsident mit dem Botschafter Jules Cambon recht intim verkehrte und ihm in kritischer Stunde sagte, Frankreich könne bei dem Versuch, in Marokko Ordnung zu schaffen, stets auf Spaniens Sympathie und Mitwirkung zählen. Als ihm das Konferenzmandat durch gehäufte Anfeindung verleidet war, trat der Herzog von Almodovar an seine Stelle. „Ein aufrichtiger Freund Deutschlands", stand im offiziösen Lokalanzeiger. Wann und wodurch er diese Gesinnung bewiesen hat? Er gehörte der Deputation an, die dem Kronprinzen das Goldene Vließ überreichte. Mit solchen Fibelspäßen wird bei uns Stimmung gemacht. Der Herzog von Almodovar ist Weingroßhändler, Minister und gilt als tüchtiger Geschäftsmann. Mehr habe ich über die Persönlichkeit dieses Granden bisher nicht zu erkunden vermocht.

Etwas mehr über den (noch vom Lord Lansdowne ausgewählten) Repräsentanten britischer Majestät. Sir Arthur Nicolson kennt, von Sofia bis Teheran, den ganzen Orient und ist Spezialist für Mittelmeerfragen. Von 1895 bis 1904 in Tanger, seitdem in Madrid. Hauptmitarbeiter an beiden accords und in guter Schule erzogen. Kein anderer Diplomat war bei Muley Abd ul Aziz (der am siebenten Juni 1894, ein sechzehnjähriger Knabe, den Scherifenthron bestieg) so beliebt. Sir Arthur machte in Fez das Wetter. Auf seinen Rath wurde dem edlen El-Mehdi el-Mnibhi, einem in London mit dem Großkreuz geschmückten Günstling Englands, der Oberbefehl über das marokkanische Heer, dem von der Königin Victoria geadelten und dekorirten Schotten Maclean das Kavalleriekommando anvertraut. Nicolson hielt sich in den Bahnen, die Palmerston, Beaconsfield und Salisbury der marokkanischen Politik vorgezeichnet hatten, war mit besonderem Eifer stets aber bemüht, deutschem Einfluß die Küste zu sperren. In seine Gesandtenzeit fielen die schlimmen Tage vor und nach Faschoda. Seine Geschicklichkeit vermied offene Konflikte mit den Franzosen. Und da er, als Erster nach Sir John Drummond Hay, am Scherifenhof britische Wünsche durchzusetzen verstand, hatte er bei Eduard und Lansdowne auch Kredit genug, um still vom Pfad Palmerstons abbiegen und in London die Ueberzeugung schaffen zu können, daß die deutsche Expansion und der Asiatenkrieg die der Verständigung mit Frankreich günstige Stunde herbeigeführt habe. Nicolson war Rouviers Hoffnung.

Italien sollte durch Silvestrelli, den Vetter Tittonis, vertreten werden. Das hat unser Bülow fein gefingert, hieß es; Tittoni ist sein Mann und die Vettern unserer Freunde sind fast immer ja auch unsere Freunde. Da fiel Herr Tittoni. Vorwand: eine unbeträchtliche Malagaweingeschichte. Wirklicher Grund: der Ministerpräsident wollte den lästigen Kollegen los sein, der sich

zu tief mit Minghettis Schwiegersohn eingelassen hatte. (So, Euer Durchlaucht, sehen die Folgen allzu sichtbarer Intimitäten aus; hat Talleyrand, der, als Bischof und Diplomat, sich aufs Handwerk doch so ziemlich verstand, nicht laut genug vor Uebereifer gewarnt?) Als Tittoni unter Jubelrufen über Bord gebracht war, zog der Marchese Di San Giuliano in die Konsulta ein. Dieser neue Mann ist ein Feind Oesterreichs, also sicher kein Freund des Dreibundes; und Herr Barrère, Frankreichs Botschafter, war mit dem Ministerwechsel ungemein zufrieden. Mit dem Herzog fiel natürlich auch der Mantel. Silvestrelli kann in Madrid auf Hofbällen tanzen; nach Algesiras aber wurde Marchese Emilio Visconti-Venosta geschickt. Der wird, steht im Lokalanzeiger, die Interessen des Dreibundes wahrnehmen. Ganz sicher? Er hat unter Ricasoli und Lanza, doch auch unter Di Rudini gedient, für den Dreibundvertrag, doch mit größerem Eifer für die Verständigung mit Frankreich gewirkt, zu deren Vätern er, mit Rudini und Prinetti, gehört. Merkwürdig war, was nach der Ernennung des neuen Delegirten geschah. Di San Giuliano rief seine Botschafter aus Berlin und London (nur sie) nach Rom; ad audiendum verbum, daß Italiens internationale Politik fortan eine andere Richtung wähle? Und Visconti-Venosta, ein siebenundsiebenzigjähriger Herr, dem ein langer Umweg im Winter doch kein Vergnügen bereiten kann, fuhr von Rom nach Algesiras über Paris, wo er mit Rouvier konferirte. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich: und der Vertreter einer dem Deutschen Reich gerade für solchen Fall verbündeten Großmacht fährt nach Paris, um „Informationen über die Lage" einzuholen. Die Franzosen waren entzückt. In Berlin hat man sich längst gewöhnt, über so seltsame Dinge nicht laut zu reden.

Die lateinischen Mächte zweiten Ranges haben jetzt gute Tage; sind sich lange schon nicht so wichtig vorgekommen. Aus diesem neuen Selbstgefühl stammt die Redseligkeit ihrer Vertreter. Denen ist jeder Interviewer willkommen. Die Spanier sind voll Würde, die Italiener voll Huld. Alle versichern, ihre Loyalität und ihr Drang, Frieden zu stiften, werde die Welt überraschen. Die Herren unterschätzen den Scharfsinn des Menschenhäufleins, das ihnen die Welt bedeutet. Ein Seminarist müßte einsehen, daß Italien und Spanien das stärkste Interesse an einer raschen Schlichtung des Streites haben. Beide dürfen sich heutzutage weder Englands noch Frankreichs Freundschaft verscherzen (ohne diese Zuversicht hätte Delcassé sich nicht so weit vorgewagt) und von Beiden werden, rebus sic stantibus, in Berlin gute Dienste erwartet. Den besten Dienst haben die Herren Fortis und Di San Giuliano uns schon geleistet: durch das Signal zur Erörterung der Frage, ob der Streit

um Marokko das Königreich zu aktiver Mitwirkung nöthigen könne. Ist der casus foederis gegeben, wenn Frankreich während oder nach der Konferenz gegen Deutschland die Waffen ergreift? Das beklommene offizielle Ja wurde vom Nein der Offiziösen und Unabhängigen übertönt. Wer den Traum vom Dreibund nun noch weiterträumt, darf beim Erwachen nicht über Kopfschmerzen klagen. Italien hat von diesem Bündniß nichts Greifbares mehr zu hoffen; eben so wenig, seit dem Balkanabkommen, Oesterreich-Ungarn. Man sollte die Komoedie nicht weiterspielen; sie täuscht ja doch Keinen mehr. Was für Bismarck eine Bülte auf der Entenjagd war, wurde von seinen Nachfolgern als uneinnehmbare Festung angepriesen. In dem Assekuranzvertrag, den Rudini mit Rußland schloß, sah Caprivi ein Weltfriedenspfand; und als die franko-italische Versöhnung gefeiert wurde, verglich Graf Bülow das Deutsche Reich dem verständigen Ehemann, der, auch wenn seine Frau mit einem anderen Herrn eine Extratour mache, nicht einen rothen Kopf kriege. Ein niedlicher Feuilletonscherz, der, wie der (noch dazu entlehnte) Platz an der Sonne, eines Tages gewiß in den Büchmann kommt; nur leider nicht so wahr gesagt wie schön. Nicht als Zufallsgalan für eine Stunde, sondern als Befruchter wurde Chanteclair über die Seealpen gelockt. Mit Italien hat der vierte Kanzler kein Glück; und glaubte doch, der Schwiegerheimath so sicher zu sein. Rechnete zuerst auf den Automobilfabrikanten Prinetti, dann auf Tittoni: und Beide brachen den Hals. Charmeurkünste ersetzen die Schöpferkraft eben nicht.

Als Vermittler können die Herren Almodovar und Visconti-Venosta nützlich werden; den selben Dienst hat Witte schon in Rominten zugesagt und der applausgierige Herr Roosevelt spielt stets gern den peacemaker. Das Hochgefühl, zur Mitwirkung an einem historischen Schauspiel berufen zu sein, mag man all den Ehrenwerthen gönnen, die jetzt in dem rothen Rathhaussaal versammelt sind. Die Entscheidung aber hängt von England ab. Daher die Hast, deutsche Notabeln für Britanien auf die Beine zu bringen. Würdig wars nicht, nachdem wir feierlich hundertmal erklärt hatten, vom Vetter verkannt und schuldlos verdächtigt zu sein; und nützen kann die Proskynesis auch nicht. Hat der unselige Wolff-Metternich, der weder mit dem Hof noch mit der City Fühlung hat, denn wieder falsch berichtet? War etwa auch ihm, wie unseren Zeitungleuten, die schwere Niederlage der Unionisten eine Ueberraschung? Politikern war sies nicht. Die wußten: das Britenvolk, das Bewegungspiele liebt, wird sich, da es nun zehn Jahre lang auf der rechten Seite gelegen hat, mit heftiger Wendung auf die linke Seite werfen. Wußten, daß ein Reformplan von der Bedeutung des chamberlainischen im Land politischer Leidenschaft

nicht ohne erbitterten Kampf durchzusetzen sein würde. (Chamberlain selbst wußte es, nicht nur der Skeptiker Balfour; und bedauert jetzt wohl nur, daß er, als Siebenziger, nicht mehr viel Aussicht hat, sich des Stimmungwechsels einst noch lange freuen zu dürfen.) Für die Whigs, Homeruler und Sozialisten brauchten die in der Wilhelmstraße Inspirirten sich nicht so übereifrig zu bemühen. Lord Grey wird kaum Lust haben, jedes Versprechen Lansdownes einzulösen: Er brauchte nur auf Palmerstons Weg zurückzubiegen: und Frankreich käme um die süßeste und saftigste Frucht des Aprilvertrages.

Wird es so kommen? ... Eine wunderlichere Konferenz sah die Sonne wohl nie. Keiner der Konferenten weiß so recht, was er eigentlich an der Punta de Europa soll. Frankreich steht, des Willens zur Tunisifikation verdächtig, am Pranger und hat für absehbare Zeit solchen Plan doch sicher nicht gehegt, weil es nur allzu genau weiß, daß Marokko nicht so leicht zu kirren wäre wie Tunis, viel schwerer wahrscheinlich noch als Algerien. In prima furia Francesi tot ita rumpunt, vincere non posset tunc lo diablus eos: die Bayardzeit, für die dieses Wort des Provençalen Antonius de Arena galt, ist lange dahin. Den letzten Zweifler selbst hat jetzt der Sommer gelehrt, wie vorsichtig der Franzose geworden ist, wie gering in dem müden Gallierenkel die Sehnsucht nach verwegener Abenteuerlichkeit. Das Schicksal aller civilisirten (entkriegerten) Völker, deren Geschäfte nicht mehr ein Ruhm suchender Feudaladel, sondern eine höhere Rente suchende Bourgeoisie besorgt. Frankreichs Vertreter wird nicht mit der Faust auf den Scharlachbezug des Konferenztisches schlagen, sondern allen Formwünschen bis an die Grenze des Möglichen entgegenkommen. Und diese Grenze wird erst erreicht sein, wenn es sich nicht mehr um den schönen Schein, um die Wahrung des Gesichtes, nein, wenn sichs um das Wesen der Sache handelt. Die Republik könnte, als musulmanische Macht, im Angesicht des Islam eine unverhüllte Niederlage nicht hinnehmen. Die wird ihm ja aber auch gar nicht zugemuthet. Und sonst: tout et le reste! Unbefristetes Meistbegünstigungrecht aller Signatarmächte, getreu dem siebenzehnten Artikel der madrider Konvention? Mit Vergnügen. Diesen Artikel haben wir selbst ja im Juni 1880 vorgeschlagen; und auf die Befristung der Handelsfreiheit wollten Delcassé und Bihourd schon vor acht Monaten verzichten. An eine langwierige internationale Aktion im Scherifenreich denkt Ihr hoffentlich nicht; und von uns ist weder der Sultan noch der ihm unterthänige Belad el Maghzen bedroht. Wozu also sind wir hier? England hat, mit Gibraltar und Suez als Mittelmeerschlüsseln und dem Japanervertrag als Schreckmittel, den Blick von Marokko abgewandt. Spanien könnte mehr, als es im Revier der Presidios besitzt, kaum mit Nutzen umfassen. Das mit Tripolis abgefundene Apenninen-

reich interessirt sich heute eher für Albanien als für den Maghreb al Aksa. Und die Anderen? Marokko liegt an einer wichtigen Wetterecke: am Mittelländischen und am Atlantischen Meer; auf dem Weg nach Suez und nach Panama, in den Stillen und in den Indischen Ozean; dicht bei Madeira und den Kanarischen Inseln, nicht weit von den Azoren. Auch wenn die Vereinigten Staaten nicht zu den madrider Signatarmächten gehörten, wären sie, die, als Beherrscher des Isthmus von Panama, Englands Seegewalt brechen werden, berechtigt gewesen, in Algesiras Sitz und Stimme zu fordern. Tausend Fragen könnten dort auftauchen, weltpolitische, national begrenzte, religiöse sogar; denn die Christenheit sitzt ja mit moslemischen Würdenträgern zu Rath. Werden aber nicht. Das Konferenzthema ist gegeben und Jeder scheut Brandwunden. Wozu also, hieß es schon in Madrid, wurden wir alarmirt?

Deutschland hat, durch den Mund seines zweiten mohammedanischen Klienten, das Verlangen nach der Konferenz ausgesprochen. Deutschland, das 1880 erklärte, es habe in Marokko kein Interesse zu wahren, und in Madrid, auf Bismarcks Weisung, mit Frankreich durch Dick und Dünn ging. Das dazwischen liegende Vierteljahrhundert, sagen nun zwar unsere Offiziösen, hat andere Verhältnisse geschaffen; damals waren wir nur mit einer Läpperei von hundertzwanzigtausend Mark, jetzt sind wir mit acht bis neun Millionen am marokkanischen Handel betheiligt, schicken viele Schiffe hinüber und haben an der Küste Landsleute, die mit beträchtlichem Kapital arbeiten. Das klingt; wirkt auf Unbefangene aber nicht. Erstens wäre Bismarck ein Tropf gewesen, wenn er diese nahe Entwickelung nicht vorausgesehen hätte (er sah sie, fand aber wichtiger, die marokkanische Wunde zwischen den Westmächten offen zu halten); und zweitens ist der ganze Kram auch heute noch, nachdem man künstlich neue Interessen geschaffen hat, im Reichsbudget eine Bagatelle. Eine üble Laune Englands, sogar einen französischen Boykottversuch würde unsere Handelsbilanz ärger spüren als die völlige Sperrung des Scherifenreiches, an die auf mindestens dreißig Jahre hinaus Niemand gedacht hat. So dumm, sagen die Anderen, sind deutsche Staatsmänner nicht, daß sie solcher Kleinigkeit wegen in drei Erdtheilen Alarm blasen. Was wollen sie also? Eine Kohlenstation an der Westküste? Der Kanzler hat im Juni 1905 an Radolin geschrieben, Frankreichs Hauptwunsch, den nach der Polizeihoheit in den Grenzbezirken, werde die Konferenz natürlich erfüllen. „Dagegen würde kein Grund vorliegen, das Mandat auch für die entfernteren Plätze, insbesondere die am Atlantischen Ozean, Frankreich allein zu übertragen. Hier würde es vielmehr der Sachlage entsprechen, daß die Polizeireformen, so weit sie erforderlich sind, in den einzelnen Distrikten verschiedenen Mächten zugetheilt würden". Der Schreiber

dieser Sätze hat offenbar nach der atlantischen Küste geschielt. Doch Deutschland vertheidigt ja die Integrität des Maghreb, kann sie also nicht selbst gefährden; erklärt auch täglich, daß es keinerlei Sondervortheile suche. Und Radowitz hat einem Interviewer gesagt, die Absicht, das marokkanische Gebiet in einzelne, den verschiedenen Großmächten zu unterstellende Polizeibezirke zu theilen, stamme nicht von der Kaiserlichen Regirung, sondern aus wilder Reporterphantasie. (Im Lokalanzeiger hieß es, diese Worte des Botschafters seien „ganz sicher authentisch"; der Offiziosissimus ahnte nicht, daß sein Sankt Bülow den nun bestrittenen Plan als „der Sachlage entsprechend" empfohlen hat. Nummer 271 des Gelbbuches liefert den Beweis.) Das kann also auch nicht der Zweck des Getöses sein. Die Verlängerung der Handelsfreiheit war auch, eine Kohlenstation oder ein Hafen war nur ohne Konferenz zu haben. Wenn man nur erfahren könnte, was Deutschland eigentlich will.

Ich denke mir, daß die Weißköpfe, rompus au métier, das Versteckenspiel der Jugend überlassen und sich rückhaltlos aussprechen werden. Warum nicht? Staatsgeheimnisse sind dabei nicht zu verrathen und das Wesentliche ist in allen europäischen Kanzleien bekannt. In Berlin fehlte die Einheit des Wollens. Der Kaiser hatte im März 1904, in Vigo, zum ersten Mal von dem Plan der entente cordiale gehört. Sein Wunsch, mit Herrn Loubet, der gleich nach ihm in Italien mit Jubel begrüßt worden war, wenigstens auf neutralem Schiffsboden zusammenzutreffen, war unerfüllt geblieben. Schlechtes Verhältniß zu England. Die Russen in Ostasien festgehalten. Frankreich mit Italien intim; nun also bald auch mit Britanien? Radolin soll ergründen, was an der Sache ist. Ergründet auch (ungefähr so schlau wie Lessings Klosterbruder); richtet die question indiscrète an Delcassé, der schon mißtrauisch ist, seit ihm der Botschafter seinen Ersten Sekretär als den besten Kenner der marokkanischen Frage vorgestellt hat. Wozu braucht Deutschland plötzlich einen Spezialisten für diese Frage? Der Minister giebt beschwichtigende Auskunft und in Berlin bleibt Alles ruhig. Bülow spricht im Reichstag sogar sehr nett über das franko-britische Abkommen. Der Kaiser hält in Karlsruhe und Mainz aber Reden, die nicht so friedlich klingen wie sonst und Bihourds Prophezeiung schnell zu bestätigen scheinen. Dann wirds wieder still; bleibts auch nach der franko-spanischen Déclaration. Doch der Kaiser ist toujours en vedette. Seit der Adventzeit ist der Draht nach England gerissen. Eduard unsichtbar und auf Hörweite unfreundlich. Die Russen bekommen immer kräftigere Schläge, die Lateiner verbrüdern sich den Briten und nächstens kann am Ende auch Frankreich uns den direkten Weg nach den Kolonien sperren. Düster zieht sichs zusammen. Und diesen Franzosen hat man so viel Freundlichkeit gewährt! Soll

man nicht, so lange es noch Zeit ist, mit ihnen abrechnen? Verzicht auf die Revanche oder ohne Zaudern die Feuerprobe. Das ist die Politik des Herrn von Holstein, der nicht selten das Ohr des Kaisers hat. Keine dumme Politik; schon weil sie die Möglichkeit läßt, einen von England uns etwa aufgezwungenen Krieg ohne unerträglichen Verlust zu überstehen. Doch die Richtung der Politik darf nur Einer bestimmen. Nicht der Kaiser, nicht ein kluger Wirklicher Geheimer Rath. Nur der Kanzler, der sie vor den Volksgenossen und vor dem Ausland zu verantworten hat. Wo zwei politische Centren sind, giebts immer Friktionen. (Der arme Freiherr von Richthofen, der den wüthenden Holstein neben sich in der Politischen Abtheilung hatte, hat es am eigenen Leib erfahren.) Nun schwankt das Zünglein. Schroff oder sanft? Holstein oder Bülow? Die Reise nach Tanger wird beschlossen. Auf der Fahrt kommen dem Kaiser Zweifel; ist dieser Schritt mit all seinen Konsequenzen auch nützlich? Erlaubet, nachdem er aus Berlin Depeschen erhalten hat, vier Stunden später, als angesagt war, reitet vom Hafen recta ins Gesandtschafthaus und geht nach hundertzehn Minuten wieder an Bord. Die Komoedie der Irrungen beginnt. In Berlin glaubt man, Frankreich plane, im Bunde mit England, den Rachekrieg gegen das isolirte Deutschland; in Paris, Deutschland wolle Rußlands Ohnmacht benutzen, um Frankreich niederzuwerfen. Eduards dritte Offerte kommt. Herr Betzold räth Rouvier, den borstigen Delcassé zu opfern. Die Drohreden Henckels reizen die Franzosen. Das Verhältniß zu England wird so schlecht, daß der Kaiser zu Eduards Botschafter, der sich vor dem Urlaub verabschiedet, offen sagt, unter diesen Umständen sei kaum noch Aussicht auf ein Wiedersehen. Bald danach löst sich die Spannung. Nichts mehr von Krieg. Herr Rosen geht als Stütze des Hausherrn in die pariser Botschaft. Die Flottenforderung bleibt unter allem Erwarten. Auf der ganzen Linie friedliches Geläute. Der Kanzler, der nervös geworden ist und überall Intriguen wittert, läßt sich zu einer unklugen Rede hinreißen und fordert dadurch Rouvier heraus. Der mühsam erarbeitete accord vom achtundzwanzigsten September scheint entkräftet, Delcassés Programm wieder die Richtschnur. Und darum Kriegsgefahr? Darum die Unzuverlässigkeit unserer Bündnisse enthüllt? Nicht einen Schritt weiter? Man winkt ab; wünscht nicht, daß über das Gelbbuch und über Rouviers Rede viel geschrieben werde. Protegirte Gelehrte und Bankiers sorgen für Versöhnungmeetings. Die Konferenz soll aus all der Wirrsal einen passablen Ausweg öffnen. Und deshalb, verehrter Herr Kollege, sind wir jetzt in Algesiras.

Und deshalb glaube ich nicht, daß Sir Arthur Nicolson genöthigt sein wird, die Franzosen zu enttäuschen. Alles wird glatt gehen. Nur die Börsenbaissiers, die Jahre lang nichts verdient haben, krebsen jetzt, weil Rußland

noch immer nicht den Konkurs ansagen will, mit der Kriegsgefahr, die von der Punta de Europa her drohe. Kein ernsthafter Politiker rechnet mit solcher Möglichkeit. Vielleicht kommt ein kritisch aussehender Tag (ut aliquid fieri videatur, muß man sich doch ein Bischen erhitzen); wahrscheinlich aber ist die Basis der Einigung jetzt schon gefunden. Schwer ists nicht. Vor sieben Monaten hat der unvorsichtige Fürst Bülow zu Bihourd gesagt, wenn Frankreich dem Konferenzplan zustimme, werde sich Alles finden; vorher sei wenig, nachher sehr viel Konnivenz möglich. „Der Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß proklamirt und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht." Das ist ein klares, für Jeden, der Ohren hat, nur allzu verständliches Programm. Und jetzt heißt es gar, hoch und höchst offiziös, Deutschland verlange nichts weiter als die Sicherung unbefristeter Handelsfreiheit, also einen nicht nur ihm, sondern allen Signatarmächten zufallenden Gewinn, und wünsche nicht, daß es auf der Konferenz Sieger und Besiegte gebe. Wenn der Einberufer, der Kläger so sanftmüthig spricht, soll die Einigung schwer erreichbar sein? Herr Révoil hat schon erklärt, daß die Thür nicht nur dreißig Jahre lang, sondern stets offen sein soll; der Sultan souverain, sein Reich unabhängig. Damit ist die Hauptforderung bewilligt; und Kleinigkeiten schiebt man im Nothfall auf die lange Bank der Kommissionen.

Die offene Thür war ja schon am achten Juli 1905 gesichert worden. In den zwischen Rouvier und Radolin ausgetauschten assurances réciproques steht, als ein Punkt, über den die Kontrahenten einig sind: liberté économique, sans aucune inégalité. Da steht auch (die Redaktion all dieser vagen, undichten Erklärungen macht den deutschen Unterhändlern wirklich keine Ehre), Frankreich sei an der Herstellung geordneter Verhältnisse im Scherifenreich besonders interessirt; und wer ein besonderes Interesse an der Ordnung eines Staates hat, darf, um sie herzustellen, auch besondere Mittel anwenden. Steht ferner, Deutschland wolle „auf der Konferenz keinen Zweck verfolgen, der Frankreichs berechtigten Interessen schädlich oder unvereinbar mit den durch Verträge und Arrangements der Republik verbürgten Rechten sein könne." Mit diesem Satz läßt sich, bei gutem Willen, viel anfangen. Die Finanz- und Steuerreform bringt keine akute Gefahr, die Staatsbank ist, seit die pariser Bankiers einen Theil der deutschen Anleihe übernommen haben, schon vorbereitet; und die Pflicht, öffentliche Arbeiten ohne Ansehen der Nationalität zu vergeben, steht wunderschön auf dem Papier. Bleibt die Frage: Internationale oder französische

Polizeiaufsicht? Die wichtigste und heikelste aller Fragen. Vielleicht scheidet man sie zunächst ganz aus; oder stellt pro forma Schweizer an. Vielleicht erinnert man sich, daß in der Juliverabredung von einer internationalen Polizeiordnung pour une courte durée die Rede war. Vielleicht mißlingt an dieser Stelle der Versuch internationaler Organisation (der gemacht werden muß, weil der Kaiser sich dem Sultan verpflichtet hat) und Frankreich kann, nach Bülows unvergeßlichem Diplomatenwort, „die Rolle übernehmen, die es sich wünscht.“ Jedenfalls kann es warten; und froh sein, wenn es nicht so hastig zu handeln braucht, wie Taps Taillandier wünschte. Ist von Radowitz, Visconti & Co. erst die angenehme Atmosphäre geschaffen, dann sieht Alles ganz anders aus. Zwei Völker, eigentlich drei, die berufen sind, einander zu verstehen. Zwei Bourgeoisien, die sich, zum ersten Mal seit 1870, nun sogar zu gemeinsamen Kohlenbohrgeschäften verbünden. In den Armen liegen sich Beide. Dann wird man auch einsehen und zugeben, daß in musulmanischen Ländern Reformen nicht mit papiernen Vorschriften durchzusetzen sind und daß der dümmste Sultan, den man unter internationale Kontrole gestellt hat, schlau genug ist, immer eine Macht gegen die andere auszuspielen und Alles hübsch beim Alten zu lassen. Soll Marokko civilisirt werden, dann muß Einer das Heft in die Hand bekommen. Und will Deutschland nichts weiter als Profitmöglichkeiten, dann ist selbst ein großes Tunis mit offener Thür ihm noch nützlicher als ein befreundeter Barbareskenstaat ohne Geld, Kredit und modernes Gewerbe. Frankreich kann warten. Nahe Nachbarschaft ist fast so gut wie ein Erbrecht. Nur Eins kann es nicht: sich vor dem Islam blamiren. Aus dieser Ecke, hoffe ich, holt uns Radowitz die noch erreichbaren Konzessionen.

Vielleicht findet Mancher, daß ich die Sache aus zu heiterem Auge sehe. Wir müssens abwarten. Daß es im Blätterwald ein Bischen weht, beweist nichts. Die Zeitungen brauchen Peripetien und sagen deshalb immer ungeheure Schwierigkeiten und Gefahren voraus. (Wie wars denn mit Portsmouth?) Das große Stück Geld, das die Reise, der Aufenthalt und die Depeschen des Berichterstatters kosten, muß doch Zins tragen. Zu Operettenpremieren schickt man seinen Reporter doch nicht so weit in die Welt hinaus. Weh Dem, der die Konferenz so langweilig schildert, wie sie nach menschlichem Ermessen werden muß! Doch wie sie auch werden und enden mag: gewiß ist heute schon, daß uns ein Triumph des Fürsten Bülow gemeldet wird; ein in der Weltgeschichte beispielloser. En France tout finit par des chansons; im neusten Reich Alles mit Kanzlerhymnen. Und was kommt dann? Prinz von Marokko geht nicht. Der ist von Belmont her als Prahlhans verschrien. Wie wäre es mit dem Titel Herzog von Algesiras? Auch der Siegerruhm des Admirals Linois hat nach der großen Seeschlacht ja sechs ganze Tage gewährt.

Einfühlung und ästhetischer Genuß.

Es giebt drei Arten, genauer gesagt, drei Richtungen des Genusses. Ich genieße das eine Mal einen von mir unterschiedenen dinglichen oder sinnlichen Gegenstand, zum Beispiel: den Geschmack einer Frucht. Die zweite Möglichkeit ist die: Ich genieße mich selbst, zum Beispiel: meine Kraft oder meine Geschicklichkeit. Ich fühle mich etwa stolz im Hinblick auf eine That, in der ich solche Kraft oder Geschicklichkeit an den Tag gelegt habe. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten aber steht, beide in eigenartiger Weise verbindend, die dritte: Ich genieße mich selbst in einem von mir unterschiedenen sinnlichen Gegenstand. Dieser Art ist der ästhetische Genuß. Er ist objektivirter Selbstgenuß.

Daß ich nun mich in einem sinnlichen Gegenstand genieße, Dies setzt voraus, daß ich mich in ihm habe, finde oder fühle. Damit stoßen wir auf den Grundbegriff der heutigen Aesthetik, auf den Begriff der Einfühlung.

„Einfühlung" ist ein mißverständliches und viel mißverstandenes Wort. Zunächst giebt es Manche, die unter „Gefühl" nichts verstehen wollen als das Gefühl der Lust oder Unlust oder für die das „Fühlen" ohne Weiteres gleichbedeutend ist mit Lust- und Unlustfühlen. Für Den nun, der das Wort Gefühl so widerrechtlich einschränkt, verdient die „Einfühlung", die eben doch ein Fühlen bezeichnet, diesen Namen nicht. Denn was ich einfühle, ist ganz allgemein Leben. Und Leben ist Kraft, inneres Arbeiten, Streben und Vollbringen. Leben ist mit einem Worte: Thätigkeit; frei dahinfließende oder gehemmte; leichte oder bemühte; in sich einstimmige oder in sich gegensätzliche; sich spannende und sich lösende; in einem Punkt konzentrirte oder in mannichfachen Lebensbethätigungen auseinandergehende und in ihnen „sich verlierende".

Soeben habe ich mit dem Begriff der Thätigkeit den Begriff der Kraft zusammengebracht. Diesen zweiten Begriff nun können wir sogar zur Bestimmung des ersten verwenden: Thätigkeit ist Das, worin ich einen Kraftaufwand erlebe. Dabei ist zu beachten, daß auch das Gefühl der Schwäche ein Kraftgefühl ist, nur ein Gefühl einer geringen, unterhalb einer gewissen Höhe bleibenden Kraft. Es ist ein Kraftgefühl in dem selben Sinn, in dem die Empfindung der Leisheit eines Tones eine Empfindung der Lautheit oder Intensität ist, nur eben eine Empfindung einer geringeren, unterhalb einer gewissen Grenze bleibenden Lautheit, einer wenig intensiven Intensität. Andererseits ist Kraft nicht nur die konzentrirte, sondern auch die sich diffundirende, in einer allgemeinen Weise der inneren Bethätigung sich lösende oder, mit Wiederholung eines soeben gebrauchten Ausdruckes, darin „sich verlierende".

Auch der Begriff des Willens läßt sich in den Begriff der Thätigkeit hineinziehen, wenn man den „Willen" im allgemeinen Sinn nimmt, ihn also mit „Streben" gleichsetzt. Thätigkeit, so kann ich dann sagen, ist ihrer Natur

nach Willensthätigkeit. Sie ist das Streben oder Wollen in Bewegung. Dabei ist wiederum zu berücksichtigen, daß auch die „willenlose“ Hingabe ein Wollen ist oder in sich schließt. Eben in dem Sich-Hingeben liegt das Wollen. Auch in der willenlosen Hingabe liegt ein „Streben in Bewegung.“

Schließlich könnte man bildlich sagen: „Thätigkeit“ ist das innere Athmen oder der innere Pulsschlag; oder allgemeiner: es ist die innere Bewegung. Doch ist dabei die Bewegung nicht gemeint als ein einfaches Geschehen in mir, sondern es ist Dies, daß ich mich bewege. Mit Räumlichkeit hat natürlich diese „Bewegung“ gar nichts zu thun.

Doch bleiben wir bei den Worten „Leben“ und „Thätigkeit“. Dann müssen wir sagen: Lust und Unlust sind nicht das Leben oder die Thätigkeit, sondern sie sind eine unmittelbar miterlebte Färbung oder Tönung der Thätigkeit oder des Lebens. Sie sind so zu sagen die hellere oder dunklere Tönung des Lebens- oder Thätigkeitgefühles. Fühle ich Lust oder Unlust, so heißt Dies zunächst, daß ich lebe und daß ich mich als lebend oder daß ich mich thätig fühle. Und es heißt weiter, daß dies Leben oder diese Thätigkeit eine hellere oder dunklere Tönung hat. Und eben diese Tönungen nun nennen wir Lust und Unlust. Lust und Unlust sind also gar nicht eigentlich Gefühle, sondern sie sind Gefühlstöne, in dem Sinn, in dem der hellere oder dunklere Ton einer Farbe nicht die Farbe ist, sondern eben ein Ton dieser Farbe.

In jedem Fall ist, was ich einfühle, nicht (oder nicht zunächst) Lust oder Unlust, sondern es ist Leben und Thätigkeit oder eine Weise meiner Selbstbethätigung. Ich fühle etwa kräftiges und gesundes Leben ein in die Form eines menschlichen Körpers; dann nenne ich diesen Körper selbst kraftvoll und gesund. Ich fühle in die weite Halle eine sich aufrichtende und ausweitende Thätigkeit ein. Ich fühle ein anderes Mal in die Geberde oder in die Worte eines Menschen Freude, Trauer, Verzweiflung ein. Auch diese letzten Worte bezeichnen ja Weisen meiner Thätigkeit oder der Bethätigung meiner selbst. Gesetzt aber nun, Jemand kaprizirt sich darauf, „Gefühle“ und „Gefühle der Lust oder Unlust“ zu identifiziren, so ist all diese Einfühlung für ihn nicht „Einfühlung“. Er muß dann eben an die Stelle des Wortes „Einfühlung“ ein anderes setzen, etwa das vorhin schon gebrauchte „Selbst-Objektivirung“. Dadurch wird doch an dem Sachverhalt nichts geändert.

Ein zweites Bedenken ist folgendes: „Einfühlung“ besagt doch, daß ich mich einfühle. Dies nun klingt, als fühlte ich erst mich oder Etwas in mir, Kraft, Freude, Sehnsucht, und ginge dann dazu über, Das, was ich erst in mir fühlte, aus mir herauszunehmen und in ein mir gegenüberstehendes Objekt zu übertragen; als bezeichnete demnach die Einfühlung eine besondere That oder Leistung, die ich vollbringen müßte, wenn Etwas in ein Objekt eingefühlt sein soll.

Davon nun ist keine Rede. „Einfühlung“ besagt zunächst, daß Dasjenige,

was ich einfühle, zum Beispiel: Kraft oder Freude oder Sehnsucht, nichts Sichtbares noch Hörbares, mit einem Wort: nichts sinnlich Wahrnehmbares ist, sondern daß ich dies Alles nur in mir zu erleben oder zu fühlen vermag. Und es besagt dann weiter, daß ich trotzdem das Eingefühlte in den Dingen außer mir finde, daß ich etwa im Sturm ein Wüthen oder Drohen finde. Nun, dies Beides brauchen wir nur zusammenzunehmen: und wir haben den ganzen Sinn der „Einfühlung". Ist es in der That so, daß ich die Thätigkeit, zum Beispiel: Das, was die Worte „Wüthen" und „Drohen" sagen, nicht sehen, nicht hören, sondern nur in mir fühlen kann, und finde ich doch Dergleichen in einem sinnlichen Objekt, so finde ich nothwendig mich in dem sinnlichen Objekt. Ich erlebe oder fühle mich darin.

Daß es nun solche Einfühlung giebt, daß Dasjenige, was ich nur in mir fühlen kann, von mir gefunden oder gefühlt werden kann in einem Anderen; etwas anders ausgedrückt, daß Dergleichen für mich in einem Anderen „liegen" oder für mein Bewußtsein an ein sinnlich Wahrgenommenes „gebunden" sein oder dazu „gehören" kann: Dies ist gewiß eine wunderbare Thatsache. Aber je wunderbarer sie ist, um so weniger dürfen wir leicht darüber hinweggehen. Damit will ich sagen, daß auch ich mit Vorstehendem den Begriff der Einfühlung noch nicht für erledigt halte. Dazu bemerke ich zunächst noch: Es giebt ein Wort, das genau das Selbe zu sagen scheint wie das Wort Einfühlung; ich meine das Wort „Ausdruck". Eine Geberde, sage ich, drückt mir Freude oder Trauer aus. Formen eines Körpers drücken mir Kraft oder Gesundheit aus. Die Landschaft drückt mir eine Stimmung aus. Dies „Ausdrücken" nun besagt in der That genau Das, was das Wort Einfühlung besagt.

Doch ist der Begriff des „Ausdruckes" zugleich weiter als der der „Einfühlung". Ich sage auch: Ein Satz drückt mir ein Urtheil aus. Ich sage aber nicht: Ich fühle in den Satz das Urtheil ein. Gewiß kann ich so sagen, aber die Wendung erscheint hier nicht eigentlich am Platz. Die Antwort aber auf die Frage, warum es so sei, ergiebt sich für Jedermann leicht. Ein Urtheil, so wird man sogleich sagen, ist eben doch nicht „Gefühlssache". Das Urtheil ist ein logischer Akt, es ist der Akt der Anerkennung eines Sachverhaltes. Diesen Akt erlebe ich zweifellos in mir, wenn ich ihn vollziehe. Aber ich sage nicht, daß ich ihn fühle. Ich finde mich innerlich dies oder jenes Urtheil fällend, aber ich „fühle" mich nicht urtheilend, so wie ich mich leidenschaftlich erregt, kraftvoll angespannt fühle u. s. w.; oder, kürzer gesagt, ich fühle nicht das Urtheil, wie ich die leidenschaftliche Erregung „fühle".

Dies hat nun aber seinen guten Grund. Ein solcher „Akt" der bloßen Anerkennung, ein solcher Urtheilsakt ist eben nicht eine Thätigkeit. Er ist keine innere Arbeit, kein Kraftaufwand, kein „Streben oder Wollen in Bewegung".

Indem ich Thätigkeit fühle, fühle ich mich selbst. In der Thätigkeit

liegt das „Selbst". Das Thätigkeitgefühl oder, wie ich vorhin sagte, das Lebensgefühl, ist gleichbedeutend mit „Selbstgefühl". Wenn ich also im Urtheilsakt oder Akt der Anerkennung mich nicht thätig fühle, so kann ich darin auch kein Selbstgefühl haben.

Und damit nun erhält der Begriff der Einfühlung seine nothwendige Einschränkung. Finde ich irgendwelche Thätigkeit, die den Namen der „Thätigkeit" verdient, irgendwelche Weise des Ablaufes meines Lebens oder der inneren strebenden Bewegung, in einem sinnlichen Gegenstand, dann, nur dann bin ich in diesen Gegenstand eingefühlt oder ist mein Lebens- oder mein Selbstgefühl darin „objektivirt". In dem Satz aber, der mir ein Urtheil „ausdrückt", finde ich freilich dies Urtheil, aber ich finde darin nicht Kraft, Leben, kurz, Thätigkeit. Und darum spreche ich hier nicht von Einfühlung. Immerhin ist die Thatsache, daß mir der Satz ein Urtheil „ausdrückt", der Thatsache der Einfühlung oder der Thatsache, daß mir eine Geberde, eine architektonische Form, Leben, Thätigkeit oder eine Weise der Ich-Bethätigung „ausdrückt", nebengeordnet. Und darum können wir die erste Thatsache zur weiteren Verdeutlichung der zweiten verwenden.

Fragen wir also: Was eigentlich erlebe ich, wenn mir ein Satz ein Urtheil „ausdrückt"? Darauf kann man zunächst antworten: Ich weiß in solchem Fall, daß Derjenige, der den Satz ausspricht, ein Urtheil fällt; ich denke in den Satz ein Urtheil des Sprechenden hinein oder denke, mit ihm zugleich und in eigenthümlicher Weise an ihn gebunden, dies Urtheil als vorhanden. Doch Jeder weiß: Dies genügt nicht. Sondern der Satz fordert mich zu einem eigenen Urtheil auf. Er muthet mir selbst den Urtheilsakt, der in ihm „liegt", zu. Der Satz beansprucht, daß ich ihm Glauben schenke. Wenn ich Dies aber thue, so heißt Dies nichts Anderes als: Ich vollziehe selbst das Urtheil, das der Satz zum Ausdruck bringt. Diese Zumuthung oder Aufforderung also, diesen Anspruch erlebe ich, indem ich den Satz höre.

Analoges nun liegt vor, wenn mir nicht ein Satz ein Urtheil, sondern wenn mir ein sinnliches Objekt Leben, wenn mir, zum Beispiel, eine Geberde Stolz ausdrückt. Das „Ausdrücken" an sich ist hier genau die selbe Thatsache; nur das Ausgedrückte ist im zweiten Fall etwas Anderes; es ist nicht ein Urtheil, sondern eben Stolz; Das heißt: eine eigenthümliche innere Lebensbethätigung oder innerliche strebende Bewegung.

Reden wir aber jetzt bestimmter. Jedes sinnliche Objekt überhaupt stellt an mich die Zumuthung zu einer Thätigkeit. Stellt es keine andere Zumuthung an mich, so muthet es mir doch mindestens zu, daß ich es auffasse und in bestimmter Weise „apperzipire". Die einfache Linie etwa muthet mir zu, daß ich sie als Das auffasse, was sie ist. Und diese Auffassung ist eine Thätigkeit. Vollendet sich diese Thätigkeit, so kann ich auch hier von einem „Akt" reden. Aber diesem Akt geht nothwendig eine Thätigkeit voraus. Die Linie

ist schließlich in meinem geistigen Besitz. Aber Dies setzt voraus, daß ich sie in meinen geistigen Besitz bringe. Und darin liegt eine Thätigkeit.

Doch sagen wir Dies etwas genauer. Wie auch im einzelnen Fall eine Linie beschaffen sein mag: in jedem Fall muß ich sie, um sie als Das, was sie ist, aufzufassen, mit dem inneren Blick oder dem Blickpunkt des geistigen Auges durchlaufen. Ich muß Theil zu Theil hinzu- und in diesen Blickpunkt hineinnehmen. Ich muß den inneren Blick ausweiten, bis er die ganze Linie umspannt. Ich muß ihm, nämlich diesem inneren Blick, eine solche „Spannweite" geben. Und ich muß innerlich das so Aufgefaßte abgrenzen und für sich aus seiner Umgebung herausnehmen. Ich muß mir in jener Ausweitung ein Ziel setzen, ich muß das in der Ausweitung des Blickes in ihn Aufgenommene zusammenfassen oder innerlich zusammennehmen, muß meine apperzeptive Thätigkeit innerhalb der bestimmten Grenze halten und festhalten.

Diese Thätigkeit des inneren Blickes oder des Blickpunktes des inneren Auges nun nennen wir apperzeptive Thätigkeit. Eine apperzeptive Thätigkeit von der bezeichneten Art also muthet mir jede begrenzte Linie zu. Sie muthet mir in jedem Fall jene doppelte innere Bewegung zu oder muthet mir eine innere Bewegung zu, die jene beiden Momente in sich schließt: die Ausweitung und die Begrenzung. Außerdem stellt jede Linie vermöge ihrer Richtung und Form noch allerlei speziellere Zumuthungen an mich oder meine apperzeptive Thätigkeit. Aber ich beschränke mich hier geflissentlich auf diese allgemeinste Zumuthung.

Jetzt fragt es sich aber: Wie verhalte ich mich zu solchen Zumuthungen oder zu solcher mir zugemutheten Thätigkeit oder Weise der Selbstbethätigung? Dabei nun sind die beiden Möglichkeiten, nämlich, daß ich zu solcher Zumuthung Ja und daß ich zu ihr Nein sage, daß ich frei die mir zugemuthete Thätigkeit übe oder daß ich der Zumuthung mich widersetze. Die Frage, wie ich mich zu der Zumuthung verhalte, ist die Frage, ob ich ihr ohne Sträuben mich überlasse, ob ich, zwar durch die Zumuthung veranlaßt, aber doch frei, aus mir heraus, spontan, Das, was mir zugemuthet ist, vollbringe, ob die in mir liegenden natürlichen Tendenzen, Neigungen, Bedürfnisse der Selbstbethätigung mit der Zumuthung oder Dem, was mir zugemuthet wird, übereinstimmen oder im Einklang stehen; oder ob das Gegentheil der Fall ist. Wir haben immer ein Bedürfniß der Selbstbethätigung. Dies ist sogar das Grundbedürfniß unseres Wesens. Aber die Selbstbethätigung, die mir durch ein sinnliches Objekt zugemuthet ist, kann so beschaffen sein, daß sie vermöge eben dieser Beschaffenheit nicht hemmung- oder reibunglos, nicht ohne innere Gegensätzlichkeit, von mir vollzogen werden kann. Dann muß mein eigenes Wesen (Das heißt: mein Wesen, so wie es, abgesehen von der Zumuthung, ist) sich dieser mehr oder minder fühlbar widersetzen.

Nehmen wir aber an, ich könne ohne Hemmung, Reibung, könne innerlich gegensatzlos der Zumuthung nachgeben und sie erfüllen; dann thue ich Dies. Ich übe die mir zugemuthete Thätigkeit, weil sie mir zugemuthet ist; aber doch frei, weil eben ohne innere Reibung, Hemmung, Gegensätzlichkeit. Und dann habe ich zugleich ein Gefühl der Freiheit. Und dies ist ein Lustgefühl. Das Gefühl der Lust ist immer ein Gefühl der freien Thätigkeit oder Selbstbethätigung. Es ist die unmittelbar erlebte Färbung oder Tönung des Thätigkeitgefühles, die sich einstellt, wenn die Thätigkeit ohne innere Hemmung und Reibung sich vollzieht. Und das Gefühl der Lust an einer Sache ist immer das Gefühl der Freiheit, Hemmung- oder Reibunglosigkeit einer solchen Thätigkeit, die mir von dieser Sache „zugemuthet" wird. Sie ist das Bewußtseinssymptom des freien Einklanges zwischen der Zumuthung zur Thätigkeit und meinem Vollbringen. In gewissem Sinn vollzieht sich dabei die Thätigkeit doppelt in mir, nämlich erstens als mir zugemuthete oder in mich sich eindrängende, zweitens als von mir, so wie ich, abgesehen von der Zumuthung bin, frei aufgenommene. Dies aber ist nur eine theoretische Unterscheidung. Was ich in unserem Fall erlebe, ist einfach meine Thätigkeit; nur erlebe ich sie eben als nicht rein spontane, sondern als rezeptive, also durch das sinnliche Objekt ausgelöste, zugleich aber als von mir frei aufgenommene.

Nun ist aber weiter Folgendes wohl zu beachten. Das Objekt, das ich auffassen soll oder das an meine Auffassungthätigkeit die Zumuthung stellt, ist an sich freilich immer dasjenige, das es ist. Für mich aber existirt es nicht als dasjenige, das es ist, zum Beispiel: als dies ganze und in sich abgeschlossene Objekt, ohne daß es, so wie es ist, von mir aufgefaßt, insbesondere also von dem Blickpunkt des inneren Auges durchlaufen und in ein abgeschlossenes Ganze zusammengenommen wird. Das Durchlaufen- und Zusammengenommensein haftet aber dem Objekt, wenn es ihm einmal zu Theil geworden ist, nicht für immer an, so daß ich nun die „apperzeptive" Thätigkeit, also die Thätigkeit der Ausweitung und der Begrenzung des inneren Blickes, unterlassen und anderen Objekten gegenüber üben könnte und trotzdem das Objekt für mich dies ganze und in sich abgeschlossene Objekt bliebe. Sondern, damit das Objekt Dies für mich bleibt, dazu ist die beständig fortgehende, in jedem Moment sich wiederholende Thätigkeit jener Ausweitung und Begrenzung erforderlich. Im Objekt also, sofern und so lange es für mich als dies bestimmte, insbesondere als dies ganze und in sich abgegrenzte, existirt, liegt diese meine Thätigkeit. Das Objekt, so wie es für mich existirt, ist, allgemein gesagt, die Resultante aus den beiden Komponenten oder das Produkt aus den beiden Faktoren, nämlich dem sinnlich Gegebenen und meiner Thätigkeit. Diese meine Thätigkeit gehört zu ihm als diesem „meinem" Objekt oder „meinem" Gegenstand genau so gut wie das sinnlich Gegebene. Dies ist nur das Material, aus dem durch meine

Thätigkeit das Objekt für mich erst sich aufbaut. Das „Objekt", so wie es für mich da ist, ist so wenig blos das sinnlich Gegebene, wie ein Haus ein bloßer Haufe von Bausteinen ist. Sondern, wie zum Haus Material und Form gehören, so gehören auch zum „Objekt", das für mich dies bestimmte sein soll, Material und Form Und die Form ist immer das Geformtsein durch mich oder ist meine Thätigkeit. Es ist eine Grundthatsache aller Psychologie und erst recht aller Aesthetik, daß ein „sinnlich gegebenes Objekt", genau genommen, ein Unding ist, Etwas, das es nicht giebt und nicht geben kann. Gewiß ist das Objekt — ich rede hier immer von Objekten, die für mich existiren — ein sinnlich gegebenes. Es ist aber auch immer etwas von meiner Thätigkeit Durchdrungenes. Und Thätigkeit ist Leben. Das Wort „Leben" hat gar keinen anderen Sinn als den: Thätigkeit. Von meinem Leben also ist jedes Objekt, das für mich als dies bestimmte existirt — und andere Objekte existiren nun einmal für mich nicht —, nothwendig und selbstverständlich durchdrungen. Und Dies nun ist der allgemeinste Sinn der „Einfühlung". Sie besagt, daß ich, indem ich ein Objekt auffasse, in eben diesem Objekt, so wie es für mich existirt und einzig und allein existiren kann, als etwas zu ihm Gehöriges eine Thätigkeit oder Weise meiner Selbstbethätigung erlebe. Dabei ist aber zugleich immer die „positive" und die „negative" Einfühlung zu unterscheiden. Mag die Einfühlung der einen oder der anderen Art sein: in jedem Fall erlebe ich die Zumuthung oder die Aufforderung, die das Objekt an mich stellt, nämlich die Zumuthung oder Aufforderung zu einer Thätigkeit oder Weise meiner Selbstbethätigung; oder ich erlebe eine Thätigkeit, zunächst als mir zugemuthete. Dabei ist alles Gewicht zu legen auf das „Erleben".

Dabei sind aber jedesmal die beiden Möglichkeiten festzuhalten, die schon vorhin unterschieden wurden. Ich nehme das eine Mal die Thätigkeit reibunglos in mich auf und habe deshalb ein Gefühl des Einklanges zwischen Dem, was mir zugemuthet ist, und meiner spontanen Thätigkeit. Ein anderes Mal dagegen entsteht ein Konflikt zwischen mir und meinem natürlichen Bestreben der Selbstbethätigung und derjenigen, die mir zugemuthet wird oder in mich eindringt, und ich habe deshalb ein Gefühl des Konfliktes. Jenen Sachverhalt aber nenne ich „positive", diesen „negative Einfühlung". In beiden Fällen ist die Stärke des Gefühles abhängig von der Intensität jenes „Eindringens". Und diese wiederum ist bedingt durch den Grad meiner Zuwendung zu dem Objekte, das die Zumuthung stellt, durch die Intensität meiner apperzeptiven Hingabe an dieses Objekt Je mehr ich an das Objekt mich hingebe, um so mehr bin ich auch der Zumuthung hingegeben, um so mächtiger drängt sich also die Thätigkeit, die mir zugemuthet wird, in mich ein. Und um so spürbarer wird das harmonische Zusammenklingen der Zumuthung und meines natürlichen Triebes der Selbstbethätigung, falls ein solches Zusammenklingen

stattfindet. Um so fühlbarer wird aber auch der Konflikt zwischen der Zumuthung und meinem eigenen Trieb der Selbstbethätigung, falls Beide einander widerstreiten oder dieser Trieb jener Zumuthung seiner oder meiner Natur nach sich widersetzt. Das Gefühl aber jenes Einklanges ist ein Gefühl der Lust an dem Objekt. Und das Gefühl des Konfliktes ist ein Gefühl der Unlust an ihm. Es ist also, wie jenes, so auch dies Gefühl in seiner Stärke bedingt durch die Intensität des Eindringens der mir zugemutheten Thätigkeit in mich oder durch die Intensität meines Erlebens dieser Thätigkeit. Diese ist wiederum zugleich bedingt durch meine innere Reaktionsfähigkeit oder meine eigene geistige Kraft und Gesundheit.

In beiden Fällen wird, wie gesagt, die Thätigkeit erlebt als eine mir zugemuthete. Die „Zumuthung" gewinnt aber im zweiten Fall, im Fall des Konfliktes also, einen besonderen Sinn. Sie wird zur Zumuthung im Sinn der feindsäligen Zumuthung oder des feindlichen Eindringens in mich. Sie verliert im anderen Fall den Charakter der „Zumuthung". Die Zumuthung wird hier zur freien Einstimmung. Diese Einstimmung können wir auch bezeichnen als Sympathie; und demnach die „positive" Einfühlung auch „sympathische" Einfühlung nennen. Die negative Einfühlung dagegen ist das Erleben der feindlichen oder der gegen mich gerichteten Zumuthung.

Im Vorstehenden nun ist gesagt, was mir in jedem Fall von dem sinnlichen Objekt zugemuthet wird, nämlich eine Weise der apperzeptiven Thätigkeit. Dabei braucht es nun aber nicht zu bleiben. Es kann im einzelnen Fall durch ein sinnliches Objekt im Uebrigen diese oder jene speziellere Zumuthung an mich gestellt werden. Und achten wir nun hierauf, so ergeben sich verschiedene Arten oder Stufen der Einfühlung.

Natürlich ist die erste Stufe bezeichnet durch die Einfühlung, sofern in ihr nur jene allgemeine Zumuthung gestellt ist. Diese Einfühlung nennen wir „allgemeine apperzeptive" Einfühlung. Bei dieser wird mir, genauer gesagt, nur die Thätigkeit zugemuthet, die erforderlich ist, damit ein bestimmtes sinnliches Objekt überhaupt für mich da ist oder als dies bestimmte Objekt in meinem geistigen Besitz ist, damit es also für mich dies ganze und in sich abgeschlossene, im Uebrigen dies so oder so beschaffene, etwa dies so oder so geformte sinnliche Objekt ist. Und schon diese Zumuthung kann ja unendlich mannichfacher Art sein, also auf eine unendlich mannichfache Thätigkeit zielen. Jede neue Form einer Linie etwa fordert eine neue, anders beschaffene Thätigkeit, wenn ich die Linie mit dieser Form in meinen geistigen Besitz bringen will. Jede Form einer Linie erfordert eine eigene, die Linie mit ihrer Form geistig schaffende oder neuschaffende Thätigkeit. Und ich wiederhole: diese Thätigkeit liegt in der Linie, sofern diese überhaupt für mich existirt. Sie existirt für mich keinen Augenblick, ohne daß ich sie für mich durch meine

Thätigkeit schaffe. Sie ist in jedem Augenblick, in dem sie für mich existirt, jenes Ineinander des sinnlich Gegebenen und meiner schaffenden Thätigkeit.

Sofern aber diese schaffende Thätigkeit in der Linie ist, schafft die Linie durch sie sich selbst oder ruft sich selbst und ihre Form, und zwar in jedem Augenblick von Neuem, ins Dasein. Sie ist eben damit zugleich die Trägerin der Kräfte, durch sie Dies vermag, und der Weisen ihrer Wirkung, Trägerin der Konzentration und Lösung, der Spannung und Entspannung, des Einsetzens, Fortgehens und Absetzens, vor Allem auch jenes Sich-Ausweitens und Sich-Begrenzens. Von dieser Art ist, zum Beispiel, die Einfühlung in lineare Formen, sofern sie lediglich „allgemeine apperzeptive Einfühlung" ist. Aber bei dieser Einfühlung bleibt es schon bei der einfachen Linie nicht. Lineare Formen treten uns entgegen als Theile des Raumes. Dies nun ist der selbe Raum, in dem die Dinge sind. Und damit werden die linearen Formen stets zugleich Objekte der besonderen Art der Einfühlung, die wir den Dingen zu Theil werden lassen. Die Dinge aber muthen mir nicht nur zu, daß sie einfach apperzipirt werden, sondern sie fordern mich zugleich auf zur denkenden Verknüpfung, zur Einfügung in einen Wirklichkeitzusammenhang, zur Einordnung in kausale Beziehungen. Sie beanspruchen diese Verstandesthätigkeit. Auch diese ist Willensthätigkeit. Auch in ihr ist, wie in jeder Thätigkeit, Streben und Vollbringen, Kraft, Spannung, Lösung, Arbeit und Erfolg. Und weil die Dinge mir diese Thätigkeit zumuthen (oder indem sie Dies thun), ist diese Thätigkeit und deren Eigenart, also eben dies Streben, diese Kraft, Spannung, Lösung, Arbeit, wiederum in die Dinge „eingefühlt". Auch hier muß wieder gesagt werden: Sofern die Dinge in den Wirklichkeitzusammenhang und den Raum, in dem dieser stattfindet, gehören, gehört zu ihnen diese Weise der Verknüpfung; es gehört also zu ihnen die darin liegende Thätigkeit. Die Dinge existiren für mich als diejenigen, die sie sind, gar nicht anders als in solcher Verknüpfung. In den Dingen, so wie sie für mich existiren, liegt also diese Thätigkeit unmittelbar eingeschlossen. Sie liegt darin als die Thätigkeit, durch die sie für mich Das werden, was sie sind. Dies ist der Ursprung aller „Strebungen", „Tendenzen", „Thätigkeiten", „Nöthigungen" und aller „Kräfte" in der Natur. Ich sehe nichts von Alledem, was diese Worte bezeichnen, indem ich die Dinge sehe, sondern alles Dies kann ich nur in mir erleben oder fühlen. Das Streben in der Natur ist mein Streben, die Thätigkeit in ihr meine Thätigkeit, die Kraft meine Kraft. Das heißt: die Höhe der Anspannung meiner Thätigkeit. In die Dinge ist dies Alles erst von mir hineingelegt. Aber nicht willkürlich, sondern nothwendig. Indem ich die Dinge verstandesmäßig auffasse, durchdringe ich sie nothwendig mit solchem Streben, solcher Thätigkeit, solcher Kraft. Als vom Verstand aufgefaßte, tragen sie Dergleichen als eine Seite ihres Wesens in sich. Es liegt in ihnen, sofern sie „meine" Gegenstände sind, dies Stück von mir.

Diese Einfühlung bezeichne ich nun als „Natureinfühlung“. Damit ist nichts gesagt als eben: daß die vom Verstand erfaßten Dinge als solche nothwendig von meiner Thätigkeit durchdrungen sind. Diese Thätigkeit ist wiederum zunächst von den Dingen mir „zugemuthet“, sofern sie nämlich mich zur denkenden Verknüpfung oder zur verstandesmäßigen Auffassung auffordern. Und Dem gemäß besteht auch hier die Möglichkeit der „positiven“ und der „negativen“ Einfühlung. Die Frage lautet auch hier, ob und wie weit das Streben, die Thätigkeit und die Kraft der Einfühlung meinem Bedürfniß nach Selbstbethätigung und Kraft der Einfühlung entspricht; ob und wie weit, was mir zugemuthet ist, diesem Bedürfniß zuwiderläuft. Das heißt im Einzelnen etwa: Die Frage lautet, ob das Streben in sich einstimmig ist oder nicht, ob die Thätigkeit eine hemmunglos ihrem Ziel zugehende oder ob sie eine gehemmte ist, ob die verschiedenen Thätigkeiten mit einander im Einklang stehen oder einander widerstreiten, ob sie kraftvoll sind oder schwächlich u. s. w.

Die höchste Zumuthung aber stellt endlich an mich die sinnliche Erscheinung des Menschen. Wir wissen nicht, wie es zugeht oder woher es kommt, daß der Anblick des lachenden Gesichtes oder der Veränderung in den Zügen des Gesichtes, vor Allem um Auge und Mund, die wir mit diesem Namen „lachendes Gesicht“ bezeichnen, für den Beschauer die Zumuthung oder Aufforderung in sich schließt, sich selbst froh und frei und glücklich zu fühlen; in der Weise, wie es diese Worte sagen, sich innerlich einzustellen oder dieser Art der inneren Thätigkeit oder der Bethätigung seines gesammten inneren Wesens sich hinzugeben. Aber die Thatsache besteht. Indem ich das „lachende Gesicht“, indem ich also jene räumlichen Veränderungen in den Zügen eines Gesichtes sehe, erlebe ich zunächst wiederum die Zumuthung, sie aufzufassen. Aber seltsamer Weise ist nun diese Zumuthung zugleich die Zumuthung zu jener besonderen Weise der Selbstbethätigung. Ich sage: „Seltsamer“ Weise ist es so. Damit will ich andeuten, daß es für diese Thatsache keine Erklärung mehr giebt. Auch wenn ich sie eine „instinktive“ nenne, ist Dies keine Erklärung. Aber diese Namengebung ist allerdings durchaus am Platz. Daß die fragliche Thatsache so wichtig und werthvoll ist, ist, nebenbei bemerkt, keine Instanz gegen ihren instinktiven Charakter. Das für unser Dasein Wichtigste hat die Natur, weise, wie sie ist, überall selbst in die Hand genommen: sie hat es zur Sache des Instinktes gemacht und damit unserem Belieben entzogen. Und vermöge dieses Instinktes nun gilt auch hier wiederum: Ich kann das lachende Gesicht gar nicht auffassen, ohne daß die Zumuthung oder Aufforderung zu jener Art der inneren Thätigkeit unmittelbar darin liegt, ohne daß ich in mir mit der Zumuthung der Auffassung zugleich diese Zumuthung erlebe, also ohne daß ich jene freie und frohe innere Bethätigungweise meiner selbst, zunächst als eine mir zugemuthete, in mir erlebe.

In dem erwähnten Beispiel aber wird es nicht bei der Zumuthung bleiben. Ihr entspricht ja eine innerste Sehnsucht meines Wesens. Und so wird es hier dazu kommen, daß ich der Zumuthung frei mich hingebe oder frei sie erlebe. Indem ich aber Dies thue, fühle ich wiederum jenen „Einklang". Und das Lustgefühl dieses Einklanges ist das Gefühl der Freude an dem frohen Gesicht.

Es wird, sage ich, in dem in Rede stehenden Fall nicht bei der bloßen Zumuthung bleiben. Aber es muß nicht immer so sein. Vielleicht liegt in dem lachenden Gesicht etwas höhnisch Frohlockendes. Dann ist mir zugemuthet, dieses höhnische Frohlocken, diese besondere Art der Bethätigung meiner selbst, in mir zu verwirklichen. Aber dieser Zumuthung kann ich nicht so frei mich hingeben. Hier widerspricht Etwas in mir. Und das Gefühl dieses Widerspruches, dieser inneren Hemmung, Reibung, Dissonanz ist ein Gefühl der Unlust. Das höhnisch frohlockende Gesicht ist mir unerfreulich; vielleicht im Innersten zuwider

Hier liegt also wiederum ein Fall der negativen Einfühlung vor. Auch diese ist Einfühlung. Der Trieb der eigenen Lebensbethätigung könnte sich gar nicht jener Lebensbethätigung, die mir durch den Anblick des höhnisch lachenden Gesichtes zugemuthet wird, widersetzen, wenn nicht diese eben mir zugemuthet wäre, wenn sie nicht in mich eindränge. Und je schärfer sie Dies thut oder je mehr die mir zugemuthete innere Bethätigungweise von mir Besitz zu ergreifen beginnt — und Dies heißt wiederum, je mehr ich dem Eindruck des Gesichtes mich überlasse —, desto schärfer wird der Konflikt und desto intensiver das Gefühl der Unlust.

Was hier über das „lachende Gesicht" gesagt wurde, müssen wir aber verallgemeinern. Aller „Eindruck" der sinnlichen Erscheinung eines Menschen liegt begründet in seinem „Ausdruck". Das heißt: die sinnliche Erscheinung des Menschen, in allen ihren Theilen, ist mir erfreulich oder unerfreulich oder ist für mich schön oder häßlich, weil in ihr, zunächst als Zumuthung für mein eigenes Erleben, ich meine: für das Erleben meiner selbst, ein Leben liegt, eine Thätigkeit oder Bethätigung des inneren Wesens oder die Möglichkeit einer solchen. Ein Mensch ist „schön": Dies heißt: Das Leben, das in seiner sinnlichen Erscheinung liegt und bei der Betrachtung dieser Erscheinung in mich eindringt oder sich eindrängt, wird von mir „sympathisch" aufgenommen. Es wird verspürt als die Erfüllung eines eigenen Lebenstriebes oder einer eigenen Lebenssehnsucht. Die sinnliche Erscheinung eines Menschen ist „häßlich": Dies heißt: Das Leben, das in ihr liegt und in mein Leben eindringt, widerstreitet meinem eigenen Trieb, zu leben, mich zu bethätigen und zu fühlen. Ich verspüre es als eine Negation dieses Triebes. „Schönheit" ist, in diesem wie in jedem Fall, in der Betrachtung eines sinnlichen Objektes unmittelbar

erlebte Lebensbejahung: Häßlichkeit ist unter den gleichen Bedingungen erlebte Lebensverneinung.

Hier aber scheint ein Einwand am Platz. Ich sehe einen Menschen in Armuth, Elend, Kummer, Angst, schließlich in Verzweiflung. Ich „sehe“ ihm Dies „an“ oder „höre“ es aus seinen Worten. Wir wollen gleich annehmen: Ich sehe ihn so künstlerisch dargestellt. Und was ich da sehe, ist mir erfreulich. Ich nenne das Kunstwerk schön. Hier nun, scheint es, trifft das soeben Gesagte nicht zu. In mir ist doch keine „Sehnsucht“, Das innerlich zu erleben, was ein solcher Mensch in sich erlebt; den inneren Druck, gar die Angst und Verzweiflung Wie also kann in solchem Fall das Gefühl der Freude oder wie kann der ästhetische Genuß auf jenem „Einklang“ oder jener „Sympathie“ beruhen? Darauf nun ist zunächst zu erwidern: Kummer, Angst, Verzweiflung und Dergleichen giebt es nicht irgendwo im blauen Aether, sondern nur im Gemüth eines Menschen. So ist es nicht nur thatsächlich, sondern auch für mich. Das heißt: Indem ich den Kummer, die Angst, die Verzweiflung sehe, sehe ich einen Menschen, der Dergleichen in sich erlebt. Ich sehe ihn. Dies heißt: ich erlebe ihn. Auch Dies will wiederum zunächst sagen: Er drängt sich in mein Erleben ein. Es ist mir durch die künstlerische Darstellung zugemuthet, ihn zu erleben. Ich soll mich als einen Menschen fühlen, der solchen Kummer und solche Verzweiflung in sich verspüren kann und verspürt. Gesetzt aber nun, der Kummer ist echt menschlich, die Verzweiflung menschlich berechtigt, es liegt darin irgend Etwas von Größe oder Stärke, von Leben und Lebenskraft, von Fähigkeit des inneren Reagirens gegen das Schicksal, von innerer Arbeit: dann kann ich gewiß nicht die Abstrakta „Kummer“ und „Verzweiflung“, wohl aber diesen Menschen oder diese Offenbarung echter und berechtigter Menschlichkeit ohne inneren Widerstreit in mir erleben. Dergleichen kann in mir positiven Widerhall finden. Dann aber ist auch hier jener innere „Einklang“ gegeben, nämlich der Einklang zwischen meinem Wesen und dem Erleben oder der Bethätigungweise meiner selbst, die mir durch das Objekt zugemuthet wird. Und es ist eben damit der Grund gegeben zum Gefühl jenes Einklanges oder zum Gefühl der Lust, kurz: zum ästhetischen Genuß.

Und auch, wenn ich einen Menschen nur einfach leiden und schließlich untergehen sehe und das Leiden und der Untergang bringt mir zum Bewußtsein oder macht mir fühlbar, daß es doch eben ein Mensch ist, der so leidet und untergeht, dann heißt Dies: Mir wird zugemuthet, nicht nur dieser oder jener einzelnen Weise der Bethätigung meiner selbst, sondern in ihr meines Menschseins inne zu werden; als Menschen oder in der allgemeinsten und fundamentalsten Weise, die eben das Wort „Menschsein“ bezeichnet, mich zu erleben. Und diese Zumuthung nun vermag ich frei zu vollbringen, einfach darum, weil ich Mensch bin. Ich fühle den Einklang zwischen dem Menschen,

der in mich eindringt, und mir oder fühle mich als Menschen in dem anderen. Ich habe dies allgemeinste, allem sonstigen Sympathiegefühl zu Grunde liegende beglückende Sympathiegefühl. Und ich habe es um so intensiver, je mehr mir das Leid und der Untergang des Menschen zu Herzen geht, je intensiver mir also, eben durch das Leiden und den Untergang des Menschen, der Mensch oder, was an ihm Mensch ist, zum Bewußtsein gebracht und fühlbar gemacht wird. Einfühlung ist Erleben Sie ist nicht Dies, daß ich nur einfach weiß, es gebe irgendwo in der objektiven Welt etwas Seelisches oder Inneres, Freude, Leid, Noth, Verzweiflung u. s. w., oder daß ich Dergleichen mir vorstelle oder denke.

Hiergegen hat man gesagt: Wenn ich angesichts der künstlerisch dargestellten Verzweiflung die Verzweiflung erlebte, also selbst in Verzweiflung geriethe, wenn ich angesichts des künstlerisch dargestellten Zornes selbst zornig würde, so wäre es mit dem ästhetischen Genuß vorbei; Dergleichen sei pathologisch. Solchen Wendungen ist aber leicht zu begegnen. Die Antwort darauf liegt zunächst im soeben Gesagten. Wie es Zorn, Verzweiflung und Dergleichen nirgends in der Welt für sich giebt, so ist auch niemals Zorn, Verzweiflung oder Dergleichen für sich dargestellt worden. Sondern dargestellt worden ist immer ein Mensch. Und deshalb ist mein eigenes Erleben des dargestellten Inneren eines Menschen (zum Beispiel: das Erleben der Noth und Verzweiflung eines Faust) ein Erleben dieser ganzen, in Noth und Verzweiflung gerathenen Persönlichkeit, mit ihrer ganzen Kraft und inneren Arbeit, mit ihrem „strebenden Bemühen". Es ist ein Widerhall dieses Menschen in mir; ein inneres Jasagen zu diesem Menschen. Und mein Genuß an einer solchen künstlerischen Gestalt ist der Genuß aus solchem Widerhall oder solchem Jasagen. Dazu kommt dann aber bei dem Kunstwerk noch ein weiteres Moment. Indem ich vorhin von künstlerischer Darstellung und soeben von einer bestimmten dichterischen Gestalt redete, habe ich ja schon den Uebergang gemacht von der Einfühlung überhaupt zur Einfühlung in das Kunstwerk. Und darum ist es nun wiederum eine besondere Sache. Und wir brauchen nur dies Besondere der Einfühlung in das Kunstwerk klar ins Auge zu fassen; und die Wendungen: Wer angesichts des dargestellten Zornes „zornig werde" oder angesichts der dargestellten Verzweiflung „verzweifle", Der stehe außerhalb des ästhetischen Verhaltens, erscheinen auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus als nicht sehr sinnvoll. Ich „werde zornig", wenn mir in der Praxis des Lebens Etwas widerfährt, das meinen Zorn reizt. Wenn ich aber den Zorn künstlerisch dargestellt sehe, so reizt mich nichts zum Zorn. Nicht aus Erlebnissen, die mir widerfahren und verletzend in mich einschneiden, entsteht mir hier der Zorn, sondern aus der künstlerischen Darstellung heraus dringt diese innere Bethätigungweise meiner selbst in mich ein. Dabei weiß ich zugleich, daß der Zorn nur dargestellt ist, also einer durchaus ideellen Welt angehört. Und

Dies besagt ferner, daß dem in mich eindringenden Zorn jede motivirende Kraft fehlt. Es ist ein Zorn, der nichts in sich trägt von Wunsch und Willen zur Reaktion gegen einen inneren Eingriff, der zu keinem Handeln mich treiben kann. Es giebt ja hier nichts, woran ich ihn auslassen könnte. Der künstlerisch dargestellte Zorn wird also freilich erlebt, aber dies Erleben ist ein völlig anderes als dasjenige, das ich mit den Worten bezeichne: „Ich werde zornig". Er wird ästhetisch erlebt; und das ästhetische Erleben ist eine Weise, wie ich mich angemuthet fühle in der ästhetischen Betrachtung, in der reinen Hingabe an das Dargestellte. Es ist ein Erleben, das nicht mich trifft, dies reale Individuum, das einen Theil bildet des Wirklichkeitzusammenhanges, sondern einzig mich, den ästhetisch Betrachtenden, das Ich, das in der aller Wirklichkeit absolut entrückten Welt der künstlerischen Darstellung lebt und aufgeht.

Daß man aber wisse, was ästhetisches Betrachten heißt, daß man das in dieser ästhetischen Betrachtung stattfindende Erleben, kurz: das ästhetische Erleben, vollkommen scharf zu scheiden wisse von allem Erleben Dessen, was in der realen Welt geschieht, daß man darum dies Erleben auch mit keinen Namen bezeichne, die an das Erleben erinnern, das im praktischen Leben und im Wirklichkeitzusammenhang uns aufgenöthigt wird: Dies muß als Erstes von Jedem gefordert werden, der von Einfühlung redet und in der Einfühlungfrage mitreden will.

Das ästhetische Erleben, etwa des Zornes, so sage ich, ist ein eigenartiges Erleben. Es ist eigenartig in doppelter Hinsicht; erstens, sofern der Zorn, der erlebt wird, eigenartigen Ursprunges ist, nicht aus einem Eingriff in mein Wesen herausgewachsen, sondern mir mitgetheilt, in mich eindringend von dem Kunstwerk her; und zweitens, sofern es eben damit in der Natur dieses Zornes liegt, daß er mir zu keiner praktischen Reaktion Anlaß giebt oder keine praktische Motivationkraft in sich trägt. Dazu tritt nun aber jenes vorhin schon betonte Moment, daß nämlich die dargestellte Bethätigungweise eines Menschen, in unserem Fall der dargestellte Zorn, nicht Zorn überhaupt ist, sondern Zorn einer so oder so gearteten Gesammtpersönlichkeit; daß in ihm der Mensch erlebt wird. Beides hängt aber unmittelbar zusammen. Beide Thatsachen treffen zusammen in der einen Thatsache der künstlerischen Darstellung. Jede ästhetische Betrachtung überhaupt besagt, daß ich das Betrachtete in eine ideelle Sphäre rücke oder es für mich zu einer in sich abgeschlossenen ideellen Welt mache. Auch die ästhetische Betrachtung des Wirklichen, der wirklichen Landschaft etwa, macht schon aus dem Betrachteten ein Bild oder eine Erscheinung, löst es von der Wirklichkeit, hebt es heraus aus dem Wirklichkeitzusammenhang und macht es zu einem ideellen Gegenstand. Aber ist das Betrachtete ein Wirkliches, so muß ich Dies thun im Widerspruch zu der Thatsache, daß das Wirkliche doch eben ein Wirkliches ist und thatsächlich dem Zusammenhang der Wirklich-

keit angehört, darum auch zu mir, zu diesem in der Wirklichkeit lebenden Ich, in realen Beziehungen steht, mir etwa nützen oder schaden kann. Anders dagegen bei dem im Kunstwerk Dargestellten. Dies gehört in sich selbst und ohne all mein Zuthun, einfach dadurch, daß es dargestellt ist, einer rein ideellen Sphäre an. Es ist an sich Bild oder Erscheinung. Ich kann darum hier nicht nur die ästhetische Betrachtung üben, sondern ich übe sie mit selbstverständlicher Nothwendigkeit. Das Kunstwerk ist es, das diese Nothwendigkeit in sich schließt. Und damit zugleich nun führt und zwingt das Kunstwerk mich, den Betrachter, und zwar mit um so größerer Gewalt, je mehr es den Namen eines Kunstwerkes verdient, aus mir heraus und über mich hinaus, taucht mich ganz in diese ideelle Welt, versenkt und bannt mich da hinein. Und in dem Maße, wie es Dies thut, führt und zwingt mich zugleich das Kunstwerk in der Betrachtung Dessen, was dieser Welt angehört, in der Betrachtung des Dargestellten also, in die Tiefe und enthüllt mir da in der Tiefe, was mir bei der Betrachtung des Wirklichen zu entgehen pflegt; und das Kunstwerk enthüllt mir Dies nicht nur, sondern rückt es in helle Beleuchtung.

Daß aber das Kunstwerk mich so in die Tiefe führt und mir die Tiefe erleuchtet, Dies heißt insbesondere: es läßt mich in allem Negativen, Störenden, Widrigen das zu Grunde und in der Tiefe liegende Positive sehen und mir eindringlich werden. Und Dies heißt wiederum insbesondere: Es zeigt mir in allen möglichen menschlichen Regungen den positiven Menschen oder den positiven Grund seines Wesens, das unter der Oberfläche liegende Gold des Menschlichen, das überall, auch im Elend, und da vielleicht erst recht, und schließlich auch im Bösen und in der Verkümmerung noch zu finden ist. Es läßt mich überall, auch im Entsetzlichen noch, den Menschen erleben und fühlen. Auch der entsetzliche Mensch ist eben doch noch Mensch. Es giebt aber gar kein stärkeres Mittel, das Positive im Menschen uns eindringlich zu machen und miterleben zu lassen, als dessen Negation. Und solche Negation liegt in Elend, Noth, Verzweiflung, Untergang; und, wenn auch in anderer Weise, im Bösen und Entsetzlichen. Dies allein ist der Weg, auf dem das Leiden, die Noth und das Böse, das Entsetzliche und Grauenvolle, das wir im gemeinen Leben abweisen und häßlich nennen, in der künstlerischen Darstellung schön, also Gegenstand des ästhetischen Genusses werden kann. Keine Kunst kann in einen Gegenstand der Freude verwandeln, was naturgemäß Gegenstand unseres inneren Widerstrebens oder gar unseres Abscheues ist. Aber die Kunst kann uns aus Alledem Menschliches herausfinden und herausfühlen lassen, nämlich positiv Menschliches, Leben, Kraft, Regsamkeit des Wollens, Arbeit, kurz: Thätigkeit. Und alles Dies, alles Leben kann in uns Widerhall finden oder kann eine Sehnsucht in uns befriedigen. Alle Sehnsucht, die wir fühlen, faßt sich ja doch zusammen in dem Einen: sie ist Sehnsucht, zu leben.

München. Professor Dr. Theodor Lipps.

Selbstanzeigen.

Die Gravitationlehre ein Irrthum. Karl Konegen, Wien.

Ich beginne mit der Beschreibung einer Wärmestrahlen-Erscheinung, deren Wirkung bisher nicht genügend beachtet wurde. Aus einer Anzahl einfacher Experimente geht hervor, daß Wasser durch Wärmestrahlen mechanisch verdrängt wird. Diese unbestreitbare Thatsache bildet den Ausgangspunkt für den Beweis, daß die Naturphänomene Golfstrom, Flußbettwanderung und Ebbe und Fluth auf die durch Sonnenbestrahlung bewirkte Wasserverdrängung zurückzuführen seien und die zuletzt erwähnte Erscheinung mit der Mondanziehung nichts zu thun habe. Da diese Hypothese Newtons für die Gezeitenerscheinung hinfällig wird, war genügende Veranlassung vorhanden, die auf diese Erscheinung aufgebaute Lehre von der Gravitation einer kritischen Prüfung zu unterziehen; ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die mechanischen Prinzipien der Attraktion und der Schwere auf eine neue Basis gestellt werden müssen. Auch den Weg habe ich angedeutet, auf dem der Ersatz für das wichtigste kosmische und mechanische Prinzip der Gravitation und Schwere gefunden werden muß. Th. Newest.

Briefe einer Braut aus der Zeit der Befreiungskriege 1804 bis 1813. Egon Fleischel, Berlin.

Ich darf die Briefe besonders warm empfehlen, weil sie nicht meiner Feder entstammen. Nur gesichtet und herausgegeben sind sie von meiner Hand; in pietätvollem Gedenken an die reizende, geistvolle Greisin, die ich Großmutter nennen durfte. Mit der Veröffentlichung der Briefe hoffe ich einen nicht werthlosen Beitrag zu einer der traurigsten Episoden vaterländischer Geschichte zu bringen. In lebendiger Sprache führt uns die Schreiberin die Zeit mit ihren Nöthen und Sorgen, ihrer schweren Bedrückung und edlen Begeisterung vors Auge. Daß dieses frische und kräftige Buch lesenswerth ist, dürfte ich behaupten, auch wenns vor mir nicht schon viele unbefangene Sachverständige gesagt hätten.

Thun. Edith Freiin von Cramm.

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik, Sauerländer, Frankfurt a. M.

Die Zeitschrift stellt sich die Aufgabe, die Probleme der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, der Elternschaft, der Prostitution und alle damit zusammenhängenden Fragen der Moral und des gesammten sexuellen Lebens nach der philosophischen, historischen, juristischen, medizinischen und sozialen Seite zu erörtern. So soll sie der Mittelpunkt werden für alle Bestrebungen, die eine Reform unserer heutigen konventionellen Anschauung dieses Gebietes zum Ziel haben; sie soll den Kampf gegen veraltete, unhaltbar gewordene Meinungen und Institutionen führen. Wir bitten Alle, die mit uns die Bedeutsamkeit des sexuellen Problems für die Entwickelung und Zukunft der Menschheit erkannt haben, die mit uns nach einer neuen Ethik suchen, sich uns anzuschließen. Denn nur, wenn Alle, die eine stärkere, frohere Menschheit ersehnen, sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, werden wir auf die Oeffentliche Meinung und die Gesetzgebung den Einfluß erringen, den wir brauchen.

Wilmersdorf. Dr. phil. Helene Stöcker.

Karl Hauptmanns „Bergschmiede". München, bei Callwey.

Ich wollte nicht nur eine Lanze brechen für Karl Hauptmann und besonders für seine „Bergschmiede"; ich wollte nicht nur bei meinem Vergleich zwischen den Brüdern Gerhart mit ernsten Worten auf einige Schwächen aufmerksam machen (ich glaube, es wohlwollend gethan zu haben) und ihm gegenüber auf den kräftig nachstrebenden (wenn nicht vorstrebenden) Karl weisen, sondern, wieder, wie in meinem Flaischlen-Buch, an der Hand eines Dichters auf einige Grundfragen dichterischen Schaffens und ästhetischen Betrachtens hinweisen, die mir gerade in diesen Jahren wichtig zu sein scheinen. Gerade in diesen Jahren, in denen fruchtbar zu werden beginnt, was vor zwanzig Jahren gesät wurde, scheinen sich Scheidungen zu vollziehen, stiller als damals, zwischen einer stehenbleibenden und einer wahrhaft fortschrittlichen Kunst. Gerade in diesen Jahren kommen leise und langsam Formen hervor, die mit den alten Schulbegriffen wenig zu thun haben, wenig aber auch mit den technischen Streitigkeiten der achtziger Jahre. In Hauptmanns „Bergschmiede" konnte ich einige positive Fortschritte unserer Dramatik nachweisen.

München. Georg Muschner.

Soldaten. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1,80 Mk.

Ich habe hier versucht, das österreichisch-ungarische Soldatenleben so umfassend wie möglich darzustellen: den Mann und Offizier, Krieg und Frieden, Manöver und Kaserne, sogar den Spionagedienst. Mit der seit Jahren üblichen, zuerst von Beyerlein gefundenen Art, das Soldatenleben zu betrachten, hat mein Buch nichts zu thun; es ist früher entstanden.

Charlottenburg. Roda Roda.

Die Patronate der Heiligen. Ulm, Kerler.

Die römische Mythologie schon hat bekanntlich das Prinzip des Protektorates bestimmter Gottheiten über Städte, Familien, Stände bis ins Einzelne durchgeführt. Die christliche Kirche hat diese Idee, gestützt auf biblische Zeugnisse, in vollem Umfang übernommen und nun in einem Prozeß stetig fortschreitender Differenzirung und Arbeitstheilung ein System der Heiligenanrufung geschaffen, das in seiner ungeheuren Ausdehnung bisher kaum gekannt war. Alle Stände, Handwerk und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, haben ihre Schutzheiligen gefunden; keiner Krankheit fehlt ihr heiliger Spezialarzt; über Alles breitet ein Heiliger seine schützenden Arme. Der Kirchen-, Kultur- und Kunsthistoriker, der Numismatiker, der Geschichtschreiber der Wirthschaft, des Handwerks, des Rechtes, der Medizin hat an diesen Patronaten einen werthvollen Stoff, der lange fast ungenützt im Dunkel lag. Ich biete nun dem Forscher ein Material von viertausend Patronaten (die bisherige Höchstleistung in Deutschland, Wesselys, weist nur dreihundertsieben Patronate auf) und versuche dabei, die Anrufungen aus der Legende, der Geschichte, dem Recht, der Zunftgeschichte, den Volksbräuchen, der Volksetymologie zu erklären. Doch nehme ich für diese Erklärungen nur die Bedeutung einer bescheidenen Vorarbeit in Anspruch, die, wie es in der Natur der Sache liegt, erst vom Spezialforscher beendet werden kann. Drei Register erleichtern die Benutzung des Buches.

Ulm. Dietrich Heinrich Kerler.

Vom falschen Schein.

Man könnte das neunzehnte Jahrhundert die Zeit der Surrogate nennen und von der Geschichte großer, weltbeherrschender Gefühle bis zum Bericht über die kleinen Gegenstände, die das tägliche Dasein umgeben, diese bittere Wahrheit durchführen, ohne bei den Beweisen auf erhebliche Hindernisse zu stoßen. Mit dem Ringen nach Freiheit begannen seine Jahre; der Opfermuth und die Begeisterung einzelner Männer und ganzer Nationen kämpften um ein Ideal, das Freiheit genannt und dem erstaunten Volk, zuerst in einen griechischen Mantel drapirt, dann in eine rothe Fahne gewickelt, gezeigt wurde. Aber man bescherte den armen Enttäuschten ein Surrogat, man kleidete sie in die bunten Lappen einer äußerlichen Freiheit, die von würdigen Staatsbürgern feierlich ausgeübt werden durfte. Das Individuum wurde mehr und mehr unterdrückt, so daß es seitdem zwischen den Schlingen unzähliger Vorschriften und Gesetze das Leben in einem Käfig verbringt. „Ach, umsonst auf allen Länderkarten spähst Du nach dem seligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menschheit schöne Jugend blüht!“ rief Schiller melancholisch am ersten Tag des Jahres 1800. Falsch war die Freiheit, die man suchte, ein Surrogat der echten, weil sie Massenfreiheit war. Die Masse ist aber niemals frei; denn wo sich ein Wesen an das andere kettet, hört selbständiges Wollen, Ausleben des einzelnen Individuums, also wahre Freiheit auf.

Die Philosophie ringt wohl nach der königlichen Menschennatur. Auf Schopenhauer, der mit pessimistischer Miene durch die Welt ging und die Verneinung des Positiven als Surrogat einer Lebensauffassung predigte, folgte Nietzsche und lieferte als Ersatz für innere, selbstbefreite Größe das Trugbild des modernen Uebermenschen, dessen Karikatur wiederum als klägliches Surrogat für echten Humor auf dem Ueberbrettl tanzt und singt.

Furchtbar viel Neues ist im gepriesenen Zeitalter der Erfindungen entstanden. Man ist nicht nur fortgeschritten, sondern immer schneller und schneller, schließlich auf dem elektrisch angetriebenen Automobil, vorwärts gekommen. Aber kein werthvolles Ziel war auf der tollen Fahrt zu erreichen, sondern im Leben wie in der modernen Wettfahrt ein Surrogatziel, das mit bunten Wimpeln lockend behängt und von Wichtigthuern mit Cylinder und Rosetten umgeben war. Solche Eile, solche Mühe und vielleicht sogar eine Zahl überfahrener Opfer für das Surrogat eines wahren Erfolges, für den Beifall eines Komitees, den Jubel einer zufällig zusammengetrommelten, kritiklosen Menge!

Zum Wesen der Surrogate gehört, daß sie täuschen, die Vorstellung eines Genußes erwecken wollen, dessen Besitz materiell nicht erlangt werden kann. Sie haben sich in das Reich der Erfindungen eingedrängt und die Erfolge scharfsinniger Forscher mit ihren Pseudoerfolgen begleitet. Sie gefährden das Leben nichtsahnender Freunde des Echten als Gespenster des Betruges und schleichen sich als Kunstwein, Margarine, chemischer Fruchtsaft, Cichorie in unseren Magen, als nachgeahmte Meißener Puppe, gefälschte seltene Briefmarke in unsere Sammlungen, als Diaphanie, buntes Glas ersetzend, und in Gestalt gebeizter Tannenbretter statt des gediegenen Eichenholzes in unsere Wohnung, als gedankenlose, prächtig ausstaffirte Schundliteratur in unseren Kopf, als falsche, engherzige sogenannte Sittlichkeit in die Anschauungen der Menschenmasse. Der Neid und die Sucht, vor

Anderen zu glänzen, hat sie geschaffen. Je weiter die Kultur fortschreitet, desto aufdringlicher folgt den civilisirten Völkern wie ein Bazillenschwarm das Heer der Surrogate und nistet sich so fest in Anschauung und Gewohnheit, daß ein Leben ohne Ersatzmittel wohl wünschenswerth, aber kaum mehr möglich erscheint.

Wir sehnen uns nach einer Zeit mit echten Leidenschaften, echter Größe, mit Dichtern, die echten Wein und echte Liebe besangen, mit Künstlern, die in echtem Marmor meißelten und nichts von angemaltem Gips und falscher Bronze wußten, mit Kriegern, die das Schwert voll heiliger, unverfälschter Begeisterung zogen. Idealisten und Schulmeister preisen das Alterthum und wollen es noch heute zum Jungbrunnen für unsere übertünchte, von Talmigold strahlende Kultur machen. Wenn wir aber seine Sitten näher betrachten, so entdecken wir mit dem Beginn seiner „Décadence“ das erste Surrogat, den Schminktopf der galanten Frau, die Ersatz für entschwundene Schönheit suchte, um leichtgläubige Thoren auch nach der Blüthezeit zu täuschen. Wie Eva, den Apfel in der Hand, einst die Sünde ins Paradies des Lebens trug, so hat sie mit der Büchse verjüngender Pomade in den Fingern das Zeitalter der Ersatzmitteln, der Talmidinge, eröffnet. Martial und Juvenal sind die ersten Dichter, die den falschen Schein im modernen, augenfälligen Sinn mit bitterer Satire verdammten; falsche Schönheit, falsche Ehrsucht und falsche Liebe geißelten ihre beredten Worte. Aber sie konnten wenigstens den Saft der Traube noch unverfälscht genießen und ihre Glieder in ein Gewand von echter Wolle hüllen, ohne Täuschung und Betrug fürchten zu müssen. Offen und unbedeckt ging damals das Laster umher und wußte nichts von einem falschen Tugendmantel; sauer, aber ehrlich floß der Wein schlechter Lagen in den Becher; und wer keine goldenen oder silbernen Geräthe benützen konnte, begnügte sich unbekümmert mit thönerner Waare. Das änderte sich im Lauf der Zeit Jeder Wein sollte süß schmecken und jeder Becher aus edlem Metall bestehen oder wenigstens aussehen, als sei er golden. Der weise Logau faßte die Sucht, zu scheinen, in das Sprüchlein zusammen: „Die Stimm' ist groß, der Mann ist klein; was nahe nichts, hat ferne Schein“ und traf damit das Wesen der Surrogate. Sie haben sich über die ganze Erde verbreitet und die Sucht, wenigstens „den fernen Schein zu erreichen“, hat den Erfindungsgeist mehr und mehr auf den Abweg gebracht, statt neuer Werthe Ersatzmittel für alte Werthe zu schaffen. Jedes Material besitzt eine Form, die seinem inneren Wesen entspricht und in ihrer Art schön oder brauchbar ist; sobald es aber das Aussehen eines anderen Stoffes künstlich erreichen soll, sobald sich das Ding maskirt, um einen vornehmeren Eindruck zu machen, verliert es den eigenen geringen Werth und wird ein Mittel des Betruges oder wenigstens der Blendung. Die Talmikette, die sich breit von Westentasche zu Westentasche zieht, bietet nur eine harmlose Gelegenheit, zu protzen; aber das gefälschte Nahrungmittel mit der echten Etiquette betrügt den Käufer. Ersetzt werden kann eine Sache eben nur durch eine gleichwerthige: ein Minister durch einen neuen Minister, eine silberne Gabel durch eine neue silberne Gabel; aber niemals ein Minister durch einen Mann, der nur wie ein Minister aussieht, eine silberne Gabel durch ein Ding aus Alfenid, Britania, Neusilber oder anderem Surrogatstoff.

Ich habe vorhin gesagt, der Neid und die Sucht, vor Anderen zu glänzen, habe die Surrogate geschaffen, und ich sehe manche ernste Leute über dieses oberflächliche Urtheil hochmüthig die Achseln zucken. Sie vermissen den Hinweis auf

soziale Motive, die den Erfinder antrieben, billige Massenartikel an die Stelle von theuren, schwer erreichbaren Dingen zu setzen und dem ganzen Volk Genüsse zugänglich zu machen, die früher den wenigen Privilegirten gehörten. Der soziale Zug der Zeit wird immer zum Vorwand genommen, wenn man sich der wahren Ursachen schämt. Die Surrogate wurden aus Gewinnsucht erdacht, verfertigt, gepredigt und gepriesen, aus Dummheit, Geiz oder der Sucht, zu blenden, gekauft, gelesen, geglaubt und weiter verbreitet; sie haben nichts mit dem sozialen Zug zu thun, der Menschenwürde und Verbesserung der allgemeinen Lebenshaltung zum Ziel hat. Daß auch dieser schöne Gedanke bisher dem Surrogat eines Erfolges, einer Chimäre entgegentrieb und oft das Elend verschlimmerte, weil ers den Menschen erst zum Bewußtsein brachte, will ich nur nebenbei erwähnen. Wird aber die Lebenshaltung dadurch höher, daß falsche Flitter ihr von fern einen gewissen Glanz verleihen? Soll ein herabgekommener, der Stärkung bedürftiger Körper aus gefälschtem Wein Kraft schöpfen, soll ein Schrank aus grünem Tannenholz länger halten, weil er wie Eichenholz gebeizt ist, soll die mit Margarine gekochte Speise besser schmecken, weil an der Wand des Restaurants zu lesen ist: „Hier wird nur echte Butter verwendet“? Wie beschämend ist die Thatsache, daß man heutzutage einem Gegenstande das Wort „echt“ als Etiquette mitgeben muß! Sollte nicht Alles echt sein? Nicht als selbstverständlich gelten, daß wir civilisirte, auf den Höhepunkt unserer Kultur eingebildete Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beim Kaufmann echte Waare, auf den Banken echte Werthe für bares Geld, auf den Gerichten echte Gerechtigkeit und auf der Kanzel echtes Christenthum finden? Doch die Erklärung eines satirischen Wörterbuches aus dem achtzehnten Jahrhundert: „Selbstverständlich ist, was eigentlich selbstverständlich nicht ist“, hat ihre Wahrheit behalten, obwohl unsere Lebensauffassung weit von der zersetzenden Satire entfernt ist, die, einer bitteren Arzenei gleich, im Zeitalter vor der Französischen Revolution die geistigen Kräfte der Menschheit für die Zukunft gesund erhielt.

„Die Geschenke der Götter müssen bezahlt werden“, meinte Montaigne, als er von der echten Freude sprach, die, wenn sie wirklich einmal beschert werde, immer mit einer Enttäuschung erkauft werden müsse. Alles Echte behält eben Preis und Werth und kann, trotz allen Surrogaten, nur von Dem erlangt werden, der den Betrag zum Erwerb besitzt und nicht zu geizig ist, ihn zu erlegen. Einer, den Neid packt oder die Lust, anderen Menschen gleich zu scheinen, muß sich mit den Ersatzmitteln begnügen. „Dieser Stuhl bedeutet die Eisenbahn“, sagt das Kind und freut sich seines Spieles. Es hat damit die einzige innere Berechtigung von Surrogaten ausgesprochen, denn seine Phantasie erhebt den Stuhl wirklich zur Eisenbahn. Es hat mit diesem Wort aber auch ihre Grenze festgelegt und die Ersatzmittel in das Reich harmlosen Spieles verwiesen, in dem die Phantasie, ohne Schaden zu bringen, die Werthlosigkeit durch unschädliche Selbsttäuschung ersetzt. Kinder sind die Lehrer der Erwachsenen. „Das sieht wie Marmor aus“, sagt der geschmacklose Miethhausbesitzer und klebt eine marmorirte Tapete an die Wand. „Genau wie Brillanten!“ jubelt die Dame und steckt glänzende Similisteine ins Haar. Das marmorirte Papier des schäbigen Hausbesitzers schadet anderen Menschen eben so wenig wie das glitzernde Glas in den blonden oder dunklen Locken. Ueber Dinge, die man belachen kann, soll man sich nicht ärgern. Erst wenn die Surrogate durch Täuschung Fremden Nachtheil verursachen und den Zweck des nach-

geahmten Gegenstandes nicht erfüllen können, sind sie gemeingefährlich und müssen verachtet und bekämpft werden. Leben wir doch geistig, wie die Weltweisen seit Jahrtausenden versichern, von Surrogaten der Wahrheit, die in Parabeln, Mythen und Legenden den Anschauungen der Zeit auf den Leib geschnitten werden. „Es muß“, sagt Kant, „eine öffentliche Standarte des Rechtes und der Tugend geben ja, diese muß allzeit hoch flattern.“ Im Grund ist es gleichgiltig, was für heraldische Figuren darauf gezeichnet sind; wenn sie nur keinen Zweifel an ihrer Bedeutung lassen. Eine solche Allegorie der Wahrheit war immer und ist überall „für die Menschheit im Großen und Ganzen ein taugliches Surrogat der ewig unzugänglichen Wahrheit“. Die Welt konnte der Lehre Kants nicht treu bleiben, als die alte Fahne des Rechtes und der Tugend zerrissen war und Philosophen und Publikum sehnend eine neue suchten.

Langsam dämmert eben die Erkenntniß, daß es Zeit sei, mit den Surrogaten aller Art aufzuräumen, mit den falschen Ledertapeten, den falschen Brillanten, mit dem gefälschten Wein und allen Trugbildern, die eine hohe Autorität den fügsamen Pfleglingen vorgaukeln konnte. Schon Schopenhauer hat gesagt: „Denn das Wahre kann auf die Länge nur in seiner Lauterkeit bestehen. Mit Irrthümern besetzt, wird es ihrer Hinfälligkeit theilhaft. Wie der Granit zerfällt, wenn der Feldspath verwittert, obgleich Quarz und Glimmer solcher Verwitterung nicht unterworfen sind. Es steht also schlimm um die Surrogate der Wahrheit.“ Sobald man zu erkennen anfängt, daß ein Ding, ein Gedanke, ein Glaube nicht durch Surrogate ersetzt werden kann, ist es mit ihrer Herrschaft und Gefahr vorbei. Leute, die an Ammenmärchen statt an erwiesene Wahrheit glauben, Männer, die sich für frei halten, nur weil sie wählen dürfen, Hausfrauen, die Cichorienbrühe statt des Kaffees vorsetzen, und Damen mit falschen Steinen an der Brust und falscher Tugend im Herzen wird es immer geben; aber man erspare uns die abscheuliche Pflicht, Alles mißtrauisch befühlen und beschnuppern, beim Dichterwort und bei der Aktie, bei der Briefmarke und bei der Verheißung des Gesetzgebers fragen zu müssen: „Ist es auch echt?“ Wer mit Surrogaten zu thun hat, sollte sich an Goethes Wort erinnern: „Setz' Dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken: Du bleibst doch immer, was Du bist.“

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Lose.

Türkenlose stehen jetzt 145; Ende 1904 standen sie 127. Das Häuflein eifrig gestikulirender Herren, das gewöhnlich gegenüber dem Haupteingang zum Börsensaal zu finden ist, hat also wieder einmal für die nöthige Bewegung gesorgt. Merkwürdig, daß ein Papier, dessen Tilgung noch fast siebenzig Jahre dauert und von dem also ein sehr erheblicher Betrag (ausgegeben wurden 1,98 Millionen Stück) noch vorhanden ist, der Spekulation besonderen Reiz bieten kann. Das Papier an sich, als Los, und die spekulativen Umsätze an der Börse heischen scheinbar besondere Vorsicht; und die Frage wird angeregt, ob die Lospapiere zu den schädlichen oder nützlichen Effekten gehören. Nach dem Reichsgesetz über die Inhaberpapiere mit

Prämien (vom achten Juli 1871), dem „Lossperrgesetz“, dürfen neue Prämienanleihen nur auf Grund eines Reichsgesetzes und nur zu Anleihezwecken ausgegeben werden; ferner wurde der Handel in ausländischen Losen, die nicht bis zum fünfzehnten Juli 1871 zur Abstempelung eingereicht waren, verboten. Seitdem gab es im Deutschen Reich keine neuen Lotterieanleihen mehr. Inzwischen ist die Tilgungdauer einzelner dieser Prämienanleihen abgelaufen; ihre Zahl wird sich also verringern und auf Ersatz ist nicht zu rechnen. Die vierprozentige bayerische Prämienanleihe von 1866 wird um die Mitte dieses Jahres verschwinden; auch die ansbach-gunzenhausener Siebenguldenlose, die im Jahr 1857 ausgegeben wurden, werden Ende dieses Jahres zum letzten Mal gezogen. Bald danach folgen die weniger verbreiteten neuschateler Zehnfrankenlose. Das dann noch vorhandene Material wird schon durch die Auslosungen von Jahr zu Jahr kleiner; diese Werthpapiergattung steht also auf dem Aussterbeetat. Während es 1871 an deutschen und ausländischen Lotteriepapieren ungefähr 6 Millionen Stück gab, ist die Zahl jetzt auf rund 2³/₄ Millionen zusammengeschrumpft. In etwa zwanzig Jahren können die deutschen Losanleihen getilgt sein; bei den ausländischen ist die Frist länger; am Längsten, wie gesagt, bei den Türkenlosen, von denen 1930 in Deutschland noch ungefähr 300000 Stück im Umlauf sein werden. An der berliner Börse werden vierzehn deutsche und dreißig ausländische Prämienanleihen notirt und gehandelt. Unter den heimischen Papieren sind die bekanntesten die braunschweiger Zwanzigthalerlose und die meininger Siebenguldenlose; unter den fremden die österreichischen, die finischen Zehnthalerlose und die Türkenlose.

Der Wunsch, aus der menschlichen Spielwuth Profit zu ziehen, entspringt nicht den nobelsten Regungen der Seele. Ist solches Geschäft aber unvermeidlich, dann sind die Losanleihen immerhin besser als Klassen- oder gar Wohlthätigkeitlotterien. Nur von diesen Losanleihen will ich heute sprechen. Staaten oder Städte geben Schuldverschreibungen aus, verzinsliche oder unverzinsliche, die nach Ablauf einer vorher bestimmten Frist durch Auslosung getilgt werden. Der niedrigste Gewinn, der als Niete gilt, bringt noch den Nominalbetrag des Loses. Wer ein Prämienlos spielt, kann also nie den vollen Einsatz verlieren, sondern höchstens die Differenz zwischen dem Einkaufspreis und dem Einlösungbetrag. Der Kurs der Lospapiere steigt von Jahr zu Jahr, weil die Zahl der Lose kleiner, die Gewinnchance größer wird; deshalb kann Jemand, der heute kurz vor der Prämienziehung ein Los kauft, wenn es nur mit dem Nennbetrag herauskommt, einen indirekten Verlust erleiden. Wenn ich, zum Beispiel, ein bayerisches Prämienlos zum höchsten Kurs (170) für 510 Mark gekauft und bei der Ziehung den Nominalwerth von 300 Mark bekommen habe, so verliere ich 210 Mark. Mit dieser Möglichkeit muß bei Prämienanleihen stets gerechnet werden. Leute, die solches Papier schon Jahre lang liegen haben, stehen immer vor der Frage, ob sie sich mit dem Kursgewinn begnügen oder, in der Hoffnung auf einen Treffer, schließlich eine Niete, also einen Verlust, riskiren sollen. Deshalb reizen die Türkenlose die Spekulation. Die Niete (richtiger: der kleinste Treffer) bringt hier 400 Francs und wird mit 60 Prozent, also 240 Francs = 192 Mark ausgezahlt. Das ergiebt bei dem heutigen Kurs von 145 immer noch einen Gewinn von 47 Mark. Das lockt zu den Türken.

Da seit dem ersten Lebensjahr des Reiches keine Losanleihe mehr zugelassen wird, muß man annehmen, das Bedürfniß sei gedeckt; und sicher fehlt es nicht an Gelegenheit zu solcher Geldanlage. Soll man die Prämienanleihen nun aussterben

lassen oder neue bewilligen? Für die Zulassung spricht der Wunsch, dem Publikum, das Gewinnchancen sucht, die Verlustmöglichkeit zu verringern. Dagegen spricht die Rücksicht auf die Klassenlotterien der Bundesstaaten, denen die Konkurrenz der Prämienanleihen die Einnahmen kürzen könnte. Ein deutscher Losehändler gab vor einiger Zeit eine Schrift heraus, die dem Reichsschatzsekretär die Vortheile einer mit Prämien ausgestatteten Reichsanleihe nachzuweisen sucht. Der Gedanke einer deutschen Prämienanleihe ist gar nicht dumm. Unseren dreiprozentigen Reichsanleihen geht es so schlecht, daß man dieses Experiment mindestens erwägen sollte. Für unseren guten Ruf brauchten wir nicht zu fürchten; der könnte durch Auslosung deutscher Reichsanleihen nicht ärger leiden als durch den jetzigen Kursstand des vornehmsten deutschen Anlagepapiers. Die Reichslast würde durch die auszuzahlenden Gewinne nicht größer; denn bei der beschränkten Tilgungzeit würden Zinsen gespart, und falls der Anleihetypus von 3½ Prozent beibehalten werden müßte, würden die Kosten einer dreiprozentigen Prämienanleihe geringer als die einer mit 3½ Prozent zu verzinsenden Anleihe. Eine Gefahr läge nur darin, daß der Kurs der älteren Anleihen noch weiter hinuntergehen würde, da die Meisten wohl den Besitz eines deutschen Prämienpapiers vorziehen würden. Im Uebrigen sind Lotterieanleihen für die Regirung oder Gemeinde, die sie ausgiebt, recht bequem. Entweder werden überhaupt keine Zinsen gezahlt und entsprechend höhere Gewinne ausgesetzt oder die Anleihen tragen laufende, feste Zinsen und haben dann weniger und kleinere Gewinne. Jedenfalls ergäbe eine genaue Berechnung aller Lasten, die dem Schuldner aus einer Prämienanleihe erwachsen, daß die Aufwendungen gegeringer sind als für eine gewöhnliche Anleihe. Die Tilgungpläne sind so verschieden wie die Offerten der Versicherungsgesellschaften. Man sucht dem Publikum die Sache möglichst schmackhaft zu machen. Hinter diesen mathematischen Kunststücken findet man aber selten greifbare Vortheile. Drei unterscheidende Merkmale sind zu beachten. Gleichmäßige Tilgung, wie bei der bayerischen und badischen Prämienanleihe; Verringerung des Hauptgewinnbetrages mit fortschreitender Tilgung, wie bei den augsburger Siebenguldenlosen, die erst in den letzten Jahren vor ihrem Ablauf (1930 bis 1934) wieder steigende Gewinne zahlen, und bei den köln-mindenern; und fortschreitende Tilgung in Bezug auf den Umfang der Haupttreffer und auf die Nieten. Der dritte Modus ist bei den meisten Lospapieren üblich. Während die festverzinslichen Prämienanleihen als Nieten den Nominalbetrag behalten, nimmt bei den übrigen Losen der Werth des kleinsten Treffers zu. Wer, zum Beispiel, zu einem dem Anfangskurs nahen Preis ein braunschweigisches Zwanzigthalerlos gekauft hat, würde, wenn er jetzt den niedrigsten Treffer zöge, einen nicht unwesentlichen Verlust erleiden. Dagegen kann man sich versichern. Firmen, die Losversicherungsgeschäfte machen, liefern dem Assekurirten, der eine Niete zog, eine noch unverloste Nummer.

Wichtig ist natürlich die Gesammtzahl und der Einzelbetrag der Gewinne. Daß auf die Türkenlose Gewinne bis zu 600 000 Francs fallen können, darf aber nicht etwa zu dem Glauben verleiten, dieses Papier sei deshalb mehr werth als deutsche Prämienanleihen, die nicht so hohe Beträge auszahlen; dagegen spricht die Länge der Tilgungdauer und die beträchtliche Stückzahl der vorhandenen Lose. Als besonders vortheilhaft werden dem Publikum die sogenannten Serienlose empfohlen. Das sind Prämienlose, die in der Serie gezogen worden sind und bei der darauffolgenden Gewinnziehung dann herauskommen müssen. Die meisten Losanleihen sind nämlich in Serien von hundert bis zehn Stück eingetheilt; um nun die

Ziehungen zu erleichtern, werden zuerst die Serien gezogen und dann die Nummern dieser Serien ausgelost; dabei wird bestimmt, welche Nummern Gewinne erhalten, und der Rest muß sich dann mit dem kleinsten Treffer begnügen. Ein in der Serie gezogenes Los wird also nach der nächsten Gewinnziehung unter allen Umständen ausgezahlt. Diesen Umstand nützen die Serienlosgesellschaften aus, die auch vom Ausland her (Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Budapest) das Publikum mit Cirkularen überschwemmen. Vor diesen Gesellschaften kann nicht laut genug gewarnt werden; schon weil man niemals sicher sein darf, daß die angeblich gekauften Serienlose wirklich im Besitz der Gesellschaft sind. Mehr als einmal wurden größere Gewinne nicht ausgezahlt, weil das gezogene Los der Gesellschaft gar nicht gehörte. Sehr oft handelt sichs auch um minderwerthige, den Theilnehmern zu hoch berechnete Papiere. Oder die Niete bringt noch nicht einmal den eingezahlten Betrag. Das beste Geschäft machen die Veranstalter. Sie treiben den Kurs der erworbenen Papiere in die Höhe, rechnen darauf, daß mancher Theilnehmer, dem die Sache lästig wird, seine Einzahlung verfallen läßt, und haben, da sie selbst mitspielen, ohne jedes Risiko an allen Gewinnen ihren Theil. In Holland hat ein neues Gesetz diesem Treiben ein Ende gemacht. Der Schwindel dürfte nachgerade nicht mehr ziehen.

Die soliden Prämienanleihen kann man immerhin zu den Anlagewerthen zählen. Ob es sich freilich empfiehlt, größere Beträge in Losen anzulegen, ist eine andere Frage. Eine gewisse Verzinsung läßt sich ja auch bei den unverzinslichen herausrechnen, wenn man den Maximalbetrag der Niete auf die Tilgungdauer vertheilt. Wer 1868 ein braunschweiger Los für 55½ Mark gekauft hat und 1924 dafür 120 Mark bekommt, darf sich für die sechsundfünfzig Jahre 64½ Mark als empfangene Zinsen eintragen. Das macht pro Jahr etwa 2¼ Prozent. Zieht man einen größeren Gewinn oder verkauft man das Los mit einem hübschen Kursaufschlag, so erhöht sich ja die Verzinsung. Die Prämienlose wechseln ihre Besitzer zwar nicht so oft wie andere Papiere; sie gehören vielfach zum eisernen Bestande des Familiengutes. Die Fälle, in denen solches Los vom Tag der Emission an in einem Haus bleibt, sind trotzdem aber wohl ziemlich selten. Zu bedenken bleibt beim Erwerb, ob die Tilgungfrist nicht zu lang ist, so lang, daß der Besitzer des Loses den letzten Rückzahlungtermin schwerlich selbst noch erlebt, die gebotenen Chancen also gar nicht einmal voll ausnützen kann. Bei den unverzinslichen Losen kann ja nur die Aussicht auf Gewinn locken. Auch bei den verzinsten ist natürlich neben der Rentabilität die Gewinnchance zu prüfen. Ein sehr beliebtes Lospapier ist die Köln-Mindener Prämienanleihe, die sich mit 3½ Prozent verzinst und heute 146 steht, während dreieinhalbprozentige Reichsanleihe zu 99,30 zu haben ist. Die Gewinnchancen ergeben also eine Kursdifferenz von fast 50 Prozent. Die Unterschiede der Qualität, die Vortheile und Nachtheile solcher Anlage zu erwägen, ist nicht allzu schwer. Für Deutschland sind Prämienanleihen, als ein Mittel zur Förderung des öffentliches Kredites, nicht unwichtig. Die ausländischen soll man sich sehr genau ansehen, ehe man sie kauft. Noch ist der konzessionirte Schwindel mit der Losanleihe der später zum Bankerot verurtheilten Stadt Barletta nicht vergessen. Aber auch die Besitzer von Türkenlosen haben Enttäuschungen erlebt und die Inhaber von raab-grazer Losen mußten sich eine Zinsreduktion gefallen lassen. Solche Vorgänge müßten schließlich doch Jeden von leichtsinnigem Loserwerb abschrecken.

Ladon.

Der Asiatenkrieg.

Seit den Tagen von Portsmouth hat Rußland dem Europäer so viel Abwechselung beschert, daß er kaum noch Zeit hatte, der Geschichte des mandschurischen Krieges nachzudenken. Und diese Geschichte sollte doch lehrreich sein. Wie konnte Roschdestwenskijs Geschwader in fünf Viertelstunden vernichtet werden? Erwies sich die russische Armee wirklich als ein so untaugliches Werkzeug, wie wir nach manchem Bericht glauben mußten? Wie kam es, daß in Deutschland alle Sachverständigen, der Große Generalstab vornan, die Qualität dieses Heeres falsch einschätzten und überzeugt waren, nach einer langen Periode ruhmloser Niederlagen müsse Rußland den Sieg erringen? Konnten die Militärbevollmächtigten, denen die Aufgabe gestellt war, das Wesen und die Wandlungen dieser Armee zu beobachten, von slavischen Fassadekünsten so geblendet werden, daß die Wirklichkeit ihrem Auge entglitt? Was zur Beantwortung dieser wichtigen Frage brauchbar scheint, müssen wir sammeln; die Erfahrungen des Krieges dürfen nicht ungenützt bleiben. Deshalb will ich aus zwei Darstellungen, die ich in der ausländischen Presse fand, hier Einiges mittheilen, das vielleicht auf die Spur der Wahrheit zu führen vermag.

Herr Naudeau, der wegen der Anschaulichkeit seiner Schilderungen oft gerühmte Kriegsberichterstatter des pariser Journal, hat den heimreisenden Admiral Roschdestwenskij im Hafen von Kobe gesprochen und aus Tokio jetzt seinen Bericht über dieses Gespräch geliefert. Die japanische Flotte, sagte der Admiral, schießt nicht ganz so gut, wie man behauptet hat. Wenn sichs um eine Uebung in Friedenszeiten gehandelt hätte, wäre der Leistungunterschied nicht allzu groß gewesen. Während die japanischen Veteranen im Feuer aber so ruhig blieben wie bei einem Manöver, wurden die rasch gedrillten russischen Novizen, die noch kein Gefecht erlebt hatten, nervös, als die Kugeln neben ihnen die Kameraden wegrissen. Nicht die höhere Geschicklichkeit entschied den Kampf, sondern das kältere Blut der Japaner. „Unser größtes Unglück war, daß der ‚Suworow‘, unser Admiralschiff, auf das die Japaner ihr Feuer konzentrirt hatten, so schnell kampfunfähig wurde. Nach ganz kurzer Zeit schon war an Bord Alles zerstört; zuerst die Sprachrohre. Um der Mannschaft meine Befehle zu übermitteln, mußte ich Matrosen hin und her schicken, die dann meist, ehe sie ihr Ziel noch erreicht hatten, von feindlichen Kugeln niedergeworfen wurden. Das Schiff brannte an allen Ecken; die Löschapparate waren zerschossen; das Ruder zerbrach und das Schiff war nicht mehr zu regiren. Ich selbst hatte Wunden an den Beinen und am Kopf; ein Stirnknochen mußte herausgenommen werden. Unsere Schiffe waren nicht schlecht gebaut, die Kugeln haben auch ihren Panzer nicht zerrissen, nach und nach aber die Stahlplatten gelockert und dislozirt. Ich habe nie begriffen, warum die französische Behörde mich zwang, die Gewässer von Anam zu verlassen. Ich verbrauchte täglich große Mengen Kohle, um meine Schiffe unter Dampf und fern von der Küste zu halten, und habe die Neutralitätpflicht Frankreichs nicht einen Augenblick verletzt.“ Roschdestwenskij sprach dann noch von der bösen Doggerbankgeschichte. „Das erbitterte Leugnen der Engländer, der Riesenskandal, der in Europa entstanden war: das Alles hatte meine Ueberzeugung allmählich erschüttert und ich fragte mich ganz ernsthaft, ob ich nicht das Opfer einer Halluzination geworden sei. Jeder Seemann kennt die Gefahr solcher Visionen. Nun denken Sie sich: hier, in Japan, habe ich den Beweis gefunden, daß ich doch Recht hatte! Unter den Lazarethgehilfen waren auch Dolmetscher. Einer der mir zugewiesenen war ein Marineoffizier, der den Arm in der Binde trug und mir erzählte, er leide an Rheumatismus. Daß er nicht krank, sondern verwundet sei, er-

fuhr ich zufällig von einem seiner Kameraden. Warum wurde diese Thatsache verheimlicht? Ich forschte vorsichtig weiter und erfuhr von einem dritten sanitar, der jetzt Verwundete sei mit Torpedobooten nach England gegangen. Bald danach konnte ich feststellen, daß die Daten stimmten; als der Offizier ins Hospital gekommen war, hatte er gerade die zur Reise von England nach Japan nöthige Zeit gehabt, konnte also bei Hull verwundet worden sein. Jetzt zweifle ich nicht mehr: wir sind bei der Doggerbank ganz einfach von japanischen Torpedobooten angegriffen worden. Ich sehe die Fischerflotte noch vor mir, hundert und aberhundert Kähne, mit denen wir die ganze Nacht hindurch Signale ausgetauscht haben. Dann tauchten die Torpedoboote auf. Ich bin fest überzeugt, daß sie, nachdem wir ihren Angriff abgewehrt hatten, von den Engländern an einem vorher dazu ausgesuchten Ort verborgen wurden und daß sie später einen zweiten Angriff versucht hätten, wenn der Skandal nicht so laut geworden wäre." Ist Togo, fragt Naudeau sich, als er den Russen verlassen hat, ein größerer Mann als Roschdestwenskij? „Wer weiß? Togo ist ein Rädchen in der Maschine, ein wichtiger Theil in einem bewundernswerthen Räderwerk. Die japanische Marine hat mehr als einen Mann, der ihn ersetzen könnte; und man versichert mich, daß er stets dem Befehl des Admiralstabes gehorchte. Er hatte Unterbefehlshaber, die ihm ebenbürtig waren, zuversichtliche und der Pflicht fanatisch treue Offiziere und eine begeisterte und im Feuer erprobte Mannschaft. Er kämpfte in den heimischen Gewässern und hatte bessere Schiffe als der Russe. Die kaltblütige Tapferkeit der Japaner ist eine Eigenschaft der Rasse, deren Phantasiekraft geringer ist als die der Europäer und die deshalb der drohenden Gefahr nie so bewußt wird. Auch ohne Togo hätte die japanische Flotte gesiegt. Nicht dieser Sieg ist sein höchster Ruhmestitel, sondern die Thatsache, daß ihn, am Anfang des Krieges, das einmüthige Vertrauen seiner Kameraden an die Spitze der Marine berief. Roschdestwenskij begann die Ausreise mit einer improvisirten Flotte, mit hastig zurechtgemachten Schiffen und von unsicheren Söldnern geleiteteten schwimmenden Kohlenlagern. Er mußte seine Mannschaft zunächst an das Meer gewöhnen, seine Kanoniere erst auf der Fahrt zielen lehren, den Rebellengeist durch eiserne Disziplin niederzwingen und die Unzähmbaren, die dennoch meuterten, henken. Mit solchem Material und Personal fuhr er von den nordischen Meeren südwärts und passirte zweimal den Aequator. Er war die Seele und der Wille seines Geschwaders, war unersetzlich. Die Seeleute hatten prophezeit, er werde sein Ziel gar nicht erreichen. Er erreichts; nun aber wendet sich Alles gegen ihn: Wind, Sonne und Meer. Seine Seenovizen verlieren die Nervenruhe, seine Schiffe kentern. Er fällt, glaubt sich dem Tode nah, wird bewußtlos aufgezerrt und, aus vielen Wunden blutend, in ein Torpedoboot gestopft. Ein grausiger Zusammenbruch; doch für den Besiegten nicht so schimpflich, wie man oft gesagt hat." Herr Naudeau hält sich, als Franzose, bei der Frage nach der Ursache des Zusammenbruches nicht auf. Wenn Frankreich nicht selbst seine Neutralitätbestimmungen muthlos geopfert hätte, wäre Roschdestwenskij in den annamitischen Gewässern geblieben und nicht gezwungen worden, einen Kampf zu wagen, in dem er nicht siegen konnte. Frankreich, dem in kritischer Stunde die neue Freundschaft wichtiger als die alte war, trägt die Schuld daran, daß Rußland sein letztes mobiles Geschwader verlor. Das ist in der deutschen Presse leider nie laut genug gesagt worden.

In Wien hat Graf Stanislaus Szeptycki, Hauptmann im österreichischen Generalstab, der fast den ganzen Krieg in der russischen Gefechtslinie mitgemacht hat und zwanzigmal im Feuer war, im Militärwissenschaftlichen Verein über seine Impressionen und über die Lehren des Feldzuges gesprochen. Das Wesentlichste aus seinem Vortrag soll hier (nach drei Berichten, die ich verglichen habe) wiederholt werden.

„Der Russe hat une âme défensive. Er ist stumpf, zäh und erträgt jedes Leiden mit bewundernswerther Geduld, um nur ja nicht zu aktiver Anstrengung genöthigt zu sein. Diese ‚defensive Seele‘ mußte, mindestens im Offiziercorps, bekämpft werden. Man begnügte sich aber mit einer fremdem Muster nachgeahmten Truppenausbildung, die Aktivität des Denkens und Handelns verlangt und die hier nicht zur vollen Wirkung kommen konnte, weil ihr die seelische Disziplin fehlte. Suworow hatte den Bayonnetteangriff empfohlen, um auf die Nothwendigkeit aktiven Vorgehens hinzuweisen. Doch nur das Wort war geblieben; die Lehre selbst hatte im Heer nicht Wurzel gefaßt. Die Armee und ihre Führer erkannten nicht, daß die wichtigste Waffe des modernen Infanteristen das Gewehr ist. Von Kuropatkin, der als Generalstabschef Skobelews in der ganzen Welt bekannt geworden ist, konnte man viel erwarten. Die vox populi hatte ihn auf den Posten gerufen, für den er die erforderlichen Kenntnisse mitbrachte. Hatte er aber auch die Eigenschaften, die ein Feldherr braucht? Verstand er die Seele der Armee? Schon in Petersburg hatte er beschlossen, ein ganzes Jahr lang in der Defensive zu bleiben. Dieses Programm verheimlichte er auch gar nicht. Er bedachte nicht, daß moderne Truppen, wenn sie nicht wenigstens nach ein paar Monaten des Wartens das Hochgefühl eines Sieges kennen lernen, ihr Selbstvertrauen verlieren. Seine ewigen Rückzüge töteten die etwa noch vorhandene Neigung zur Aktivität. Er zerriß oft die festen Verbände und fürchtete stets, überflügelt oder von einer Uebermacht angegriffen zu werden. Dieses Gefühl suggerirte er bald auch dem Heer. Die Generale wollten nichts Rechtes riskiren, weil sie die Gefahr scheuten, nach großen Verlusten als Sündenböcke geopfert zu werden. Die Truppen verloren den Glauben an die Möglichkeit eines Sieges, das Selbstgefühl, die sittliche Kraft. Kuropatkin hat das ihm anvertraute Heer als Kriegsminister nicht nach modernen Grundsätzen erzogen und als Feldherr so wenig psychologische Einsicht gezeigt, daß ich die Behandlung, die er der Armee auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze zumuthete, nur einer Vivisektion vergleichen kann. Daß die Armee trotzdem so widerstandsfähig blieb, verdient Bewunderung.

Die russische Kavallerie ist für den Angriff auf Reitermassen und für das Säbelgefecht gedrillt; den Aufklärungdienst haben ihre Führer immer als quantité négligeable behandelt. In der Mandschurei konnte sie nichts leisten, weil die Japaner selten Kavallerie hatten und höchstens manchmal eine Patrouille abzufangen war. Die Aufklärungversuche mißlangen fast ausnahmelos. Weil das Oberkommando von der japanischen Armee nichts wußte und weder über einen sorgsam organisirten Kundschafterdienst noch über das zur Aufklärung geeignete Personal verfügte, wurden schließlich, als alle präzisen Nachrichten über die Bewegungen des Feindes fehlten, die gewaltsamen Rekognoszirungen nöthig, mit denen die Generale Mishtshenko und Rennenkampf beauftragt wurden. Auch da versagte die Kavallerie, man mußte der feindlichen Infanterie immer mehr russisches Fußvolk entgegenstellen und bald sagten die Infanteristen, nicht ohne begründeten Stolz: Wir besorgen den Aufklärungdienst! Doch darf man nicht glauben, die russische Kavallerie sei schlecht. Ihre Offiziere sind tüchtig; am Besten die Dragoneroffiziere, die, obwohl sie aus guten Familien stammen, meist arm sind, in schlechten Garnisonen liegen, strammen Dienst haben und dadurch gewöhnt sind, für Mannschaft und Pferde pünktlich zu sorgen. Daß es den Gardeoffizieren nicht an moralischem Muth fehlt, bewies schon die Thatsache, daß so viele von ihnen sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten; sie sind auch gut ausgebildet und unterscheiden sich durch ihre militärischen Kenntnisse vortheilhaft von den Kosakenoffizieren, die völlig primitiv geblieben sind. Die ganze Kavallerie zeichnet sich durch ihre Widerstandsfähigkeit aus. Fünf, sechs Tage lang Märsche von fünfzig bis

sechzig Werst: solche Leistung gilt noch als normal. Und ich traf Vorposten, die fünf Tage lang in voller Kampfbereitschaft, Mann und Roß, durchaus frisch geblieben waren.

Der russische Infanterist ist ein Hüne, der mit der Bayonnette umgeht, als wärs eine Feder. Auf diese Körperkraft hoffte man; denn man lebte in mittelalterlichen Vorstellungen und glaubte, auch heute noch würden Schlachten durch das corps-à-corps des Handgemenges entschieden. Vor der Schlacht am Yalu sagte Kuropatkin, nach einer Parade, zu mir: ‚Sind unsere gut genährten, starken Soldaten nicht prächtige Kerle? Jeder von ihnen kanns im Bayonnettekampf mit drei Japanern aufnehmen!‘ Das war vielleicht richtig; nur fehlte die Gelegenheit zur Ausnützung dieser Körperkraft. Die Russen kamen mit völlig falschen Vorstellungen vom modernen Infanteriegefecht auf den Kriegsschauplatz und waren rathlos, als die Japaner ihnen in breiter, dünner Front entgegentraten, die Flügel mit einem Feuergürtel zu umschnüren versuchten und dem Bayonnettekampf auswichen. Als Trost blieb nur der Glaube, daß der Feind immer die Uebermacht habe; und einem übermächtigen Gegner kann man ja mit Ehren das Feld räumen. Also ging man wieder zurück. Als man die Ueberlegenheit der japanischen Gefechtstaktik erkannt hatte, wollte man sie nachmachen: auch dieser Versuch mußte natürlich mißlingen. Die Beobachtung vieler Zusammenstöße hat mich gelehrt, daß es dem russischen Soldaten vor Allem an der Fähigkeit zu selbständigem Handeln mangelt. Wenn er nicht Leute neben sich sieht, die mit ihm die Gefahr theilen, wenn er in der dünnen Feuerlinie sich selbst überlassen ist, verliert er den Kopf. Auch das Offiziercorps ist nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Die Bedürfnißlosigkeit ist eben so auffällig wie der Mangel an militärischer Bildung. Die meisten Infanterieoffiziere sind mit ihrem Los unzufrieden, ohne stärkendes Selbstbewußtsein und sehnen sich nach einem Zustand körperlicher und geistiger Ruhe. Der gemeine Soldat ist stumpfsinnig, doch ernst, geduldig und in passivem Widerstand ein Held. Das Verhältniß der Offiziere zur Mannschaft ist eher patriarchalisch als militärisch zu nennen. Der Anblick marschirender Infanteriekolonnen war nicht erfreulich; es war immer, als wandere eine schleichende Krankheit mit, die sich langsam, doch sicher ihre Opfer aus den Reihen holt. Schon nach der ersten Marschstunde blieben fast jedesmal Leute zurück; und jede neue Stunde mehrte die Zahl dieser aus dem Glied Getretenen. Die zogen dann, allein oder in Trupps, weiter, plünderten wohl auch ein Bischen und suchten gewöhnlich erst abends den Compagnieverband wieder auf, weil sie hoffen durften, dort Etwas zu essen zu bekommen. Der russische Infanterist trägt auf dem Marsch immer mehr Gepäck, als das Reglement vorschreibt. Er stopft, wie ein Hamster, der Alles in seinen Bau schleppt, Alles, was er findet, in seinen Ranzen, Riemen, Schnallen, Fetzen aller Art, die überflüssigsten Dinge; vielleicht, denkt er, kann mans doch irgendwann einmal gebrauchen.

Das Menschen- und Pferdematerial der Artillerie ist gut; hier sind auch die Offiziere tüchtig und intelligent. Nur ist die Ausbildung nicht einheitlich; und die Artillerie hat mit den anderen Waffengattungen nicht die gehörige Fühlung. Generalstab und Oberkommando kannten ihre eigene Artillerie nicht genau und wußten auf dem Kriegsschauplatz deshalb nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Wußten auch nicht, daß ein Sieg heutzutage nur zu erringen ist, wenn Infanterie und Artillerie als ein untrennbarer Organismus zusammenwirken. Die Artillerie erfuhr den Gefechtsplan nicht und mußte auf eigene Rechnung und Gefahr kämpfen. Oft suchten treffliche Batterieführer sich selbst ihr Ziel, ohne dabei ahnen zu können, ob das Feuer ihrer Geschütze dem Schlachtzweck überhaupt diene. Eine große Geschicklichkeit hat die russische Artillerie in der Maskirung ihrer Stellungen gezeigt; sie ist auch tapfer, ausdauernd und erträgt mit stoischer Ruhe alle

Strapazen. Die japanische Artillerie hatte nicht die richtige, der Taktik des Gegners angepaßte Munition: deshalb war ihre Treffsicherheit so gering; dabei ist allerdings auch die in modernen Kriegen übliche Größe der Schußdistanz zu bedenken. Die russischen Sappeurs verdienen für das von ihnen Geleistete die höchste Anerkennung.

Daß die russische Armee, die im Einzelnen so Vorzügliches leistet, nicht siegte, hat mehr als einen Grund. An der Spitze stand nicht der richtige Feldherr, nicht der Mann, der, als echter Soldatenführer, Energie mit Vorsicht, Wagemuth mit Ueberlegung vereint. Die Erziehung der Truppen war ungenügend; deshalb geriethen sie oft in Lagen, in denen sie sich gar nicht zurechtzufinden vermochten. Mehr als alles Andere aber fehlte die Begeisterung, ohne die ein modernes Volksheer unfähig zur höchsten Leistung ist; es war nicht gelungen, den Patriotismus für diesen Krieg zu entflammen. Der Hurraruf, den wir auf den mandschurischen Schlachtfeldern hörten, hatte nicht den hellen Klang, den Suworow einst aus der Kehle seiner Leute hervorzuzaubern vermochte; er klang um eine Tonschwingung tiefer als das Banzai der Japaner und wurde von ihm deshalb übertönt."

Die Darstellung des österreichischen Offiziers wirkt wie ein gutes Portrait: auch ohne den dargestellten Gegenstand zu kennen, fühlt man, daß er in den wichtigsten Wesenszügen getroffen ist. Freilich fehlte dem Russenheer ein Suworow. Der Mann, der Lesghier, Polen, Türken, Franzosen schlug, Pugatschew niederwarf, Ismail und Praga stürmte, in fünf Monaten Oberitalien vom Feind säuberte und dann noch den ungeheuer beschwerlichen Marsch durch die Schweiz anzutreten und bis ins Rheinthal fortzusetzen vermochte, hätte selbst im schwierigen mandschurischen Gelände seinem Heer eine höhere Leistung abgerungen. Aber fiel nicht auch er, der nach seinen Siegen Fürst und Generalissimus geworden war, in Ungnade, weil er nicht jedem kindischen Wunsch des Gossudars blind gehorcht hatte? Sein Denkmal erzählt, in Peters Stadt, russischen Generalen eine traurige Geschichte; auch eine alte, die ewig neu bleibt. Wer weiß denn, was dem Generalissimus diesmal vom Genie Nikolais und seiner Sippe angesonnen ward? Kuropatkin konnte nicht viel durchsetzen; nicht einmal Stoessel aus Port Arthur beseitigen. Und da die Seefestung nicht mehr zu entsetzen, die in die Mandschurei nachgeschobene Armee für den Kampf gegen die Japaner zu schwach und zu schlecht ausgebildet war: was blieb? Warten und die Verlustgefahr so eng wie möglich begrenzen. Sicher ist Kuropatkin kein Feldherr von fortreißender Persönlichkeit, kein Mann der Initiative; und er hat namentlich wohl bei Mukden zu lange vor dem Einsatz der ganzen Wehrkraft gezagt. Großes aber konnte er nicht wagen. Ein Sieg hätte ihm Lob und Gunst, doch dem Heer nur geringen materiellen Vortheil eingetragen; eine schwere Niederlage aber den Leib dieses bunten Heeres unheilbar zerfetzt. Sein Plan war, zu warten, bis die Ostseeflotte den Verkehr zwischen Japan und dem Festland sperren konnte und bis der in der Kriegstechnik zurückgebliebenen Armee wenigstens die numerische Uebermacht sicher war. Daß die Flotte in der Tsushimastraße das Grab ihrer Hoffnungen fand, war nicht seine Schuld; sein Verdienst aber, daß bei Tielin fast sechshunderttausend gut genährte Soldaten unter Lenjewitschs Kommando versammelt waren, als die bittere Nothwendigkeit den Kaiser zum Friedensschluß drängte. Die Offensive wäre möglich geworden, wenn die Treulosigkeit der pariser Regirung Roschdestwenskijs als Schreckgespenst wirksame, als Waffe unbrauchbare Flotte nicht ins Verderben getrieben hätte. Diese Stunde, für die Kuropatkin seine Truppen geschont hatte, schlug nicht. Für Portsmouth aber wäre selbst dem klugen Witte kein Trumpf übrig geblieben, wenn der Feldherr das Heer nutzlos geopfert hätte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1906.

Topika.

Pitt, der als Organon und als Organisator einer Reichsmacht nicht schwächer, nur, weil er einem gekrönten Narren diente und nicht den dritten, sondern den ersten Napoleon, nicht Virchow, sondern Fox zu bekämpfen hatte, an sichtbaren Siegen weniger reich war als Bismarck, ist in Berlin schlecht behandelt worden. Am dreiundzwanzigsten Januartag war er hundert Jahre tot: und bekam nicht das Grabständchen, auf das der winzigste Centennarheld im Bahrtuch sicher doch rechnen darf. Schweigen; trotzdem die Erinnerung an den Wahlfeldzug, der die Leute der ersten Indiabill niederwarf, zu Vergleichen mit Balfours Schlappe und zur Empfehlung ehrwürdig liberaler Heilslehre bequeme Gelegenheit bot. Warum? Weil Pitt nur so lange nach dem Parteischema liberal war, wie die Sorge für das Staatswohl es ihm erlaubte? Weil der Konvent ihn, dessen Lage, zwischen dem pariser Schrecken und dem irischen Aufruhr, der Wittes ein Weilchen beinahe ähnlich war, als einen Todfeind generis humani geächtet hat? Ein Mann, der nicht jedem Kömmling die Grenze öffnet, der die Preßfreiheit eindeicht, das Versammlungrecht kürzt und dem die Habeaskorpusakte nicht das heiligste Pergamen ist, hat, auch wenn er sich einen Whig nennt, von Demokraten keinen Kranz zu erwarten. Doch diesem Mann dankte ein vom Korsentriumph entmuthigter Erdtheil den Entschluß zur Dritten Koalition, dankt Britanien die trotz Gladstone noch feste Finalunion mit Irland und die Finanzreform, ohne die Trafalgar selbst vielleicht nur Episode geblieben wäre. Dieser große William half der Weltreichsidee ins Leben und bekannte als Erster sich muthig zur dogmenlosen Experimentalpolitik; schon deshalb darf sein Name niemals aus dem Buch der Geschichte gestrichen werden. Kein Zweig wissenschaftlicher Erkenntniß, sagt Gentz,

ist im Lauf der Zeiten so oft von ungeschickter Hand verstümmelt worden wie die Politik. Wenn wir die paar Politiker, die als Meister ihres Handwerkes geboren waren, aus dem Gedächtniß entlassen: wer lehrt uns, in deren Sehweite kein Großer wirkt, dann die Kunst des Regirens? Daß Pitt im Kampf gegen die United Irishmen Gewalt und Bestechung nicht scheute, war nicht liberal, doch Regentenpflicht. „Der kluge Politiker klammert sich nicht an starre Grundsätze und wähnt nicht, aus abstrahirter, dürr gewordener Wahrheit unter allen Umständen Richtiges folgern zu können. Er prüft den einzelnen Vorgang, ermißt Ursache und Wirkung und wendet den Blick von lebloser Theorie stets auf die Praxis. Theorien sind leicht ersonnen, doch schwerer durchgeführt. Wer die Handlungen lebendiger Menschen abschätzen und richten soll, muß sich an die Beweiskraft gründlicher Experimente halten und darf sich nicht in den Irrgarten erträumter Hypothesen verlieren. Nur der Pedant bildet sich ein, er könne alle Theile einer politischen Maschine nach seinem Plan bis zur höchsten Vollkommenheit reguliren; er hemmt sie, mit seinen Eingriffen, nur, mehrt die Schwierigkeit ihres Ganges und bringt sie schließlich zum Stillstand." Das hat Pitt im Britenparlament gesagt. Klingts nicht fast bismärckisch? Und dürfen wir den Mann vergessen, der in den Tagen der Jakobinertheorie den Frühmorgenmuth zu solchen Worten hatte? Dessen Redensammlung die Bibel moderner Politik ist? Ein Exemplar der Parliamentary Speeches müßte recht schnell als Nationalspende ins Kanzlerhaus.

Veraltet sind sie leider noch nicht. Tag vor Tag werden wir ja genöthigt, alle Ereignisse durch die graue Brille zu sehen; nicht nur die heimischen: auch die in der Fremde. Ein Beispiel. In Frankreich war Präsidentenwahl. Nur zwei Renner an der Startfahne: Fallières, ein bejahrter Dutzendradikaler, Senatspräsident, unbeträchtlich, bieder und bauernschlau; und Doumer, Patriot, Kammerpräsident, vom Wirbel bis an die Zehe ganz Wille zur Macht. Daß die Jakobinerenkel und Geschäftchenmacher den dicken, in jedem Sinn bequemen Weinrentner Fallières vorzogen, war ihr gutes Recht; ein Mann, auf den sie sich verlassen können, der nicht zu viel Platz einnehmen, die Pfaffenverfolgung nicht hindern und sich neben einem strammen General stets unbehaglich fühlen wird. Warum aber mußten wir Neigung und Haß der Leute heirathen, die ganz andere Ziele und Wünsche haben als wir, und täglich lesen, Fallières verdiene die Bürgerkrone, Doumer den Schandpranger? Für den Export eignen sich solche Wahlkniffe doch nicht. Herr Doumer ist offenbar der viel tüchtigere Mann; in Indochina hat ers bewiesen. Vielleicht ein Bischen skrupellos und allzu lüstern nach Ruhm bringender Aktion. Das hätte uns nicht geschadet. Mit solchem Mann, der um jeden Preis für sein Vaterland Etwas wirken

will, wäre eher als mit einem im Parteidrill Ergrauten eine Auseinandersetzung möglich gewesen. Und die brauchen wir, zum Guten oder zum Schlimmen; die Gefahr von Westen darf nicht lange mehr dauern, wenn Deutschland früh genug die Arme frei regen will. Aber Herr Fallières ist ein Bannerträger des liberalen Gedankens, der Klerisei geschworener Feind: also muß aus deutscher Kehle ein Jubelsang seine Wahl begrüßen. Pitt könnte widersprechen. Doch ein Minister, der auf zwei Inseln die politischen Rechte der Katholiken erweitert hat, gölte der Oeffentlichen Meinung als verdächtiger Zeuge.

Uebrigens hat Herr Doumer, für einen von allen Häuptlingen bespienen outsider, recht viele Stimmen bekommen. Wahrscheinlich wärens in Versailles noch mehr geworden, wenn er nicht ein Buch von löblicher Tendenz, doch spottschlechter Sprache auf den Weihnachtmarkt gebracht hätte. Ein Präsident, dessen Stil an üble Feuilletonromane erinnert, ist im Lande Voltaires unmöglich, wo heute noch, wie in Buffons Akademikerzeit, le style est l'homme même. Zu den Toten soll man aber den zähen Indochinesen nicht werfen. Auch nicht sagen, der Präsident der Französischen Republik sei ja nur eine Puppe und deshalb einerlei, wie er heiße. Die Verfassung giebt dem Präsidenten sehr wichtige Rechte. Er verfügt über die bewaffnete Macht, ernennt jeden Beamten und Offizier, kann, wie die beiden Kammern, Gesetze vorschlagen, nach seinem Belieben Minister wählen, an das Land Botschaften ergehen lassen, von beiden Häusern des Parlamentes eine neue Berathung ihm werthvoll scheinender Gesetzentwürfe fordern, beide direkt anreden, zweimal in einer Session auf je einen Monat vertagen und, wenn der Senat zustimmt, die Abgeordnetenkammer auflösen. Das ist schon recht viel; aber noch nicht Alles. Das Beste kommt erst. Der achte Artikel der Verfassung sagt: Le Président de la République négocie et ratifie les traités. Il en donne connaissance aux Chambres aussitôt que l'intérêt et la sureté de l'État le permettent. Herr Fallières könnte also mit England ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, das die Republik binden würde und von dem kein französischer Bürger Etwas zu erfahren brauchte; noch heute weiß ja keiner, ob es einen franko-russischen Vertrag giebt und was drin steht. Nicht die Verfassung lähmt den Präsidenten, sondern die Tradition, deren Last jeder neue Inhaber der Würde abschütteln kann. Der Rechtsbezirk ist kaum enger als der einem konstitutionell regirenden König angewiesene. Selbst der nette, korrekte Herr Loubet hat sein Händchen oft im internationalen Spiel gehabt; auch, wie man jetzt hört, in der kritischen Stunde sehr geschickt zwischen seinem Günstling Delcassé und Rouvier vermittelt. Frankreichs Botschafter am Quirinal, der pfiffige Herr Barrère (den ein Offiziöser unseres Auswärtigen Amtes neulich), recht

unklug und taktlos, um eine Bankpfründe werben ließ) erzählt seinen Gästen im Palazzo Farnese, Delcassé habe sich zum Rücktritt entschlossen, als Rouvier ihn in tiefer Rührung ans Herz gedrückt und beschworen hatte, pour notre mère la France dieses Opfer zu bringen; denn Berlin fordere es (der Fürstenhut war in Arbeit) und das Heer sei, wie Theophil wisse, nicht fertig.

Jetzt ist es fertig. Mit hartnäckigem Eifer behaupten selbst nüchterne Grenzbewohner, daß noch in den letzten Wochen auf beiden Seiten geschäftige Bewegung zu spüren war. Truppenverschiebungen, Waffenankäufe, Proviantaufträge; schlecht verhehlte Unruhe in den bedrohten Provinzen. Und in den Kasinos solls manchmal recht lebhaft geworden sein. Frankreich, das sich stärker als 1870 gerüstet fühlt und sich obendrein im Besitz des besseren Feldgeschützes und der moderneren Munition glaubt, würde sich heute schwieriger zeigen als vor acht Monaten und sich kaum noch zu einer Opferkomoedie hergeben. Trotzdem und trotz den schwarz verschleierten Berichten aus Algesiras bleibt uns der Himmel wohl heiter. Noch hat Deutschland Glück. Der Burenkrieg, der ohne den Eingriff des Kaisers nicht so früh (und vielleicht niemals) ausgebrochen wäre, wirkt jetzt heilsam für uns nach. Zu lange schon wartet britische Ungeduld auf die Frucht dieses Feldzuges. Die Enttäuschung hat Chamberlains heißen und lauen Freunden mehr geschadet als die Abkehr vom Evangelium Cobdens. Die Geldquelle rieselt dünn und die Bilanz der Goldsharesbesitzer sieht kümmerlich aus. Der Zollschutz wird sich, nach allerlei sozialistischen Kurversuchen, im Lande gefährlich wachsender Arbeitlosigkeit eines Tages durchsetzen. Für einen Krieg aber wird die Masse des Britenvolkes einstweilen nicht zu begeistern sein. In England ein vom Friedensbedürfniß erkürtes Whigministerium, dessen Hirn Asquith, dessen Mund Churchill ist; in Frankreich die Regirung von Radikalen und Sozialisten abhängig, ohne die Möglichkeit, den nationalen Kräfteverfall nach Mills Rath mit einem großen Mittel zu hemmen, und in lästige Händel mit Venezuela verstrickt: wer solche Chancen nicht zu nützen weiß, hat sein Diplomatenlehrgeld verzettelt. Hat Fürst Bülow (oder wenigstens sein Radolin) mit den Franzosen schon über die gesteigerte Frechheit der Venezolaner, die Reize der Monroedoktrin und den Werth unblutiger Flottendemonstrationen geplaudert? „Das, Excellenz, könnte Ihnen nicht mehr passiren, wenn Sie alten und neuen Groll begrüben und mit uns einig würden. Amerikas Macht wächst von Jahr zu Jahr; sind wir gar noch gezwungen, im Waffengang einander zu schwächen, dann verzwergt uns die Politik und die Wirthschaft.“ Im Hintergrund, als billige Brautgabe, der Verzicht auf Marokko. Nicht nöthig? Wir sind mit unserer Situation ganz zufrieden und wollen nur nicht verkannt, nicht arglistigen Trachtens verdächtigt sein? Dann muß

außer Pitt auch noch Machiavelli herbei. „Von der Schwindsucht sagen die Aerzte, sie sei im frühsten Stadium schwer zu erkennen und leicht zu heilen, doch später, wenn sie weder bemerkt noch behandelt wurde, leicht zu erkennen und schwer zu heilen. Gerade so gehts mit den Staatsangelegenheiten. Der Kluge (Das eben ist seine Klugheit) sieht die entstehenden Uebel aus der Ferne und kann ihnen drum zu rechter Zeit vorbeugen; werden sie erst erkannt, wenn sie der Menge sichtbar sind, dann bringt sie kein Mittel mehr weg." Il Principe. Den muß der Schwiegersohn Minghettis doch gelesen haben.

Deutschland hat noch immer Glück; darf aber nicht blind darauf bauen. Wunderliche Dinge geschehen. Bei schäumenden Pokalen verbrüdert Wettin sich Wittelsbach, nennt der König von Sachsen sich dem Bayernhaus „unverbrüchlich verbunden". War so feierliche Erwähnung einer nicht anzuzweifelnden Thatsache nöthig? Seit fünfunddreißig Jahren ist ein neuer Staat entstanden, das Deutsche Reich; und daß dessen Glieder zu ewigem Bunde vereint sind, steht schon im ersten Absatz der Reichsverfassung. Die laute Betonung, die Erinnerung (hundert Jahre nach 1806) an eine Waffenbrüderschaft, die weder dem Wachsthum preußischer Macht noch der deutschen Einheit stets förderlich war, mußte auffallen; jetzt besonders dem Ausland. Das liest aus solchen Zufallsworten die Hoffnung heraus, unter der glatten Oberfläche lauerten noch die alten Dämonen, wühle kurfürstlicher Neid noch gegen den Emporkömmling aus der nürnberger Burg. „Die Könige von Napoleons Gnaden fühlen sich auf einander angewiesen und haben nicht vergessen, daß sie älteren Geschlechtes sind als die Hohenzollern": diesen Satz fand ich in einer französischen Zeitung; er konnte uns erspart werden. Der Erbe der Bayernkrone erklärt sich öffentlich für ein Wahlrecht, das der König von Preußen schroff ablehnt; und sein Bekenntniß wird von allen Rednern der Sozialdemokratie als tapfere Mannesthat gerühmt. Warum gab es früher nie ähnliches Aergerniß und warum erleben wirs jetzt so oft? Weiter. Im Reichstag verkündet, ohne äußere Nöthigung, der neue Kolonialdirektor, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, in Kamerun drohe der deutschen Herrschaft Gefahr. Auch in Kamerun? Die Hiobspost flattert in alle Winde. Am nächsten Tag bereut und widerruft der Prinz das rasche Wort; so schlimm, sagt er, wars nicht gemeint. Wer glaubts? Wenn man durchaus einen Herrn, dem das koloniale Wesen fremd ist, an die Spitze des heute ungemein wichtigen Amtes bringen wollte, dann mußte man ihn wenigstens bitten, nicht praesente Europa Feuer zu schreien, ehe es wirklich brennt Ihn auch über die Grenze seines Rechtsreviers nicht im Unklaren lassen. „Ich habe den Gouverneur von Kamerun abberufen. Ich habe diese schwere Verantwortlichkeit nicht gescheut. Ich möchte mir keine Vorwürfe

zuziehen.“ Der Direktor des Kolonialamtes ist im Grunde nur ein Vortragender Rath des Staatssekretärs; und der Staatssekretär kann im Bereich der Auswärtigen Angelegenheiten zwar den Kanzler vertreten, ihm aber die Verantwortlichkeit nicht abnehmen. Der Kolonialdirektor kann, auch wenn er den Titel Durchlaucht trägt, weder Gouverneure abberufen noch sonst selbständig handeln. In kritischen Tagen können auch kleine Verstöße schädlich werden. Ein leichter Kahn trug im Sturm einst den Kaiser und des Kaisers Glück.

Aber wie soll man die Knechte loben, kommt doch das Aergerniß von oben? Von dem erst kürzere Zeit Durchlauchtigen, der sich selbst so gern den leitenden Staatsmann nennt, kam das betrübendste. Der wünscht längst, als Spezialist für die Behandlung der Sozialdemokratie anerkannt zu sein. Wenn im Reichstag Herr Bebel geredet hat, steht der Kanzler auf und führt seine Klinge (und giebt dem Gegner damit die Bedeutung des Pivot, um den Alles sich dreht). Daran sind wir gewöhnt; trotzdem Graf Posadowsky im Dezember den Nachbar vor dem Wahn gewarnt hat, gegen die proletarische Bewegung sei „mit hohlen Worten“ Etwas auszurichten (knapper war die Kritik zweier langen Kanzlerreden nicht zu fassen), wirds auch im neuen Jahr wohl so weiter gehen. Jetzt aber wurde es ärger. Die Sozialdemokratie hatte beschlossen, am einundzwanzigsten Januar in Massenversammlungen gegen das preußische Wahlrecht zu protestiren. Das war zu erwarten. Da sogar der vorsichtig konservative Kaiser von Oesterreich das allgemeine Wahlrecht unvermeidlich und unaufschiebbar genannt hat, hätte eine kühne Regirung im Herbst schon den Preußen dieses Recht erweitert. Sie hat davon nicht so viel zu fürchten wie die besitzende Bourgeoisie; denn in einer nivellirten Gesellschaft, sagt Tocqueville, ist der Besitz das letzte, das einzige Privileg und deshalb allein und schutzlos dem steten Anprall demokratischer Forderungen ausgesetzt. Auch würde die Stoßkraft und Konzentration der rothen Partei gemindert, wenn sie sich noch an ein Dutzend staatlicher und städtischer Parlamente zersplittern müßte. Als die Agitation begonnen hatte, wars natürlich zu spät. Ein Haufe dummen Zeugs ging unter die Presse. Jahrestag der glorreichen russischen Revolution. Petersburger Blutbad. Wir möchten nicht gezwungen sein, russisch zu reden. Et le reste, vom blutgierigen Zarismus bis zum immerhin nur raffgierigen Junkerthum. Nach dem ekeln Parteigezänk und dem Froschmäusekrieg ums Centralorgan mußte man wieder mal in großer Gala kommen. Keinem konnte es schaden; das Proletariat ist gegen solche Artikel längst abgehärtet. Wer die von Marxisten organisirten deutschen Arbeiter auch nur ein Bischen kennt, konnte drauf schwören, daß der Ordensfestsonntag ungestört verstreichen werde. Da erschnüffelte irgendwo ein Schreiber, eine große Straßendemonstration sei,

geplant und die Menge wolle sogar vors Schloß ziehen. (Und wenn sies gethan, meinetwegen auch eine Deputation an den König von Preußen geschickt hätte: wäre die deutsche Welt dann untergegangen? Die Straße gehört allem Volk und der König selbst hat gesagt, seine Thür stehe jedem Preußen offen.) Dem Gerücht wurde sofort widersprochen. Das konnte genügen; ob der Plan unverändert geblieben oder modifizirt worden war, brauchte uns nicht zu kümmern. Schwarzkünstler machten nun die erste Dummheit. Für Thron und Altar zitternde Redakteure schrien den Bebelischen zu: Ihr wollt, trotzdem Ihrs leugnet, vors Schloß und sinnt auf wüste Putsche! Die offizielle Antwort des Parteivorstandes war: Keine Ansammlung auf der Straße; provozirt nicht und laßt Euch nicht provoziren. Und was geschah nun? Die ganze Garnison der Hauptstadt wurde konsignirt. Die Infanterie erhielt scharfe Patronen, die Kavallerie mußte von zehn Uhr früh an sattelfertig sein. Ausfall der Kirchenparade. Im Schloßhof, außer der auf zwei Compagnien verstärkten Wache, ein ganzes Alexanderbataillon und eine Feldartilleriebatterie, die unter Infanteriebedeckung durch die Straßen geführt und mittags abgelöst wurde. Im Marstall, dicht beim Schloß, eine Ulanenschwadron. In der Nähe ein Garderegiment zu Fuß bereit. Das Schloß, das der Kaiser bewohnt, die ganze Nacht hindurch beleuchtet und gegen Zehn von der Feuerwehr noch einmal vom Keller bis zum Giebel revidirt. Die Bahnhöfe und alle wichtigen Straßen mit starken Polizeiposten besetzt. Fliegende Wachen, Kavalleriepatrouillen, Radfahrer-Ordonnanzen. „Nicht Ross' noch Reisige ..." Wers las, glaubte, zu träumen; und fand sich erst wieder in der Heimath zurecht, als er hörte, wie verständig das Polizeipräsidium sich benommen habe. Schon vorher war dort den Reportern gesagt worden: Wir sind sicher, daß nichts passirt, und würden, da unsere Dienstvorschrift für alle Fälle ausreicht, auch wenn wir Störungen fürchteten, keine besondere Vorbereitung brauchen. Das kluge und taktvolle Verhalten der Polizei wurde denn auch von den sozialdemokratischen Rednern laut gelobt. Und das Truppenkommando? Wenn solches Machtaufgebot ihm in der Residenz nöthig schien: war dann nicht eine Vorbereitung möglich, von der selbst die Mannschaft nichts merkte? Und was fürchtete man eigentlich? Einen Sturm auf das Schloß? Kein berliner Arbeiter hat je an so albernes Unterfangen gedacht; keiner zweifelt, daß es auch am Alltag von rasch herbeigerufenen Truppen nach kurzem Kampfe vereitelt würde. Die Genossen halten ihren Rechtsanspruch für vollgiltig, wissen aber, daß auch eines Volkes Recht, wie das persönliche, ein Kraftbegriff ist und von Dem nur behauptet werden kann, der über die nöthige Kraft verfügt; darum, sagt Ihering, trägt die Gerechtigkeit außer der Schale, in der sie das Recht wägt, das Schwert, mit dem sie es erkämpft hat und vertheidigt.

Wie vorauszusehen war, blieb an dem „rothen Sonntag“ Alles fein sittsam. Keine Rottung; nicht der kleinste Randal. Ein großer Aufwand zwecklos verthan. Die Sozialdemokratie kann frohlocken; und thuts. Der Literatenhader ist verschmerzt. „Wir sind Kerle! Wenn unser August den Flederwisch lüftet, zieht der Kanzler sofort vom Leder. Wenn wir demonstriren, rüstet die Regirung wie zu einer Feldschlacht. Solche Angst hat sie vor uns. So mächtig sind jetzt die armen Leute. Und da giebts im Gewimmel noch Einen, der unserer Fahne nicht folgt?“ Für ein Halbjährchen mindestens haben die Wanderderredner lohnenden Stoff. Der „leitende Staatsmann“ muß doch wohl gefragt worden sein, ob er die militärischen Maßregeln billige. Nach mancher Probe seines Psychologenvermögens ist ihm wohl zuzutrauen, daß er nicht abgerathen hat. (Das hätte übrigens nicht genügt. Hier war nur die Kabinetsfrage zu stellen.) Vielleicht versprach sein Scharfsinn sich eine gute Wirkung aufs Ausland. Das glaubt natürlich nicht, daß in Deutschland die Gesellschaftschichten einander so wenig kennen und der ganze Lärm pro nihilo war, sondern staunt fröhlich: „So weit ist es nun schon im Deutschen Reich; Kanonen im Schloß, Ulanen im Marstall versteckt; da bleibt ja Mancherlei zu hoffen.“ Macht nichts. Die Sozialdemokratie, vernehmen wir, hat sich nun überzeugt, daß in Preußen die Staatsgewalt nicht so leicht zu stürzen ist. Und das Schloß nicht zu stürmen. Das wußte sie vorher nicht. Höchste Zeit, sie es zu lehren.

... Wir haben gesiegt! Der Bote, der von Marathon die Kunde brachte, konnte nicht stolzer lächeln. Nur bleibt immer die Frage, was die Geschichte zu solchen Siegen sagt. In der dritten Januarwoche starb der Freiherr von Richthofen; ein fleißiger und redlicher Mann, von dem selbst die Fachkollegen meinten, er tauge, weil ihm der Diplomatennerv fehle, nicht ins Staatssekretariat des Auswärtigen Amtes. Der Kaiser schrieb ihm, in einer Depesche an den verwaisten Sohn, „seltenes Geschick und hohes Verdienst um des Reiches Wohlfahrt“ zu. Der Nachruf des Reichshauptes schloß mit den Sätzen: „Er genoß mein unbedingtes Vertrauen. Unvergessen wird auch stets bleiben, wie der damalige Lieutenant die Fahne des Elften Regiments bei Mars-la-Tour zum Siege trug.“ Ob damals die preußischen Infanterieregimenter, nicht die Bataillone, Fahnen hatten, werden militärisch Sachverständige entscheiden. Auch der Laie kann aber im ersten Bande des Generalstabswerks lesen, daß am Abend des sechzehnten Augusttages der Angriff des Elften Regimentes leider erfolglos blieb. Die Division Montaudon wehrte ihn ab; unsere tapferen Infanteristen vermochten nur mühsam und unter schweren Verlusten das Vordringen der Franzosen an den Waldwänden von Saint-Arnould zu hemmen; und die von den Elfern angegriffenen Höhen von Rezonville blieben des Feindes Besitz.

❧

Vergleichende Geschichtforschung.

Alle Geschichte ist Werden: ich weiß kein besseres Wort, es als oberstes Gebot über all unsere Forschung zu stellen. Doch daß dem Werden dieses Sinnes die stärkste Wucht, der schwerste Ton gegeben werde, der nur in diesem Wort wohnen mag: Werden als ein stetes, nie abreißendes, nie unterbrochenes Nach- und Auseinander der sich folgenden menschlichen Dinge. Daß ihr Nacheinander in Wahrheit ein Auseinander ist, werden wir nie beweisen können, werden es dennoch immer hinnehmen müssen als die einzig mögliche Erklärungformel der tausend Räthsel, mit denen unser eigenes Thun uns rings umgiebt. Und eben aus der Nothwendigkeit dieses Hinnehmens, aus der Unmöglichkeit, die Verursachtheit alles Geschehens beweisen zu können, folgt die Forderung an den Geschichtforscher, daß er das Nacheinander so ordne, wie es am Wahrscheinlichsten als ein Auseinander zu deuten ist.

Wenn unter Entwickelung nicht nur Veränderung und nicht nur in sich zureichend verursachte Veränderung zu verstehen ist, sondern wenn dem Begriff auch die Vorstellung einer wenigstens zum Theil vorhandenen Einheit, ja, Identität zwischen dem Neuen und dem Alten zukommt, die das Wort selbst aus seinem pflanzenmäßigen Ursprung zu seiner heutigen höheren Bedeutung gehoben hat, wenn Entwickelung heißt, daß das Spätere zum Theil das Selbe ist wie das Frühere, wie der aufschießende Sprößling zum Theil das Selbe ist wie der Keim unter dem Boden und die Blüthe zum Theil das Selbe ist wie die Knospe, — so muß Entwickelungsgeschichte vor Allem vergleichen. Denn da unser Erkennen zu schwach ist, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu begreifen, zu beweisen, so müssen wir uns an dem Ordnen, an dem Aneinanderreihen der Dinge genügen lassen. Deshalb ist Entwickelungsgeschichte vergleichend, mehr noch ordnend. Kein Schelten auf System und Systematik wird den Geschichtforscher von der Pflicht entbinden dürfen, immer klare, feste Maßstäbe an den überlieferten Wirrwarr von tausend mal tausend Thatsachen zu legen und durch die Herstellung eines peinlich genauen Gradnetzes von immer wiederkehrenden Fragen diesem selben Wirrwarr die Antwort abzulocken. Wenn Friedrich Nietzsche, in der schönen Ungeduld und Unsorglichkeit seines Geistes, der von hundert Bestätigungen der Erfahrungwissenschaft meist nur eine abzuwarten vermochte, aus dieser seiner Noth eine Tugend machte, so deckt er dadurch zwar die zahllosen Irrthümer seines Erfahrens nicht zu; aber es ist das Recht des Genius, so dem Angriff den eigenen Angriff als Vertheidigung entgegenzusetzen. Doch es ist nicht Recht, daß sonst ruhiger urtheilende Richter sich heute auf Nietzsche berufen, wenn sie auf die vergleichende Geschichtforschung schelten.

Alle Vergleichung strebt dem innersten Sinn nach zur Aufsuchung von

Gemeinsamkeiten. Aber sie thut es nicht allein um der Gemeinsamkeiten, sondern mehr noch um der zarteren, feineren Verschiedenheiten willen, die dann erst erkennbar werden, wenn seine Gemeinsamkeiten ausgeschieden sind. So ist denn auch das erste Ziel der beiden kurzen Schriften,*) von deren Absicht und Frucht ich heute Bericht erstatten will, gewiß, Gemeinsamkeiten aufzufinden, wo immer ich sie zu sehen vermag; aber man thut mir Unrecht, wenn man mich unempfindlich gegen den Reiz der Besonderheit schilt. Nur ist, meine ich, der beste nicht allein, nein: der einzige mögliche Weg, um irgend eine Einzigkeit im geschichtlichen Leben aufzufinden und sie gegen jede Anzweiflung sicher zu stellen, daß zuerst die neunundneunzig Hundertstel von Massenerscheinungen, Wiederholtheiten, Gemeinsamkeiten festgestellt werden.

So ist denn auch das erste Büchlein seinem Wesen nach fast gänzlich den Gemeinsamkeiten geschichtlicher Verläufe gewidmet. Es will nachweisen, daß alle Rassen, alle Volksstämme, im Großen und Ganzen gesehen, die gleiche Entwickelungrichtung, nur sehr verschiedene Entwickelungsgeschwindigkeiten haben. Es überschreitet die bisher so ängstlich eingehaltene Grenze weltgeschichtlicher Betrachtung auf Europa und einige Theile des vorderen Orients und will den ganzen Erdball umfassen. Es ordnet der Urzeitstufe alle heute lebenden Naturvölker zu. Es sucht als nächsthöhere Stufe die Reiche wachsender oder starrer Königsherrschaft zu erkennen und reiht hier die Königreiche der afrikanischen Neger als Keimformen mit den altamerikanischen Völkern, den Mongolen-Reichen und den Königthümern der Egypter, Babylonier, Perser zu einer Gruppe, der Rußland angeschlossen ist. Immer ist der Abstand der Jahrhunderte, der Räume bei Seite gesetzt: die einzige Zeitrechnung, die Bestand hat vor eindringlicher Betrachtung, die der Lebensalter, der Entwickelungzeiten, bleibt maßgebend. Eine Mittelalterstufe bringt den Kreis der außereuropäischen Geschichten zum Abschluß: Inder, Japaner, Juden, Araber, Polen sind hier zusammengeordnet, die Polynesier als Vertreter schwacher Keimformen vorangeschickt. Den Beschluß machen die europäischen Völker, die in zwei Staffeln: der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen, den gleichen Weg der stufenreichsten Entwickelung, der zu jenen älteren noch die Lebensalter der neueren und neusten Zeit fügt, zurückgelegt haben.

Von den einzelnen Entwickelungreihen, aus denen jede Volks-, jede Rassengeschichte zusammengeflochten sind, kann dieser flüchtige Versuch nur zwei mit etwas sichereren Strichen zeichnen: die Verfassungsgeschichte im handelnden, die Glaubensgeschichte im geistigen Leben der Völker. Alle anderen Linien sind wenigstens angedeutet: auch Dies eine Frucht der zu Grunde liegenden ganz systematischen Absicht und, wie ich meine, ein unentbehrliches Erforderniß

*) Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (Oktober 1904); die Entstehung des Gottes-Gedankens und der Heilbringer (Juli 1905): Berlin, Bondi.

für ein vollständiges Geschichtbild. Denn will vergleichende entwickelnde Geschichtforschung sich zur allgemeinen Geschichte erheben, so kann sie an äußerer Ausdehnung erst stillstehen, wo die Grenzen des Erdkreises ihr Halt gebieten, an innerer erst, wenn sie alle Formen menschlichen Dichtens und Trachtens umfaßt hat.

Wer Freude hat an der unendlichen Farbenfülle geschichtlichen Geschehens, wird auch dann, wenn er die Gemeinsamkeiten, die Wiederholtheiten der geschichtlichen Verläufe zuerst und zuletzt aufzudecken trachtet, nicht Gefahr laufen, der schönen Buntheit des Einzelnen und Besonderen Gewalt anzuthun. Nur muß ich freilich bitten, daß man mich beim Wort nehme und mir nicht Gewaltsamkeiten unterschiebe, deren ich mich wirklich nicht schuldig gemacht habe. So hat mir jüngst in der „Zukunft" Oppenheimer, bei dessen Weitblick und Verständniß auch mein Versuch im Allgemeinen wohlwollende Aufnahme gefunden hat, drei grundsätzliche Vorwürfe gemacht: und alle drei treffen meine Darlegung gar nicht. Er nennt mich einen Pessimisten, da bei der von mir behaupteten Gleichläufigkeit alt- und neueuropäischer Geschichte auch den Germanen ein früher Völkertod geweissagt sei: ich sage im Gegentheil (auf Seite 118), daß vielleicht schon von heute ab diese Gedoppeltheit des Entwickelunglaufes aufhöre, daß also nun unsere Linie auf eigenen Bahnen höher ansteigt als die der Alten. Ich denke auch, zweitens, nicht daran, daß, wie Oppenheimer sagt, die Menschheit immer von Neuem die selbe Kreisbahn durchlaufen müsse, nie ans Ziel gelangen könne. Sondern ich denke, daß nun der Weg in unbekannte, unerhörte, ungeschaute Weiten laufen wird. Und endlich habe ich nie die antike Sklaverei und das moderne Proletariat einander gleichsetzen wollen: ich habe vielmehr, unter Hinweis auf Oppenheimer (auf Seite 80), der diesen Gegensatz immer mit Recht scharf herausgetrieben hat, die innerste Verschiedenheit Beider stark hervorgehoben. All diese Einwände aber lassen sich auf eine Wurzel zurückführen: ich wollte mit der Stufenfolge nicht ein Gesetz schematischer Gleichheit, sondern einen zwar festen, aber weiten Rahmen aufstellen, in dem alle bunte Mannichfaltigkeit der gewesenen Dinge doch noch Spielraum findet. Warum aber aus einem Bild zuerst die Nuance wegwischen, auf die es ankommt, und es dann als plump oder verfälscht schelten?

Wenigstens einige Versuche grundsätzlicher Aufsuchung der Einzigkeiten sind hier gemacht: es ist ein Bild der Rassenverschiedenheiten entworfen, nachdem eine Fülle von angeblichen Rassenunterschieden auf Das, was sie in Wahrheit sind, auf Stufenverschiedenheiten zurückgeführt ist. Zuletzt aber drängt die Darstellung doch wieder dem eigentlichen Ziel zu: eine Anzahl von geschichtlichen Gesetzen sucht die vorläufig für gemeinsam erkannten Theil-Entwickelungen in Formeln zu fassen; und darüber erhebt sich eine zweite Reihe von Gesetzen höheren Grades, die selbst jene erster Ordnung als Stoff ansehen, der unter noch höhere Gesammtbegriffe zu bringen ist.

Man hat diese Benennung vielfach angegriffen: auch Freunde wünschten den minder anspruchsvollen Namen Regeln. Doch, finde ich, liegt hier eine unzulässige Einschränkung des Begriffes Gesetz vor: sobald nur ein Zwang in der Aufeinanderfolge von Zuständen oder Geschehnissen zu beweisen ist, darf und soll von einem Gesetz gesprochen werden. Es ist nicht abzusehen, warum in der Naturforschung, die hier, wie immer, die deutlichsten Seitenstücke zu den Forschungweisen der Geisteswissenschaft darbietet, nur etwa die physikalischen und chemischen Erscheinungen Gegenstand des Gesetzes werden sollen, nicht auch die biologischen oder geologischen. Man hat erklärt, die Zusammenhänge, die durch diese geschichtlichen Gesetze erster Ordnung erfaßt würden, seien zu eng begrenzte, kurzathmige. Aber damit wird der Unterschied verkannt: die physikalischen und chemischen Gesetze, die man als allein giltigen Maßstab für Gesetze jeder Art hinstellt, betreffen eher noch knapper bemessene Vorgangsfolgen.

In Natur- wie Geisteswissenschaften müssen vielmehr zwei Gruppen von Gesetzen unterschieden werden: Entwickelungsgesetze und Vorgangsgesetze. Die chemischen und physikalischen Gesetze in der Natur-, die seelenkundlichen Gesetze in den Geisteswissenschaften sind Vorgangsgesetze: sie handeln von dem Verhalten letzter körperlicher oder seelischer Einheiten und den eben so einfachen Vorgängen, die sich zwischen ihnen abspielen. Alle geologischen, alle biologischen und alle geschichtlichen Verläufe können nur unter Entwickelungsgesetze gebracht werden: im Grunde selbstverständlich; denn da die Erdgeschichte, die Lehre vom Entstehen der Gestirne, wie sie Astronomen und Geologen, die biologische Entwickelungsgeschichte der Arten, wie sie Botaniker und Zoologen, und der Einzelnen, wie sie die Anatomen nach Darwin treiben, und endlich die Entwickelungsgeschichte der Menschheit und der Völker, wie sie sich heute durchzusetzen beginnt, alle von einem Werden handeln, so können die von ihnen gefundenen Regeln nur Wachsthums-, Werdens-, Entwickelungsgesetze sein. Zugleich ist damit zugegeben, daß es sich bei diesen Regeln immer um Theile gewisser Gesammtverläufe handelt und nicht um einfache, sondern vielfach zusammengesetzte Vorgänge.

Ganz unbillig aber ist die Ablehnung des Namens und Begriffes Gesetz, seiner Wucht und seines Nachdruckes für die eine Gruppe von Vorgangsregeln. Wenn Gumplowicz, dessen Forschung oft einseitig und willkürlich ist, oft auch auf allzu schmaler erfahrungwissenschaftlicher, also geschichtlicher Grundlage ruht, die mir aber immer verdienstvoll erschienen ist, zu diesem Schluß kommt, so sind die Gründe dafür gar nicht abzusehen. Die soziologischen Gesetze Ratzenhofers, die er als Muster aufstellt, sind von der selben betrüblichen Plattheit und Selbstverständlichkeit wie die Buckles, die den ersten Versuch, geschichtliche Gesetze aufzustellen, um alles Ansehen gebracht haben. Gelingt es der ja heute erst kinderjungen Gesellschaftwissenschaft überhaupt,

Gesetze aufzustellen, so werden es allerdings nur Vorgangsgesetze sein können: denn die Gesellschaftwissenschaft sucht da die letzten und einfachsten Kräfte und Formen des gesellschaftlichen Lebens auf, wo die Geschichte nur das Werden der bestimmten einzelnen Gebilde und ihrer vielfach zusammengesetzten Gegebenheiten schildert. Aber um so deutlicher ist der Gegensatz. In Wahrheit handelt es sich auch hier natürlich nur um einen Gradunterschied: zunächst ist das Entwickelungsgesetz selbstverständlich nur eine besondere Gattung der Vorgangsgesetze weiteren Sinnes: Entwickelung ist Vorgang. Ferner wird eben die Gesellschaftwissenschaft auch dann, wenn sie die Dinge auf ihre letzten Einheiten zurückführt, immer noch mit Zusammengesetztheiten rechnen müssen im Vergleich mit der Seelenkunde. Der Persönlichkeitdrang etwa, der im Sinn der Gesellschaftwissenschaft eine Grundkraft ist, ist, vom Standpunkt des Seelenforschers gesehen, ein unendlich zusammengesetztes Gebilde der Seele.

Die Entscheidung darüber, ob eine Regel in der Aufeinanderfolge von Ereignissen den Namen Gesetz verdient oder nicht, sollte doch nur von einem Merkmal abhängig gemacht werden: von ihrer Zwangmäßigkeit. Wenn die Sternkunde zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß in der Geschichte der Gestirne sich gewisse Gasentflammung-, Erstarrung-, Abkühlung-Verläufe stets wiederholen, so ist nicht abzusehen, warum für diese Regel nicht der Name Gesetz eben so in Anspruch genommen werden soll wie für das physikalische Gesetz der Schwere: nur bezeichnet das eine einen vielfach zusammengesetzten, das andere einen einfachen Vorgang. Unzweifelhaft haftet diesen naturgeschichtlichen ganz eben so wie den menschheitgeschichtlichen Entwickelunggesetzen der Mangel eines minder zahlreichen Beobachtung- und Fälle-Vorrathes an. Besonders die Entwickelungsgeschichte der Thier- und Pflanzenarten kann, wie bestimmte Theile der Entwickelungsgeschichte der Völker, nur in sehr wenigen Reihen beobachtet werden: aber die Wucht gesetzlichen Zwanges wird unsere an sich freilich begrenzte Erfahrung ihnen trotzdem nicht absprechen dürfen.

Einen Einwand von ganz kindlicher Harmlosigkeit hat man mir gemacht: wie könne ich Gesetze über die Entwickelung der Familie aufstellen, da auch zuweilen Stämme ausstürben, bevor sie etwa von der Sonderfamilie zum Geschlechterverband aufgestiegen seien. Der Gedanke ist eben so klug wie etwa der: man dürfe von gewissen Alterserscheinungen am menschlichen Leib nicht als von einem Gesetz der Entwickelung bedingten reden, weil ja so viele Menschen als einjährige Kinder stürben.

Zuletzt darf man niemals vergessen, daß Gesetze, Reihen, Stufen und all solche Begriffe nur Hilfsmittel unseres Verstandes sind, um das unendlich verwickelte, unendlich große, unendlich wechselnde Bild des wirklichen Geschehens für uns faßbar zu machen. Gäbe es ein menschliches Auge, das dieses unermeßliche Strömen und Wogen und Fluthen ganz und ungetheilt

aufnehmen könnte, so würden all die Nothbehelfe unnütz sein. Viel tiefer als sie greifen daher die Bezeichnungen in das Wesen menschlicher Dinge ein, die diesem Fließen gerecht werden: Entwickelung, Wachsthum, Werden. Sie bezeichnen das Ursprünglichste der Geschichte am Nächsten. Und immer wieder beleuchten hier natur- und menschheitgeschichtliche Verläufe einander. Man hat Anstoß genommen an meiner Auflösung der Zeitzusammengehörigkeit, an der Zusammenstellung etwa egyptischer und altperuanischer Verfassungformen, da sie doch um drei Jahrtausende von einander geschieden sind. Trotzdem hoffe ich, auch hier Recht zu behalten; man macht mich darauf aufmerksam, daß die Erdgeschichte ganz eben so verfährt und die Aufeinanderfolge der Formationen in den verschiedenen Erdtheilen zu einer einheitlichen Entwickelung zusammenfaßt, obwohl sie für die einzelnen Erdtheile ihnen ganz verschiedene Reihen von Jahrtausenden zuweist. Wer würde an der Gleichmäßigkeit der Entwickelung der Planeten eines Fixsternes zweifeln, weil sie bei den einzelnen Planeten sich in verschiedener Geschwindigkeit vollzieht? Und nichts Anderes will meine Lehre von den Entwickelungsgeschwindigkeiten für die Völker aussagen.

Und seltsam: während die einen Richter ein Zuviel der Begrifflichkeit tadeln, rügen andere ein Zuwenig. Vor Allem unermüdlich sind die Sozialisten und Materialisten in der Forderung: es müsse nachgewiesen werden, daß alle großen und kleinen Angelegenheiten, die je die Menschheit bewegt haben, von der Wirthschaftform abhängig seien. Nach meinen bisherigen Beobachtungen ist diese Aufstellung falsch: ich finde, daß nicht einmal das staatlich-gesellschaftliche Leben der Völker allein aus dieser Quelle zu erklären ist, daß namentlich der Machttrieb mindestens eben so sehr wie der Erwerbstrieb die Gestaltung von Staat und Gesellschaft bestimmt hat, daß der Glaube überwiegend von den Antrieben des Herzens und der Phantasie bestimmt ist, von Kunst und Wissenschaft ganz zu geschweigen. Eins aber muß diesen strengen Richtern einmal gesagt werden: Wollt Ihr dem geschichtlichen Materialismus wissenschaftliche Geltung verschaffen, dann nehmt Theil an der Forschung, an der Arbeit. In tausend Zeitschriftenaufsätzen und in hunderttausend Zeitungartikeln immer wieder mit den selben Wendungen hoch und heilig zu betheuern, die materialistische Geschichtauffassung sei die allein wahre, und wer sich ihr nicht bedingunglos unterwerfe, sei ein Schwachkopf: damit ist nicht das Mindeste gethan. Was Marx der Geschichtforschung geleistet hat, soll nimmermehr vergessen werden; aber er hat nur ganz wenige Entwickelungreihen erfahrungmäßig bearbeitet. Und schon Engels ist dabei stehen geblieben, einen an sich ganz werthlosen Auszug aus Morgans „Urgesellschaft" zu machen. Ein Theil der marxischen Thesen ist in den Gemeinbesitz der Wissenschaft übergegangen, ein anderer Theil abgewiesen. Sie immer von Neuem zu wiederholen, ist wissenschaftlich zwecklos. Man forsche, aber rede nicht.

Giebt es eine Entwickelungreihe, die alle anderen beherrschen kann, so wird es nie eine von den Einzellinien sein, aus deren Geflecht sich das Leben der Völker zusammensetzt. Freunde und Gegner haben mich mißverstanden, wenn sie meinten, ich wolle die Verfassungsgeschichte zur herrschenden Reihe erheben: ich halte nach wie vor an der gesellschaftseelischen Deutung fest, von der ich glaube, daß in ihrem Gegensatz von Ich und Gemeinschaft, Ich und Welt sich wirklich die Zeitalter der Gesellschaft- wie der Geistesgeschichte scheiden. Nur gilt es freilich, diese letzte, höchste Scheidung, die nur einen Alles umfassenden Rahmen darstellt, mit der bunten, reichen Fülle alles besonderen Geschehens anzufüllen.

Das erste von den beiden hier angezeigten Büchern konnte, um seines weiten Stoffes willen, nur die leisesten, weitesten Umrißlinien ziehen. Es kam darauf an: die Gesammtheit der Weltgeschichte mit einem Blick zu umspannen, was bisher vielleicht noch nie geschehen ist. Die zweite Schrift umfaßt freilich auch eine Reihe von Volksgeschichten, aber sie will die Entstehung des Gottesgedankens, einen sehr bestimmten Gegenstand, behandeln. Sie stützt sich dabei nur auf eigene Untersuchung und verficht auf fast allen von ihr berührten Gebieten eine neue, der bisherigen Auffassung entgegengesetzte Meinung. Sie geht aus von der auffälligen Aehnlichkeit, die die heilige Sage vieler amerikanischen Naturvölker mit der der semitischen, insbesondere der israelitisch-jüdischen, aufweist. Sie versucht, nachzuweisen, daß die keimenden Göttergestalten zuerst aus Thieren, dann aus Menschen hervorwuchsen, und sie vermuthet, daß der Stammbaum aller Götter der Welt, den jüdisch-christlichen Jahwe eingeschlossen, an seiner Spitze den menschlichen Heilbringer aufweist, einen Mann der Vergangenheit, dem man große Segnungen, das Feuer, die Sonne, den Mond und die Sterne, später auch Baukunst und Reichsgründung verdankt, der eine Sintfluth hervorruft oder besteht, der Menschen erschafft, der ungeschlechtlich erzeugt, unverwundbar im Kampf, Prometheus, Jesus, Siegfried in einer Person ist.

Die schärfste Spitze dieser Ausführungen richtet sich gegen die heute fast unumschränkt herrschende Ansicht, daß der Gott aus der Verpersönlichung oder Versinnbildlichung großer Naturkräfte, namentlich der Sonne, zuweilen des Windes hervorgegangen sei. Dann wird der Nachweis versucht, daß der Glaube hochentwickelter Völker Amerikas eine ganz ähnliche Richtung eingeschlagen hat wie der vorprophetische der Juden: Jahwe wird als Drachenkämpfer und Heilbringer in eine Linie mit sehr vielen anderen Göttern der Erde gezogen und noch der seltsame Kern urzeitmäßiger Vorstellungen in Jesus' Gestalt herausgeschält. Die babylonisch-israelitischen Zusammenhänge werden mit diesem Ergebniß von Neuem beleuchtet und ein Einwand gegen die Lehre von der völligen Abhängigkeit israelitischer von babylonischer Ge-

sittung erhoben. Endlich sind babylonische, egyptische, afrikanische, indische, hellenische, germanische Göttergestalten auf ihren Heilbringer-Ursprung untersucht.

Was dies Alles besagen will, wird recht deutlich, wenn man sich erinnert, wie wenig zugegeben wird, daß die jüdische Glaubensgeschichte in die Reihe der übrigen und gar der Naturvölker gehöre; wie stark Delitzsch „die beliebte moderne Ansicht" ablehnt, „daß die Jahwe-Religion und damit unser christlicher Gottesglaube sich aus einer Art Fetischismus und Animismus emporgearbeitet habe, wie solcher den Südsee-Kanibalen oder Feuerländern eigenthümlich ist"; wie fast alle Götter, auch Jahwe, auf Sonne und Wind zurückgeführt werden; wie man die Thierköpfe der egyptischen Götter als Versinnbildlichungen ihrer Eigenschaften auffaßt.*)

*) Noch bevor diese Blätter veröffentlicht werden konnten, geht mir eine Anzeige meines Büchleins zu, auf die einige Worte zu erwidern allgemeines Interesse hat. Ein Herr Dieterich, Ordentlicher Professor der Klassischen Philologie, schüttet die Schalen seines Zornes über die sechzehn Seiten meiner Untersuchung aus, die den Resten und Nachklängen der Heilbringergestalt im griechischen Götterglauben gewidmet sind. Aber er ist zornig schlechthin, ohne Gründe. Er denkt nicht daran, auch nur ein Wort vom Inhalt meiner Untersuchung zu sagen. Er überhäuft mich auf einer halben Druckseite mit plumpen Grobheiten (von der stillen und anmuthigen Konstatirung, ich „lasse jede Spur von Einsicht vermissen", steigt es in wechselvoller Stufenleiter aufwärts bis zu dem Gimpel, der auf den Leim geht), ohne auch nur einen sachlichen Einwand vorzubringen; es sei denn, er hielte die Unterstellung, es handle sich hier um ein Wiederaufleben der euhemeristischen Erklärungsweise, für einen Einwand. Das ist nun die wohlfeilste Selbstverständlichkeit, die sich in diesem Gedankenkreis überhaupt finden ließ; hätte Herr Dieterich auch nur zehn Seiten vor dem Abschnitt gelesen, dem er in meinem Buch seine Aufmerksamkeit und vermuthlich seine Lecture allein gönnte, so würde er gefunden haben, mit welchem Nachdruck ich darauf verwiesen habe, wie die egyptische Ueberlieferung durch den Euhemerismus verwirrt ist, wie sicher aber hier durch die Unterscheidung der Entwickelungsstufen die natürlich gewachsenen Fabeln der Urzeit von den künstlichen einer viel späteren Schicht zu trennen sind. Aber Herr Dieterich ist auch bemüht, seine eigene Stärke in vergleichender Glaubensforschung zu zeigen: mit der schönen und gewählten Lebensart, die seine Urtheilsweise auszeichnet, versichert er mich, daß mir auch „die nothwendigste Einsicht in die Vorgänge religiösen Denkens und menschlichen Denkens überhaupt" abgehe, da ich von dem „Schemen abgezogener Naturbegriffe" redete. Diese Meinung von der Entstehung des Gottesgedankens greife ich allerdings an; ich halte sie für falsch und weiß auch nicht, warum alle diese zarten Höflichkeiten auf meinen Weg gestreut werden, wenn ich sie angreife. Herr Dieterich ist offenbar der Meinung, eine solche Auffassung sei nicht verfochten worden: Brinton aber, der Führer der amerikanischen Mythologen, hat sie zum Grund- und Eckstein aller seiner Darlegungen gemacht. Er nennt den irokesischen Heilbringer an impersonation of light, nachdem er mit Hilfe seiner in diesem Fall sehr irreführenden philologischen Methode erwiesen hat, daß der Name des Joskeha zu dieser Deutung führe. Auch diese Stelle hätte Herr Dieterich in meinem

Ich bedaure sehr, diesem Buch nicht nachträglich die Ergebnisse einiger späterer Forschungen einfügen zu können. Ohne jede Anleihe bei Australien läßt sich für die nordwestamerikanischen Stämme eine Reihe von Vorformen der Heilbringersage ausfindig machen, durch die die Herkunft der Heilbringersage aus der Thiersage zweifellos sichergestellt wird. Noch höher im Stammbaum der irdischen Götter als der Heilbringer steht das Thier: das Thier, mit dem die Völker der jungen Menschheit eine seltsam schöne, enge Vertraulichkeit gehabt haben. Wird dieses Verhältniß, das langsam, leise aus dankbarer Hingabe an Thiere, die den Menschen in Noth als hilfreich galten, hervorgewachsen ist, als Thier-Fetischismus bezeichnet, so heißt Das: zu den vielen Plumpheiten, mit denen die Völker höchster Stufen die Vorstellungwelt

Buch gefunden, wenn er, außer dem „Gerede, das dem Philologen genügen wird", in der zu kritisirenden Schrift noch etwas mehr gelesen hätte. Brinton hat diese Meinung nicht einmal, sondern immer wieder in seinen zahlreichen Schriften vertreten, auch in solchen, die ich zwar nicht anführe, aber benutzt habe. Herr Dieterich, Ordentlicher und Oeffentlicher Professor, beweist nun nicht, wie er wähnt, meinen Irrthum, sondern seine eigene Unwissenheit, wenn ihm Dies nicht bekannt ist. Man sieht: Herr Dieterich ist Einer von Denen, die niemals über den sehr hohen und sehr nahen Zaun sehen, mit dem sie ihren Arbeitacker umgeben haben. Wenn ein Ding auch nur zwei Ellen breit jenseits von ihrer Grenze liegt, kennen sie es nicht; ja, sie sind auf die Kenntniß des Theiles vom Theil des Theiles der Wissenschaft kaum mehr stolz als auf die tiefe Unkenntniß, die ihnen die neunundneunzig übrigen Hundertstel verbirgt. Sie nennen Beides laut ihre sittliche Pflicht. Herrn Dieterich sind schon innerhalb seines so überaus fest gefügten Zaunes seltsame Dinge widerfahren. Sein Pulcinella-Buch ist nicht von einem, nein: von drei, vier sehr zuständigen und sehr angesehenen Richtern als ein Mißerfolg im Ganzen und im Einzelnen gekennzeichnet worden; und zwar als ein Mißerfolg, der auf leichtfertiger und unordentlicher Arbeitweise beruhe. Es giebt da ein Wort von der prächtigen Seifenblase, die, wenn man sie berühre, zu einem Tropfen schmutzigen Wassers werde, und ein anderes von Schaumschlägerei, die den Mangel an Gedanken verhülle. Beide mögen Herrn Dieterich noch heute mißtönig in den Ohren klingen, denn sie sind von einem der ersten heutigen deutschen Philologen auf dies sein Buch geprägt worden. Nun könnte man meinen, es sei schließlich Herrn Dieterich unbenommen, sich und sein Wissen auch einmal außerhalb seines Zaunes zu kompromittiren. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Herr Dieterich lehrt und treibt nämlich nicht nur klassische Philologie, sondern giebt auch eine Zeitschrift für Religionwissenschaft heraus, mit dem ausgesprochenen Zweck, vergleichende Glaubensgeschichte zu fördern. Trotzdem kennt er die elementarsten Ergebnisse der wichtigsten unter den außereuropäischen Mythologien nicht. Das ist offenbar eben so wenig ein Erforderniß seines wissenschaftlichen Pflichtbewußtseins wie das Gebot, ein Buch vollständig zu lesen, das er zu beurtheilen oder doch wenigstens zu beschimpfen gedenkt. Es geht nichts über die Exaktheit dieses Exakten, der (ich erwähne es, um auch in die Sphäre des Exakten hinabzusteigen, die er allein anerkennen mag) nicht einmal den Titel meines Buches richtig citirt. Zu unserem Glück aber regen sich heute

der Kindervölker ihrer groben, nüchternen Verstandesmäßigkeit haben zugänglich machen wollen, eine neue fügen. Der Mensch der frühen Zeiten liebte, verstand das Thier unsäglich viel mehr als der aller späteren „höheren" Stufen; er sah es nicht nur als sich ebenbürtig, sondern eher als ein höheres Wesen an. Und so hat der starke Drang unserer Phantasie zum Wunderbaren und der eben so starke Drang unseres Herzens zu Dank, Hingabe, Unterordnung zuerst den Weg zum Thier aufgesucht, um ihm höhere, übermenschliche Kräfte zuzutrauen und ihm deshalb Liebe und eine allmählich sich steigernde Verehrung zu weihen. Die Sagen der heutigen Kolumbianer, in großer Vollständigkeit von einem der ersten und zuverlässigsten Einzelforscher der Völkerkunde gesammelt, erlauben, eine ganze Stufenleiter von Thiersagen aufzustellen, die von kleinen, unscheinbaren Anfängen bis zur Annahme einer halben Weltschöpfung durch ein Thier aufwärts führen. Allerdings: zuletzt wird das Thier Mensch; aber noch lange bewahrt es die Merkmale seiner Herkunft und noch die Thierköpfe der egyptischen, die Geleitthiere der griechischen, germanischen Götter sind die Ueberlebsel dieser Herkunft. Dem großen Gott der Christenheit haften sie in seiner frühisraelitischen Jugend in der Greifengestalt, die ihm doch wohl nicht abgesprochen werden kann, als Merkmal des gleichen Ursprunges an.

Auch der Gläubige sollte an dieser Vorstellung nicht Anstoß nehmen. Soll der Mann sich schämen, wenn man ihm sagt, er sei in seiner Kindheit auf allen Vieren am Boden gekrochen? Auch der Glaube hat seine unmündige Kindheit; und sie ist von so zarter, rührender Schönheit wie jede andere.

Ein Zweites: daß die Götter der mittleren Stufen mit Sonne, Winden und anderen Naturkräften in Eins geschmolzen sind, wird Niemand leugnen. Die altamerikanische, die babylonische, die indische, selbst die griechische und germanische Göttersage ist voll von Beweisen oder Spuren davon. Und es ist die früheste große Auszeichnung des jüdischen Jahwe, daß ihm diese Ver-

---

andere Kräfte, die ein weites Wissen (Herr Dieterich nennt Das flache Allerweltlecture) nicht für ein Hinderniß gewissenhafter Einzelforschung halten; auch in der Klassischen Philologie. Herr Dieterich rühmt meiner Arbeit nach, daß in ihr vielfach gute und richtige Gedanken in der geschicktesten Weise ausgeführt werden. Nach Alledem, wovon hier die Rede war und wobei noch eine Anzahl geringerer Schiefheiten und Irrthümer bei Seite bleiben mag, ist mir an seinem Lobe noch weniger gelegen als an seinem Tadel. Mir ist höchst widerwärtig, in solches Gezänk verwickelt zu werden. Ich konnte es in einer nun bereits siebenzehnjährigen, zuerst spezialistischen, dann allgemeinen Thätigkeit als Forscher bisher vermeiden. Aber wenn ein Angriff mit so anmaßlicher Leichtfertigkeit unternommen wird, kann man nicht schweigen. Und ich muß die Leser dieser Zeitschrift um Entschuldigung bitten, wenn ich nicht ganz gelassen blieb. Der Heugabel- und Knüttelton, den anzuschlagen meinem Herrn Kritiker beliebt hat, ist mit der Höflichkeit, die der Sache in Wahrheit am Besten dient, nicht zurechtzuweisen.

mischung mit einer Naturkraft nie widerfahren ist, nie die Minderung der Persönlichkeit eingetragen hat, die er aus seiner Heilbringer-Vergangenheit ererbt hatte. Aber wie ist nun diese Verschmelzung von persönlichem Heilbringer und sachlicher Naturkraft zum Gotte vollzogen worden? Ich glaube, diese Frage schon heute beantworten zu können. Schon bei einem Stamm reiner Urzeitgesittung finden wir einen Vorgang, der zum Mindesten eine Vorform dieser Verschmelzung darstellt. Die Grönländer, über die durch den ausgezeichneten Dänen Rink die besten Berichte zu Gebot stehen, haben, wie alle Kolumbianer, zahlreiche Thiergeister; einige Gattungen von ihnen aber sind in Felsen, Seen, Buchten hineingedacht: sie sind an bestimmte Oertlichkeiten gebunden und mit ihnen gleichgesetzt. Diese Verörtlichung der Thiergeister, der Menschengeister mag den Ursprung aller angeblichen Verpersönlichungen von Naturkräften bilden. So auch sind vier Thiergeister der Algonkin mit den vier Winden gleichgesetzt. Der Schritt zum Sonnengeist ist nicht mehr weit. Die Arbeit höherer Stufen bestand dann darin, die Vereinigung der ursprünglich getrennten beiden Bestandtheile, des persönlichen, menschlich-thierischen und der unpersönlichen, sachlichen Naturkraft immer unlösbarer und damit immer unerkennbarer zu machen. Die Sonne wird vermenschlicht, dem Menschengeist werden immer mehr Sonneneigenschaften einverleibt: der Sonnengott ist geboren.

Vielleicht eben so wichtig wie diese einzelnen sind die allgemeinen Ergebnisse solcher Forschung Wieder findet man, auch bei scharfer Prüfung, eine Fülle von Gemeinsamkeiten über die Erde gebreitet: die scheinbar einzigartigsten Besonderheiten, wie die der jüdisch-christlichen Gottesgestalt, gehen auf in einer Fülle ähnlich gearteter Schwestererscheinungen, die Aehnlichkeiten der heiligen Sage sind so groß, daß man aus ihnen fast den Kern eines Urmenschheit-Glaubens herleiten möchte, über alle Rassenunterschiede fort. Und aller Fortschritt von der majestätischen Ruhe eines pflanzenhaft stetigen Wachsthumes! Eine weite Verzweigung und Verästelung, ohne Sprünge, ohne Unfolgerichtigkeiten, noch in aller Fülle der feinsten Gliederung den einheitlichen Stamm verrathend und doch voll von dem Reichthum tausend farbiger unterschiedener Blüthen.

Und die Forschungweise selbst kann aus diesem Beispiel Regeln und Richtweisungen von mancherlei Art ableiten. Die Aehnlichkeit entwickelungsgeschichtlicher Forschung in Natur- und Menschheitgeschichte tritt auf der Urzeitstufe auf das Augenscheinlichste zu Tage. Wie die neue Biologie aus dem Nebeneinander der Arten, das sie vorfand, ein Nacheinander der Artenentstehung formte, so muß die Urzeitgeschichte immer wieder aus den nebeneinanderliegenden Trümmerstücken, eines Sagenschatzes etwa, die Reihe eines Nacheinanders von stetig wachsenden Glaubensformen erschließen. Und indem sie

die einzelnen Völker und Völkergruppen vergleicht, wird sie freilich sehr häufig ganz verschiedene Glieder einer Kette vorfinden. Aber sie wird sich das Recht nehmen dürfen, alle zu einer idealen Entwickelunglinie zusammenzufügen, von der die einzelnen Völkergeschichten oft gewiß Ab- und Umwege oder totauslaufende Abzweigungen darstellen, die aber doch die Richtung der Menschheitentwickelung selbst angiebt. Vielleicht gelingt es der vergleichenden Geschichtforschung, nach einer Arbeit von Jahrzehnten, so, dem stolzen Bau des darwinischen Artenstammbaumes in der Entwickelung der Lebens- und Geistesformen der Menschheit ein Seitenstück zu geben, das ihm an Pracht und Vielheit der Gliederung, an Einheit und Uebersichtlichkeit des Aufrisses nicht nachsteht, das ihn an Festigkeit seines Bestandes übertrifft.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Universitätreform.

Der von mir am sechzehnten Dezember des vorigen Jahres hier veröffentlichte Artikel „Protegirte Professoren" hob hervor, daß das heutige akademische Berufungwesen die Entstehung einer Klasse von unverantwortlichen, nicht nur in Berlin wohnenden Berathern des Ministeriums zur Folge habe. Daher kann die Verwahrung des Herrn Ernst Bitter, der mir antwortete, Excellenz Althoff und Geheimrath Elster seien keine Schreiber, unmöglich durch meine Darstellung hervorgerufen sein. Allerdings sprach ich aus, daß nach der Meinung sehr vieler Männer die Behandlung der Fakultäten und einzelner Personen manchmal unbillig sei. Um mich zu widerlegen, sagt mein Gegner, nur das Ministerium sei in der Lage, „die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Unterrichtes allseitig zu würdigen." Da haben wir die Wahl, entweder anzunehmen, daß dieser Satz des Herrn Bitter „einigermaßen leichtfertig" niedergeschrieben ist, oder, daß auch ihm „der Schalk im Nacken sitzt". Man möge diese Alternative keineswegs als eine sogenannte Retourkutsche ansehen, denn ich hätte noch eine dritte, durchaus selbständige Auffassung aussprechen können. Im Ministerium sind die Verhältnisse von mehr als einem Dutzend Hochschulen und annähernd zweitausend akademischen Lehrern zu bearbeiten; dagegen überblickt die Fakultät ein kleines Gebiet, an dessen Gedeihen sie mitbetheiligt ist. Herr Bitter widerspricht allen heutigen Ueberzeugungen von Bureaukratismus und Selbstverwaltung, und zwar so schroff, daß wir uns über manches Andere, was er vorbringt, nicht zu wundern brauchen. Namentlich auch nicht über sein Bestreben, das Ministerium zu weiteren vormärzlichen Bethätigungen aufzumuntern.

Angedeutet wurde auch, daß ich selbst manchmal an der Gerechtigkeitliebe und dem Wohlwollen der Fakultäten zweifle. Richtig; nur thue ichs aus ganz anderen Gründen als Herr Bitter. Gewiß giebt es auch unter den Professoren Antisemiten, wie es in allen Ständen, sogar unter den Semiten, Antisemiten giebt; aber ich habe in meinem Wirkenskreis nie beobachtet, daß diese Abneigung die Entscheidungen ganzer Fakultäten bestimmt hat, und selten, daß ein Einzelner in der vom Herrn Bitter geschilderten Weise vorgegangen ist. Und gewiß ist es auch vorgekommen, daß pekuniäre

Rücksichten bei der Berufung eines Dozenten mitgesprochen haben; aber es ist eine Ausnahme. Ich könnte eben so gute Fälle anführen, wo Professoren für die Berufung von Kollegen ihrer Richtung eingetreten sind, von denen sie, wie zu erwarten war, nachher an die Wand gedrückt wurden, während Gegner ihrer Richtung, die ihren Finanzen nicht zu schaden vermocht hätten, von ihnen abgelehnt worden waren. Wären aber die voraussichtlichen Folgen für Einkommen und Vermögen die gewöhnlichen Bestimmungsgründe deutscher Professoren, dann müßten ja längst Forschung und Lehre einen solchen Tiefstand erreicht haben, daß ein weiteres Sinken unmöglich wäre. Herr Bitter bedenkt nicht, daß bei dem Eintritt einer Vakanz eine Kommission gewählt wird, in deren Schoß der Fachvertreter keineswegs unumschränkt herrscht. Hat man volles Vertrauen zu seinem Wissen und Charakter, dann wird man ihm eine gewisse Autorität zugestehen; sonst aber entspinnt sich gar nicht selten ein heißer Kampf, der recht oft schon zu seiner Niederlage geführt hat. Und wenn ein Fachvertreter fehlt, dann sind die Erkundigungen der Fakultäten um so sorgfältiger. Denn jedes Fakultätmitglied hat ein Interesse daran, daß tüchtige, zugkräftige Männer berufen werden; selbst wenn er von der Berufung keinen direkten oder indirekten Vortheil zu erwarten hat, ist es für den Dozenten angenehmer, an einer größeren als an einer kleinen Hochschule zu wirken. Aber dieses Interesse kann sich aus mehreren Gründen nicht immer bethätigen. Die Fakultät hat nach ihrem bestem Wissen Vorschläge gemacht; aber sie erhält den besten Mann nicht immer. Weshalb nicht? Er ist vielleicht politisch nicht genehm; oder seine wissenschaftliche Richtung behagt den einflußreichen Männern nicht (man denke an die Zeit Hegels); oder man zieht den billigsten Bewerber vor. An den neun medizinischen Fakultäten Preußens werden folgende Minimalgehälter für Ordentliche Professoren gezahlt: einmal 2000, einmal 2400, dreimal 3000, zweimal 3600, einmal 3700 und einmal 4000 Mark. Der Unterschied ist beträchtlich.

Nun scheinen nach Herrn Bitter die Fakultäten eine besondere Abneigung gegen glänzende Dozenten zu haben. Das gerade Gegentheil ist richtig. Aber man muß unterscheiden. Wenn der Student nur angeregt, in Stimmung versetzt werden will, dann ist der glänzendste Dozent eben gut genug für ihn; wenn es sich aber darum handelt, schwierige und dürre Themata zu behandeln, macht er wohl die Entdeckung, daß Glanz nicht selten mit Oberflächlichkeit gepaart ist; und nach dieser Entdeckung pflegt die Freude am Glanz zu verschwinden.

Kurz: ich leugne nicht, daß die von Bitter gerügten Mängel vorhanden sind, aber sie sind nur Ausnahmen; er verallgemeinert zu sehr; er kennt, wie mir scheint, den Nervenapparat der deutschen Universitäten nicht. Das beste Mittel zur Beseitigung der Mängel liegt aber in dem Interesse jedes Fakultätmitgliedes und in dem Wettbewerb der Universitäten unter einander. Beides können sie nicht immer äußern.

An einigen Universitäten läßt die Kommission den Mitgliedern der Fakultät nicht die Zeit, selbst gründliche Erkundigungen über die vorzuschlagenden Gelehrten einzuziehen; es ist herkömmlich, daß sie im Verborgenen arbeitet, ihre Informationen nur zum Theil vorlegt und daß über ihre Vorschläge, sobald sie der Fakultät unterbreitet worden sind, sofort abgestimmt wird. An anderen Universitäten, wie in Jena und in Gießen, besteht der Brauch, daß die Vorschläge der Fakultät von den übrigen Fakultäten bestätigt werden müssen. Wenn die heutige Arbeitstheilung ein begründetes Urtheil selbst in den einzelnen Fakultäten (zum Beispiel: der medizinischen, von der philosophischen zu schweigen) erschwert: welchen Spielraum er-

öffnet dann dieses Wahlverfahren dem gröbsten Ränkespiel! Aber auch bei dem vorhergehenden zeigen sich Uebelstände: der Kampf der Schulen, persönliche Freundschaften und Feindschaften, das Fortloben mißliebiger Kollegen, der Drang des ausbrütenden Schulherrn, seine Küchlein unterzubringen u. s. w. Oft wird aber noch eine andere Kraft in diesem Ringen bemerklich An kleinen und mittleren Universitäten giebt es gewöhnlich einige eben so herrschsüchtige wie geistig unbedeutende Leute, die niemals fortberufen worden sind und die nun, statt sich gelehrter Thätigkeit hinzugeben, alle Angelegenheiten in die Hände zu bekommen suchen, alle Aemter mit den Weihrauch Streuenden besetzen lassen, eine Art Universitätpolizei ausüben und bei Berufungen ihre Männer durchzudrücken suchen. Und dann giebt es „gewisse Individuen, die nicht aufkommen dürfen." Sie haben sich mit den Mächtigen, mit deren Frauen oder Töchtern überworfen; und nun wird ein Krieg geführt, der, für die nicht Betroffenen sehr humoristisch, von einer Universität zur anderen überspringt. In Briefen wird gewarnt, wegberufenen Kollegen, scheidenden Assistenten, die an den Wohnort der „gewissen Individuen" übersiedeln, wird deren ganze Schlechtigkeit eingeschärft, junge und ältere Damen, die zu Besuchszwecken die selbe Wanderung antreten, werden zur Uebertragung der Bazillen benutzt, bis in die Reihen der Studenten hinein werden die feindsäligen Manöver fortgesetzt. Man sucht Mißtrauen gegen das Wissen und Können der vom Haß verfolgten Männer zu erregen. Weiter als bisher dürfen solche Individuen nicht kommen. Und welcher Schmerz, wenn sie trotzdem „aufkommen"! Ich erinnere mich eines Skates, wo die Erinnerung an solche Kerle das Spiel zum Stillstand brachte. Das will schon Etwas sagen.

Niemals ist bei dieser Erörterung der Thatsache gedacht worden, daß die Berufenden nur in seltenen Fällen die zu Berufenden, was ihre Lehrthätigkeit betrifft, wirklich zu beurtheilen in der Lage gewesen sind. Den akademischen Lehrer kann nur ein älterer Student, der selbst fleißig arbeitet, richtig einschätzen. Aber die Kommissionen haben ihn nicht gehört und nicht bei ihm gearbeitet. Sie sind daher auf die Urtheile von Studenten angewiesen, die zum Theil ihn nicht beurtheilen können, zum Theil nur unregelmäßig das Kolleg besuchen, zum Theil dem Lehrer keine Sympathie entgegenbringen oder nach der angedeuteten Methode gegen ihn aufgehetzt worden sind. Die Beurtheilung des akademischen Lehrers beruht daher häufig nicht auf Wissen, sondern auf Hörensagen und Klatsch.

Kann man da noch zweifeln, daß das akademische Berufungwesen gründlich reformirt werden muß? Eine wohlthätige Reform setzt die Thätigkeit der gesetzgebenden Faktoren voraus und diese eine vorhergehende Aufklärung, die am Besten durch eine parlamentarische Interpellation eingeleitet wird.

Die wichtigsten Maßregeln, die eine Reform zu verwirklichen hätte, sollen in aller Kürze hier bezeichnet werden.

1. Die Habilitation ist in Zukunft nicht mehr die ausschließliche Angelegenheit einer Fakultät. Wer sich habilitiren will, reicht das Gesuch beim Ministerium ein und legt sechs mit der Schreibmaschine hergestellte Exemplare seiner Abhandlung dem Gesuch bei. Diese unterbreitet das Ministerium sechs Vertretern des Faches und bittet sie um ihr Urtheil. Sind fünf Sechstel für Zulassung, so weist das Ministerium den Kandidaten zum Zweck der mündlichen Prüfung einer Fakultät zu. Verläuft die Prüfung günstig, so siedelt der Kandidat auf ein bis zwei Jahre in ein Seminar für Hochschullehrer über. Dieses wird von sechs ehemaligen, als Ge-

lehrten und Dozenten geschätzten Professoren geleitet, die mit dem sechzigsten Lebensjahre ihre bisherige Thätigkeit aufgeben und unter Zubilligung eines höheren Gehaltes und Ranges in die neue Thätigkeit eintreten. Bewähren sich die Kandidaten dort, so werden sie einer Universität überwiesen, mit dem Recht, dort fünf Jahre zu lesen; im anderen Fall scheiden sie aus.

2. Zwei von den sechs Professoren bereisen in jedem Semester sämmtliche Universitäten und wohnen dort den Vorlesungen und Uebungen der Privatdozenten bei. Sie berichten dann über deren Thätigkeit an das Ministerium Da nun jeder Privatdozent in drei Semestern von sechs verschiedenen, durchaus kompetenten Männern beurtheilt wird, so gelangt das Ministerium in den Besitz eines Materials, das ihm bis jetzt völlig fehlt. Heute hat es nur Zahlen über den Vorlesungbesuch, die nicht viel beweisen; denn ob Jemand viele oder wenige Zuhörer hat, hängt auch davon ab, ob man ihm gute Stunden gönnt, ihn „aufkommen" lassen will, die Studenten beeinflußt, und von ähnlichen Umständen. Andere Informationen des Ministeriums sind hinfällig und tragen auch nicht selten den Charakter des Klatsches.

3. Hat der Privatdozent nach fünfjähriger Thätigkeit kein Extraordinariat erlangt, ist man aber mit ihm zufrieden, so giebt man ihm ein Gehalt; sonst entläßt man ihn unter Zubilligung einer Abstandssumme.

4. Wird eine Stelle frei, so schreibt die Fakultät sie im Reichsanzeiger aus. Die einlaufenden Gesuche werden von der Fakultät geprüft und, mit einem Urtheil versehen, dem Ministerium unterbreitet. Das Ministerium wählt unter den Vorgeschlagenen einen aus; kann es dem Urtheil der Fakultät nicht beitreten, so ersucht es die Fakultät in einem seinen Entscheid begründenden Schreiben um neue Vorschläge.

5. Die Vorschläge einer Fakultät gehen künftig nicht mehr zur Ueberprüfung an andere Fakultäten. Die Berufungskommission hat mindestens vierzehn Tage vor der Wahl ihre Vorschläge und ihre Informationen bekannt zu geben.

6. Zwischen Habilitation und Uebertragung eines Extraordinariates sollen mindestens fünf Jahre liegen. Falls der Extraordinarius es wünscht, können die Universitätinspektoren auch seine Vorlesungen besuchen. Es sind Verhältnisse denkbar, die ihn zu diesem Wunsch drängen Nur wer mindestens sieben Jahre ein Extraordinariat verwaltet hat, kann zum Ordentlichen Professor vorgeschlagen werden.

7. Die Kollegiengelder fließen nicht mehr den Dozenten zu.

8. Der Professor scheidet nach zurückgelegtem fünfundsechzigsten Lebensjahr aus seinem Lehramt; auf Antrag kann ihm in Ausnahmefällen gestattet werden, bis zur Vollendung des siebenzigsten Jahres seine Thätigkeit auszuüben. Eine weitere Fortsetzung ist zulässig, wenn sein Gesuch von mindestens zwei Dritteln der Fakultätmitgliedern unterstützt wird.

Eine eingehende Begründung dieser Vorschläge spare ich mir für die Fortsetzung der Diskussion Wenn sie angenommen würden, dann würden die Klagen über die akademische Laufbahn aufhören und zwischen Universität und Regirung könnte ein freundlicheres, vertrauensvolleres Verhältniß entstehen Und deshalb empfehle ich noch einmal eine Interpellation im Landtag; keine Interpellation, die die Regirung oder ihre Vertrauensmänner blosstellen will, sondern eine Interpellation, die aus den Schwierigkeiten heutiger Zustände auf irgend einem gangbaren Weg herausführen soll

Ernst Schalk.

Mozart-Mörike.

Die psychischen Gesetze, nach denen die älteren schwäbischen Dichter schufen, haben sich von Generation zu Generation in seltsamer Weise geändert. Schubart, Schiller, Hölderlin werden zur Dichtung von etwas Musikalischem getrieben, einem Ton, der sie in Schwung setzt, der sie fortreißt zu Werken der Begeisterung: es ist die Empfängniß eines Rhythmus, in dem oft anfänglich unbestimmte Inhalte sich entwickeln, sich ausleben, stürmisch, gewaltsam, rhetorisch. In Hölderlin wird dieser Schwung gebrochen, wird das Musikalische umgestaltet, wie es sich in den Gedichten aus der Zeit des Wahnsinns zeigt: und was in der Seele Schillers, die ihre eigene Fortsetzung aus sich heraus zu spinnen immer bemüht war, als ungewisse Ahnung aufgestiegen war, als das eigentliche Ziel ihres Lebens erkannt wurde, die naive Dichtung, wird nun erreicht: über Uhland und Kerner hinweg in Mörike. Und kann man die Dichtungprinzipien der früheren Dichter einfach als Willen zur Antithese bezeichnen, der immer gedanklicher Thätigkeit nah steht und so auch seinen Weg von unbewußter Bethätigung (Schubart) über bewußte Gegensetzung von Ideal und Leben (Wieland, Schiller, Hölderlin) zur Philosophie Schellings und Hegels fand, so ist schon in Hölderlin ein plötzliches erschrecktes Zusammenraffen aller Dinge; und in Mörike ist dann der Wille zur Antithese ganz zurückgedrängt: an die Stelle des Explosiven trat ein Genügen, ein Selbstbeschränken, an die Stelle der Reflexion das Schauen. Man hat Schiller als einen kühnen Schiffer bezeichnet; will man dieses Gleichniß fortführen, so ist Hölderlin der Wanderer zu nennen, Uhland der Spazirgänger; und man erinnert sich, daß Mörike eines seiner schönsten Gedichte beginnt: „Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel ..." So ist in Mörike nicht mehr ein Musikalisches, sondern die Musik.

Mörikes Seele erschließt sich ganz in seinem Verhältniß zu Mozart. Seine Musik gleicht nicht der Mozarts, aber sie ist eine, die zu ihr hinstreben muß, wie das männliche Prinzip zum weiblichen. Mozart „findet seine Inspirationen nicht beim Hören von Musik, sondern im Schauen des bewegtesten südländischen Lebens", sagt Nietzsche. Und ähnlich schafft Mörike, nur mit größerer Schwere, mit einer nördlichen, mehr männlichen Empfindung. Denn er begegnet der Musik Mozarts, begegnet dem „Don Juan", wie man einer Frau, einer Geliebten, einer Braut begegnet. Sein Verhältniß zu dieser Oper ist von einer rührenden Keuschheit und Einfalt. Er hat um sie geworben sein Leben lang, mit der verliebten Sehnsucht des Unmusikalischen. Sie ist ihm das Fest des Liebenden: der Traum. Ihn berückt das Zierliche, das Reizende, das Hüpfende dieser Oper, das Vogelgleiche, das Veilchen- und das Jasminhafte, dann das Schaukeln in den Weisen des Mitleids und der Treue, den einzigen über jenen entsetzenvollen Abgrund gehängten Brücken, aus dem die Welten der Gestorbenen geboren werden, und das Finale, von dem es heißt: „Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht." Sein äußeres und sein innerlichstes Leben ist an diese Oper gehängt und von ihrem Einfluß kann man nicht hoch genug denken. Niemand freilich dürfte wagen, in die feinen Fäden zwischen dem letzten und geistigsten Leben und der Sinnlichkeit eines reifen Menschen (er hatte sich mehrere Monate vor dem Beginn seiner Mozart-Novelle mit Luise von Speeth verheirathet) hineinzutasten, ihr Verlaufen zeigen zu wollen. Nach dieser Novelle aber hatte sich sein Leben erfüllt; seine Musik hatte

er gegeben, die in ihm war, und was der schüchterne Jüngling nie nur zu träumen wagte: diese völlige Eroberung der verhimmelten Musik hat der reife, vom Glück zu diesem höheren Glück gesteigerte Mann erreicht.

Vieles läßt sich nur ahnen. Da ist der Festabend, als man im Theater den „Don Juan“ gab: mit seinen Freunden sitzt Mörike drin, die er mit leuchtenden Augen streift, während er mit Tönen angefüllt ist; und dann einige Tage, die in sein Leben fallen, wie Sonne durch eine Reihe von Fenstern auf den Boden fällt; und dann das gräßliche Sterben des geliebten Bruders, der im Keller hingestreckt liegt neben der stummen Kerze: diese drei Dinge, der Festabend, die Tage, der Tod geben eine Farbenzusammenstellung, die vom Auge der Seele auf einmal erfaßt wird, wenn sie später in der Erinnerung wiederkehrt; ein Stück, aus seinem sonstigen Leben herausgebrochen. Ein Akkord, eine Harmonie, in denen Etwas von dem Stoff ist, aus dem die Seele gebildet ward. Eine Vision, die bis zu dem Eindruck, daß alles Leben traumhaft ist, aufschwellen kann. Und dann knüpft sich Anderes an dieses Erste: Bilder der Freundschaft. Wie Hartlaub auf dem verstimmten Klavier des Pfarrhauses die Melodien spielt, im Spielen ein heiteres Wort über den Jammerkasten lächelnd hinwirft und der Dichter mitlächelt; aber er hört in seiner Entrücktheit kaum die ärgerlichen Fehler, er ist sich bewußt der Schönheit, die in Alledem ist, in diesem Zimmer und in dem Sommertag vor dem Fenster. Ein anderes Erlebniß: wie er seinen Freund Strauß besucht und sich Einer mechanisch ans offene Klavier setzt, von ungefähr ins erste Finale des „Don Juan“ geräth und die berühmte und schöne Sängerin, die Frau Straußens, die bald Mutter werden soll, aus der Erinnerung mitsingt: die bezeichneten Worte athmen die ganze Keuschheit des Dichters, der niemals bitten mag, ihm vorzuspielen, wonach seine Seele einzig dürstet, weil er Etwas von der unendlichen Liebe zu dieser Musik verriethe, die „einen Ueberschwall von altem Duft, Schmerz und Schönheit über ihn herwälzt.“

Und daran knüpft sich die letzte Phase des Werbens um diese Musik, die Erfüllung, die Hingabe, das Schaffen. Er hat zaghaft um sie geworben, als er seine Oper „Die Regenbrüder“ schrieb, die dem toten Tonkünstler ins Grab nachgeschrieben ist, die niemals mehr komponirt werden kann, mit ihren weichen, verlangenden Versen, mit dem ersten Finale, dem himmlischen Chor, der mit silbernen Posaunen erzählen müßte, wie der verewigte König nun von Stern zu Stern, zu göttlichen Thaten, zu unsterblicher Lust wallen darf. Und als Mann erfüllt er endlich alle Sehnsucht seines Schaffens: dem vergötterten Künstler gleichzukommen ihm näher zu treten, so nah sich ihm zu vereinen wie einer Geliebten. Die Novelle von Mozarts Reise nach Prag ist eine mystische Hochzeitnacht; hier vermählt sich die Musik Mozarts, die tönende, der Musik Mörikes, der schweigenden, die nur Worte hat, sie zu verbergen. Aller Zauber einer Braut ist hier um Mozarts Musik ausgegossen; sie giebt sich hin in den Armen des abgöttisch Liebenden. Hier ist das Schaffen Mörikes herausgesagt (aber mit welcher Zartheit!) und das Schaffen Mozarts errathen, erkannt; und mit welcher Lieblichkeit! Eine mystische Hochzeit von kaum geringerem Prunk und kaum minder ergreifender Sagenhaftigkeit, als die Vermählung des Zeus mit der Danae oder der Leda oder der Jo ist; eine Vermählung, die nur die nackte Gestalt des schönen Weibes freiläßt, während der Gott zurücktritt und sich keusch in ein Symbol verbirgt.

Wien. Max Mell.

Selbstanzeigen.

Lafcadio Hearn: Kokoro. Deutsch von Bertha Franzos. Mit einem Vorwort von Hugo von Hofmannsthal. Titelzeichnung und Buchschmuck von Emil Orlik. Literarische Anstalt Ruetten & Loening, Frankfurt a. M. 1905.

Aus der Vorrede des Herrn von Hofmannsthal: Die Blätter, aus denen sich dieser Band zusammensetzt, handeln mehr von dem inneren als von dem äußeren Leben Japans. Dies ist der Grund, weshalb sie unter dem Titel „Kokoro" („Herz") verbunden wurden. Mit japanischen Charakteren geschrieben, bedeutet das Wort zugleich „Sinn", „Geist", „Muth", „Entschluß", „Gefühl", „Neigung" und „innere Bedeutung", — so wie wir im Deutschen sagen: „Das Herz der Dinge." Ja, wahrhaftig, das Herz der Dinge ist in diesen fünfzehn Kapiteln; und indem ich ihre Titel überlese, sehe ich ein, daß es eben so unmöglich ist, von ihrem Inhalt eine genaue Vorstellung zu geben wie von einem neuen Parfum, von dem Klang einer Stimme, die der Andere nicht gehört hat. Ja, nicht einmal die künstlerische Form, in der diese Kunstwerke einer unvergleichlichen Feder konzentrirt sind, wüßte ich richtig zu bezeichnen. Da ist das Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Auf einer Eisenbahnstation." Es ist eine kleine Anekdote. Eine beinahe triviale Anekdote. Eine Anekdote, die nicht ganz frei von Sentimentalität ist. Nur freilich von einem Menschen geschrieben, der schreiben kann, und vorher von einem Menschen gefühlt, der fühlen kann. Und dann ist da die Geschichte der „Nonne im Tempel von Amida". Das ist fast eine kleine Novelle. Und daneben das Kapitel: „Ein Konservativer". Das ist keineswegs eine Novelle: Das ist eine Einsicht, eine politische Einsicht, zusammengedrängt wie ein Kunstwerk, vorgetragen wie eine Anekdote; ich denke, es ist kurzweg ein Produkt des Journalismus, des höchstkultivirten, des fruchtbarsten und ernsthaftesten, den es geben kann. Und daneben diese unvergleichlichen Gedankenreihen, die überschrieben sind „Die Macht des Karma", in denen tiefe und schwer zu fassende Dinge wie aus tiefem Meeresgrund ans Licht gebracht und aneinandergereiht sind. Das ist Philosophie, wenn ich nicht irre. Aber es läßt uns nicht kalt, es zieht uns nicht in die Oede der Begriffe. So ist es wohl Religion. Aber es droht nicht, es will nicht allein auf der Welt sein, es lastet nicht auf der Seele. Ich möchte es Botschaft nennen, freundliche Botschaft einer Seele an andere Seelen, Journalismus außerhalb jeder Zeitung, Kunstwerke ohne Prätension und ohne Mache, Wissenschaft ohne Schwere und voll Leben, Briefe geschrieben an unbekannte Freunde.

Wien. Bertha Franzos.

Das Zeugende. Verlag der Barke. Berlin SW. 11.

Eine Probe:

Die Mittagsfrau.

Aus schwülem Schweigen stieg sie jäh zum Tag,
Als Mittag war.
Ihr hartes blondes Haar
Schlug gegen das Korn mit schwerem Schlag.

Ihre blauen Augen starrten mich an
Und griffen wie Krallen in mein Blut
Und sie fragte mit lauernder Wuth:
Was thust Du hier noch, Arbeitmann?

Vom Himmel fiel ein steinernes Blau
Und preßte das Hirn mir in dunkler Gewalt.
Und immer höher wuchs die Gestalt
Der drohenden, dumpfen Frau.

Da sank die Sense mir aus der Hand
Und mein Kopf stieß auf das Feld
Und auf mir saß die ganze Welt
In geilem Mittagsbrand.
Und Wochen lag ich, bin jetzt ein Greis
Und bin jetzt krank und man nahm mir mein Brot
Und ich mähte doch damals auf fremdes Gebot —
Ich wollte doch nicht ... Es war doch so heiß ...

Adolf Grabowsky.

Häffers Gelegenheit-Korrespondenz für Dorf- und Kleinstadtzeitungen. Dresden N., Körnerstraße 18.

Was mich veranlaßt, mein Korrespondenz-Unternehmen, das ja, im Grunde genommen, eine Privat- (wo nicht Geheim-) Angelegenheit zwischen mir und den betreffenden Zeitungleitungen ist, hier öffentlich zu besprechen, sind — neben der Absicht, Propaganda dafür zu machen — zwei gemeinnützige Erwägungen. Ich habe häufig an solchen Zeitschriften und Unternehmungen mitgearbeitet, die sich in den Dienst lebensfähiger Reformideen gestellt haben, und besonders solcher, die die Reform auf dem Gebiete der Sinnenerziehung (ästhetischen Kultur) als Ausgang alles Weiteren ansehen. So oft ich nun für solche Zeitschriften arbeitete, hatte ich das peinliche Gefühl, daß meine und meiner Mitarbeiter Thätigkeit, wenn sie auf diese Fachzeitschriften beschränkt war, etwas Halbes und vielfach etwas Schiefes blieb. In vielen Fällen hatte ich die Ueberzeugung, daß meine Aufsätze und Skizzen für keinen Menschen weniger nöthig waren als für Leser, die schon angeregt genug sind, um ein solches Sonderorgan zu halten. Wenn ich in Großstadtzeitungen Berichte von sozialen, ästhetischen und politischen Bewegungen veröffentlichte, schwebte mir stets das Bild vor, das, glaube ich, Turgenjew von der russischen Kultur gebraucht hat: „Sie gleicht dem Wagen, der im Engpaß stecken bleibt, während das Gespann durchgeht." Das Gespann, die „intellektuellen" Kreise der großen Städte, überfüttern wir mit blut- und muthbildender Nahrung und die Insassen des Wagens, die überwiegende Menge des deutschen Volkes, übergehen wir; so wird die Kluft unaufhörlich erweitert. Welchen vernünftigen Grund giebt es dafür, daß die Deutschen, die auf dem Lande und in der Kleinstadt wohnen (einerlei, ob Bauer oder akademisch Gebildeter) durchaus Zeitungen haben müssen, die man, nach Abzug aller begründeten Eigenart, in der Mehrzahl als durchaus geistig minderwerthig und geschmacklos bezeichnen muß? Während Alle, die zufällig in der Großstadt

wohnen, stets Gelegenheit haben, zusammenhängend und in sachgemäßer Form sich über die Zeitangelegenheiten zu unterrichten? Man kann Manches zur Begründung anführen; aber wenn man die Einzelheiten kritisch sichtet, so läuft Alles auf einen Grund hinaus, den einzigen, der auch Stand hält: gute Zeitungen sind eine Sache die heute nur ein großer Kapitalist herstellen kann, und der ländliche Zeitungbesitzer kann sie nicht bezahlen. Weshalb befaßt sich aber der Kapitalist fast nur in der Großstadt mit Zeitungsgründungen? Weil die Großstadt allein die Vorbedingungen für die erfolgreiche Organisation ganzer, einheitlicher Zeitungen bietet. Daß etwa wirkliche Kultur für Kleinstadt und Land, wo gerade unsere solidesten Elemente sitzen. wie Mancher sagt, „zu hoch“ oder unangebracht oder gar schädlich wäre, konnte vielleicht zu behaupten versucht werden, so lange man, während einer gewissen Siedeperiode, Kultur mit Großstadt-Nervenzucht verwechselte, so lange man das Neue für wichtiger als das Bleibende ansah. Heute nähern wir uns eher dem Wunsch, die Fähigkeit und Nothwendigkeit der gleichmäßigen Verbreitung im Volke geradezu als Kennzeichen echter Kultur anzusehen. Wir verstehen unter Kultur nicht die im Feuer der fortwährend brennenden Neugier erzeugte Glasur des Großstadtmenschen, sondern das für jeden Volksangehörigen Selbstverständliche, Nothwendige und Gemeinsame. Das kann nicht nur in Dorf und Kleinstadt „auch“ dringen, sondern muß es sogar im Sinn unserer völkischen Gesundheit. Den Weg dazu bieten eben von dieser Auffassung getragene Korrespondenzen. Darum sehe ich in meiner Korrespondenz mehr als eine persönliche Angelegenheit. Jeder Schriftsteller, der irgend die Gabe hat, zeitgemäße Ideen in einfacher Form auszudrücken, sollte eine solche Korrespondenz herausgeben. Den Weg, auf dem die Reform-Volkspresse zu erreichen ist, zeigt mein Ruf: Mehr ästhetische, weniger politische Kultur! Die Presse werde der Literatur zurückgegeben! Mehr Behandlung, aber bildende und gründliche, des dem Gesichtskreis des jeweiligen Lesers Naheliegenden, weniger Nachäffung der politischen Eitelkeiten der großen Zeitungen! Abschaffung aller vom politischen Theil übernommenen Grundsätze für den literarischen Theil der Zeitung: also Abschaffung der Oberflächlichkeit, der Wahrheitbiegung zu Gunsten vorgefaßter Meinungen, des Ballasts, der hochtrabenden Ausdrucksweise, kurz der „Mache“. So versuche ichs in meiner Korrespondenz zu halten; und ich wünsche mir bei meinem nicht ganz leichten Bemühen nichts sehnlicher als: Konkurrenz.

Dresden. Hermann Häßler.

Plein-Air. Kritische Studien. Wien, A. Schroll.

Diese Essays haben, obwohl sie bei verschiedenen Anlässen einzeln veröffentlicht wurden, einen inneren Zusammenhang und behandeln so ziemlich die wichtigsten und heutzutage am Meisten besprochenen Fragen auf dem Gebiete der Bildenden Künste. Ein gewisser Werth wird ihnen dadurch zukommen, daß sie die Ansichten eines ausübenden Fachmannes wiedergeben und daher vom Praktischen ausgehen, während das Meiste, was in dieser Art dem Publikum geboten wird, auf theoretischen Grundlagen beruht und, mag es in schriftstellerischer oder wissenschaftlicher Hinsicht auch oft sehr hoch zu schätzen sein, doch gerade in den entscheidendsten Fragen des technischen Verständnisses und des fachmännischen Urtheils gewöhnlich die gröbsten Unzulänglichkeiten aufweist.

Wien. A. F. Seligmann.

Das Kalisyndikat.

Hercynia klingt nicht schöner als Hibernia; hat aber mehr Ruhm gebracht. Herr Klemens Delbrück, der neue Handelsminister, konnte in letzter Zeit lesen, er sei geschickter als der Lange Moeller. Das will noch nicht viel sagen, scheint einstweilen aber richtig. Die Verstaatlichung der wernigeroder Gewerkschaft Hercynia ist jedenfalls klüger und anständiger inszenirt worden als der Versuch, die Hibernia zu erobern. Diesmal wurden nicht heimlich die Aktien aufgekauft und dann erst die Wünsche des Fiskus enthüllt; die Kontrahenten verhandelten direkt mit einander und veröffentlichten die Sache, als sie einig geworden waren. Also ein vernünftiges und reinliches Geschäft; ohne Sensationen, aber von großer wirthschaftlicher Bedeutung. An die Verstaatlichung des Kohlenbergbaues wird, auch wenn die Hibernia sich endlich ergeben hat, noch lange nicht zu denken sein; mit dem staatlichen Kalimonopol aber muß man immerhin als mit einer Möglichkeit rechnen. Der Ankauf der Hercynia ist ziemlich sicher. Preußen bietet für die tausend Kuxe der Gewerkschaft einen Preis, der die höchste Werthschätzung des Kuxenhandels noch um zwei Millionen übersteigt. Eine Gewerkschaft repräsentirt an sich zunächst ja keinen Kapitalwerth, wie eine Aktiengesellschaft; da ist ein Angebot von 30 Millionen Mark schon der Rede werth. Daß Kuxe nicht im offiziellen Börsenverkehr sind, hat man wohl nie so bedauert wie an dem Tage, wo die Offerte des Staates bekannt wurde und die Hercyniakuxe, die schon nach den ersten Gerüchten um etliche tausend Mark theurer geworden waren, von 28 000 auf 30 000 Mark stiegen. Wenn sie im offiziellen Verkehr wären, hätte man Wochen lang davon gesprochen; da die Kalipapiere, mit wenigen Ausnahmen, aber nicht zum Börsenhandel zugelassen sind, also auch nicht besonders interessiren, war man mit der Sache schnell fertig.

Der allergrößte Theil der Hercyniakuxe ist wohl in ein paar festen Händen. Schon deshalb ist nicht anzunehmen, daß die Gewerkenversammlung sich gegen die Staatsofferte sträuben wird. Der Schaaffhausensche Bankverein, dessen Direktor Ober-Regirungrath a. D. Schroeder im Vorstande des Kalibergwerkes sitzt, hat Grund zur Freude. Erkelenz und Hercynia: mit solchem Gewinn in der Tasche kann man selbst sehr schlechtem Wetter ruhig entgegensehen. Dem Fiskus liegt namentlich wohl daran, seine Stellung im Kalisyndikat zu stärken, das auf dem Weltmarkt nicht besonders viel zu erreichen vermocht hätte, wenn seine Organisation nicht in der staatlichen Betheiligung die feste Stütze fände. Das müssen selbst die Monopolfeinde zugeben. Was wir ohne das Syndikat in Deutschland erleben könnten, lehrte die Kalispekulation, deren Ausschweifung, seit die Lex Gamp besteht, in der von der Muthungsperre frei gebliebenen Provinz Hannover geradezu beunruhigend wurde. Die Betheiligung des Fiskus am Syndikat war schon bisher unter allen die größte. Sie betrug für die beiden fiskalischen Salzbergwerke Staßfurt und Bleicherode 71,66 Tausendstel. Dann folgt Anhalt mit dem fiskalischen Bergwerk Leopoldshall; Quote: 53,39 Tausendstel. An siebenter Stelle steht Hercynia mit 46,66 Tausendsteln; kommt sie, als Dritte, zu den staatlichen Gruben, dann steigt die Betheiligung des Fiskus auf 118,32 Tausendstel. Das ist der achte Theil der gesammten Syndikatsproduktion. Der Staat wäre dann zwar nicht allmächtig, könnte in künftigen Konkurrenzkämpfen immerhin aber viel für den deutschen Kalibergbau thun.

Im Frühjahr 1904 war das Syndikat der Auflösung nah; daß es, als G. m. b. H.,

auf fünf Jahre verlängert werden konnte, war nur möglich, weil der preußische Fiskus (im Gegensatze zum anhaltischen) sich mit der ihm zugewiesenen Quote zufrieden erklärte. Das mußte selbst Der loben, der staatliche Eingriffe in Syndikatsangelegenheiten nicht immer gern sieht; denn in diesem Fall war das Fortbestehen des Syndikates für den Kalimarkt dringend nöthig. Vor fünfundzwanzig Jahren betrug unser Kaliabsatz 610 000, heute beträgt er ungefähr 4 Millionen Doppelcentner, deren Verkaufswerth auf etwa 50 Millionen Mark zu beziffern ist. Bei so rascher Entwickelung ist eine feste Organisation doppelt nöthig; nur sie kann schädliche Ueberproduktion hindern. Dadurch, daß alljährlich neue Kaliunternehmungen entstehen, ist das Syndikat ohnehin schon gefährdet, weil die Zahl der Betheiligungansprüche beständig steigt und, um Produktion und Absatz ins richtige Verhältniß zu bringen, die Quoten der älteren Mitglieder verkleinert werden müssen. Die erste Konvention von Kaliwerken hatte im Jahr 1879 vier Theilnehmer: Preußen mit Staßfurt, Anhalt mit Leopoldshall, das Kaliwerk Douglas in Westeregeln und das Kaliwerk Neustaßfurt; als das Kalisyndikat 1898 erneuert wurde, hatte es zehn, 1904 aber schon achtundzwanzig Mitglieder. Und inzwischen ist so viel gegründet worden, daß die Zahl der Betriebe sich gewiß mindestens verdoppelt hat. Zu gleicher Zeit steigt also die Zahl der Betheiligten und die der Konkurrenten. Die neuen Werke und Bohrgesellschaften in Hannover müssen allerdings erst zeigen, ob sie den Tag der Rentabilität überhaupt je erleben und dann noch konkurrenzfähig sind. Die Ueberspekulation hat aber auch draußen schon Unheil gestiftet: sie hat das ausländische Kapital, besonders in England und Amerika, wieder zum Kampf gegen das deutsche Kalimonopol auf dem Weltmarkt gereizt. Diesen Angriff muß das Syndikat abwehren und deshalb versuchen, wenigstens den größten Theil der deutschen Produktion in eigener Regie zu halten. Ferner muß es dafür sorgen, daß nicht mehr Betheiligungen gewährt werden, als der Markt und die Leistungsfähigkeit der älteren Werke ertragen können. Das ist keine leichte Aufgabe. Daß der Staat an ihrer Bewältigung mitarbeitet, würde nüchterner beurtheilt werden, wenn nicht die Landwirthschaft die Hauptabnehmerin der Kaliindustrie wäre und dadurch der Verdacht entstünde, es handle sich um eine Begünstigung der Agrarier. Doch soll man wirthschaftpolitisch vernünftige Maßregeln nicht tadeln und falsch nennen, weil sie auch einer in der Handelswelt unbeliebten Klasse nützen. Das Kalisyndikat ist unentbehrlich und ohne die Regirung nicht möglich. Auch gegen seine Preispolitik ist nichts einzuwenden: im Gegensatz zu anderen Industriekartellen sorgt es im Inland für niedrige Preise und entschädigt sich durch höhere Auslandspreise für den geringen Gewinn in der Heimath.

Die Neuordnung des Kaliverkaufes in den Syndikatsverträgen von 1898 und 1905 hat den Umsatz, an dem besonders die Landwirthschaft betheiligt ist, beträchtlich gesteigert. Von den 41 Millionen Doppelcentnern reinen Kalis, die das Syndikat im ersten Vierteljahrhundert abgesetzt hat, sind rund 13 Millionen für gewerbliche Zwecke, 28 Millionen aber für die Landwirthschaft verwendet worden, die heute ohne Kalisalze nicht mehr existiren kann. Die Frage, ob Deutschland aus der Monopolstellung verdrängt werden kann, ist also von höchster Bedeutung. Eine kluge Propaganda hat dem Kalidünger so rasch Geltung verschafft, daß man kaum noch der (gar nicht so fernen) Zeit denkt, wo die Abraumsalze, die dieses Düngemittel liefern, einfach weggeworfen wurden. Die Industrie verwendet die verschiedensten Kaliverbindungen: in der Elektrotechnik, bei der Herstellung von Anilin-

farben und Zündhölzern, in der Glas-, Alaun- und Pottaschefabrikation; Aetzkali wird in der Bleicherei, Färberei, Seifensiederei, Cyankali im Goldbergbau gebraucht. Da ist es nöthig, daß die Preisbewegung von Deutschland aus kontrolirt werden kann. Ein Staatsmonopol ist nicht möglich, so lange immer neue Werke gegründet werden; deshalb mußte der Fiskus wenigstens seine Stellung im Syndikat befestigen. Nur so kann er hoffen, innen die Einigkeit herzustellen und die von den an Zahl beständig wachsenden Outsiders her drohende Gefahr zu mindern. Der Syndikatsvertrag gilt ja bis 1909; der Konflikt mit der Gewerkschaft Hohenfels (wegen kontraktwidriger Verkäufe), in dessen Verlauf man mit dem Austritt dieser Gewerkschaft rechnen mußte, hat aber gezeigt, daß der Verband nicht vor ernsten Mißhelligkeiten schützt. Und nur die volle Einheit kann den Sieg über ausländische Angreifer verbürgen.

Das namentlich in der Zechen- und Hütteninduſtrie fühlbare Streben nach Zusammenschlüssen konnte sich im Kalibergbau nicht so rasch äußern, weil die überragende Stellung der beiden Staaten Preußen und Anhalt ein schwer überwindliches Hinderniß bot. Jetzt aber sind doch bereits einzelne Fälle zu verzeichnen. Die Kaliwerke Aschersleben (Diskontogesellschaft) haben Schmidtmanns Gerechtsame bei Sollstedt (Thüringen) erworben; die Kaliwerke Westeregeln (Mitteldeutsche Kreditbank) sind der Gewerkschaft Roßleben verbündet; die Gewerkschaft Burbach (Darmstädter Bank) hat eine Betriebsgemeinschaft mit der Gewerkschaft Walbeck; und die Gewerkschaft Ludwig II. (Delbrück, Leo & Co.) hat die Majorität in den hannoverschen Kaliwerken; die Gewerkschaft Hedwigsburg sucht ihren Besitz zu erweitern; Hohenfels und Hugo haben sich verbündet. Auch hier hat das Streben nach Konzentration also schon Erfolge aufzuweisen. Daraus könnte indirekt das Syndikat vielleicht Vortheil ziehen, wenn ihm die Furcht vor der verstärkten Konkurrenz Werke zuführte, die bisher draußen blieben. Doch erschweren solche Interessengemeinschaften die Erhaltung des Verbandes; und sie nähren die Hoffnungen offener und heimlicher Gegner. Zu den einunddreißig Mitgliedern des Syndikates gehört auch Heldburg, seit die Darmstädter Bank sich ihrer angenommen hat. Ihre Quot ist einstweilen ziemlich klein und wird wohl erst erhöht werden, wenn die Rekonstruktion der Gesellschaft gelungen ist. Da selbst die Leiter großer Banken nicht wissen, warum Direktor Dernburg jetzt nach Amerika gereist ist, kam das Gerücht auf, er wolle Heldburg an ein amerikanisches Konsortium verkaufen. Ribbert hat die Gewerkschaft Einigkeit ja an die Virginia Chemical Company verkauft und auch über Heldburg schon mit Amerikanern verhandelt. Herrn Dernburg ist aber nicht zuzutrauen, daß er auf diesem Wege fortschreiten will. Heldburg, deren Kuxe jetzt nicht nur von den Darmstädtern, sondern auch vom Publikum beachtet werden, wurde auch in einer anderen Kombination genannt; es hieß, sie solle mit der Teutonia vereinigt werden, an der Bleichröder und die Nationalbank betheiligt sind. Ob aus Alledem Etwas wird? Herr Dernburg weiß zu schweigen und rücksichtlos zu handeln. Fiskus und Syndikat aber können nicht ganz ruhig in die nächste Zukunft blicken, ehe über Heldburgs Schicksal entschieden ist. Die Hauptgefahr droht freilich von draußen. Schon sind die deutschen Kaliwerke Wallensen, Thuisten und Duingen von Engländern gekauft worden. Engländer sollten auch einen großen Theil der Kuxe der Gewerkschaft Solling erworben haben. Dieses Eindringen ausländischen Kapitals mußte den Fiskus, der das deutsche Interesse wahrt, zu dem Versuch treiben, durch den Ankauf der Hercynia seine Macht im Syndikat zu vermehren. Ladon.

Theater.

Zola hat einmal, so ums Jahr 1880, gesagt, nach dem Sieg des Naturalismus (ihm bedeutete das Schlagwort einen klar empfundenen Sinn, ihm ganz allein) müsse dafür gesorgt werden, daß der Phantasie, der adorable école buissonnière de l'imagination, auf dem Theater ein weiter Platz gewahrt bleibe, ein luftiger, feenreichlich heller Spielraum, wo die Wirklichkeit kein Recht auf Achtung und Beachtung haben dürfe. Der entartete Romantikersproß träumte ein Märchendrama von nie erschautem Wunderreiz: der größte Lyriker sollte es dichten, der größte Musiker die Verse in Töne kleiden, von den größten Bildnern das Gewand der Szene geliefert werden. 1880. Ungefähr um die selbe Zeit bezeichnete Nietzsches Spott als die Aufgabe moderner Kunst: „Stumpfsinn oder Rausch! Einschläfern oder betäuben!" Zola sah seinen Wundertraum nicht verwirklicht. Auf dem Weg aber, der ans erträumte Ziel führen konnte, wurde es nach und nach lebendig. Zuerst wandten die Maler sich von der häßlichen Wirklichkeit. Auf Puvis und Rochegrosse blickte die Menge bald andächtiger als auf Courbet und Bastien-Lepage; in Deutschland fing Böcklin die Seelen; in England waren die Praeraffaeliten vom Marktgewühl umdrängt. Schüchtern zuerst, schnell dann aber erdreistet, folgten ein paar Poeten. Die Parnassiens wagten sich trotziger wieder hervor, Musset und Lamartine, deren Ruhm lange geschlummert hatte, konnten mit frischem Kranz die Schläfe schmücken, Poë und Baudelaire wurden aus den Modergrüften beschworen, die der Rabe umkrächzt und die kränkelnden fleurs du mal mit geilem Gerank umsponnen hatten, dem irren Genius Verlaines entstand und wuchs die Gemeinde, sogar die innigen Christmärchen Bouchors gewannen Beifall, weil das schmächtige Talent den Ton der Zeitstimmung traf, und Maeterlinck, dessen entfleischte Legenden im horchenden Sinn angstvoll süße Schwingungen schufen, sah eine schwärmende Sekte um sein fahles Banner geschaart. Doch das Alles blieb Literatur, Etwas für die Esoteriker, und wollte nicht Volkskunst, nicht Mode werden. Wars denn nicht möglich, auch in der deutschen Heimath einmal ein poncif zu schaffen, ohne pariser Vorbild das neue Modemuster zu erfinden, das endlich wieder den Massenanspruch befriedigen konnte? Schwarze und graue Stoffe gingen fürs Erste nicht mehr; vielleicht war mit bunten, geblümten Geweben Etwas zu machen. Ein pfiffiger Herr, dem aus Gallien der Wind die Witterung hergeweht hatte, durchblätterte flink sein Germanistennotizbuch, las da von maere und spel, erinnerte sich, ohne Zola näher zu kennen, daß nach Sturm, Drang

und rohem Naturalismus oft die kindergemüthliche Welt der rosigen Wunder sich aufgethan hatte, dachte an Perrault und Musäus, an die Brüder Grimm, Hoffmann und Andersen und kam aus der Coulissenluft dann mit der Kunde zurück, auf dem Schauspielmarkt scheine die Konjunktur jetzt den Märchen günstig und ein kluger Mann müsse deshalb zunächst einmal Märchen machen.

Das klang gar nicht übel. Märchen: da blieben die groben Alltagskonflikte erspart, die der Makronenmagen des Publikums einstweilen nicht mehr verdauen mochte; da brauchte man den Leuten, aus deren Taschen die Einnahmen rannen, nicht mehr die bitteren Wahrheiten zu sagen, die sie so ungern hörten; da durfte man tändeln, spielen und necken, die Phantasie, das holde, ruhlose Seelchen, durch ungemessene Weiten flattern lassen und konnte zu den Erstaunten doch immer sprechen: Wir haben von unseren heiligen Grundsätzen keinen einzigen geopfert; wir sind die Selben geblieben, ganz die Alten, nur eben auf neuer Bahn. Das war die Hauptsache; seit die Frucht des Jahres 1859 in die Scheune geschleppt ist und ein Heer von Zwischenhändlern die Schätze Darwins und Marxens verhökert, muß sich Alles hienieden entwickeln und es wäre die äußerste Schmach, wenn in den Gang dieser determinirten Entwickelung, die Glauben und Wissen, Staat und Kirche, Recht und Wissenschaft rastlos wandelt, nicht auch die Kunst eingezwängt werden könnte. Natürlich muß die Geschichte schnell gehen, weil man doch mit dabei sein will. Also zunächst einmal Märchen. Man würde ja sehen, was dann weiter daraus entsteht. Nur: ganz so einfach und leicht, wie man sie sich in der ersten Freude gedacht hatte, war die Sache am Ende doch nicht. Die echten Märchen, die schönsten, die niemals welken, entblühen nach langer, finsterer Winternacht mit den Primeln dem fruchtbaren Schoß der Volkheit, dem sich, wenn die Zeit erfüllet ist, leise auch Mythen und Religionen entbinden. Den gemachten Märchen fehlt fast immer, wie den gemachten Blumen, der Duft; in ihren künstlichen Kelchen sucht das Auge vergebens den feinen Blüthenstaub und die feuchte Spur des Thaues, in dem der erste Strahl des Tagesgestirnes sich wohlgefällig spiegelte und für die lange Reise ums Firmament erfrischte. Auserwählten ist es gelungen, im Volksempfinden Märchen zu zeugen, über deren Zauber die lauschende Schaar dann gewöhnlich das Lob des Schöpfers vergaß; doch der Wiege solcher Märchendichter muß eine Fee von besonderer, nur den Sonntagskindern sichtbarer Art genaht sein, eine in ewiger Jungfrauenjugend prangende Mädchengestalt mit Mohnblüthen im lichten Haar, einem ernst leuchtenden Kinderblick und zwei Schelmengrübchen neben dem kirschrothen Mund, ein liebliches Wunderwesen, halb Kind noch

und halb schon Weib, das dem Begnadeten mit keuschem Kuß für die Reize der Märchenwelt den Sinn und die Sinne weckte. Der Glückliche nur, dem solches Geschenk schon in die Wiege gespendet wurde, wird später wagen dürfen, mit der Phantasie erwachsender Volkskunstbedürfnisse den schweren Wettkampf zu bestehen. Was der nüchternen Alltagsmenschheit unsichtbar oder leblos scheint, wird ihm sichtbar und lebendig; Baum, Strauch und Pflanze verrathen ihm flüsternd ihr tiefstes Lebensgeheimniß; er wird die Sprache der Thierheit zu Land, zu Wasser und in den Lüften verstehen, ihr Jauchzen und Jammern, die weißen Sternlilien mit den blutrothen Staubfäden wie Altbekannte grüßen, mit himmelblauen Tulpen trauliche Zwiesprache halten, auf die grüne Sammetdecke des Rasens sich wie einst in sein schneeiges Kinderbett strecken, den frohen Anruf des Hofhundes und des Rehs scheu fragenden Frauenblick verständnißvoll und verständlich erwidern und im weiten Märchenreich überall heimisch sein. Märchen gehören zunächst den Kindern. Und wie die Psyche des Kindes beschaffen ist, der die Phantasie des Märchenerzählers sich anpassen, deren Traum sie mit leichten Schöpferhänden streichelnd in Wirklichkeit wandeln will, Das hat der Sohn Wilhelms Grimm in zwei Sätzen so ausgedrückt: „Es liegt in den Kindern aller Zeiten und aller Völker ein gemeinsames Verhalten der Natur gegenüber: sie sehen Alles als gleichmäßig belebt an. Wälder und Berge, Feuer und Sterne, Flüsse und Quellen, Regen und Wind reden und hegen guten und bösen Willen und mischen ihn in die menschlichen Schicksale." Den Dichter dieses zierlichen Völkchens darf die rauhe Wirklichkeit nicht kümmern; doch die Märchenwelt muß ihm heilig sein, mit ihrer Ordnung, ihrer Logik und Rangabstufung, mit der besonderen Sprache und dem unverbrüchlichen Sittengesetz. Denn auch diese Welt hat ihre festen Regeln, die Jeden binden, sobald er ihre Gemarkung betritt; die Phantasie mag schweifen, in toller, süßer Trunkenheit umhertaumeln: die innere Einheit des selbstgeschaffenen Organismus muß dennoch streng immer gewahrt bleiben. Das Kind, das mit offenem Mund, mit vorauseilendem Auge und pochenden Schläfen auf die weite Reise ins Wunderland geht, achtet auf jeden Verstoß doch so sorgsam wie ein Ceremonienmeister bei der Defilircour; es verliert leicht, wenn der Erzähler auch nur mit einem falschen Ton die Zauberstimmung durchbricht, die Möglichkeit der Illusion und ist, weil es noch an die eherne Logik menschlichen Handelns und an die Kraft des ungehemmt schaltenden Willens glaubt, von inkohärentem Geschehen und von Charakterbrüchen nicht zu überzeugen. Diesem eigensinnigen Verlangen nach innerer Einheitlichkeit, nach dem harmonischen Walten der festen Gesetze einer kindlichen Teleologie und

Kausalität muß der Märchendichter genügen; erst wenn er diese schwere Kunst spielend zu meistern vermag, hat er seine Hörer und hält sie, kann ihre unverbrauchten Sinne durch das grenzenlose Reich der Geister, Menschen, Thiere und Pflanzen führen und, wo es ihm just beliebt, Rast machen, — bei Allem, was schwebt und wandelt, fleucht und kreucht. Dann ist er der allmächtige Herrscher, der mit mildem Zauber selbst die wildeste Jugend, Struwwelpeter und Suppenkaspar und schlimme Mädchen, gewinnt. Dann aber folgen ihm in sein Himmelreich willig auch die Erwachsenen, denen von Muttertheils Gnaden die Gabe ward, für Stunden wenigstens wie die Kinder zu werden.

Für solches Werk waren die Herren schlecht gerüstet, die eben noch, in den Tagen des Naturalismus und der comédie-rosse, ihren männernden Zorn an bourgeoiser Erbärmlichkeit ausgetobt hatten. Sie brachten zu viel Galle mit; auch, weil sie lange um Beifall gebuhlt hatten, zu viel Bewußtheit und ein gespreiztes Dünkelerwesen; der Einfalt, des froh gläubigen Kindersinnes war in ihnen zu wenig. Sie richteten getrüffelte Märchen an, bastelten sorgsam polirte Sächelchen zurecht, die den Bildungprotzen behagten, weil es da Etwas zu deuten und, wenn eine Anspielung kam, auch wohl zu zwinkern gab, der frommen Märchengemeinde aber, Kindern und stumm geborenen Poeten, nichts zu bieten vermochten. Das hastige Mühen, in Warmhäusern edle Spaliermärchen aufzuziehen, aus Pappe, Leinwand, buntem Licht, Flittertand und feinen Verschen Herrn Omnes up to date eine Wunderwelt zu thürmen, wurde auch kaum ernst genommen. Da lockte Herrn Hauptmann, der oft schon mit Bewußtsein dem Stammeln der Zeitstimmung gelauscht hatte, der Versuch, auch diesem neuen Sehnen nun Sättigung zu wirken. Ein Märchen, das seinen berühmten Namen ins Land hinaustrug, durfte natürlich nicht sein wie andere Märchen; mußte das Höchste und Tiefste klammernd umfassen, mit Himmelslicht der Menschheit große Gegenstände bestrahlen und in dem Kampf um die Weltanschauung eine Etape bezeichnen. Aber, ach, auch sein erstes Märchen konnte unverdorbene Kindergemüther nicht freuen. War nicht einfach, nicht rein, nicht einheitlich und nicht klar; in seiner Welt ging es nicht ordentlich zu und alte, dem Kindersinn heilige Sitte ward nicht geachtet. Ein Kind, das mit wachem Auge umhergeblickt und im Wald mit den Bäumen seine kleinen Leiden und Freuden beplaudert hat, würde wohl schon nach dem ersten Satz, der von einer „tannenumrauschten Bergwiese“ erzählt, die Mutter mit der erstaunten Frage stören: „Mama, rauschen denn die Tannen?“ Dieses Staunen würde noch wachsen, wenn Rautendelein, das Elfenkind, wie eine gezierte und belesene Menschentochter aus der höheren Klasse spricht und empfindet, wenn

der kleine Lauscher dann glauben soll, der dem fremdartigen Wesen aus fernem Menschenland Gesellten nahe der Klapperstorch, und wenn die leichtfüßige Tochter der Luft am Ende gar die wider alle Märchensatzung verstoßende Mesalliance mit dem triefenden Wassermann schließt. Dieser gräuliche, von Elfen und Faunen gefoppte Brunnengreis ergötzt mit seinem Quorax und Brekekekex eine Weile auch den Erwachsenen (den er quakend an den aristophanischen Chor der Frösche und an den für Literaten heute noch lehrreichen Kronenstreit zwischen Aischylos und Euripides erinnert); bald aber wird er pathetisch, wird (wirklich) zum Raisonneur, spricht, wie ein frommer Pfarrer, vom lieben Herrgott, von Schuld, Opfer und Pflicht, und kramt eine Weltanschauung aus, die er unter Tang und Algen gewiß nicht erwerben konnte. Und was soll ein Kind mit dem faunischen Waldgeist anfangen, der in dieser künstlich gefügten Welt die ungebundene Sinnlichkeit verkörpert, leider eine kraftlos schwitzende Sinnlichkeit, der alles Urnatürliche fremd ist und die mit schnödem Zotenspaß sich zum Vergnügen zu peitschen sucht? Was mit der bärtigen Buschgroßmutter, die, der strotzend leibhaftigen Frau Holle sehr unähnlich, als ein gespenstisches Symbol blutlos über den Märchengrund huscht, und mit der Elfe, die das enge Strumpfband am Kniechen drückt? Nein: dem Kindersinn erschließt diese Schöpfung sich nicht. Schon die putzsüchtige Sprache, die unter Tannen lüstern nach Brillanten späht und einfachem Fühlen fast nie den einfachen Ausdruck findet, muß neugierigen Kindersinn von ihren Grenzen scheuchen.

Die Kostbarkeiten, hieß es drum früh, die ein kühner Schatzgräber aus dem dunklen Schacht der Volksphantasie hier ans Licht gebracht hat, sind auch nicht für die Kleinen bestimmt. Ins Ohr der Großen dröhnt diese Glocke und dieses Märchens Goldgehalt ward geheimnißvoll am hellen Tag von einem Dichterphilosophen erschürft. Doch auch der Verstand der Verständigsten kam, wenn er den gehäuften Märchenräthseln die Lösung suchte, nicht viel weiter als die tastende Einfalt des Kindergemüthes. Alle erdenklichen Motive, aus allen Zeiten und Zonen, klingen an: die Kluft zwischen christlicher Askese und gewissenlos froher Heidenkraft thut sich auf, die alten Romantikerabsurditäten von der Befreiung des Fleisches und vom qualvollen Künstlermartyrium tauchen aus thränenfeuchten Nebelschleiern hervor, von einem Pascha und von Sykophantenseelen, von Charons Kahn, von Balder, Freya und Thor wird gesprochen, die Elfen, Faunen, Elementargeister und Dorfbewohner beherrschen magistral das ganze Gebiet altnordischer, griechischer und christlicher Mythologie und der sieche Held träumt einen von mitleidigem Galiläerempfinden gesänftigten Sonnenkult, der den toten Heiland vom Kreuz erlöst und den dem

Leben Wiedergewonnenen zu lachender Maienlust stimmt. Um dieses Werk zu stücken, hat der Dichter aus den Reichskleinodien des Poetenimperiums, aus Mythos, Sage, Dichtung und Philosophie mit allzu flinker Hand kostbare Kronjuwelen entwendet, die er dann doch nicht zu einander zu stimmen, zu feinem Geschmeide zu einen vermochte. Er wollte um jeden Preis das Ungeheure schaffen, das nie Erschaute; er überschätzte seine Kraft und gab ein Gedicht, das, trotz mancher lyrischen Schönheit, mancher zarten Stimmung, den gebildeten Betrachter schon durch die barbarische Mischung ältester und allerneuster Motive beleidigt und als das Werk eines ernsten und starken Talentes erst verständlich wird, wenn man sich Doudans Warnerwort ins Gedächtniß ruft: C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force!

*

Diese Sätze habe ich vor neun Jahren, nach der ersten Aufführung des Märchendramas „Die versunkene Glocke“ geschrieben. Ich wiederhole sie heute, (fast wörtlich) weil ich, nach der Aufführung des Glashüttenmärchens „Und Pippa tanzt!“, das Selbe sagen müßte und weils mich unwürdig dünkt, beinahe schon Prostitution, einmal Gedachtem und Ausgesprochenem, nur der reizvolleren Allure wegen, immer neue Ausdrucksform zu suchen. Auch das Citat aus dem Klagelied über das Elend der Universitätphilosophie muß ich leider wiederholen. Schopenhauer spricht da von dem „verschmitzten Kniff, dunkel (Das heißt: unverständlich) zu schreiben; wobei die eigentliche Finesse ist, seinen Gallimathias so einzurichten, daß der Leser glauben muß, es liege an ihm, wenn er den Sinn nicht versteht, während der Schreiber sehr wohl weiß, daß es an ihm selbst liegt, indem er eben nichts eigentlich Verstehbares (Das heißt: klar Gedachtes) mitzütheilen hat. Statt auf jede Weise bemüht zu sein, seinem Leser deutlich zu werden, scheint er ihm oft neckend zuzurufen: ‚Gelt, Du kannst nicht rathen, was ich mir dabei denke!‘ Wenn nun Jener, statt zu antworten: ‚Darum werde ich mich den Teufel scheren‘ und das Buch wegzuwerfen, sich vergeblich daran abmüht, so denkt er am Ende, es müsse doch etwas höchst Gescheites, nämlich sogar seine Fassungskraft Uebersteigendes, sein und nennt nun, mit hohen Augenbrauen, seinen Autor einen tiefsinnigen Denker“. Daß Herr Hauptmann diesen Kniff mit Bewußtsein anwendet, glaube ich nicht (das Moralische versteht sich immer von selbst, sagte der Schwabenvischer, der, als Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski, das Urmystagogisch-Hintergründliche solcher Gedichte so lustig verspottet hätte); glaube aber, daß er gar zu gern weiter und namentlich tiefer denken möchte, als sein Hirn freiwillig erlaubt, daß bei der Anstrengung ihm des Denkens Fadens zerreißt und

er im Finsteren rathlos dann, führerlos, in Hast weitertaumelt. Eine kleine Tücke mag im Spiel sein; immerhin eine verzeihliche: die Zuversicht, das Gefolge werde sich bei dem abgerissenen und wieder angeknüpften Wortgespinnst schon Etwas denken. So wars beim Glockengießer und beim Ritter Heinrich, bei Geyer, Schluck und Kramer. Zeche lustiger Gesellen. „Ein tiefer Blick in die Natur! Hier ist ein Wunder: glaubet nur!“ Muß es immer so sein? Muß ein Hirn, das für dialektische Prozesse so ungeeignet ist wie je eins, sich immer wieder den Bau steiler Gedankenpaläste zumuthen? Alle sind nach dem Richtfest, nach der Kranzrede des Parlirers, eingestürzt. Das Elfenmärchen, das von Trunkenen einst neben das inkommensurable Faustgedicht gestellt ward, gilt gerade den Gläubigsten heute als eine Verirrung des Dichters (dem, erzählt man, selbst die zähe Glockenspeise nicht mehr munde). Schluck ist verschollen, Kramer und der Arme Heinrich zeigen sich nicht mehr auf dem Schaugerüst und der Versuch, die Geyerburg durch einen Umbau zu retten, ist mißlungen. Schöne Ruinen sind geblieben. Schade. Der Grundriß war eben falsch; das Fundament, die Grundmauer, von der Solneß spricht, zu schwach, um so viele Stockwerke, so gewaltigen Firft und so hohe Thürme tragen zu können. Wer zu bauen anfängt, muß den Plan reiflich besonnen und jeden Raumkünstlergedanken bis ans Ende gedacht haben; sonst hält sein Gebäude sich nicht.

So gehts nun auch dem Glashüttenmärchen. Diesmal ists erst recht nichts für Kinder (und ich will heute die Frage nicht stellen, ob man das dem Kindersinn ganz Unzugängliche ein Märchen nennen soll). Was sieht der Erwachsene? Pippa ist die Tochter des italienischen Glastechnikers und Gauners Tagliazioni, der beim Falschspiel ertappt und, als er den Raub mit blanker Klinge vertheidigt, von der Wuth der Ausgeplünderten erschlagen wird. Den seltsamen Reiz des grazilen, tanzlustigen Südlandkindes umwerben drei Männer: der tüchtige, praktische, fast weltmännische und gutmüthige Glashüttendirektor; der plump täppische, einem bösen Waldmenschen ähnliche Riese Huhn, der als Glasbläser ein Künstler war und jetzt, ohne Arbeit, mit einer Dohle und einer Ziege in einer verfallenen Gebirgshütte haust; der reisende Handwerksbursche Michel Hellriegel, ein blonder, blasser, schwächlicher Phantast, der tausend Schwänke und zehntausend Wunderträume im Kopf hat und auf dünnen Beinchen stracks ins Land der Schönheit und hohen Kunst stampfen will. Alle Drei entzückt Pippas Tanz; mit ihr sich im Reigen zu drehen, wagt Huhn nur, der rothborstige Bär. Der schleppt sie auch, in der Wirrniß der Mordnacht, aus der Gebirgsschänke durch Eis und Schnee in seine Hütte. Er will ihr nichts thun, sie nicht einmal unsanft berühren; nur bei ihm soll sie bleiben. Das

Mädchen bebt, weint, kreischt, fleht vor dem Reisigfeuer zur Gebenedeiten: der Riese sitzt fest in seinem Wahn, nur die Gegenwart so holder Jugend könne ihn vor dem Wüthen der Elemente, dem Dräuen des Schicksals schützen. Kein Ausweg öffnet sich, kein Spältchen, durch das eine Flucht möglich wäre. Da guckt Michels Blondkopf durchs Fenster; der Ausgefrorene, der noch das Fürchten nicht lernte, sucht im eisigen Morgengrau ein Obdach. Huhn rennt, um den lästigen Störer zu verscheuchen, mit einem Knüppel hinaus: der Handwerksbursche kann eintreten und Kleinpippa befreien. Rasch schlagen die jungen Herzen im selben Takt; als Michel die Okarina, die er für seinen letzten Thaler erhandelt hat, an den Mund setzt, entschwindet dem Tanzbräutchen alles Leid in die steigenden Morgennebel; und fort gehts nun, innig verschlungen, unterm Frühroth der Wintersonne. Huhn bleibt unsichtbar. Nur einen wilden Schrei hören wir von ihm noch; einen Schrei, der, sagt Michel, „Freude für Alle“ bedeutet. In einer verschneiten Baude sehen wir das Paar wieder. Bei Wann, einer „mythischen Persönlichkeit“, der ein stummes Faktotum dient. Dorthin ist der Hüttendirektor geklettert, um nach der verschwundenen Pippa zu forschen. Sieht, als sie mit ihrem Gefährten (der am Rettungseil erst aus Schneeschluchten geholt werden muß) herbeigezaubert ist, daß seinem alternden Herzen hier nichts zu hoffen bleibt, und geht. Huhn ist dem Paar nachgestiegen, versteckt sich, ringt mit Wann, der ihn schnell überwältigt, lockt, da der Zauberer das Studirzimmer verlassen hat, mit letzter Schmeichelkraft die zierliche Pippa noch einmal zum Tanz: und Beider Auge bricht. Michel merkt nicht, daß ihm die Liebste starb. Er hat, trotz des Zauberers Warnung, mit seinem Instrument zum Todestanz aufgespielt, hat, als den Beiden der Athem versiechte, das Augenlicht verloren und wird, mit der Okarina am Mund, von dem Diener nun, vom Stummen der Blinde, hinausgeleitet, — dem Glanz, der Schönheit entgegen. So wähnt er. Nach Venedig gehts, in die Heimath der Glasbläserkunst, wo vor Marmelpalästen glitzernde Gondeln sich wiegen. Dort wird er Wasser mit seinen Händen zu Kugeln ballen und aller Künste tiefstes Geheimniß erfahren. Traurig klingt seine Weise; doch das feuchte Auge lacht. Pippa lebt ihm, schmiegt sich an seinen Leib und wird ihm tanzen, so oft ers begehrt.

Das sieht unser Blick; und die wirre Bilderfolge wird ihm nicht diaphan. Aus eigener Kraft hält sich diese Geschichte nicht aufrecht; und sollte doch. Auch wenn das Höchste und Tiefste hineingeheimnißt ist, muß ein Gedicht dem zum Errathen von Räthseln nicht erzogenen Sinn offen sein. Als Goethe das Helenafragment aus dem Faust an Cotta schickte, sagte er zu Eckermann: „Die Philologen werden daran zu thun finden. Aber Alles ist sinn-

lich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat: dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen." Vor dem Glashüttenmärchen stellt sich die Freude an der Erscheinung nicht ein. Nichts „stimmt"; und Alles müßte aufs Härchen stimmen. Unser Blick wird unstet, schweift, statt andächtig zu weilen, zurück, möchte vergleichen, ins Klare kommen: und nirgends wird ihm Rast gewährt. Das Ohr, das symphonische Pracht erhoffte, horcht halb nur noch auf den Anprall wüster Diaphonie. Was will uns Dieses? Was ist hier gemeint? Im Getümmel solcher Zweifelsfragen verröchelt die sinnliche Wesenheit aller Kunst.

Kein Verständiger wird Symbolen und Allegorien das Theaterthor sperren. Ariel, Euphorion und Phorkyas, die Mütter und die thessalischen Hexen heißen wir gern willkommen und freuen uns der republikanischen wie der monarchischen Walpurgisnacht. Nur muß der Spuk auch wirklich Etwas bedeuten; und die Schatten müssen, außer ihrer symbolischen Bedeutung, ein den Sinnen erfaßbares Leben haben. Freut der Naivste sich nicht an dem von der Klugheit durchs Karnevalsgewühl gelenkten Elephanten, an Wagners Homunkelzüchtung? Das Glashüttenmärchen läßt beide Wünsche unerfüllt. An sich, so, wie es von Gesicht und Gehör aufgefangen wird, bietet es nur ein wirres, nicht selten freilich holdes Schemenspiel. Und die Bedeutung? Daß Pippa die junge Schönheit ist, die Lebensblume, die Jedem zwar anders heißt, Kunst, Sinnenlust, Traum, Fortuna Virgo, die Kugelläuferin, und nach der in Sehnsucht doch Alle die Hand recken, merken wir bald. Warum aber ist sie eines Betrügers Tochter? Warum stirbt sie an dem Tanz mit einem verwilderten Künstler, der sie auf seine ungeschlachte Weise doch zu keuscher Gemeinschaft begehrte, und läßt der plötzlich erblindenden Menschheit nur die Illusion ihres Lebens noch? Und wer ist Wann? Der Herrgott in mythischer Person? In meinem Hause, spricht er, sind viele Gastkammern; aufs Wort fast wie der himmlische Vater des Marienkindes. Weist dann wieder auf den Mächtigeren, der nach ihm kommen wird; ungefähr im Ton des Täufers. Verheißt, unter allerlei Hokuspokus, dem Direktor eine vita nova: und dem Armen tagt doch kein neues Leben. Ist, der Uralte, Weise, Klare, dem Menschenseelen nur Gondelschiffchen sind, von Pippas halbwüchsigem Reiz so gepackt, daß sich ihm das Greisengefühl verwirrt. Und läßt uns Sätze hören wie diese: „Hier ist keine Gnade! Hier rast der giftige Zahn und der weißglühende Wind, so lange er rast! Hier keltern typhonische Mächte den gellenden Qualschrei rasender Gotteserkenntniß. Blind, ohne Erbarmen, stampfen sie ihn aus der heulenden und vor Entsetzen sprachlosen Seele aus." In einen stürmenden Ozean, spricht er, sind wir hin-

eingeboren und können uns nie anders fühlen als in schwankender Schiffskabine. Das ist alte, doch immer noch brauchbare Weisheit. Muß vom Meer des Unsinns her deshalb aber der Pharus leuchten? Der Herrgott enthüllt sich in anderem Glanz; und selbst ein Prokurist des Höchsten vermöchte noch mehr als dieser eitle Schwätzer, dem, so lange wir ihn auf seinem Gemeinplatze sehen, eigentlich Alles mißlingt. Wer ist diese „mythische Persönlichkeit“ also?

Ich will nicht weiter fragen; thäte es nicht, auch wenn der Dichter nicht schon geantwortet hätte. Herr Hauptmann hat seit manchem Jahr die Gewohnheit angenommen, die Wonne und Qual trächtiger Zeit dem berühmten Herrn Holzbock auszuplaudern. Er könnte sagen, wie Goethe: „Vom Publikum mag ich nichts hören. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, so weit sie es fähig ist“. Doch er will den raschen Erfolg, den greifbaren; und wurde, da er auch diesmal ausblieb, wieder gesprächig. Wenn sich ein Dichter entschließt, über sein Werk zu reden, muß sein Wort Klarheit schaffen; sonst ist es dreifach von Uebel. Doch was Herr Hauptmann dem Vertrauten gesagt hat, ist genau so unklar wie sein Gedicht; stimmt in den wichtigsten Theilen gar nicht einmal mit den sichtbaren Vorgängen dieses Gedichtes zusammen. „Ich wollte das Symbol der Schönheit in seiner Macht und Vergänglichkeit in den Mittelpunkt stellen. Die rohe Kraft besiegt, wie so oft im Leben, auch in meinem Märchen die zarte Schönheit. Tausende junger, schöner Mädchen werden in der profanen Wirklichkeit von alten Korybanten begehrt und zu Grunde gerichtet. Ich dachte an eine Vermählung des deutschen Genius mit dem Ideal südländischer Schönheit“. Im neusten Märchen begehrt und besiegt rohe Kraft nicht die Schönheit. Die aber stirbt und der deutsche Genius erblindet und verkriecht sich in einen Trugwahn. Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter. Der Dichter verwahrt sich gegen „kühle Reflexion“. Kühl braucht sie nicht zu sein; doch muß Gedachtes sich schließlich nachdenken lassen. Ich kanns nicht. Mir ist diese Glasbläsermär undurchsichtig wie eine Tintenflasche; und die feinsten Wunder der ars vitraria experimentalis lächeln auch dem nicht mit einem Diaphanoskop bewaffneten Auge. Mich ärgert das Spiel mit großen, vom Hirn nicht verarbeiteten Worten und unverstandenen Begriffen, das Wiederkäuen erlesener Absurditäten und die Sucht, das Denkvermögen und die Bildnerkraft künstlich zu steigern, so sehr, daß selbst die Reize des Gedichtes mir in solcher Verstimmung nicht den Trost heller Kunstfreude gewähren.

An solchen Reizen fehlts diesmal nicht (fehlt es da nie, wo Herrn Hauptmann ein Werk völlig mißlang). Der Gebirgswinter lebt und das Eis funkelt von einem Strahl der Lidosonne. Wir hören die Elemente (wie ihr Wal-

ten und Weben, mit musikalischen Geräuschen, in Wirklichkeit und Phantastik hineinlangt, ist das Feinste an dem Gedicht). Die Angst des frierenden, von allen Schauern nächtiger Bergwildniß umheulten Kindes ist meisterlich gemalt. Tagliazoni hat Blut und Nerven, der Hüttendirektor strotzt von Vitalität und Michel, der Poet, dem schließlich nichts bleibt als die ewig junge, Schönheit schaffende Phantasie, ist in der ersten Stunde so knabenhaft erlebensgierig, so wundervoll närrisch, daß die schönste Provinz im Reich Eichendorffs und Schwinds sich dem entzückten Auge aufthut. Jammerschade, daß so viel Kraft und Anmuth in einer Ruine verkümmern muß. C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force. Müssen die Luftschlösser, die Herr Hauptmann uns baut, von den tiefsten Erdklüften denn immer bis an den höchsten Wolkensitz ragen? Er ist nicht der Mann, neue Weltanschauung zu dichten und Gigantenpaläste zu thürmen. Ist auch für die Bakkalaureusrolle nicht mehr jung genug; nicht auf sein Geheiß wartet die Sonne, um aus den Schleiern zu steigen. Sein Unglück ist, wie heute fast jedes Gekrönten, sein Hof. Der erste redliche Mensch, dem er das neue Märchen vorlas oder zu lesen gab, mußte sagen: „Das ist eine ungemein reizvolle Skizze, doch kein fertiges Werk. Das müssen Sie, mußt Du mindestens noch einmal von Grund aus umformen; so lange dran arbeiten, bis keine Klinze mehr bleibt, Alles sich zum Ganzen fügt und von jeder Seite so durchsichtig ist wie die Kelchblume von Murano." So einfach ist nämlich die Sache: das Drama ist unklar, weil es unfertig ist. Fünfzig Jahre lang hat Goethe den zweiten Fausttheil besonnen und immer wieder dran gearbeitet. Und war Goethe. Trotzdem freilich nicht zu stolz zu dem nüchternen Bekenntniß: „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten; und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen." Herr Hauptmann, dessen Schaffenskraft (man darfs vielleicht noch laut sagen) doch nicht goethisch ist, wirft ein Gedicht, das die Tiefen und Höhen des Menschheitbewußtseins, Menschheitsehnens umfassen soll, in zwei kurzen Herbstmonden hin und bringts ein paar Wochen danach auf die Bretter. Warum? Weil „die Saison" sonst verloren wäre? Nicht gern möchte ichs glauben. Oder weil die Kureten Schwerter und Schilde erklirren lassen und in rasender Begeisterung brüllen: Auch Dieses gelang Dir, wie nie noch einem Meister, und wieder ward Göttliches uns geboren? Der Hofgefahr entgeht selten Einer. Der Dichter des Crampton müßte aber wissen, daß Branntwein nicht die Schöpferkraft mehrt. Und der Dichter der Pippa hat selbst ja beklagt, daß Korybanten allzu oft schon die zarte Schönheit erschlugen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Februar 1906.

Algesiras.

Der Aufenthalt ist durchaus nicht so übel, wie wir erwartet hatten. Landschaftlich ja sogar, was der Berliner tadellos nennt. An kalten Tagen vermißt Unsereins die Wohlthat heizbarer Zimmer; wohnt sonst aber leidlich. Wenn die Seewassertemperatur das Baden erlaubte, bliebe unserem äußeren Menschen nicht viel zu wünschen. Ich habe, außer dem neuen Heykingbuch und den Sources inédites de l'histoire du Maroc (vom Oberstlieutenant De Castries; reicht einstweilen aber nur bis an die Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts), ein paar Bändchen Bismarck mitgenommen und, wie alten Xeres, wieder die biarritzer Briefe geschlürft. „Jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz; auf dem Markte Trommler und Pfeifer und einige Hundert Weiber, alt und jung, die unter sich Fandango tanzten, während die Männer, rauchend und drapirt, zusahen. Man badet in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und salzig, daß man von selber obenauf schwimmt. Die Frauen der mittleren und unteren Stände sind auffallend hübsch, mitunter schön; die Männer mürrisch und unhöflich. Und die Bequemlichkeiten des Lebens, an die wir in civilisirten Ländern gewöhnt sind, fehlen. Ich mag in dieser Hinsicht lieber in Rußland reisen als in Spanien." (Ganz so schlimm ists nach vierundvierzig Jahren nicht mehr; die „Prellerei in den Gasthöfen" ist geblieben, die „Schweinerei auf gewissen unentbehrlichen Einrichtungen" aber so ziemlich beseitigt; wie überall, wo Engländer den Pionierdienst besorgt haben. Morgens, mittags, abends secundum ordinem englische Mahlzeiten; mit besonderer Vorliebe für Tomaten, die ich nun schon in jeglicher Zubereitung kenne.) „Die Spanierinnen sind hübsche Kinder der Wildniß, mit schlechten Manieren und viel Hang zu

Putz und Flitter. Vom Morgen bis zum Abend mit aufgesteckten Kleidern, glockenartigen Reifröcken und baskischen Hüten; Alles in den bunten Farben, die der Regenbogen liefert: benähtes Weiß mit Scharlach, Violett, Schwarz und Lila; viel Fächer- und Augenspiel, tiefe Stimmen und dreistes Wesen, wie weibliche Stierfechter." Das kann man hier im Süden noch jetzt manchmal haben. Muß es aber schon suchen; denn was irgend auf sich hält, hat sich gehörig europäisirt. Im Ganzen, wie gesagt, recht erträglich. Sämmtliche jungen Beine von den Briten fürs Golfspiel eingefangen. Wir Aelteren von zwei Musikwomen getröstet. Wenn man in solchem nach, wie es scheint, ewigen Gesetzen der Schönheit möblirten Drawing-Room sitzt und Schubert oder Chopin hört, weiß man bald nicht mehr, ob man in Sussex oder in Tschili, neben der Cheopspyramide oder drei Schritte von der Herkulessäule haust. Tritt man heraus, dann erinnert Einen freilich der von allen Seiten sich neigende und beugende Respekt daran, daß man die Ehre hat, Mitglied der hochwohllöblichen Konferenz zu sein. Zu unserem Heil wird der devote Eifer durch die allgemeine Trägheit gedämpft. Die lullt sehr angenehm ein; man spürt sie noch durch die Ritzen der dünnen Hotelwände. Selbst das Nitshewo des Russen ist nicht so sorgenlos beruhigend wie das „Morgen" des Spaniers. Wenn die langweilige Depeschirerei nicht wäre, ließe die Sache sich als Nervenkur nehmen. Nur schade, daß man dazu nicht die Badesaison ausgesucht hat.

Die erleben wir hier vielleicht aber auch noch. Zwei Monarchengeburtstage haben wir schon gefeiert; beeilt sich Alfonso, dann können wir in corpore zu seiner Hochzeit fahren. Das anglo-spanische Syndikat, das uns hergelotst hat, muß wünschen, uns möglichst lange zu halten. Ihr zu Haus ahnt natürlich nicht, warum und wie gerade Algesiras zu der Ehre kam. Wirthschaft, Horatio! Herr Montero Rios, der vorige Ministerpräsident des Knaben Alfons, ist Großaktionär der Gesellschaft, der das erste Hotel des Städtchens gehört, und sein Nachfolger, Herr Moret, war Syndikus der Finanzkonsorten, die hier die Stätte profitlichen Wirkens gefunden haben. Möglich, daß auch der Weingroßhändler und KaffernCirkusbesucher Sanchez Romate, der erst, seit er eine Witib dieses hochklingenden Namens heimgeführt hat, Herzog von Almodovar heißt, in dieser schönen Gegend Geschäftsinteressen hat. Jedenfalls haben die beiden Excellenzen sehr tüchtig operirt. Die Hotelaktien sind schon recht nett gestiegen; und wenn die Geschichte noch lange dauert, kann die Weltreklame aus dem Nest ein Weltbad und aus dem Gibraltarbezirk ein Goldgrübchen machen. Und nach dem bisher gewählten Tempo siehts ja aus, als sollte die Angelegenheit ungemein lange währen. Persönlich habe ich nichts dagegen. Kleine Thierchen belästigen uns einstweilen noch nicht, die Tomatenhäufung ist

der Verdauung förderlich und die Gesellschaft nicht uninteressanter als um diese Zeit in Monte. Cassini erzählt sehr hübsch von Li-Hung-Tschang und von den Eitelkeiten des Herrn Roosevelt (der drüben nicht so ernst genommen wird wie, hélas, bei uns); und sein Zweiter, der Russe aus Tanger, hat seine Ehehälfte mitgebracht, die hier, weil sie als Frau von Kolemine ein Weilchen dem hessischen Großherzog angetraut war, in der ersten Woche als great attraction wirkte. Auch die übrige Menschheit kann sich sehen lassen. Visconti-Venosta, ami et allié (wessen?), allerdings einigermaßen geschwollen; mit dem schlecht verhehlten Streben, die Bismarckrolle des ehrlichen Maklers zu spielen, für die doch wohl mehr pupillarische Sicherheit nöthig wäre. Das Ganze aber auf achtbarem Niveau. Das internationale Journalistencorps, das sich anfangs die Seele aus dem Leib telegraphiren wollte, hat, seit seine ersten Stürme abgeschlagen wurden, eingesehen, daß bei uns nichts zu holen ist, läßt uns links liegen und hält sich an die biederen Mauren, die noch auf den Leim der Interviews kriechen. Und natürlich auch noch viel besser lügen als ein Europäer der höchsten Grade. Diese Orientalen sind überhaupt das Unerfreulichste, was wir hier haben. Hinter der Patriarchenfassade wohnen höllisch geriebene Kerle. Die Einbildung, sie würden sich mit der Rolle begnügen, die „Ritter, Mönche und Volk" in der Großen Oper zu spielen pflegen, ist schnell verflogen. Sie wollen nicht Komparsen sein, sondern Hauptacteurs; und lassen uns täglich dreister fühlen, daß wir ihretwegen hier sind.

Sind wirs wirklich, dann sieht die Sache ziemlich böse aus; oder auch operettenhaft: wie mans nehmen will. Für uns Mitwirkende eher böse. Deshalb bin ich in meiner Eigenschaft als politisches und ad hoc beamtetes Thier nicht gerade rosenfarbig gelaunt. Von Kriegsfurcht ist nicht die Rede; damit arbeiten nur die Baissemanager und altmodische Minister, die noch immer glauben, der Gegner lasse sich durch finstere Mienen einschüchtern. Dabei mache ich nicht mit. Herr Révoil weiß ungefähr, was die Glocke geschlagen hat, und Augurenmätzchen würden den Zweck verfehlen. Schließlich ist aber auch die Lächerlichkeit keine ganz kleine Gefahr. Und die fängt schon recht deutlich zu drohen an. Wir sind eine hübsche Weile versammelt, aber noch nicht vom Fleck gekommen. Wenigstens nicht in gangbarer Richtung. Zuerst feierliche Verkündung der vier großen Grundsätze: Integrität des Reiches, Souverainetät des Sultans, offene Thür, internationale Ordnung der Finanzen und Submissionen. Das Alles stand seit der pariser Rosenzeit fest; und erinnert bedenklich an die grands principes de 1789. Schon die berühmte Souverainetät des Sultans hat mehrere Haken. Wir nennen den Mann Kaiser; er ist aber nur Häuptling und Repräsentant der Volksreligion und auch unter die-

sen Titeln nur in dem kleinen Gebiete des Maghzen anerkannt. Im größten Theil des Maghreb el Aksa hat er noch weniger zu sagen als der Prätendent Bu Hamara (in dessen Lager, wie hier erzählt wird, der auch in Berlin einst berühmte Seiltänzer Blondin Etwas wie ein Duodezlucanus sein soll). Und wie stellt sich, bei Licht besehen, die Konferenz zu dieser Frage? Nach den Einleitungceremonien hat sie sich mit der Kriegscontrebande und dem Waffenhandel beschäftigt; weil kein anderer Gegenstand so geruchlos und ungefährlich schien. Lange genug wurden die Vorschläge bebrütet. Und was kam endlich heraus? Die eben erst einstimmig verbürgte Souverainetät des Sultans wurde nicht minder feierlich durchlöchert. Ist Abd ul Aziz unabhängig und souverain, dann gehört das Recht, den Waffenhandel in begrenztem Umfang zuzulassen oder ganz zu verbieten, zu seinen Regalien; zu den essentiellen sogar: denn füglich hat nur der souveraine Vertreter der Staatsmacht zu bestimmen, ob in sein Land Waffen eingeführt und wo sie im Innern verkauft werden dürfen. Redet eine Konferenz ihm drein, dann ist die Souverainetät kein rocher de bronze mehr. Das war der erste Streich. Seitdem haben wir einander nicht mehr so recht ins Weiß der Augen zu blicken gewagt. Je mehr Hörner und Klauen wir dem Reglement zu geben versucht hatten, desto unbrauchbarer wars geworden. Keine klare Antwort auf die Frage, wer die Ausführung zu überwachen hat. (Da begann schon die Sackgasse; weil Keinem ein Vorrecht eingeräumt werden soll, bekommt Keiner ein wirksames Recht.) Der marokkanischen Zollbehörde ist nicht über den Weg zu trauen; und für die Gesandtschaften wäre die Pflicht, den Waffenschmuggel zu hindern, eine bei der Flächengröße und Küstenlänge des Reiches schwer erträgliche Last und ein immer erneuter Anlaß zu Differenzen. Bisher hat Jeder die Waffenmenge erhalten, die er haben wollte: der Prätendent, die Banditenführer und fremde Abenteurer. Von Importeuren oder aus Bezugsquellen, über die man von Landkundigen hier seltsame Dinge hört. Sehr oft nämlich verkaufen die Soldaten des Sultans ihre Gewehre und Säbel den selben Händlern, von denen die scherifische Majestät sie gekauft hat. Doux pays! Die Leute wollen keine Steuer zahlen und halten den Verkauf der vom Sultan ihnen gelieferten Wehrmittel für eins ihrer heiligsten Menschenrechte. Soll diesem wackeren Kriegsheer künftig etwa der Kampf gegen den Waffenschmuggel überlassen werden? Achselzucken. Niemand will mit der Sprache heraus. Vielleicht öffnet sich später ein Ausweg.

Die Steuerfrage ist sicherlich nicht leichter zu beantworten. Wenn man nicht, ihrer Einfachheit wegen, die Vorschläge der maurischen Schelme annehmen will, die uns, ohne sich zu geniren, zwanzig- bis vierzigprozentige Zuschläge zu den Einfuhrzöllen empfehlen. Warum denn nicht? Da der Sul-

tan kein Geld hat, auch von seinen geliebten Unterthanen keins bekommt, muß der Europäer die Zeche zahlen. Zuerst war Alles starr. Machte der würdevolle Mohammed el Mokri einen Scherz oder waren seine neunzehn Paragraphen, die vom Thee bis zum Elektrischen Licht, von der Briefmarke bis zum Landungboot alles Erreichbare besteuern wollen, ernst gemeint? Dann lächelte man. Auch nicht lange. So schwach läßt unser Interessengegensatz uns den Kerlen schon erscheinen, daß sie solche Zumuthungen wagen. Sie vertheidigen sich mit dem Hinweis, daß ja nicht nur die Europäer herangezogen werden. Die hätten immerhin aber die schwerste Last. Und außerdem können wir uns nicht zu Steuerexekutoren des Maghzen hergeben; nicht das onus ohne die Vortheile des Protektorates auf uns nehmen. Der Sultan soll souverain, die Reichsgewalt unantastbar sein: aber die europäischen Großmächte sollen die Marokkaner zur Steuerzahlung zwingen. Der Gedanke ist eines Orientalenhirnes würdig. Nur sind wir eigentlich nicht hergekommen, um uns von den Braunen prellen zu lassen. Daß wir mit solcher Absicht rechnen müssen, ist kein sehr rühmliches Resultat zweiwöchiger Arbeit. Der schlaue Maghzen will, daß wir ihm Ordnung schaffen, Bu Hamara das Handwerk legen und für das Bischen Handel, das uns bleibt, riesige Abgaben zahlen. Daß Europa ihm nicht lästig werde, verbürgt das Mißtrauen, womit Einer dem Anderen auf die Finger sehen wird. Und das dicke Ende kommt erst. Schon für die Finanzreform wimmelts von Plänen und Plänchen. Wenn wir beim Kopf des Wurmes sind, bei der leidigen Polizeifrage, können wir noch ein ganz anderes Gedräng erleben.

Ein leichtes Boot steuert sich ohne große Anstrengung durch die Klippen. Wenn die Franzosen sich nicht energisch sträuben, kommen wir irgendwie zu einem Ende. Beschließen, nur für kurze Dauer, werthlose Maßregeln, die nach Etwas klingen; oder lassen es beim status quo. Dann sieht die Geschichte wie ein Erfolg deutscher Politik aus (wenns ein Erfolg ist, ungezaust aus einem Scharmützel heimzukehren, das man bequem vermeiden konnte); ist aber keiner. Dem Islam imponiren wir nicht, wenn Alles beim Alten bleibt (Geldmangel, Anarchie, Mahdigefahr); und unserem Handel hülfe weder die Verlängerung der Scherifenagonie noch ein internationaler Finanzbetrieb auf die Beine. Wer bürgt uns denn dafür, daß in zwei Jahren und vielleicht schon früher Belgier, Briten, Amerikaner, Franzosen sogar nicht lohnendere Lieferungverträge abschließen als unsere Landsleute? Maghzen und Sultan sind klingenden Argumenten nicht unzugänglich. Und welcher Kapitalistentrust will sein Geld in ein Land verleihen, das übermorgen von Kabylen, vom Roghi oder von der Eifersucht einer Europäermacht in Brand gesteckt werden kann? Nur die Hoffnung auf einträgliche Monopole kann in solches

Risiko locken: und Monopole zu hindern, ist hier ja gerade unsere Aufgabe. Keine erfreuliche, by Jove! Je näher man den Dingen ist, desto klarer erkennt man, daß die Berliner das Geschäft nicht richtig kalkulirt haben. Nur Einer kanns machen. Das merkten die Engländer und zogen sich deshalb, wider Tradition und Gewohnheit, zurück. Auch in Frankreich mehren sich schon die Stimmen, die rufen: Ehe wir auf ein Konsortialverhältniß eingehen, lassen wir Euch den ganzen Kram! Wir aber wollen ihn gar nicht; müßten stockblind sein, wenn wir in die Mittelmeerfalle gingen. Und doch ist Marokko reif. Der Maghzen kann weder nach außen noch nach innen seine Pflichten erfüllen; nicht einmal den Europäern die Sicherheit des Lebens und Handelns garantiren. Sollen wir nun als Vogelscheuche neben dem Baum stehen? Trotzdem England, Spanien, Italien durch Verträge den Franzosen verpflichtet sind und Rußland durch ein Anleiheversprechen zu ködern ist, können wir Frankreich die pénétration pacifique fürs Erste gründlich verleiden; weil nur einstimmige Konferenzbeschlüsse Rechtskraft erhalten. Dann geschieht also nichts. Das Europa gefährlich nah benachbarte, in alle mediterranischen Interessen verstrickte Scherifenreich bleibt baufällig und bröckelt weiter. Doch auch unsere Handelsbilanz wird, weil Civilisation und Kultur nicht um einen Katzensprung vorwärtskommen, da unten nicht besser. Frankreich spart einen Haufen Geld und ist durch die Sorge um seine afrikanische Zukunft darauf angewiesen, Koalitionen gegen uns zu werben. Das bedeutet: Steigerung der Wehrkraft und Gefährdung einzelner nicht unwichtigen Märkte, vielleicht industriellen Rückgang, der bei unserer dichten Bevölkerung zu sozialen und politischen Schwierigkeiten führen müßte. Noch übler wäre die Wirkung internationaler Kurpfuscherei. Ein Streitfall würde dem anderen folgen und Mißtrauen die beste Absicht vereiteln. Noch nie sind solche Versuche gelungen; und in so schwierigem Gebiet wäre ein Kondominium ungefähr die unklügste und unhaltbarste Sache, die sich erdenken ließe. Die Sozien würden in Fez gegen einander wühlen, über Kurz oder Lang würde Einer die Alleinherrschaft an sich zu reißen trachten: und dann wäre der Konflikt am Ende nicht mehr im rothen Rathhaussaal auszufechten. Wobei schon jetzt zu bedenken ist, daß wir unbeliebten Frühaufsteher nicht nur im Maghreb el Aksa Hunde zu peitschen haben.

Das Alles wissen die Franzosen ganz genau. Wer sich auf die Physiognomie versteht, siehts ihnen an den Augen an. Wenn ihnen im Konferenzsaal die Luft zu schwül wird, können sie die Karten hinwerfen und, mit höflichem Dank für den bewiesenen Eifer, die Fortsetzung des Spieles ablehnen. Das ist auch kein zu verachtender Trumpf. Zum Erfolg ließe der Handel sich dann immer noch umschminken; nur möchte ich nicht mit solchem Siegerkranz

heimkommen. Nicht jede Konjunktur kehrt wieder; und wir sind nicht reich genug, um eine versäumen zu dürfen. Je mehr ich die Dinge in ihrem eigenen Licht sehe, desto deutlicher wird mir, daß ein vernünftiges Protektorat Frankreichs nur eine Frage der Zeit sein kann. Ein vernünftiges; mit Handelsfreiheit und unbeschränktem Wettbewerb um die Kundschaft; gegen eine Tunisifikation haben die Araber selbst wirksamere Mittel als wir. Doch der Augiasstall muß endlich einmal reingefegt und der fruchtbare Boden rationell bebaut werden. Dann kommt Wohlstand ins Land und der weiße Mann findet auf diesem Markt sicheren Gewinn. Die Souverainetät des Sultans und die Unabhängigkeit des Reiches sind für uns im Grunde ja doch nur, was der Sennor hier Cosas de España nennt; Dinge, über die wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen brauchten. Die Frucht ist fast schon reif und fällt nächstens ab. Da wir selbst sie nicht haben wollen (oder können): ists klug, den Anderen am Aufsammeln zu hindern? Dieser Andere könnte nur Frankreich sein. Wenn Anciennetät entschiede, hätten die Portugiesen, deren Conquistadoren viel früher als die Spanier im Maghreb waren, den ersten Anspruch. Von Beiden wäre nichts zu erwarten. Wer auch nur Madeira und Teneriffa kennt, weiß, was Portugal und Spanien heute als Kolonialmächte leisten. Von den Erbberechtigten hat nur Frankreich die nöthigen Menschen und Mittel. Geträumt hat es von dieser friedlichen oder kriegerischen Eroberung oft, seit der Schiffsoffizier Razilly 1626 dem Pater Joseph und Richelieu vorschlug, Mogador zu besetzen und vom Sultan die Anerkennung als oberherrliche Macht zu erzwingen; der kühne Seefahrer, der schrieb, für Frankreich handle sichs nur darum, d'avoyr ung pied dans l'Africque pour aller s'estendre plus loing, erlistete und ertrotzte auch wirklich den ersten (allerdings beinahe wesenlosen) Vertrag, unter dem der Name eines Sultans von Marokko neben dem eines europäischen Monarchen stand. Ein Enkel dieses Khalifen, Muley Soliman, war ein Bewunderer Bonapartes, dessen Ruf der egyptische Feldzug bis ins Herz des Islam trug. Und seit Algerien erobert ward, ist die Hoffnung auf die Nouvelle France in Nordafrika kein Traum mehr. Jetzt kann sie unzerstörbare Wirklichkeit werden; wenn man uns den gebührenden Preis bezahlt.

Ich müßte sehr irren, wenn die Franzosen nicht dazu bereit wären. Mir scheint, sie warten nur auf unser Angebot; denn sie glauben nicht, daß wir hier nur pour le roi de Prusse arbeiten, nur den Ruhm der Gerechtigkeit und den Triumph erstreben, den Scherifen das irdische Leben versüßt zu haben. Was sie uns nicht direkt sagen können, sagen sie Leuten, die es uns, wie sie wissen, brühwarm vorsetzen. Wir begreifen ja, heißt es da, daß Deutschland ärgerlich ist. Nicht wegen der Quisquilien, die im Weißbuch stehen, sondern,

weil es bei der Theilung der Mittelmeerländer leer ausging. Wenn England Egypten, Frankreich das Maghzenland, Spanien den Rifbezirk, Italien Tripolis bekam, wollte das starke Deutsche Reich nicht übergangen sein. Durchaus begreiflich. Vielleicht säßen wir jetzt nicht hier, wenn Lansdowne und Delcassé erklärt hätten, Kleinasien als Interessensphäre Deutschlands anerkennen zu wollen; es war thöricht, daß wir Creuzot am Bosporus mit Essen konkurriren ließen ... Solche Reden sind mir nun schon dreimal hinterbracht worden.

Zeit genug haben wir schon hier vertrödelt. Nicht ganz ohne Grund: man wollte wissen, wie in England der Hase laufen werde. Das ist nun erledigt. Von dort droht einstweilen nichts; und wenn der ganze Lärm, wie amtlich versichert wurde, nur den Zweck hatte, uns vor Angriffsplänen der Westmächte zu schützen, brauchten wir uns nicht weiter zu echauffiren. Könnten jedenfalls die Sommergeschichten auf sich beruhen lassen und froh sein, wenn Alles noch einmal so glatt gegangen ist. Anatolien und die Aspekten der Bagdadbahn sind mir lieber als der ganze Maghreb el Aksa, wo wir uns doch nur in die Nesseln setzen würden. Den ehrenwerthen Abd ul Aziz müßten wir freilich seinem Schicksal überlassen. Die Franzosen würden ihn aber sicher wie eine richtige Majestät behandeln, für anständige Hoffinanzverhältnisse sorgen und ihm am Ende gar den neuen Präsidenten zu Besuch schicken. Das liberale England könnte zeigen, daß es uns nicht auf allen Seiten einpferchen will, Rußland uns die Kriegsschuld abtragen. Italien käme nicht länger in Versuchung und die Franzosen würden aufathmend sagen, wir hätten wie etwas altmodische, doch tüchtige und honorige Kaufleute gehandelt; und daß sie für mindestens ein Menschenalter drüben friedlich zu penetriren hätten, wäre für Europas Ruhe im Allgemeinen und für uns im Besonderen ja kein Unglück. Ein Item ist allerdings bei der Sache: wir kämen ins Mittelmeergedräng. Aber tu l'as voulu; die Ostecke wäre immerhin günstiger und die Hauptsache könnte privatim, durch die Banken, gemacht werden. Nichts von Protektorat oder Aehnlichem; nur die Sicherheit, auf diesem reichen Feld nicht bei jedem Schritt auf Hindernisse zu stoßen. Das wäre mehrere Messen werth; sogar den Schein, auf der Konferenz eine Niederlage erlitten zu haben. Auf den Schein sollte es nicht ankommen; und wie ertraglos ein für die Zeitungen verwerthbarer Sieg wäre, könnt Ihr Klugen zu Haus kaum noch ahnen. Wenn Dir maßgebende Ohren offen sind, dann predige ihnen diese Weisheit; eine bessere findest Du so leicht nicht. Müssen wir weiterhungern, dann ists ein magerer Trost, daß Andere auch nicht satt (und auf uns deshalb noch wüthender) werden. Aber spute Dich. Die Offerte muß heimlich vorgelegt werden, ehe die Polizeiordnung an die Reihe kommt. In Berlin könnt Ihr später ja drucken lassen, Marokko sei immer nur ein Vorwand und von Anfang an das jetzt abgeschlossene Turbangeschäft geplant gewesen.

Berufs-psychosen.

Als Herder den Namen Goethes hexametrisch verulkte, da empfand der mit feinsten Fäden ins Erdreich der Tradition eingewurzelte Franke den Scherz des stacheligen Ostpreußen als unziemliche Kränkung. „Es war nicht fein“, sagt er über das Intermezzo, „daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname des Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der blos um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja, wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.“ Was hier vom Namen gesagt wird, ließe sich verdoppelt auf den Beruf anwenden. Vielleicht bedeuten diese Sätze überhaupt nur eine liebenswürdige Illusion, das Berufsselbstgefühl aber eine ernste und schwere Realität. Der außen Stehende sieht meistens alle Assoziationen trügen, die ihm im Klang eines fremden Namens die Eigenart des Trägers vorgaukeln möchten, und ungleich sicherer leitet uns die Ahnung, die sich bei der Vorstellung eines Berufes anspinnt. Leise formale Sympathien und Antipathien mögen im Namen wurzeln, obgleich auch da unser Ohr an einen Wortkiesel wie Schopenhauer, an eine Trivialität wie Wagner sich gewöhnt hat. Der Beruf zeigt uns von vorn herein unendlich viel mehr: nicht einen ererbten Mantel, sondern ein Stück Mensch, manchmal das beste und manchmal das schmerzhafteste Stück. Und sind wir ehrlich, so fällt uns leicht auf, daß Assoziationen, die beim Hören eines Eigennamens uns beschleichen, in Wahrheit von dem Berufstitel, der diesem Namen vorzugehen pflegte, allmählich herübergekrochen sind.

Es giebt Leute, denen ein hübscherer Name zu wünschen wäre; aber es giebt Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Ueber jenes Pech trägt bedeutende Leistung hinweg; dieses Unglück bringt sie oft erst zum Bewußtsein. Und wenn in der Regel die Persönlichkeit, die ganz in ihrem Beruf und ausschließlich darin aufgeht, eine Veränderung in der Richtung auf eine nicht mehr normale, im vulgären Sinn ungesunde Einseitigkeit durchmacht, so bildet der ohne inneren Antheil geübte Beruf sehr oft die Basis, auf der pathologische Zustände möglich werden. Ein nicht geringer Theil unserer landläufigen Neurosen (so lautet der schonende Name) umfaßt seelische Abnormitäten, verschuldet durch verkehrte Berufsübung. Manchmal (und nicht gar so selten) freilich ist der Kausalnexus umgekehrt. Denn die Berufsverfehlung kann schon das Zeichen einer psychopathischen Artung sein, der es an Klarheit über sich selbst gebricht, oder an festem Willen, der vorhandenen Klarheit auch äußeren Hemmungen zum Trotz zu folgen. Und diese Doppelbeziehung wiederholt sich, wo übermäßige Berufssimpelei ungewöhnliche Wesenszüge entwickeln hilft; vielleicht ist

hierbei die Abnormität öfter Ursache als Wirkung zu nennen; häufig aber kann man über die ursächliche Priorität dieses oder jenes Faktors gar keine Klarheit gewinnen. Tritt man der Entwirrung dieser Dinge näher (für deren Beobachtung wir ja auf die höchst unexakten „Eindrücke" des Alltags und das zweifelhafte Instrument der „Menschenkenntniß" angewiesen sind), so darf man nicht übersehen, daß die neuere Gesellschaftentwickelung ganze Berufsarten gezüchtet hat, die überhaupt keine originale Befriedigung geben können. Tolerari possunt; sie sind gerade noch zu ertragen, mehr aber sicher nicht; zu ertragen unterm Druck der Nothdurft. Das ist vielleicht die dunkelste Seite unseres Ueberganges aus berufsständischer in besitzständische Volksgliederung. Die übergroße Mehrzahl der Menschen muß heute in Berufe eintreten, die jeder Wahl und jeder Neigung entrückt sind: dieses Gesetz gilt für die Massen der Lohnarbeiter, aber auch für den großen Theil Derer, die Beamte werden. Der Beruf verbürgt ihnen ihre Nahrung.

Man wird einwenden, so sei es auch im alten Handwerk gewesen; denn das Wort Nahrung habe den altfränkischen Charakter, der auf die Handwerkskultur unmittelbar zurückweise. Das ist aber nur in bestimmter Einschränkung richtig. Das Handwerk nährte seinen Mann, aber es nährte ihn nicht nur: es füllte ihn auch aus. In berufsständischen Kulturen stellt sich die kindliche Seele schon auf den Beruf des Vaters ein. Daß der Sohn dem Vater folge, ist das Natürliche; Möglichkeiten außerhalb des Berufsstandes giebt es überhaupt nicht, denn die anderen Berufe gehören entweder einer abgeschlossenen Kaste oder sind unehrlich. Reste davon sind uns geblieben. Ein armer Junge, der vom Schulgeld befreit ist, jüngere Kinder unterrichtet und so das Gymnasium besucht, denkt nicht daran, Kavallerieoffizier zu werden, möchte selbst sein Talent in dieser Richtung liegen, und der Wunsch, Schauspieler oder Zeitungschreiber zu werden, wird von den Eltern noch immer als die ultima ratio eines verkrachten Daseins charakterisirt. Die Neigungen der meisten Heranwachsenden werden durch die Umgebung, durch Eindrücke, gewöhnlich durch die gar nicht greifbare Atmosphäre, in der das junge Pflänzchen athmet, gefördert und gehemmt. Diese Athemluft nährt und erstickt nicht nur Neigungen; auch Talente. Und den meisten Erwachsenen ist es unmöglich, zu sagen, ob von Anfang an eine Begabung sich bei ihnen geltend machte, die für ihre Berufswahl mitbestimmend geworden ist. Zumal heute und in den höheren Berufen. Denn unsere oft reformirte Gelehrtenschule ruht jetzt auf mindestens fünf Disziplingruppen: alten Sprachen, modernen Sprachen, Deutsch, Mathematik, Naturwissenschaften. Nach einem gar feinen Kalkul werden dann Leistungen, Kompensationen der Leistungen, wird die Reife berechnet; und klar ist, daß ein auf diese ausgleichende Gerechtigkeit zugespitzter Betrieb, noch dazu in den Jahren der Pubertät, die am Stärksten zur Einseitigkeit von Neigung und

Talent drängen, die selbständigen Regungen völlig ersticken, verfälschen, irreleiten muß. Die Berufswahl wird unter solchen Umständen von unberechenbaren Faktoren, von Neben- und Hintergedanken oder einfach von der platten materiellen Nothdurft abhängig.

Auf diesem Boden wachsen die bekanntesten Berufspsychosen: nervöse und hysterische Alterationen der Psyche. Selten prägen sich klare Krankheitbilder aus, sehr oft treten uns die gemischten Symptomkomplexe entgegen, die in der eiligen Diagnostik des Sprechzimmers und der Polyklinik als Hysteroneurasthenie laufen. Hysterisirungen, wie ich es auffassen möchte, auf halber Strecke stehen geblieben und dann von den Effekten der eigentlichen Aufbrauchskrankheit des Nervensystems, der chronischen nervösen Erschöpfung, überwuchert. Den Jahren der Geschlechtsreife liegt die Hysterisirung am Nächsten. Wie Freud meint, weil die Hysterie unter allen Umständen aus erotischen Quellen fließe; wie mir scheint, nur zum Theil darum, zum anderen Theil wegen der phantasiemäßigen Erfassung und Verarbeitung der Außenwelt und der Neigung zu starken Ausdruckshemmungen, wegen der Disposition zum Traumspiel, die die meisten Pubertäten charakterisirt und selbst schon den Anfang hysterischer Umbildung des seelischen Lebens bedeutet.

Man muß allmählich die Erkenntniß dieser subtileren Zusammenhänge an die Stelle des nahezu steril gewordenen ätiologischen Begriffes der Ueberarbeitung setzen, wenn man wirkliche Kausalreihen des Abnormen und nicht nur tröstliche Termini dafür als die Aufgabe der psychopathologischen Arbeit betrachtet. Wenn die Nervösen der besprochenen Art durch eine Ausspannung oft so erstaunlich gebessert werden, aber auf so erstaunlich kurze Dauer nur, und keine noch so zweckmäßige permanente Lebensgestaltung erfolgreich ist, so erklärt das mißtönige, widerwillige Verhältniß zum Beruf diese Situation in höchst einfacher Weise. Erinnern wir uns auch, daß nur selten Einer sich gern gesteht, er habe seinen Beruf verfehlt. Lieber sucht man sich über die traurige Thatsache hinwegzureden. Damit aber werden nur neue pathogene Seelenkonstellationen geschaffen; aufdringliche Gedanken oder Gemüthsregungen werden gewaltsam in den Hintergrund der Psyche verwiesen, wo sie (Das ist eine der besten Erkenntnißfrüchte des letzten Jahrzehntes psychopathologischer Forschung) nun abnormisirend zu wirken, neuropathisch zu rumoren beginnen. Ob von hier aus der Weg zur Hysterie oder zur Neurasthenie geht, wird von der Konstitution, vom Alter, von tausend Faktoren der Lebensgestaltung abhängen; es kann uns gleichgiltig sein. Dauernden Erfolg aber verbürgt niemals eine noch so gut gemeinte und fein erdachte symptomatische Therapie, mag sie Ruhe oder Ablenkung, Klima oder Ernährung in den Vordergrund ihrer Bemühungen stellen. Die Ursache der Umstimmung ist aufzudecken; und erst wenn Einer mit vollem Bewußtsein erfaßt hat, daß er auf einem unrichtigen Posten

im Leben steht, kann er ohne neuropathische Gefahr mit dem Geschehenen und meist ja nicht wieder Korrigirbaren irgendwie sich abfinden.

In solche Betrachtungen schiebt sich leicht ein Stück der Judenfrage hinein. Daß die Krankheiten der famille névropathique, wie Charcot sagte, bei den Juden besonders häufig sind, ist bekannt. Man will Inzucht, Klima, allerlei Rassenfaktoren dafür verantwortlich machen; aber keine dieser Ableitungen ist übers Dilettantische hinausgekommen. Die Juden selbst schieben die Schuld gern auf die Jahrhunderte lange Knechtung. Deren vielleicht wichtigstes Stück war doch eben die Konzentration auf eine einzige Berufsgruppe, den Handel in allen seinen Varianten. Der Antisemit meint zwar, diese Konzentrirung sei nur eine von den Juden gewollte und ihrer einzigen Fähigkeit, der Anlage zu Schacher und Wucher, entgegenkommende gewesen. Daß die Wahrheit zwischen diesen beiden Meinungen liegt, ist leicht zu finden; desto schwerer, wo. Außer Zweifel steht, daß die Ausübung der im engsten Sinn erwerbenden Thätigkeit die Psyche außerordentlich stark zur nervösen Alteration geeignet macht; viele Nervenärzte haben als Erfahrung verzeichnet, daß in der nervösen Armee die Kaufleute (im weitesten Sinn des Wortes) als das Gros marschiren. Eine psychologische Begründung dieser Thatsache habe ich in meinem Buch „Nervosität und Kultur" versucht; man mag ihr zustimmen oder sie verwerfen: Jedem leuchtet die vulgäre Weisheit ein, daß der Erwerb um so aufreibender sich gestaltet, je mehr er auf Unsicherheit, aufs Wagen, auf Spekulation gestellt ist. Wenn nun auch die Juden nicht die Jagd nach dem Geld erfunden haben, der Kapitalismus, das Prinzip, durch Wirthschaften Geld zu erwerben, vielmehr in fast von Juden freien Handelsplätzen Italiens zur Welt gekommen ist, so ist doch die an den Erwerb geknüpfte Existenzunsicherheit von je her ganz besonders das Los der jüdischen Händler gewesen. Daß hierbei, alles Historische ruhig zugegeben, unbedingt ein anthropologischer Faktor seine Rolle spielt, ist außer Frage; vermag doch auch Aschaffenburg, der in seinem ausgezeichneten Buch über das Verbrechen die Juden möglichst zu entlasten sucht, einen peinlichen und nicht reinlichen Rest nicht aus der Welt zu schaffen: die unnöthig hohe Erwerbskriminalität.

Wo der Trieb zum Gelderwerb Alles beherrscht, wird auch das seelische Leben der am Erwerb nicht unmittelbar Betheiligten, besonders also der Kinder, einseitig in diese Richtung gedrängt; und die Zurücksetzung in der Gesellschaft, die Ausschließung von vielen Lebensmöglichkeiten, das erzwungen Sektenhafte der Lebensführung bewirkt nach und nach eine nicht mehr gewöhnliche, mindestens abnorme und im Hinblick auf pathologische Vorgänge labile Seelenverfassung. Dann entwickeln sich mehr Berufsdefekte als Berufspsychosen. Berufsdefekte, wie sie der Händler schlechthin uns zeigt, nur durch die von Kindesbeinen an verschärfte Situation ungleich deutlicher herausgearbeitet: die

Unfähigkeit, sich in bestimmte Seelenrichtungen einzufühlen, gewisse Gefühlsfaktoren zu werthen. Dies nicht leicht mit Worten Faßbare, was selbst vorurtheillose Geister immer wieder zur Reserve gegen das Judenthum als etwas seelisch ihrem Wesen Fremdes drängt. Und wie wenig hier die Mystik der Rasse, wie vorwiegend die Summe berufsständischer Einflüsse auf die Seelengestaltung im Spiele ist, beweisen die Ausnahmejuden (deren Ziffer immerhin so erheblich ist, daß von den nothgedrungen Reservirten jeder im Durchschnitt wenigstens Einen zu nennen weiß). Stärkere seelenkonstitutionelle Widerstandskraft oder Zufälligkeiten der Adoleszenz, am Meisten aber das Glück einer dem nackten Geldverdienen entrückten Lebensthätigkeit ließen die berufspsychotischen Züge in ihnen nicht aufschießen oder im Keime wieder verkümmern; und es giebt kaum besser geeignete Exemplare für die Sonderung der seelischen Effekte, die jene erzwungene berufsständische Athemluft und die unabhängig von ihr Volkscharakter und wirkliche Volkssitte hervorbringen.

Vielleicht hat schon längst das Bedenken des Lesers gegen die Charakterisirung solcher psychischen Züge oder Lücken als einer Psychose sich ungeduldig geregt. Sicher ist der Ausdruck ungenau; insofern die Psychiatrie unter einer Psychose eine in bestimmtem Ablauf erscheinende geistige Störung begreift. Aber er bietet den Vorzug der Bequemlichkeit; und die präzise Umgrenzung ist dem Inhalt des Wortes Psychose auch abhanden gekommen, seit die Kenntniß der leichteren Fälle geistigen Gestörtseins einen stets wachsenden Theil der psychopathologischen Arbeit in Anspruch nimmt. Viele verbinden ja mit dem Begriff der Geistesstörung die elementare Vorstellung eines Menschen, der Unsinn schwatzt, Fensterscheiben zerschlägt und seine Mitmenschen thätlich bedroht; der Tobsuchtanfall gilt da noch immer als Typus der Psychose schlechthin. Wir wissen heute, daß dem Erregungzustand, in welchem Krankheitbild er auch auftreten mag, nicht einmal eine prognostische Bedeutung beizumessen ist, mindestens eine sehr unzuverlässige; und jene leichtesten Arten der seelischen Abweichung, die im praktischen Leben sich noch so zurechtfinden, daß sie nur als nervös, nicht ganz normal gestempelt werden, fesseln uns besonders stark, weil sie uns eben nicht so sehr die völlige Verkehrung, sondern deren Ansätze zeigen und uns die Hoffnung stärken, mit der Zeit den Weg der geistigen Abnormisirung aufzufinden. Und mag der Praktiker die seelischen Grenzkrankheiten, die leichtesten Abnormitäten, schonend Neurosen nennen (ein Wort, das Moebius vertilgt wissen will, wie der alte Cato sein Carthago), mag terminologische Gründlichkeit von Neuropsychosen reden: die Psychopathologie hat es mit dem psychotischen Antheil dieser Dinge, mit der Psychose innerhalb der Neurose oder Neuropsychose zu thun; und da uns jeder Tag der Einsicht näherbringt, daß die Psychose das Entscheidende, die nervöse Alteration durch die seelische bedingt ist, sie voraussetzt (wenigstens zu neun Zehnteln),

man sich die Neurose, nicht aber die Psychose fortdenken könnte, ohne das Wesentliche der Störung sehr zu verändern: so mag auch für eine Betrachtung, die mit so schwer faßbaren Phänomenen sich herumschlägt, der psychopathologische Gattungname erlaubt sein.

Diese Erlaubniß wird meist um so eher ertheilt, je enger der Kreis ist, der eine Gruppe von seelischen Abnormzuständen umschließt. Gerade das Reich der Berufsabnormisirungen liefert dafür Beispiele. Der Caesarenwahnsinn dürfte der Berufspsychosen populärste sein und gegen seine Rubrizirung eben unter den Begriff des Wahnes ist noch nie Etwas gesagt worden. Hier freilich ist der Beruf, dem man diese Störung als Schatten anheftet, der exponirteste, einer, der in ruhigen Zeiten nur durch Geburt zu erwerben ist. Der Durchschnittsmensch verlegt das Schlimme (und Geistesstörung hat auch heute noch den Anflug des Schlimmen, den Geruch der Sünde, wie unter den physischen Leiden etwa nur die Lues) gern an Stellen, die zu erreichen er keine Aussicht hat; und er scheidet in solchen Betrachtungen immer auch ein Stück gewaltsam zurückgestauter Galle aus. Die Berufe, die mit Vorliebe angeschuldigt werden, ihre Träger „in Unordnung" zu bringen, sind auch stets solche, denen die Masse mit einem Gemisch von Respekt und Feindsäligkeit gegenübersteht. Die Caesaren haben ihren Wahn; ihre Miniaturausgaben, die Serenissimi, sind mindestens imbezill; der Schulmeister hat seinen „Vogel"; und der Apotheker seinen „Klaps". Lauter Berufe, auf deren (äußerliche oder innerliche) Vortheile man nicht ohne Neid blickt; deshalb freut man sich um so mehr, wenn man zu ihnen in das intimere Verhältniß des Mitleids, des Schauders oder des Spottes treten kann. Von den Defekten der Händler dagegen redet man nicht gern: man hat diese Berufsklasse in der Aszendenz, in der Deszendenz, in der Verwandtschaft, am Stammtisch; und populär wird nur, was beredet werden kann. Denn der Durchschnittsmensch denkt in Worten. Auch liegt kein Grund vor, von Leuten, die einen so zweckmäßigen, in seiner Zweckmäßigkeit so durchsichtigen Beruf ausüben, anzunehmen, daß in ihrem Oberstübchen Etwas nicht in Ordnung sei.

Nun — alle gesunden Fürsten, Pädagogen und Pharmazeuten in Ehren — giebt es den Caesarenwahn, den Schulmeistervogel, den Apothekerklaps. Die Phänomenologie brauche ich wohl nicht umständlich zu erklären. Jeder hat ein Bild, wie die Dinge ausschauen; und ungefähr stimmt es auch. Wir fragen gleich weiter, woher sie kommen. Für die Gelehrten lautet die Frage: Handelt es sich hier um Abnormisirung anthropologischen oder sozialpathologischen Ursprunges? Weniger gelehrt: Sind diese Leute in ihren Beruf gekommen, weil sie ihren Wahn, ihren Vogel, ihren Klaps hatten, oder danken sie ihre Störung erst der Berufsübung? Oder kam Eins zum Anderen? Für den Caesarenwahn erledigt sich die Frage sehr rasch. Man wird nicht Caesar,

nicht einmal Präsident einer Republik noch Serenissimus eines Duodezländchens, weil man Lust zur Sache hat. Weniger als sonst irgend ein Mensch genießen die Kron- und Erbprinzen die Freiheit der Berufswahl. Der Caesarenwahn als spezifische Psychose der Herrschenden muß also in der Luft des Herrschens erworben sein. Zeit genug wäre dafür; denn es giebt in unseren Tagen überhaupt keinen zweiten Stand, in dem so früh und so ausschließlich die Luft des künftigen Berufes eingesogen wird. Und wer daran glaubt, daß eine Summe von erzieherischen Einflüssen eine Psyche abnorm gestalten kann, Der wird in der Caesarenpsychose das allerbegreiflichste Ergebniß einer solchen Abnormisirung ursprünglich normaler Anlagen finden.

Und hier wird nun freilich, mitten in kausalen Ueberlegungen, die phänomenologische Seite der Angelegenheit sichtbar. Giebt es überhaupt einen Caesarenwahn als Psychose der Herrschenden und nur der Herrschenden? Oder rafft vulgäre Oberflächlichkeit unter dieser Marke einfach die verschiedenartigen Psychosen von Caesaren zusammen?

Packen wir fest zu, so fließt das ganze schöne Bild in einen unfaßbaren Dunst auseinander. Dabei soll und kann nicht bezweifelt werden, daß die abnormen Gekrönten aller Zeiten und Räume bestimmte, gemeinsame Krankheitzüge bieten. Früher nun (es ist noch gar nicht lange her und Mancher aus der Zeit lebt und lehrt heute noch) sonderte man je nach einem Wahn mit Vorliebe auch eine Psychose. Die Gestaltung der Wahnideen schien, genau wie dem Laien, so auch einer Richtung der akademischen Psychiatrie, als das Hauptstück im Irrsein. Heute ist die Gruppe der Krankheitfälle, die nur durch den Wahn bestimmt wird, gar sehr eingeschrumpft und für alle übrigen Psychosen spielt der Wahn die Rolle eines Symptomes, ähnlich dem Fieber in der Infektionkrankheit, das ja auch eine ältere Aerztegeneration als die Krankheit selbst bewerthete. Ein großer Theil, vielleicht das Meiste Dessen, was einst unter dem Namen der Paranoia lief, vertheilt sich nun auf recht verschiedene und weit auseinanderliegende Psychosen; und innerhalb der selben Psychose können die allerbuntesten Wahngestaltungen wechseln, einmal fehlen und dann wieder vorherrschen, ohne daß dadurch die von ganz anderen Momenten geleitete Diagnose beirrt wird. Die kranke Psyche schöpft ihren Wahn aus ihrer Lebenssphäre, und da die Lebenssphäre des Caesars eine besonders eng umschriebene ist, so ist nur zu begreiflich, daß durch die Wahnbildungen aller Herrscher ein Gemeinsames sich zieht, sie mögen sonst an welcher Psychose immer erkrankt sein. Gottähnlichkeit, Maecenatenthum, Verschwendung, Willkür, Mißtrauen: diese Kardinalzüge des Caesarenwahnes gehören eben so zum Bilde der Lebensführung des Caesars wie die erotischen Ideen zu der der Weiber oder die wahnhafte Vorstellung, „es lange nicht mehr“, zu der Schinderei des Bauern und Kleinbürgers. Das Alles und noch mehr aber findet seinen Platz

so gut im manisch-depressiven Irresein wie in der Dementia praecox, in der Melancholie der Rückbildungjahre wie im Wetterleuchten der Paralyse. Aus der destillirten Wahnidee wäre keine Diagnose zu stellen; diese Idee aber ist es, die sich auf den Blättern niederschlägt, denen der Laie seine Kunde vom Caesarenwahn dankt.

Die Hauptzüge des Caesarenwahnes setzen nicht unter allen Umständen eine Psychose im engeren Sinn, etwa eine der aufgezählten vier Krankheiten, voraus. Sie mögen auch auf einem farblos psychopathischen Boden entstehen. Diese Art degenerativer Konstitution ist ja für das kausale Begreifen der abnormen Grenzzustände die wichtigste. Reaktive Abnormität, wie ich es zu nennen vorgeschlagen habe, ist Abnormität ohne vorgezeichnete Richtung; die Richtung bestimmt erst das Leben, oft sehr bald schon, manchmal erst spät: Das ändert nichts an der Sachlage. Der Laie meint nun zwar heute noch, daß auch eine Melancholie, eine Katatonie (die vielleicht mit erotischen Wahnideen anhebt) durch ein trübes Erlebniß, durch dessen Inhalt erzeugt werden könne. Der Irrenarzt glaubt an solche Möglichkeit nicht; die „großen Psychosen" wachsen ihm aus einer Anlage hervor, die vielleicht durch ein Erlebniß, durch dessen Stärke nämlich, durch seine seelenerschütternde Gewalt, zur Entfaltung getrieben werden mag, die aber von vorn herein ausschließlich auf die Melancholie oder auf die vorzeitige Verblödung oder auf manisch-depressive Cirkel eingestellt war. Hier ändern also die Lebensreize vielleicht das Tempo, helfen das Bild des Wahnes gestalten; doch mit der Psychose an sich haben sie nichts Entscheidendes zu schaffen. Reaktive Abnormität hingegen ist, wie das Wort sagt, abnorme Reaktion; und in der Reaktion erschöpft sich das Abnorme. Da mag aus dem gleichen Organismus ein schöpferischer Geist, ein Verbrecher, ein Alkoholikus oder ein erotisch Perverser werden, je nach den Erlebnissen, die in wichtigen Stunden eintreten. Mindestens kann das Abnorme ganz versteckt bleiben, wenn es an bestimmenden Erlebnissen mangelt. Scharfe Grenzen giebt es hier so wenig wie je in der Wirklichkeit und in tausend Varianten schwimmt reaktive in produktive Abnormität hinüber, zum manisch-depressiven Irrsein, das von den großen Psychosen der reaktiven Möglichkeit am Meisten genähert bleibt. Aber die Wissenschaft bedarf der Abgrenzungen; und wer einer Klassifizirung (die ja aus anderen Gründen nichts taugen mag) vorwirft, sie fasse nicht restlos die Wirklichkeit, Der darf über wissenschaftliche Dinge nicht mitreden. So erschließt sich uns das Verständniß sozial oder historisch lokalisirter Abnormitäten erst im Begriff der reaktiven Abnormisirung. Es scheint ja nicht, daß die Summe des Degenerativen in den Kulturvölkern seit zwei Jahrtausenden sich wesentlich vermehrt habe, aber verschiedene Lebenssphären haben aus dem Psychopathen bald Dies, bald Jenes gemacht: die erotische Perversion in der verfallenden Antike, die Hysterie im kriselnden Mittelalter, die Nervosität in unseren

Tagen; sie haben das Menschenmaterial für Prostitution und Verbrecherthum bald hierher, bald dorther genommen. Das eben ist die sozialpathologische Problemstellung: was in jeder Zeit hauptsächlich aus all den reaktiv Abnormen wird, warum und wie es wird. Und von dieser Auffassung her einmal die zufälligen Psychosen der Gekrönten von denen zu sondern, die ihrem Wesen nach der caesarische Beruf entwickeln hilft, scheint mir der Mühe werth.

Von den bürgerlichen Berufsabnormitäten wird weniger geredet als vom Caesarenwahn; und doch böten sie schon darum ein ungleich werthvolleres Material, weil sie keines paragraphirten Schutzes gegen psychopathologische Analyse sich erfreuen und die laesa majestas bei ihnen sich auf eine verletzte Empfindlichkeit beschränkt. Dieser Vortheil gleicht sich freilich aus durch die Erschwerung, die in der Vielfarbigkeit des nicht-dynastischen Lebens gegeben ist; wiederum sind die Zeugnisse der Umgebung, namentlich sofern sie auf die Kindheit Bezug haben, also von Lehrern, Verwandten, Kameraden, hier zuverlässiger, unbefangener, während jede von Prinzenvettern, Prinzenerziehern und Prinzengünstlingen erhobene Anamnese mit Recht dem stärksten Mißtrauen ausgesetzt bleibt. Wichtig ist hier zunächst schon die relative Freiheit der Berufswahl. Und meist läßt sich ermitteln, ob zwingende Neigungen von früh an bestanden oder doch, wie es oft geschieht, mit der Geschlechtsreife hervorbrachen; ob sie den Beruf bestimmen durften oder mit Zwang, mit Zufälligkeiten in diese Aufgabe sich zu theilen hatten und was den Ausschlag gab. Fehlerquellen, die diese Anamnese trüben, sind natürlich vorhanden; die Aussicht ist da noch am Freisten, wo ein Zufall die Berufswahl diktirt hat. Denn dort kann nun die soziale Atmosphäre des Berufes wirken, dort vermag eine latente oder farblose Abnormität am Deutlichsten reaktiven Charakter anzunehmen. So berühren sich schließlich die Gegensätze, weil eben nur scheinbar ein Gegensatz da ist und in Wahrheit der äußere Zufall (nämlich der Geburt) auch den fürstlichen Beruf einem diesem Beruf als X gegenüberstehenden Menschenkinde aufdrängt; und in die intimste Nachbarschaft des Caesarenwahnsinns rückt der Apothekerklaps. Der Humor hat dieser Eigenthümlichkeit sich schon so lange bemächtigt, daß, nennt man sie nur, Jedem sofort ein lächerliches Bild vor die Phantasie tritt. Und doch bin ich schon von ernsthaften Leuten über das Wesen der pharmazeutischen Abnormität befragt worden; und in sehr hellen Köpfen fand ich den amusanten Volksglauben spuken, daß die Gifte, mit denen der Apotheker hantire, die Schuld trügen. Wollen wir zu einer ernsthafteren Deutung vordringen, so sehen wir uns ganz auf Vermuthungen angewiesen, die auf Eindrücken ruhen. Wahrscheinlich ist, daß eine recht erhebliche Zahl von Psychopathen in den Apothekerberuf gelangt. Pharmazie, Zahnheilkunde, Thierarzneikunde bezeichnen sozusagen die subalternen Möglichkeiten akademisch gefärbter Berufe und waren

bisher in gleicher Weise durch die Immaturität ihrer meisten Jünger auch äußerlich so charakterisirt. Am Meisten die Pharmazie, für die der bescheidenste Vorbildunganspruch erhoben ward und die jetzt überhaupt als einsame Immatura zurückbleiben wird. Diese Sachlage treibt aber manche eigenthümliche Begabung in eine solche Laufbahn: junge Menschen von guter, oft mehr als durchschnittlicher Intelligenz, denen doch etwas für die Absolvirung der Oberstufe ihrer Schule Unerläßliches fehlt: Muth, Spannkraft, Eifer oder ähnliche Züge. Kein Zweifel, daß dieses Mißverhältniß zwischen Intellekt und intellektuellem Willen (könnte man es einmal präzisiren) das Stigma vieler degenerativen Naturen ist; und wenn sich der Eindruck statistisch belegen ließe, den ein ärztlicher Freund mir mittheilte, daß nämlich unter den Apothekern auffallend viele kleine Menschen seien, so hätten wir damit einen gewichtigen Stein im Brett der eben angedeuteten Meinung. Jedenfalls aber begleitet die Halbheit, mag sie selbst nicht in seiner ursprünglichen Art liegen, den Apothekenjünger nun auf Schritt und Tritt. Die Halbheit der Schulbildung, des Studiums, des Berufes. Zwischen dem akademischen und dem kleinkaufmännischen Pol pendelt alles pharmazeutische Dasein hin und her. Der Apotheker ist zuerst Krämer: als Lehrling; dann Student: stud. pharm.; und schließlich Krämer und Doktor zugleich. Ein Amphibium, das in zwei Atmosphären lebt. Sein Wissen ist spezialistisch, aber eng; sein Verhältniß zu Denen, die ihn in Anspruch nehmen, ist das des Commis mit akademischem Firniß. Das kann vielleicht nur Einer ermessen, dem es vergönnt war, einmal ein paar Monate lang die Merkwürdigkeit dieser Berufsübung aus nächster Nähe zu beobachten. Unter Buchhändlern, Ingenieuren, Zahnärzten findet man ähnliche Pflänzlein. Aber was sie alle noch vom Apotheker trennt, ist ein Rest an schöpferischer Thätigkeit, dessen völliges Fehlen den Apotheker vielleicht am Schwersten drückt. Nun denke man sich in dieses Dorado der Halbheit die ab origine Halben versetzt: und man wird ahnen, wie die Natur in solcher sozialen Konstellation den Weg nimmt, an dessen Ziel die Vulgärterminologie den Apothekerklaps setzt.

— —

Eindrücke, Umrisse, Andeutungen, Wahrscheinlichkeiten: so unbestimmt tauchen heute erst die Anfänge sozialpathologischer Problematik aus dem Dunkel herauf. Vielleicht dürfte von den Berufspsychosen noch nicht geredet werden; sie sind eins der subtilsten Objekte auf unserem kaum noch abgetasteten Feld. Aber die Berufe selbst reden heute, täglich lauter, von ihren Schäden, auch den seelischen, die man zartfühlend „nervöse“ nennt, und gegenüber dem von Wünschen diktirten Wehgeschrei ist es niemals unnütz, die Schwierigkeit der Materie zu zeigen.

Karlsruhe. Dr. Willy Hellpach.

Heimarbeit.

Deutsche Heimarbeit-Ausstellung im Mittelpunkt Berlins, Unter den Linden, in der alten Akademie. Was ist sie? Was will sie? Heimarbeit zunächst. Das Wort klingt ganz traulich. Machen wir uns klar, was es bedeutet.

Wir leben im Zeitalter der Fabriken und Waarenhäuser; der Industriekasernen mit rauchenden Schloten und rasselnden Maschinen; der Paläste von Stein und Glas, die vielleicht die einzig neue bauliche Idee der Gegenwart darstellen. Alles Gewerbliche scheint ins Große und Großartige, in das weithin Sichtbare und Beaufsichtigte zu wachsen. Doch in der selben Zeit erhalten sich nicht nur alte Zwergbetriebe, sondern entstehen auch neue in großer Zahl. Und Hunderttausende arbeiten für den Weltmarkt, für Fabrikanten und Bazare in Hinterhäusern, Speichern und Kellern. In Räumen, die nicht selten Wohn-, Schlaf-, Krankenstube, Küche und Werkstätte zugleich sind, für zwei und mehr Personen. In Räumen, die allzu oft licht-, luft- und freudlos sind und in denen doch Kinder aufwachsen, an deren spätere Führung wir Pharisäer unsere Sittlichkeitmaßstäbe legen.

Die Massenfabrikation außerhalb der geschlossenen Betriebe, aber für den konzentrirten Vertrieb durch Großunternehmer oder ihre Zwischenglieder: Das ist Heimarbeit nach ihrem heutigen Durchschnittsbegriff. Man nennt sie auch Sweating-System, weil sie vielfach sich erhält vom Angstschweiß unterernährter, elend behauster und überarbeiteter Menschen: Frauen meist und auch Kinder. Das Geheimniß ihrer Wucherkraft ist die Ersparniß an Produktionkosten, an den Gesundheitbedingungen der Produzenten. Nur dadurch behaupten sich rückständige Betriebsformen neben einer hochentwickelten Mechanik, die theure Bauten und nach gesetzlichen Normen gehaltene Räume erfordert; deren Arbeiter staatlichem Schutz unterstehen, gegen Krankheit und Unfall versichert und gegen Lohndruck organisirt sind.

Es hat lange gedauert, bis man das Wesen der Heimarbeit erspähte, in die Geheimnisse ihrer Schlupfwinkel drang; mußte lange dauern, weil sie so versteckt und verstreut ist. Auch gab und giebt die Sanirung der Fabriken vollauf zu thun. Und erst spät erkannte man, daß dort das Elend zwar verscheucht, doch nicht ausgerodet war. Trotz dieser Erkenntniß geschah bisher in Deutschland nichts, um hier Wandel zu schaffen. Inzwischen wächst das Uebel. Heimarbeit schmiegt sich immer neuen Gewerben an und hält bleiern eine gesunde Wirthschaftentwickelung nieder. Sie gefährdet nicht nur die Arbeiter, sondern wird zum bedrohlichen Volksseuchenherd. Ist doch jeder Einzelne stündlich und täglich in Gefahr, mit der Heimarbeitwaare (Kleidung, Genußmittel, Spielzeug) ansteckende Krankheiten in sein Haus zu tragen. Angesehene Fabrikanten sprechen es aus: Schafft uns das Unterbieten der Firmen

vom Halse, die ihren Gewinn aus der schonunglosesten Ausbeutung ziehen, und wir können unsere Arbeiter besser stellen.

Manchmal, so während des Strike in der Konfektionindustrie, drang der Hilferuf auch weiter hinaus. Bald aber verhallte er wieder. Die Heimarbeit blieb ein unbekanntes Land.

In der Deutschen Heimarbeit-Ausstellung wird nun das in privaten und staatlichen Erhebungen gehäufte Material dem großen Publikum zugänglich gemacht. In der alten Akademie, von der nur noch ein Bruchtheil steht. Ist es nicht ein Symbol, daß ihr Scheidewort Fragen gilt, die ihrer Schwelle bisher fern blieben? Ist es nicht ein Vermächtniß an die Regirenden?

Ehe wir die Ausstellung betreten, erinnern wir uns ihrer Genesis. Sie ist kurz, umfaßt aber eine große Energie, ein starkes, uneigennütziges Streben. Im März 1904 tagte in Berlin, von den Gewerkschaften berufen, ein Heimarbeiter-Schutzkongreß, an dem auch bürgerliche Sozialpolitiker Theil nahmen. Schon da gab es eine kleine, flüchtig zusammengeraffte Ausstellung von Heimarbeiten. Ort der Handlung war das Gewerkschafthaus, der prächtige Bau am Engelufer, der von der hohen Kultur der organisirten Arbeiter zeugt. Doch D'Israelis Wort von den „zwei Nationen" ist kein leerer Schall. Wer im Westen, ein paar Fachleute ausgenommen, kennt dieses Stück verkörperten Zeitringens im Südosten Berlins?

Die kleine Ausstellung dort war sehr lehrreich. Werner Sombart gab dem Empfinden aller Kongreßmitglieder Ausdruck. Das ganze gebildete Berlin, sagte er, ja, ganz Deutschland solle diese Darbietung menschlichen Elends sehen. Professor Francke nahm die Anregung auf und setzte sich als Leiter des Bureaus für Sozialpolitik mit den Gewerkschaften ins Einvernehmen. Ihm gesellte sich Sassenbach als Vertreter der organisirten Arbeiter. Gewerkvereine, ohne Unterschied der Färbung, aus allen Gauen Deutschlands betheiligten sich. Kein Opfer an Zeit, Kraft, Geld ward hüben und drüben gescheut. Wie immer der Augenblickserfolg aussehen mag: die Ausstellung wird ein Markstein in der Geschichte der Arbeit sein. Auch die Kunst hat sich in den Dienst der sozialen Idee gestellt. Das Plakat mit dem Kopf einer Heimarbeiterin (von Käthe Kollwitz) wird man nicht leicht vergessen. So hilflos der Ausdruck des kranken, überwachten Gesichtes!

Durchschreiten wir die Räume, so ist der erste Eindruck der eines mittelmäßigen Bazars. Das Unterscheidende ist zunächst nur, daß wir vom Herstellungprozeß Etwas erfahren; von den verschiedenen Händen, die, zum Beispiel, ein Holzpferdchen von der Vorbereitung der Form in der Fabrik bis zur Bemalung in den Heimen durchwandert hat. Photographien häuslicher Werkstätten zeigen ein trostloses Nebeneinander von Hand- und Tretmaschinen und Betten, männlichen und weiblichen Arbeitern, Greisen und Kindern. Dann

aber tragen alle Waaren hier Zettel, die Arbeitzeit und Lohn, Zahl und Geschlecht der Arbeiter, auch der Kinder, angeben. Diese Zettel erzählen Mancherlei. Von Stundenlöhnen, die von vierzig Pfennigen für mehr oder minder kunstfertige Arbeit bis zu drei, vier, fünf Pfennigen für einfache Verrichtungen, aber auch für feine Zierarbeiten (Textilindustrie) niederreichen. Im Spielwaarengewerbe finden wir Stundenlöhne von $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{4}$ Pfennigen. Wir entdecken, daß Familien, in denen selbst die kleinen Kinder mithelfen, für Wochenverdienste zwischen sieben und vierzehn Mark sich abmühen; wir erfahren, daß drei Personen in 162 Stunden $3\frac{1}{2}$ Mark, vier Personen in 242 Stunden 12 Mark erhasten.

Und was uns sofort, gleich in dem ersten Raum, dem der Konfektion, und dann überall auffällt, ist die Wirrniß, die gänzliche Regellosigkeit der Lohnlagen: die Lohnanarchie. Ein Unterschied nach Gegenden, nach Stadt oder Land, nach Qualität ist ja wahrzunehmen. Auch persönliche Gewandtheit ist veranschlagt. Aber im Wesentlichen handelt es sich um Durchschnittsleistungen. Und jedenfalls fehlt den Lohnabstufungen so ganz die Einheit und das rechte Verhältniß, daß wir den Sinn ihrer Methode nicht fassen. Für fast die selbe Arbeit schwankt manchmal am selben Ort der Stundenlohn von sechs bis zu zwanzig Pfennigen; Lederhandtaschen, die im Laden fünfundvierzig Mark kosten, bringen dem Arbeiter pro Stück drei, für siebenzigstündige Wochenarbeit fünfzehn Mark. Für Portefeuillewaare, die in der Fabrik mit vier und sechs Mark pro Dutzend bezahlt wird, erhält der Heimarbeiter anderthalb Mark. Die Ursache solcher Lohnanarchie ist die Ohnmacht der Heimarbeiter, die sich jedem Lohndruck fügen und dafür die Arbeitzeit (kein Gesetz gebietet hier dem Raubbau an Menschenkraft Einhalt) ins Ungemessene dehnen. Nicht die Lebenshaltung, nicht die Arbeitleistung, nicht Uebereinkommen und Ortsgebrauch, sondern gedankenlose Gewinngier oder wirthschaftliche Rückständigkeit bestimmt hier den Lohn.

Das zeigt sich da besonders deutlich, wo Organisation und Tarife der Willkür Schranken setzen. Wo die Unternehmer, selbst vor den Auswüchsen der Heimarbeit zurückschreckend, gemeinsam mit den Arbeitern zur Abwehr schreiten. Da steigen die Löhne dann um das Doppelte und Dreifache. Die Lohnanarchie wirkt geradezu zerstörend. In manchen Gewerben ist schon die Rückbildung vom Großbetrieb zur Heimarbeit zu merken: in der Blumen- und Federindustrie dienen die früheren Fabrikräume vielfach nur noch zur Ausgabe und Annahme von Arbeit.

Jeder sollte diese Ausstellung selbst sehen, ernsthaft nachdenkend sehen. Dann würde Keiner mehr fragen, was sie bezwecke. Sie läßt uns Zustände schauen, die der Menschheit unwürdig sind und nach Abhilfe schreien. Was geschehen muß und kann, lehrt eine reiche Literatur. Ich will nur die allerwichtigsten Forderungen kurz streifen. Alle Heimarbeiter müssen registrirt, der Krankenver-

sicherung zugewiesen werden und wenigstens einen Theil des Arbeiterschutzes erhalten. Wohnung- und Gewerbe-Aufsicht; Einführung von Lohnbüchern; Verbot der Kinderarbeit und aller gesundheitwidrigen Heimgewerbe; Unterstützung gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Strebens nach Lohntarifen. Das wäre das Wesentlichste. Alle müssen helfen: denn Alle sind bedroht. Wißt Ihr, ob die Unglückliche, die Eure Kakaodüte, Euer Cigarettenpapier mit der Zunge befeuchtet hat (was in der Fabrik verboten ist), Euch nicht Krankheiten ins Haus schickte? Wenn Alle helfen, wird der Arbeiterschutz bald nicht mehr Stückwerk, hinter dem Fabrikbezirk die Arbeit nicht mehr vogelfrei sein.

Helene Simon.

Aus arischer Urgeschichte.*)

Die Himmelskunde hat uns Kartenblätter in die Hand gegeben, die mit einer großen Sicherheit der Zeichnung eine Reihe Bilder von der Oberfläche des Marssternes bieten. Zu Zeiten werden an dieser Oberfläche Aenderungen wahrgenommen. Wir können sie deuten als hervorgerufen durch den Wechsel der Jahreszeiten oder Wirkungen der Atmosphäre. Einige aber giebt es, bei denen eine solche Erklärung nicht ausreicht. Und bei ihnen sagen wir uns: Auf dem Mars muß ein Geschlecht von Wesen heimisch sein, verschieden von uns an Art und Gestalt, aber athmend wie wir, arbeitend wie wir, der Sonne sich freuend und mit allen Wonnen und Leiden Sterblicher begabt. Mit ihnen bringen wir in Verbindung, was jenen einfacheren Erklärungen unzugänglich bleibt. Das wichtigste Element besonders, das alle jene Bilder beherrscht: ein seltsames Gewebe von großen und kleinen Kanälen, das den gesammten Stern umschließt, wie ein verschiedenmaschiges Netz einen Ball. Uns ähnliche Wesen haben diese Kanäle angelegt; wir finden keine andere Erklärung. Aber was hat sie dazu getrieben? Stand die gemeine Noth des Daseins hinter ihnen? Hielt ein herrischer Wille zur Macht sie am Werk? Ließ ein ihnen eigenes Gefühl der Schönheit sie ganze Welttheile in solche Bilder bringen?

Mit allen diesen und vielen anderen Gründen wurden Erklärungen versucht. Der Weise verwirft sie alle. Für ihn ist Mars nichts als ein Stern nur unter Sternen. Er weiß: was immer an diesem Gestirn sich vollzieht, Das geschieht im Bann der nämlichen Gesetze, die jeden anderen Stern beherrschen. Veränderungen gehen vor sich am Mars: auch an allen anderen Sternen. Denken wir an unser Wissen von der Sonne. Ungeheure Feuergarben schießen empor an ihrer Ober-

*) Ein Fragment aus dem Buch „Der Zug vom Norden, Anregungen zum Studium der nordischen Alterthumskunde", das in diesen Tagen bei Eugen Diederichs in Jena erscheint und von dem der Verfasser sagt: „Wenn wir die Geschichte unserer Art im Sinn des Zuges vom Norden umstilisiren, so gliedern wir sie damit in die Geschichte aller Arten ein und ziehen die letzte Folgerung aus der großen Lehre, die die Erde nur noch als Stern unter Sternen gelten läßt. Im Dienste dieser hehren Sache steht auch mein Buch."

fläche; dann wieder wälzen sich dunkle, festere Massen gegen den Aequator. Unser Verstand sagt uns, daß andere Elemente als die ihrer unmittelbaren Umgebung da sich geltend machen; daß die Milliarden kleiner Theilchen, die, aneinandergesetzt, den Sonnenfleck ausmachen, anderer Zusammensetzung sind als die Elemente der lichteren Gebiete, durch die der Sonnenfleck seinen Weg nimmt. Das Alles wissen wir; und sagen uns dennoch, daß die Sonne selbst, die Sonne unmittelbar die Protuberanzen lodern und die Flecke wandern heißt. Und wenn wir mit dem Bewußtsein solcher Erkenntniß das Fernrohr auf den Marsstern richten, dann scheinen die Martier und ihr Werk, mag das freie Märchen sie noch so eigenherrlich träumen, uns nicht bedeutender als die winzigen, nichtigen Theile, die einen Sonnenfleck zusammensetzen. Ob es im einen Fall zu einer schlichten Zusammensetzung kam, wie sie ein einfachster Laboratoriumsversuch wieder lösen könnte, im anderen zu einer solchen, gegen die die Zusammensetzung Mensch noch roh und ungeschickt ist, gilt uns gleich. Mars selbst, Mars unmittelbar formte sich seine Kanäle, wie die Sonne aus eigener Kraft sich ihre Flammen schuf. Das sagen wir uns angesichts der nächtlichen Unendlichkeit. Und indem wir Das thun, hören wir wieder den reinen Klang der Harmonie der Sphären, jenes gewaltige Lied von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne das wir nichts sind, das unserem Dasein allen Sinn und alle Tiefe giebt.

Ein Stern unter Sternen ist ja wohl auch unsere Erde. Auch hier haben Veränderungen statgefunden; und wo in den letzten paar Jahrtausenden Wesentliches verändert wurde, geschah es durch das Mittel des Menschengeschlechtes. Wie nun stellt sich uns das Verhältniß dar? Bringen wir die Menschen zur Erde in die selben Beziehungen wie die Martier zum Mars? Fassen wir die ganze im Menschengeschlecht aufgespeicherte Energie als Kraft der selben Kraft, die zu anderen Zeiten in wilden Gewässern auch einmal die Oberfläche des Erdensternes umänderte? Begreifen wir, daß es in unseren Städten, unseren Ländern, die fast schon große Städte sind, nur deshalb laut und lebhaft werden konnte, weil es in anderen Elementen der Erde still geworden ist?

Es ist kaum nöthig, zu erinnern, wie sehr wir alles Das noch unterließen. Wie die Irrlehre von der Gegensätzlichkeit der organischen und der unorganischen Natur den Menschen als dem höchst organisirten Wesen eine Ausnahmestellung schafft. Wie die streitlustige Darstellung vom Kampf dieses höchsten Wesens gegen die minderwerthigen Mächte der Natur unsere Geschichtbetrachtung noch immer in vorgalileischer Dumpfheit läßt. Nicht hadern wollen wir, nur klar uns werden, daß wir mit solchen Lehren die Erde nie und nimmer als Stern unter Sternen begreifen. Und machen wir uns Das wirklich klar, so werden wir wohl auch die Akkorde finden, die schrillen Mißklänge aufzulösen, die unsere bisherige Erzählung der Menschengeschichte in das reine Lied der Sphären brachte: gelingt es uns, auch nur in den allgemeinsten Umrissen unsere Geschichte so zu geben, wie sie sich den Martiern vom Mars aus bieten muß, dann haben wir die reine Harmonie der Sterne wieder.

Geographische Bilder sind es, mit denen unsere noch junge Kenntniß der Marsgeschichte einsetzt: nichts Anderes darf für uns am Anfang unserer Völkergeschichte stehen. Ein Beispiel soll es erläutern. Im Mittelpunkte der Weltgeschichte, wie wir sie in der Schule kennen lernten, stand Rom und Italien; hier mündete die Geschichte der alten Welt und von hier sollen die Wirkungen ausgestrahlt sein, die eine neue erstehen ließen. Eine Erziehung, die von einer solchen Anschauung

geschichtlichen Werdens durchdrungen war, hatte wahrlich Grund, uns die Schicksale gerade dieses Volkes so einzuprägen, daß die Erinnerung daran ein Leben lang vorhielt. Und wie geschah Das? Ein Sturzbad von Zahlen und von fremden Namen ging über uns hin. Mühsälige Mittel der Einzelcharakteristik wurden aufgeboten, den Trägern der Namen mindestens einen Schein von Leben zu verleihen. Und der einzige Erfolg so vieler Mühen war, daß wir heute die armen Gelehrten bedauern, die sich in einer unfruchtbaren Arbeit erschöpften; daß wir den Theil jugendlicher Lebenskraft als verloren ansehen, der dem Studium jener Dinge geopfert wurde; daß wir froh sind, haben wir die ganze arme Statistikerweisheit einigermaßen wieder vergessen. Es war ein nüchternes, bildloses Wissen: vom wirklichen Leben der Menschheit bot es ungefähr so viel wie die Anmeldebogen der Polizei von den Schicksalen der Bürger einer Stadt.

Nun aber lassen wir alle Geschichtstabellen und Schlachtberichte bei Seite und gehen von der Landkarte aus. Die geographischen Wandlungen des alten Italien stehen uns seit Viktor Hehn in den wesentlichen Zügen fest. Am Anfang sehen wir ein Land von fast nordischem Charakter, überdeckt von einer wilden Flora, die nur im Sommer grünt, und unter einen Himmel gebettet, der nur zu leicht sich düster überzog. Die Martier sollen dieses Stückchen Erdenstern beobachten. Sie lernen seinen wechselnden Charakter, seine wenig lichten Farben kennen. Im Süden und Südosten dieses Sterneuflecdchens sehen sie andere Gebiete, deren Anblick ihnen nur selten von Wolken entzogen wird. Sie sehen diese anderen Gebiete getönt von einer in allen Jahreszeiten grünen Pflanzenwelt und frei von der weißen Schicht, die im Winter das unwirthliche Gebiet im Nordwesten zudeckt. Jahrhunderte haben die Astronomen dort oben die Dinge so verzeichnet. Da ändert sich Etwas. Vom Süden und Südosten rückt es an, die lichten Farben breiten sich aus: der kleine planetare Ausschnitt, den wir hier unten Italien nennen, zeigt ein freundlicheres Gesicht.

So würden sie es auf dem Mars wahrnehmen; und davon sollten wir lernen. Geben wir unseren Kindern solche ins Weltall hinausweisenden Bilder, ordnen wir alle politische Geschichte nach ihren Geboten: und wir bilden den kommenden Geschlechtern Vorstellungen voll wirklichen Lebens, Vorstellungen, die so bald nicht untertauchen. Aber freilich: umordnen müssen wir die politische Geschichte, in den Vordergrund gar Manches rücken, was bisher hinten im Winkel stand, und umgekehrt. Vor Allem wird uns das Eine deutlich, daß der gesammten Geschichte Italiens der Werth nicht zukommt, der ihr bisher gegeben wurde. Die selbe Wildniß, die sich über Italien breitete, zog sich über das ganze nördliche Europa. Nur ein Vorpostenland war Italien. Unendlich wichtiger als dieses Gebiet ist die geschlossene Masse nordischer Länder, die in düsterer Größe, wie schlummernd, lange noch lagerte, als es über Italien längst schon licht geworden war. Und unter diesen Ländern stellt sich uns als wichtigstes dar das örtlich im Mittelpunkt liegende, das die Römer Germanien nannten; das Sammelbecken der von Norden unabläßig zuquillenden germanischen Rasse. In ihm haben wir den wirklichen Mittelpunkt der Menschengeschichte. Nicht blinde Heimathliebe, sondern kühle Forschung hat Das einsehen gelehrt; und diese Einsicht, heute endlich stark genug für jeden Angriff, mußte gerade gegen deutsche Gelehrsamkeit hartnäckig vertheidigt werden.

Ein wüstes Land unter rauhem Himmel, kulturlos, düster, unheimlich für

Jeden, dem es nicht Vaterland ist: so erschien den Römern das alte Germanien. Aus ihren Betrachtungen fühlt man das Grauen heraus, das besonders der deutsche Urwald ihnen weckte. Die Menschen, so furchtbar ihre unverdorbene Rasse den verwöhnten Städtern sein mochte, schienen doch nur wie eine ausführende Gewalt, eine einzelne Lebensäußerung des finsteren Landes. Zu ganzen Völkern brachen sie oft hervor; und zu ganzen Völkern konnte der Wald sie, wurden sie verfolgt, auch wieder verschlucken. Dieser Urwald war der eigentliche Schrecken, das eigentliche Leben des fürchterlichen Nordens. Immer wieder verwischte er die Pfade, mit denen die Civilisation ihm ihre Spuren einzuritzen suchte. Steinerne Legionenstraßen wurden durchzogen, Kastelle hingelegt wie wilde, sprungbereite Thiere. Aber der Urwald ließ seine Menschen drüber hinfluthen: und Alles, Alles wurde weggeschwemmt. Ueber den Trümmern schlugen die Wipfel zusammen und in ungeschwächter Kraft stand der Wald wieder da; drohend, in geschlossener Stellung und wie auf der Lauer, um in das von einem Volk von Gärtnern gehütete Gebiet einzurücken. So waren die deutschen Wälder noch zur Römerzeit. Wie unwiderstehlich furchtbar aber wird diese Bestie von Wald erst, sehen wir sie in ihrer Jugend! Einem späten, unsicher gewordenen Geschlecht konnte der deutsche Urwald in seinem Alter den Eintritt verweigern; als er jung war, floh vor ihm die Rasse, aus der das Germanenthum hervorgegangen ist. Mittelbar hat er das Beste beigetragen zur Schaffung der Sonderart, die unserem Planeten heute das wichtigste seiner Organe wurde.

Wer die Bedingungen schildern will, unter denen der germanische Urwald entstand, muß weit zurückgreifen in die Lebensgeschichte der Erde. Größere Bilder und weitere als die aus der Zeit des geschichtlichen Menschen thun sich vor ihm auf. Drei von ihnen treten beherrschend hervor.

Das erste zeigt das Europa der Tertiärzeit. Auch damals war Deutschland auf Riesenstrecken hin von Wald überzogen. Aber einem Wald anderen Geschlechtes. Landschaften von Tropencharakter, mit Cypressen und Palmen, Papageien und Affen in den Bäumen, Alligatoren und Nilpferden in den Gewässern. Der Mensch war da, in einer Gattung aber, die hinter unseren geringsten Rassen noch zurücksteht. Es war eine Raubthierart unter vielen anderen, die am zoologischen Bild nur wenig und am geographischen gar nichts änderte.

In diese Tropenlandschaft nun dringt es von Norden herein wie eine weiße Pest: die Eiszeit. Die Schneegrenze sinkt immer tiefer von den hohen Bergen nieder, die Gletscher fressen sich weit und weiter ins Land ein. Wie Felder zur Erntezeit werden die immergrünen Wälder niedergemäht und alles thierische Leben macht sich auf die Flucht nach dem Süden. Schon mehrmals war eine solche Eiszeit von den Polen ausgegangen. Noch immer hatte sie das Leben unter einen Druck gebracht, aus dem nun etwas höher Geartetes, das für die nächste Planetenperiode Wichtigste, hervorgehen konnte. Was diesmal gestaltet wurde, war: der Mensch als herrschende Art. Ein Drittel fast der Erdoberfläche wurde durch die Eiszeit dem Anbau der Thiere und Pflanzen entzogen. In dem Kampf (so nennen wir es aus einer tiefen Perspektive heraus), der da entbrannte, konnte der Mensch seine Ueberlegenheit über die anderen Arten zeigen. Und er zeigte sie nicht nur den Thieren gegenüber, sondern auch im Rangstreit unter Seinesgleichen. Eine Auslese wurde geschaffen, die die Entwickelung unseres Geschlechtes in einem Jahrhundert vielleicht um ein Jahrtausend weiterkommen ließ. Die einzigen aus der

Tertiärzeit bisher bekannten Menschenfunde sind die Skelettheile des auf Java gefundenen Pithekanthropos. Vergleichen wir ihnen den Bau der Menschen vom Typus des Neanderthalfundes, der wohl als Durchschnitt der jetzt herausgebildeten Gattung gelten darf, so haben wir den ganzen Fortschritt, den die Eiszeit in einer nach planetarem Maßstab kurzen Zeitspanne erzwingen konnte.

Und endlich das dritte Bild: nach der Eiszeit. Die Gletscher ziehen sich zurück. Nach jedem großen Krieg hat das Leben eines noch gesunden Landes eine doppelt hohe Spannkraft bewiesen; und die Eiszeit war mehr gewesen als ein bloßer Krieg. Wie die Gletscher einst das Leben vor sich hergetrieben hatten, zog das Leben jetzt den Gletschern nach. Die Bilder aber, die jetzt die Länder überdeckten, waren neuer Art. Im Charakter der Tundra, die sich unterhalb der Schneegrenze hoher Berge hinzieht, haben wir ein kleines Abbild der Riesengebiete, wie sie sich gegen das Ende der Eiszeit an der Schneegrenze jenes Weltenberges herausbildeten, der im Nordpol seinen beeisten Gipfel hat. Nur die stärkste, tüchtigste Auslese der Arten wagte sich in diese Regionen. Die Amerikagänger jener Tage mögen wir die Menschen nennen, die aus den wärmeren Gebieten des Südens hierher auf die Wanderung zogen. Amerikagänger vielleicht verzweifelter Existenz, doch gerade in ihrer Verzweiflung unwiderstehlich und zu Größerem tüchtig als Das, was zurückgeblieben war.

Hätte die nach Norden Ziehenden nichts Anderes geschieden von Denen im Süden, sie hätten für die Fortbildung der Art bereits Gewaltiges geleistet. Doch nun kam noch ein Mittel der Trennung, der Artenzüchtung hinzu: unterhalb des Tundragürtels bildete sich eine neue Zone der Vegetation heraus. Wälder wuchsen dort empor. Nicht mehr die lichten Tropenwälder des Tertiär: die Desperados der Pflanzenwelt zogen herauf. Und diese Wälder, die da, jeglichen Rückzug abschneidend, die Auswanderer in strengster Trennung von der Masse der Menschheit unten hielten, waren die Wälder Germaniens in ihrer Jugend.

Der Geograph und Zoologe Wagner hat die „Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung" beobachtet und nachgewiesen, wie die Absonderung eines Thierschwarmes und die Auswanderung in ein fremdes Gebiet den Schwarm unter Bedingungen rückt, die an seiner Art modeln. Daß zur Trennung oft ein bloßer Flußlauf, ein Gebirgsrücken genügt; wie, zum Beispiel, unterseeische Höhenzüge rechts und links Spielarten des selben Fisches werden lassen. Alle Bedingungen, die da aufgezählt werden, treffen in klassischer Weise zu bei den Menschenschwärmen, die nach Norden zogen und von den früheren Genossen in strenger Scheidung gehalten wurden. Die Menschenrassen waren noch unfest, wandlungfähig: eine Veränderung stärkster Art mußte eintreten; und wenn Jahrhunderte später die im Norden ausgebildete Rasse wieder mit der im Süden in Berührung trat, dann mußten zwei fremde Kulturen in Reibung kommen, so stark von einander verschieden, daß die Spuren der Gegensätze irgendwie uns in den Funden kenntlich sein müssen.

Das sind sie. Die Kulturgeschichte unterscheidet eine ältere und eine jüngere Steinzeit. Die beiden Kulturen, die sich da der Wissenschaft in immer größerer Schärfe von einander abheben, sind nichts Anderes als: die zurückgebliebene Kultur der alten Zeit und die veredelte jüngere der Nordlandwanderer.

Wilmersdorf. Willy Pastor.

Schiller und Lotte.

Goethe pflegte zu sagen: „Der Patriotismus verdirbt die Geschichte“; er meinte dabei patriotische und loyale Ruhmredigkeit, die heute ein gewolltes Hauptprodukt des Unterrichtes in höheren und niederen Schulen ist. Auch auf anderen Gebieten sind allerlei Sagen, Entstellungen und Fälschungen groß geworden, weil viele Jugend- und Volksbildner der bloßen Wahrheit nicht genug erziehliche Kraft zutrauen, sondern sie erst noch bekleiden, bemalen, frisiren und herausputzen möchten, damit sie für die Schulstube, die „Familie“ und das „Volk“ schön genug werde. Andere Pädagogen werden dann an dieser Sünde mitschuldig, weil sie lehren, reden und schreiben, ehe sie die wirklichen Thatsachen kennen zu lernen Zeit und Gelegenheit hatten. Das Gerede über Schiller und Lotte gehört zu den Meisterwerken der pädagogischen Haarkräusler und Perrückenmacher; die vermeintlichen Bedürfnisse der höheren Töchterschule haben hier völlig über andere Bedürfnisse gesiegt. Man brauchte einen idealen deutschen Dichter, der ein musterhaftes, sowohl poetisches als verständiges Ehebündniß mit einem tadellosen Mädchen aus guter Familie einging: Schiller und die Lengefeld können uns dies wunderschöne, echt-deutsche, tief-sittliche, ideale Vorbild bieten, während es ewig zu beklagen bleibt, daß Goethe, bei aller sonstigen Größe, uns hierin so ganz im Stich läßt.

Ja, wenn nur nicht die Urkunden über Schillers (wie über Goethes) Verhältnisse zu Frauen reichlich vorhanden wären! Wer sie liest und noch einer eigenen Auffassung fähig ist, kann sich unmöglich für Schillers Liebesleben erwärmen und über Goethe abfällig reden. Goethe, der Sage nach ein Schmetterling, der an jeder Mädchenblüthe naschte, erscheint ihm vielmehr als ein stiller, ernster Mann, der stark und tief, wahr und aufopfernd liebt, während Schillers Verhältnisse zu Frauen immer einen fatalen Beigeschmack von Eigennutz haben und sein Inneres nur ganz kurze Zeit erregen und beschäftigen. Goethe durfte aus eigenster Erfahrung sagen: „Lieben heißt leiden; man liebt nur, weil man muß“; er nahm immer wieder schwere Herzenskämpfe und große Entsagungen auf sich. Schiller dagegen schaute immer wieder nach einer reichen oder vornehmen Partie aus und erwog, während er Liebhaber der Einen war, ob nicht eine Andere ihm nützlicher oder angenehmer sein könne. Goethe hätte nie ein übles Wort über ein weibliches Wesen, das ihm Liebe entgegengebracht hatte, zu sagen vermocht; wie Schiller über Frau von Kalb schrieb, als er sie kaum abgeschüttelt hatte, kann man in seinen Briefen nachlesen. Man tadelt Goethe, daß er eine verheirathete Frau, Charlotte von Stein, liebte; aber Niemand bezweifelt, daß hier der Dichter unter Zwang und Nothwendigkeit stand und daß er um dieser Liebe willen zehn Jahre hindurch viele Schmerzen und Entbehrungen ertrug. Schiller hat zu zwei verheiratheten Frauen ein Verhältniß gehabt, zu Charlotte von Kalb und Karoline von Beulwitz, und zwar unnöthiger Weise, denn seine Liebe zu ihnen war keine unbezwingliche, von den Göttern auferlegte. Und um nun zu Lotte von Lengefeld zu kommen, so darf man wohl behaupten, daß Schiller sie nicht geheirathet hätte, wenn sie nicht adelig und etwas bemittelt gewesen wäre. Warum hätte er es auch thun sollen, da er während des ganzen Brautstandes nur lauwarme Gefühle für sie hatte und sie nicht halb so sehr liebte oder bewunderte wie ihre an einen Herrn von Beulwitz unglücklich verheirathete Schwester Karoline?

Die Ehe fiel allerdings gut aus. Es war nicht gerade das Ideal einer Ehe — Das muß man in damaliger Zeit bei Herder und Karoline Flachsland oder bei Voß und Ernestine Boie suchen — aber Schillers hatten sicherlich eine gut bürgerliche Hausgemeinschaft. Jeder weiß, daß die schönsten Liebschaften oft in der Ehe einen üblen Ausgang nehmen, daß dagegen manche Paare ganz vortrefflich leben, die nur durch wirthschaftliche Spekulationen oder durch das Los einer Herrnhutergemeinde zusammengekommen sind. Sollte die Lehre gelten: Gut ist, was glückt, so könnte man beim Heirathen überhaupt nicht moralisch sein, denn im Vorhersagen der Zukunft irren sich die Gescheitesten. Aber die Ethik darf nicht mit der Lehre, wie man beim Roulette-Spiel gewinnt, verwechselt werden; sie verlangt vielmehr von uns, daß wir stets nach unserer höchsten Erkenntniß handeln; ihr erstes Gebot ist Wahrhaftigkeit. Sie heißt die Ehe gut, die ein wahrer Ausdruck innerer Gemeinschaft ist, und die schlecht, wo die äußerlich Verbundenen einander in der Seele widerstreben oder gleichgiltig sind.

Man verstehe mich nicht so, als ob ich Schillers Ehe zu den schlechteren zählen und mich über ihren spießbürgerlichen Charakter lustig machen wollte. Schiller fand in dieser Ehe, was er begehrte; sie genügte auch seiner Gattin: da kann sie uns späten Betrachtern auch recht sein. Nur als Ideal soll man uns dies ganze Verhältniß nicht anpreisen, nur soll man Schillers Größe, an der ich durchaus nicht zweifle, nicht auch in seinem Verhalten als Liebhaber und Gatte suchen. Sondern man soll die Wahrheit sagen, nämlich, daß der Eingang zu dieser Ehe beinahe freveltlich war und daß ihr glückliches Gelingen mehr dem Zufall als etwa dem Verdienst des Dichters zuzuschreiben ist. Schiller brachte sich mit Willen in die gefährliche Lage, in der ein anderer großer Poet unsägliches Herzeleid erfuhr; ich meine Bürger, den, als er eine Weile verheirathet war, eine unbezwingliche Leidenschaft für die heranwachsende Schwester seiner Frau ergriff; Schiller wagte, die minder geliebte Schwester zur Gattin zu machen und die schönere, geistreichere, anziehendere Schwägerin, die ihn liebte, in sein Haus und seine nächste Nähe zu begehren. Es war ein großes Glück, daß Karoline recht bald von einer neuen Liebe ergriffen wurde, nämlich zum Koadjutor von Dalberg, und daß sie bald von ihrem Manne geschieden wurde und den Herrn von Wolzogen heirathete, bei dem ihre Seele zur Ruhe kam. Ein Glück für Schiller möchte man es auch nennen, daß er bald schwer erkrankte, denn seine Krankheiten bedeuteten Läuterungen; sie ließen ihm auch nur noch so viel Kraft übrig, wie er für seine Arbeit brauchte, nicht mehr jenen Ueberschuß von Sehnen und Wollen, der für leidenschaftliche Liebe Voraussetzung ist. Ein drittes Glück für ihn war, daß Lotte in ihre neuen Aufgaben recht schön hineinwuchs; es würde ja viel weniger gute Ehen geben, wenn nicht viele Frauen erstaunlich biegsam und bildsam wären, so daß sie von ihrem Manne nicht nur einen neuen Namen, sondern fast eine neue Natur annehmen.

Doch ich will nicht fortfahren, meine eigene Meinung zu sagen, sondern aus einer neu erschlossenen Quelle schöpfen. Diese Quelle ist der „Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und seiner Braut Karoline von Dacheröden", den Anna von Sydow bei Mittler herauszugeben angefangen hat. Fräulein von Dacheröden, die in Erfurt wohnte, war mit den Lengefelds in Rudolstadt gut bekannt und mit Karoline von Beulwitz innigst befreundet; Beide gehörten zu dem schwärmerischen Tugendbund, dessen Mitglieder keine Geheimnisse vor einander haben durften. Die

Dacheröden sah das Verhältniß beider Schwestern zu Schiller entstehen, lernte den neuen Freund auch bald persönlich kennen, beobachtete sein Verhalten gegen beide Schwestern bei Zusammenkünften in Weimar, Lauchstädt und Erfurt und unterhielt mit der Beulwitz den intimsten Briefwechsel. Ihre und Humboldts Eindrücke und Mittheilungen dürfen wir aber namentlich auch deshalb hoch bewerthen, weil beide Menschen von vornehmster Gesinnung waren. Sie sind immer bereit zu Anerkennung und Wohlwollen, zu Gefühlen also, deren Bethätigung wir in Schillers Briefen aus dieser Zeit schmerzlich vermissen. Schiller fand an dem jungen märkischen Edelmann damals fast so viel auszusetzen wie an Goethe; er ahnte nicht, daß diese Beiden in einigen Jahren seine werthvollsten Freunde und Berather sein würden.

Humboldt war um Neujahr 1790 in Weimar und blieb etwas länger dort als seine Braut. „Hier wars eine eigene Existenz“, berichtet er nach Erfurt. „Schiller wurde in den ersten Stunden vertraut. Das heißt: er genirte sich nicht. Aber die Art, wie sie unter einander sind, drückt mich oft. Wenn ich Karoline ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Thränen, den Ausdruck höchster Liebe in jedem Zug, — ach, ich kanns Dir nicht schildern, wie mirs dann ward. Denn es war kein freies Aeußern, kein Hingeben in die Empfindung; Alles gehalten, gespannt. So viel Fähigkeit, zu geben und zu genießen, und die gehemmt! Wenn es nun so fortgeht, denk' ich immer, tötet endlich das ewige Hemmen die Kraft; es stirbt hier, was in sich so beseligt, so viel Schönes erzeugt hätte, und man sitzt endlich wie der Adler mit gelähmtem Flügel am Strande des Meeres und blickt zur Sonne und vermag kaum mehr den Gedanken zu fassen: Ich war einst da. Lotten giebt auch die Liebe kein Interesse; sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen Beide? Hast Du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotten?“

Karoline von Dacheröden hat die selbe Besorgniß: „Lottes und Schillers Hochzeit wird bald sein. Vielleicht ist sie gar hier. Ich arbeite daran, denn ich zweifle, ob mich mein Vater wird hinreisen lassen, und es liegt mir unendlich viel daran, bei Karoline zu sein. Sie will dann ein paar Wochen bei mir bleiben und ich glaube, Das ist gut für beide Schwestern. Wie sonderbar hat das Schicksal Dieses verschlungen! Doch nein: sie haben sich selbst Vieles verwirrt. Es ist nun zu spät, Etwas zu ändern; das Erträglichste aus Dem, was ist, zu machen, bleibt allein zu thun übrig. Karoline hat mir versprochen, es mit Beulwitz so gehen zu lassen, ohne eine Erklärung zu haben. Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie giebt. Ich bin sehr traurig um Karolinen; ich fürchte, sie geht noch bei diesem Verhältniß zu Grunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir Schiller Hat er nie Karolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit Jener zu leben. O, möge die Zeit Dies freundlich lösen!“

Auch Humboldt sieht hier den Beginn einer Tragoedie; der Gedanke aber, daß Schiller die ledige Schwester heirathe, um die verheirathete mitzubekommen, widerstrebt ihm. Er schreibt: „Hätte er gar nicht Karolinens Liebe gefühlt, so hätte er Lotte eben so wenig genommen, als wenn er sie ganz gefühlt hätte. Aber

wie, wenn er anfangs nur Neigung fühlte, Wunsch, sich nah zu bleiben, Freundschaft; wenn er nun Lottes Heirath nicht als Mittel, aber jenes als Mitvortheil bei der Heirath ansah, wenn selbst Das, ihm selbst unbewußt, Lotte mehr Werth bei ihm gab, wenn er (er hat gewiß wenig Weiberkenntniß) Lotte für mehr hielt? Oder von einer Frau weniger forderte? Wenn man gar nicht liebt, läßt sich mit jedem Weib erträglich leben; wenn man liebt, ach, mit wem dann? Nein, Schiller ist jugendlich, unerfahren, hat gefehlt und wird zu hart büßen, weil er Die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird. Aber er konnte nie Lotte blos als Mittel ansehen; er ist zu delikat, zu edel dazu."

Darauf berichtet die Dacheröden: „Ueber das Verhältniß zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger. Es war etwas Unheimliches in mir und ich habe mich mit Schiller schriftlich explizirt. Daß Lotte ihm nichts als Mittel gewesen ist, um es möglich zu machen, mit Karoline zu leben, ist mir sehr klar; aber die Indelikatesse, die ich ihm schuldgab, fällt weg, wenn sich Schillers Herz ganz entfaltet, wenn man seinen ernsten Willen sieht, Lotte dennoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann."

Manche Tragoedie wird durch lustige Szenen unterbrochen; so auch hier die Sorge des einen Brautpaares um das andere. Humboldt berichtet aus Berlin: „Der Oberforstmeister Schönfeldt sagte mir neulich: Wissen Sie wohl: Fräulein Lengefeld thut eine empfindsame Heirath. Es ist ein jenaischer Professor. Er macht Verse und ist Alchymist. Wünsche doch Lotte viel Glück zu dem Gold, das er machen wird. Mein Johann hat noch etwas Schöneres über ihn gesagt. Er beklagte sich bei mir, Schiller hätte ihm kein Trinkgeld gegeben. Ich versicherte ihn, es wäre doch ein sehr guter Mann. Ja, sagte er Das kommt auf den Liebhaber an."

Mitte Februar waren Schiller und die beiden Schwestern bei der Freundin in Erfurt; die Dacheröden wurde nun noch etwas ruhiger über die Zukunft ihrer Gäste, wenn auch nicht ganz ruhig. Sie wäre gern bei der Hochzeit gewesen, um ihrer Herzensfreundin Karoline in diesem schwersten Moment nah zu sein, aber der Vater erlaubte ihr die Reise nicht. Sie schreibt am einundzwanzigsten Februar dem Geliebten: „Schiller hat seine Lage, sein schweres, vielleicht einziges Verhältniß gegen Beide ganz durchschaut. Ich habe mich bei seinem Hiersein davon überzeugt. Karolinens Ruhe gründet sich auf die Zufriedenheit, das Glück ihrer Schwester. Die Zeit muß Das ausreifen. Lotte hat mir diesmal besser gefallen; sie ist doch ein sehr gutes, weiches Wesen und mit einer feinen, guten Behandlung wird sich noch Manches aus ihr machen lassen. Da es ihr an eigenem Charakter fehlt, ist es so am Besten; sie wird die Eindrücke annehmen, die man ihr giebt, und es wird leicht sein, ihr einen Wirkungskreis zu schaffen, in dem sie sich ihrer Thätigkeit freut."

Am zweiundzwanzigsten Februar (1790) fand die Hochzeit statt. Ich nannte schon die beiden äußeren Ursachen, durch die Schiller in dieser so bedenklich begonnenen Ehe vor bösen Folgen behütet wurde. Karoline von Beulwitz wurde in ihrem Gemüth zunächst durch die Heimkehr ihres ungeliebten Gatten, der auf Reisen gewesen war, dann aber durch eine neue Leidenschaft beschäftigt. Sie gehörte zu Denen, die heiß und tief lieben, aber nicht treu sind, weil sie nicht eigentlich eine bestimmte objektive Person, sondern vielmehr ihr selbstgeschaffenes Ideal lieben,

das sie mit verschiedenen Personen verbinden können.*) Sie war ja eine Dichterin von nicht geringen Gaben. So erglühte sie nun für den Koadjutor, in dem man den künftigen Kurfürsten von Mainz sah, der Schiller und manchen Anderen aus allen Nöthen ziehen sollte. Karolinens neue Leidenschaft beruhigte natürlich auch das Ehepaar Schiller. Am ersten Mai schreibt die Dacheröden: „Lotte ist gar drollig; sie hat viel Mutterwitz. Schiller scheint glücklich mit ihr zu sein, ruhiger in seinen Gefühlen für Karoline, und Lotte giebt es so eine Sicherheit, Karolinens Seele so unbeschreiblich auf Dalberg gerichtet zu sehen."

Dann kamen Schillers schwere Erkrankungen. Er lebte nun fort als Einer, der dem Tode ins Auge geschaut hatte und der noch eine große Arbeit thun wollte, ehe der Tod das nächste und letzte Mal auf die Schwelle trat Er wurde edler und reiner und verzichtete doch zugleich auf viele Ideale, die dem jungen, wachsenden Menschen heilig sind. Den Kummer über diese Entwickelung drückt Karoline von Dacheröden in einem Bericht vom zehnten Februar 1791 aus: „Ueber Schillern wollte ich lang schon schreiben. Du glaubst kaum, wie geändert er ist. In sich mag er ruhiger, vielleicht in einem gewissen Sinn glücklicher sein, doch konnte ich über einige Dinge nicht mit ihm reden, ohne schmerzlich bewegt zu werden, so über das Verhältniß von Lili (Karoline von Beulwitz) zu Dalberg. Er sprach darüber, als ob sie Etwas thun könnte oder thun müßte, um eine gleichmüthigere Ruhe in sich zu erhalten, und ich fühlte, daß einige Saiten in ihm nicht mehr tönten. Er schien nicht zu empfinden, daß es Dinge giebt, die man thut oder nicht thut, nicht, weil man will, sondern, weil man muß . . . Ueber alle Ideen hoher, einziger Liebe fühlte ich ihn herabgestimmt; seine ganze Seele lebte in anderen Gestalten, er war in jenen eigentlich fremd geworden, und wenn er Momente lang tiefer in mein Herz sah, als ich es wollte, so fühlte ich an ihm, an seinem Lächeln, seinem Händedruck, daß er diese Erscheinungen holde, freundliche Traumgestalten nannte. Er sprach einmal mit mir von Lottchen und seiner Art, mit ihr zu leben: so recht im Ton der Ruhe, nicht der Resignation. Er sagte sogar, wie er sich überzeugt hätte, daß er mit Karolinen nicht so glücklich gelebt haben würde wie mit Lottchen; sie würden Einer an den Anderen zu viele Forderungen gemacht haben; und (mit einem Wort) ich fühlte, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottchen nicht erfüllen könnte. Lottchen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klang."

Humboldts Antwort hierauf ist auch noch lesenswerth: sie schließt mit einem seiner gütigen, tiefen Gedanken, aber auch sie beginnt mit dem Protest der Jugend gegen die Erfahrung, des Gefühls gegen den Verstand, des Liebenden, dem seine unfreiwillige Liebe das Herrlichste der Welt ist, gegen den Arbeiter, dessen Lust es ist, seinen Willen in Werke umzuwandeln. „Was Du mir von Schiller schreibst, hat mich tief geschmerzt. Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größesten Menschen herabsinken sehen muß! Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte! Wie voll der glühendsten Empfindungen,

*) Sie hörte übrigens nie ganz auf, Schiller zu lieben; nach dem Tode des Dichters fand Henriette von Knebel den Schmerz der Witwe „zwar tief, doch sanft"; sie schrieb: „Die Wolzogen ist viel heftiger."

wie beschäftigten Herzens; und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte; nun lächelt er über tief empfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild. Ich glaube gern, daß Lolo besser und mehr geworden ist Aber genügen konnte sie Schiller nicht, wie er damals war; und nun hat sie ihn herabgestimmt. Daß Schiller nicht einzig für diese Gefühle geboren sei, bemerkte ich schon in Jena. Vorzüglich fiel mir auf, daß er die Empfindungen Anderer nicht genug respektirte; und wenn Das ist, dann hat ein Mensch keine reine, lautere Verehrung für dies innere Leben des Herzens. Ich habe damals mancherlei Unterredungen mit ihm gehabt, in denen mir Das sehr deutlich war und deren ich mich noch sehr lebhaft erinnere. Besonders einer über die Verknüpfung der Sinnlichkeit mit der Liebe. Verzeih mir, Li, man muß erst glücklich sein, um diese Verbindung als schön zu fühlen; und damals, — nein ich wußte es ja noch nicht, daß ich Das Dir war. Ich war also dagegen. Ich sagte, es müsse die schönsten, zartesten Fäden zerreißen; es sei zu heterogen, um es anzuknüpfen; allein ich kam vorzüglich darauf zurück, daß es wenigstens nicht bei Allen eine Anknüpfung zuließe; bei Weibern am Schönsten freilich, wenn es gelänge, allein auch am Schwersten. Er behauptete, sie sei immer möglich und immer da; ich fühlte etwas Selbstiges in seiner Art, zu empfinden, und ich ahndete, wenn er auch sein Weib überall (überhaupt) glücklich machte, so würde sie darunter leiden. Ich weiß nicht, obs eingetroffen ist, und ich hoffe: nein. Lolo nimmt Alles leichter auf. Mit Lili wärs nicht gut gegangen. Wie die Sachen jetzt sind, ists für Schillers Ruhe gut, daß er so empfindet. Er wäre minder glücklich mit Lolo; und Lili und Dalberg, — ich hab' ihn schon oft in innerer Seele bedauert. Allein ich verstehe auch Lili nun besser. Wahrscheinlich hätte es diese Wendung nicht genommen, wenn nicht Schiller sich so geändert hätte. Gewiß ist jetzt überall ein wahreres Verhältniß. Denn Das fand ich immer: die Empfindung ringt unaufhörlich, zerstört und schafft wieder, bis sie unabänderliche Wahrheit erreicht. Was man Untreue nennt, in den besseren wie in den gewöhnlichen Seelen, ist das Gefühl, sie nicht gefunden zu haben. Nur die beseligende Empfindung der Wahrheit verbürgt die ewige Dauer der Gefühle."

— —

Darf man laut sagen, daß Schiller eine große, echte Liebe überhaupt nicht erlebt hat, weil er das Herz dazu nicht hatte? Er wollte wohl lieben und heirathen, aber immer um der Zwecke willen: Sinnenlust, Verbesserung des Vermögens oder Standes, behagliche Häuslichkeit, die zur Arbeit tauglicher macht. Er begehrte von der Ehe „das wohlthätige Gleichgewicht", dessen sich Freund Körner in Dresden erfreute, „diese gleichförmige Zufriedenheit," „eine ununterbrochene sanfte Uebung in geselligen Freuden, die einen so schönen Boden und gleichsam die Grundfarbe des Lebens machen und einem Menschen, bei dem Kopf und Herz stets beschäftigt sein müssen, heilsam und unentbehrlich sind." In diesem Punkt war der große Idealist eben ein egoistischer Philister. Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb die Philister ihren Söhnen und Töchtern erzählen, das Bündniß zwischen Schiller und Lotte sei das Muster wahrer Liebe gewesen.

Weimar. Dr. Wilhelm Bode.

Gasglühlicht.

Der Concern der Auergesellschaft, der in der Gasglühlichtindustrie mächtigste, erhält indirekt Hilfe von einem Syndikat, das Grund genug hätte, gerade gegen diese Gesellschaft vorzugehen: vom Verbande der Thoriumfabrikanten. Der Verband hat den Preis für Thoriumnitrat, einen der Hauptbestandtheile der Glühkörperfabrikation, von 53 auf 27 Mark für das Kilo herabgesetzt. Die Bedeutung dieses Beschlusses ist klar. Daß der Preis eines wichtigen Rohproduktes von einem zum anderen Tag um die Hälfte niedriger wird, muß in der ganzen Fabrikation fühlbar sein; namentlich, muß man annehmen, in einer Industrie von solcher Treibhausentwickelung. Als Dr. Auer von Welsbach am Anfang der neunziger Jahre mit seinem berühmten Patent Nr. 39 162 herauskam, dessen Verwerthung dann auf die Deutsche Gasglühlicht-Aktiengesellschaft überging, konnte man noch nicht ahnen, wie weit dieser Industriezweig sich dehnen werde. Bis 1898 beherrschte die D. G.-A. den Markt souverain, da sie allen Nachahmern durch Patentprozesse das Leben sauer machen konnte. Dann aber kam die Zeit, wo man vergaß, daß die Auer-Aktie einst auf 1000 gestanden hatte. Das Reichsgericht entschied in allen Prozessen zu Ungunsten der Auerglühkörper, die dadurch jeden Rechtsschutz verloren. Der Wettbewerb konnte sich nun mit verdoppelter Intensität regen, die Glühkörperpreise sanken und die Dividende der D. G.-A. ging von 60 auf 28 Prozent zurück.

Jetzt hat das Vorgehen des Thoriumsyndikates, dem die berliner Firmen Kuhnheim & Co. und Knöffler & Co. und das hamburger Haus Dr. Richard Sthamer angehören, eine neue Lage geschaffen. Die Bedeutung des Thoriums für die Glühkörperfabrikation ist auch dem Laien bekannt. Man braucht da Baumwollgewebe, die mit Lösungen von salpetersauren Salzen der „seltenen Erdmetalle“ getränkt werden; und das Thorium hat sich als die verwendbarste Substanz erwiesen. Da es in größerer Menge nur selten vorkommt, war die Entdeckung sehr wichtig, daß der besonders in Brasilien zu findende Monazitsand thoriumhaltig ist. Der Ertrag ist zwar nicht groß, aber der Sand so reichlich vorhanden, daß die Quantität immerhin genug liefert. Der Sand wird, besonders zwischen Bahia und Rio, durch die Flußläufe aus dem Gebirge heruntergebracht, ins Meer gespült und, durch Ebbe und Fluth, wieder an den Strand zurückgeschwemmt, wo er liegen bleibt, gesammelt und nach Hamburg verfrachtet wird. In den Fabriken wird er dem „Anreicherungsverfahren“ unterworfen, das einen Gehalt von 5 Prozent Thoriumnitrat garantirt, während man früher, vor der Anwendung dieser Methode, nur etwa 3½ Prozent erzielte. Das Monazitsandgeschäft beherrschen die Firmen Edward Johnstone & Co. in Rio de Janeiro und Carlos de Freitas in Hamburg. Johnstones Theilhaber Gordon ist der eigentliche Macher und, wie man sagt, auch für den mit dem Thoriumsyndikat abgeschlossenen Lieferungvertrag verantwortlich. Die Monazitleute haben sich in aller Form verpflichtet, ihren Sand nur an die zur Konvention gehörenden Fabriken zu liefern; und da sie noch das Monopol haben (kleinere Unternehmer, die Monazitsand zu fördern suchten, sind damit nicht recht vorwärts gekommen), so können sie ertragen, daß der Preis jetzt sinkt und sie ihre Forderungen ermäßigen müssen. Man hat gesagt, da der Vertrag mit den Sandlieferanten bald ablaufe und eine Erneuerung nicht sicher sei, solle jetzt schon ein Druck auf die Gegenkontrahenten geübt werden; deshalb die Preisherabsetzung. So lange der Vertrag läuft, sind nämlich die Monazitherren verpflichtet, jedes gebrauchte Quantum billig zu liefern; ihre Be-

theiligung am Thoriumpreis beginnt erst, wenn das Kilo mehr kostet als 28 Mark. Das Thoriumsyndikat könnte Lust haben, den Herren Johnstone und De Freitas seine Macht zu zeigen, um sich für den neuen Vertrag bessere Bedingungen zu sichern.

Ob diese Vermuthung richtig ist oder nicht: daß der Preis eines Produktes von heute auf morgen um 50 Prozent verringert wird, dürfte in der Geschichte des Syndikatwesens noch nicht oft vorgekommen sein. Freilich haben die Thoriumleute mit einer von Jahr zu Jahr wachsenden Konkurrenz zu kämpfen; sind zu einer gewissen Rücksichtlosigkeit also gezwungen. Der hohe Preis (53 Mark) war wohl schon lange nur noch mühsam zu halten; der Absatz der von der Konvention gebundenen Fabriken verringert sich dadurch, daß Konkurrenten aus kleinen Sandmengen und aus der in der ganzen Welt gesammelten Asche der gebrauchten Glühkörper Thorium herstellten. Denkbar wäre, daß nun das mächtige Syndikat durch die außerordentliche Preisreduktion sich diese Konkurrenz vom Halse schaffen will. Nachher könnte der Preis ja sacht wieder steigen.

Auch die Auergesellschaft ist, weil sie sich seinem Einfluß zu entziehen wußte, dem Syndikat nicht bequem. Sie bezog ihr Thorium früher von ihrer wiener Schwestergesellschaft, hat sich jetzt aber durch Aufnahme der Export-Gasglühlichtgesellschaft m. b. H. in Weißensee und der Chemischen Fabrik Germania, die sich mit der Herstellung von Salzen und seltenen Erden befaßt, eine eigene Thoriumquelle geschaffen, aus der natürlich auch die zum Auerconcern gehörende Aktiengesellschaft für Gasglühlicht-Industrie Richard Feuer & Co. in Schöneberg gespeist wird. Diese Konzentration von Glühkörper- und Chemischen Fabriken ist nicht nur den unmittelbar konkurrirenden Unternehmen, sondern auch den der Konvention angehörenden Thoriumfabriken gefährlich. Von der Preisermäßigung wird die Auergesellschaft zunächst nicht betroffen; vielleicht verringert sich dadurch sogar die Zahl ihrer Konkurrenten. Mag aber auch der Preis für Glühkörper jetzt schon so niedrig sein, daß er eher einem Thoriumpreis von 27 als einem von 53 Mark entspricht: die wesentliche Verbilligung des Rohmateriales wird trotzdem einen weiteren Rückgang der Fabrikatpreise bewirken, weil kleine Fabriken wohl nicht so viel theures Thorium liegen haben, daß sie sich jetzt nicht billig eindecken und dann die fertige Waare zu Schleuderpreisen auf den Markt werfen können. Schaden haben in erster Linie die Unternehmer, die den Rohstoff zu dem hohen Preis in großen Mengen eingekauft haben; sie müssen Abschreibungen machen und erleiden außerdem durch den Rückgang der Preise für fertige Glühkörper Verluste. Doch beweist die prekäre Lage kleiner Fabriken (erst neulich wieder mußten zwei Firmen ihre Zahlungen einstellen), wie schwierig es schon unter den bisherigen Konkurrenzverhältnissen war, das Geschäft über Wasser zu halten. Das Beispiel der D. G.-A. hat fünf andere Gesellschaften veranlaßt, sich zu einem Syndikat zusammenzuschließen, das für einen so gefährlichen Wettbewerb aber wohl kaum stark genug ist.

Nur eine Preiskonvention könnte helfen. Die Fabrikanten müßten sich in dem Beschluß einigen, den Preis der Glühkörper nicht unter einen bestimmten Mindestsatz gehen zu lassen; nur dadurch wäre auf die Dauer den Folgen starker Preisunterbietungen vorzubeugen. Der Versuch, zu einer solchen Konvention zu kommen, ist in der vorigen Woche gescheitert; trotzdem nur wenige Fabrikanten an der Besprechung überhaupt theilnahmen, wurde man nicht einig. Natürlich (Das hatten auch die Einberufer der Versammlung erkannt) ist nur, wenn alle Firmen der Gasglühlichtindustrie sich der Preiskonvention unterwerfen, Etwas zu erreichen. Nur das Bewußtsein dringender Nothwendigkeit kann zur Einigung führen. Die D. G.-A. hat an

den Verhandlungen nicht theilgenommen und würde sich wohl nicht so leicht durch eine neue Konvention binden lassen. Wie schwer Unternehmen von verschiedener Grundlage und Interessenrichtung über Sonderwünsche und Gegensätze aller Art hinwegkommen, bewies das Fiasko eines früheren Einigungversuches. Damals sollte ein Mindestpreis von 140 Mark für 1000 Stück Glühkörper festgesetzt werden. Diese Absicht kam früh zur Kenntniß einer großen Firma, die nun, kurz vor der geplanten Konferenz, ihre Agenten beauftragte, für 138 Mark so viele Abschlüsse wie irgend möglich zu machen. Damit war die Wirkung des in Aussicht genommenen Minimalsatzes schon verringert. Wo mit solchen Mitteln gearbeitet wird, kann das Geschäft nicht auf eine vernünftige, allen Betheiligten genügende Basis kommen. Unter normalen Verhältnissen wird angenommen, daß Preisveränderungen von je 10 Mark für das Kilo Thorium den Preis eines einzelnen Glühkörpers um einen Pfennig erhöhen oder erniedrigen. Der Preisrückgang von 26 Mark müßte also das Fabrikat um etwa $2\frac{1}{2}$ Pfennige verbilligen; dagegen sträuben sich die Glühkörperfabrikanten und behaupten, das Preisniveau entspreche schon längst einem Thoriumpreis von 27 Mark. Das wäre dann die Folge der Schleuderkonkurrenz und der Thatsache, daß die nicht der Konvention unterstellten Firmen ihr Thorium billiger als die syndizirten herstellen, deshalb auch billiger verkaufen konnten und ihnen die Konkurrenz, um überhaupt noch Absatz zu finden, mit der Preisherabsetzung folgen mußte.

Mit dieser Entwickelung der Dinge könnte die vom Thoriumsyndikat unabhängige Auergesellschaft nun eigentlich ganz zufrieden sein. Und doch fallen ihre Aktien an der Börse. Im Januar ist der Kurs um 15 Prozent zurückgegangen. Der in letzter Zeit bei der Gesellschaft sichtbar gewordene starke Kapitalbedarf, der mit etwa vorhandenen Kursgewinnwünschen des Herrn Kommerzienrathes Koppel nicht genügend erklärt wäre, scheint Manchen vor die Frage gestellt zu haben, ob die Konzentrationbestrebungen der D. G.-A. nicht etwas post festum kommen. Die Zeiten der Dividenden von 130, 100, 80 und 60 Prozent sind vorüber; jetzt begnügt man sich mit kleinerem Gewinn und war doch enttäuscht, als statt 24 nur 20 Prozent (gegen 12 im vorigen Jahr) vertheilt wurden. Die Erweiterung des Concerns erfordert immerhin große Mittel; und die Bilanz vom dreißigsten Juni 1905 zeigte eine so starke Anspannung, daß man fragen konnte, ob die Steigerung des Absatzes mit solcher Verschlechterung des Status nicht zu theuer erkauft sei. Das Anwachsen der Vorräthe um beinahe 300000 Mark und das hohe Konto der Debitoren, die, statt 561671 Mark im Jahr 1904, 918264 Mark schuldeten, ließen auf eine schlechtere Qualität der Kundschaft schließen. Die Absatzsteigerung ist also mit Opfern erkauft, deren Unvermeidlichkeit durch die vorhin geschilderte Lage des Gasglühlichtmarktes wohl bewiesen ist. Jetzt sind neue Geldmittel beschafft worden (das erst im Februar 1905 um 750000 Mark erhöhte Aktienkapital wurde Ende des Jahres, um 740000 Mark, auf 3,90 Millionen vermehrt), mit denen zunächst das Bankhaus Koppel einen Theil seines Guthabens realisiren konnte und die außerdem eine Verstärkung der Betriebsmittel ermöglichen sollten. Für die Aktionäre bedeutet ein Anwachsen des Aktienkapitales oft eine Verschlechterung der Dividendenchancen; besonders natürlich, wenn die Marktlage ungünstiger wird. Vielleicht sind die Auer-Aktionäre sehr zufrieden, wenn sie im nächsten Jahr wieder 20 Prozent Dividende bekommen. Die Osmiumlampe, die alles im Glühkörpergeschäft Verlorene ersetzen sollte, hat einstweilen lange noch nicht so gute Aussicht wie der Auerstrumpf. Und die verschärfte Konkurrenz wird, trotz allen Wehklagen, wohl zu neuer Preisermäßigung zwingen. Ladon.

Theaternotizen.

Im zweiten Januarheft, als ich von der Technik des Herrn Frank Wedekind sprach, erwähnte ich die von dem münchener Professor Crusius übersetzten Mimiamben des Herondas. Jetzt hat Herr Dr. Meßler, ein wiener Dozent, mir seine (jüngere, bei Konegen in Wien erschienene) Uebersetzung geschickt. Sie scheint mir sehr gelungen. Der wiener Philologe hat Sprachgefühl, Witz und scheut, wo der Sinn es fordert, nicht in ängstlicher Zünftlerpruderie das moderne Sprichwort, den derben Ausdruck des Kleinleuteverkehrs. Ich wünsche dem Büchlein Leser; und will aus der Vorrede ein paar Sätze abdrucken. „Der alte Mimus der sizilisch-unteritalischen Griechen (eben so benannt wie der fahrende Künstler, der ihn der schaulustigen Menge vortrug) schlug ins Gebiet des Stegreifes und war dem Untergange geweiht, weil ein literarisches Interesse, das seine Fixirung vorgesehen hätte, zu spät erwachte. So haben wir, denen nur Titel und Exzerpte überkommen sind, von den ‚Mimen‘ Sophrons, dieses originellen Kopfes und liebevollen Zeichners heimischer Volkstypen, nur ganz oberflächliche Vorstellungen. Heute, da der aller Beachtung werthe Mimograph Herondas von den Toten erstanden ist, sehen wir unser Wissen von einem bisher nur zu dunklen Kunstgebiet erweitert. Nach neunzehnhundertjähriger Grabesruhe ist die vierzig Kolumnen umfassende Schriftrolle, die man der Mumie des Sarapus, Sohnes des Sarapion, gestorben im Jahre 13 vor Christi Geburt, mitgegeben hatte, zu Deyrut in Egypten wiedergefunden und zuerst von englischen Gelehrten lesbar gemacht worden. Neben sieben vollständigen, in Hinkjamben abgefaßten Gedichten von durchschnittlich neunzig bis hundert Versen Umfang enthält sie Reste eines achten Gedichtes (‚Der Traum‘) und eines neunten (‚Frauen beim Fastenfrühstück‘). Wir lernen in Herondas einen Freund und Bewunderer der Kunst des großen Veristen Apelles kennen. Dies und Anderes stellt ihn in die Regirungjahre des zweiten ptolemäischen Herrschers, vielleicht auch noch des dritten. Ob er selbst am Hof dieser Könige weilte, bleibt fraglich; und die Bestimmung seiner Heimath wird auch durch den für den Jambographen traditionellen Gebrauch der ionischen Mundart wesentlich erschwert. Die Lokalspuren der Handlungen führen nach dem Ostrande des aegaeischen Meeres, besonders deutlich nach der Insel Kos, die gerade damals ein Brennpunkt literarischer Bestrebungen war. Was Herondas darstellen will, ist, um mit Dickens zu reden, every-day life und every-day people. Die Fabeln, hat Zielinskij mit Recht gesagt, sind einfach und alltäglich; hohen Schwung der Gedanken und schönen Stil dürfen wir nicht fordern; jede moralische oder satirische Tendenz ist ausgeschlossen. Dem Dichter liegt jede Nebenabsicht fern; er scheint zu dem Leser zu sprechen: Interessiren Dich die Gespräche von Gevatterinnen, Betschwestern, bösen Müttern, strengen Schulmeistern und schlimmen Buben, Handwerkern und dunklen Ehrenmännern, dann greife getrost nach meinem Buch. Doch darfst Du nichts Anderes darin suchen als die nackte Wahrheit. Meine Helden reden zwar in Versen, sind in allem Uebrigen aber das getreue Konterfei der Leute, die Du auf der Straße und im Kramladen, auf den Tempelstufen und in der verfallenden Hütte siehst.“ Also ein Naturalist aus der Zeit des Ptolemaios Philadelphos (dem die Vollendung der Alexandrinischen Bibliothek zu danken ist). Nur schnell noch ein Pröbchen. Battaros, der Bordellwirth, steht vor Gericht und klagt gegen den Fremdling, der in sein sauberes Haus einbrach und ein holdes Mägdelein zu entführen suchte; klagt in so feierlichem Ton und mit so gründlicher Kenntniß der Strafnormen, als handelte sichs um die würdigste Sache. Auch seine Richter kennt er; und sein Haupttrumpf ist deshalb die Vorführung der mißhandelten Schönen. Wenn die

Richter meine Myrtale sehen, dann, denkt er, entgeht mir die Bußgebühr nicht. Komm, ruft er, Kleine, komm, liebes Myrtlein (so nennt er sie neckisch), zeig' Dich frei:

„Du brauchst Dich nicht zu schämen, Kind!
Die Herren sind Dir wohlgesinnt
Wie Väter oder Brüder. Schaut,
Wie er des Mädchens zarte Haut,
Der Tugendbold, verrungenirt
Und niederträchtig maltraitirt,
Als sie nicht gleich zu Willen war.
Ja, wäre nicht sein graues Haar,
Ich hätte mir ihn ausgeliehn
So gründlich, daß er Blut gespien!
Du lachst? Ich sags denn rund heraus:
Ich bin ein Schubiak und mein Haus,
Das, als mein Herr Großvater starb,
Mein Vater erbgerecht erwarb,
Ins dritte Glied ein Lasterpfuhl.
Drin waltet über dem Gebuhl,
Der vor Euch steht. Doch wer mich reizt,
Dem wird gebührend eingeheizt."

Für unsere Cabarets, deren Lieder und Späße oft zum Erbarmen sind und die in den Großstädten jetzt doch mehr Zulauf haben als manches Theater, wäre aus dem alten Mimus wohl nützliche Anregung zu holen. Herr Wedekind machts freilich besser als vor zweitausend Jahren der Mann von Kos (Brigitte B., das hamburger Abenteuer, die gemordete Tante, die Schauermär von der Entstehung des naturalistischen Dramas), muß aber, wie Donnay, Lavedan, Gyp, die Dichter der Vie Parisienne und wie der Sexualspötter des „Reigen", zu den Erben des Herondas gerechnet werden. Schon wegen einzelner Szenen aus der Kindertragoedie „Frühlings Erwachen". Und wie trägt er seinen Mimus und seine Chansons vor; mit welcher klugen Inbrunst! Ich möchte die Narrenlieder in Twelfth-Night von ihm hören; die Lieder von Häuschen, dem Teufel und seiner Großmama, vom Regen, der regnet jeglichen Tag. (Da der Direktor Reinhardt ihn engagirt hat, hören wir sie vielleicht bald von ihm. „Was Ihr wollt" wäre im Deutschen Theater, mit den Damen Sorma, Höflich und Eysoldt, den Herren Engels, Kayßler, Schildkraut, Waßmann, sehr gut zu besetzen; und der neue Mann, der so meisterlich zur Laute zu singen versteht, ist für diese Narrenrolle der beste, den man erdenken könnte.)

* * *

Ihn zu erwähnen, wäre eigentlich auch in der vorigen Woche Pflicht gewesen; als ich von dem Glashüttenmärchen des Herrn Hauptmann sprach. Auf manche Aehnlichkeit mit Wedekinds Poetenmärchen „So ist das Leben" konnte hingewiesen werden. Merkwürdig, daß Leute, die Hauptmanns Drama rühmen, Wedekinds hart tadeln. So innig wie das des Schlesiers ist es nicht; die Intensität des Naturempfindens ist geringer und wir sehen im Riesengebirge zwei Gestalten, die der Luludichter nicht machen könnte. Dafür ist seine Tatze stärker und das Ganze klarer. Beides leider halb nur fertig gemacht und besonders sprachlich nicht mit der gehörigen Liebe betreut. Den „rasenden giftigen Zahn" habe ich schon citirt; doch giebts noch andere schlimme Stellen. „Die letztere". „Veritable Goldhäufchen". „Antiquarisch aufgehängte alte Rümpfe". „Du heiliger Hauch, o zünde nicht in meiner Brust die Feuersbrunst der Gier und wilden Lüste auf, daß ich, Saturn gleich, nicht die eignen Kinder schlucken muß." (Wobei noch nicht das Aergste ist, daß Kronos, für den nach Römerart hier Saturn gesetzt ist, seine Kinder ja nicht aus Gier verschlang, sondern, weil Frau Gaea ihm prophezeit hatte, eins seiner Kinder werde ihn entthronen.) Nur die Hast kann solche Mängel erklären. Doch Herrn Hauptmann wird Alles verziehen. Nie ist einem tastenden Talent so zärtlich der Weg geebnet worden. Die Reichsten und Zeitgemäßesten haben es nicht so leicht gehabt; nicht Schiller und nicht Victor Hugo, der 1830 doch Alles mitbrachte, was die Stunde begehrte. Was der Schlesier thut, ist wohlgethan. Im vorigen Jahr gab er uns „Elga"; eine neun Jahre vorher in drei Tagen entstandene Skizze, von der er öffentlich sagte, sie sei „durch eine Novelle von

Grillparzer angeregt worden." Angeregt? Er hatte Grillparzers Novelle „Das Kloster bei Sendomir" dramatisirt und an dem Original nicht mehr geändert, als in solchem Fall üblich ist Jedem Anderen hätte mans vorgeworfen; er hörte keine Tadelswörtchen. Neun Jahre lang hatte er die Dramenskizze selbst für unaufführbar gehalten; nicht einmal des Druckes würdig. Nun kam sie aufs Theater: und wurde von den Getreuen für ein Meisterwerk erklärt. Ein paar starke Stellen sind drin. Erstens aber stört der Einfall, den Ritter ein fremdes Schicksal träumen zu lassen (bei Grillparzer erzählt Starschenski, als Mönch, sein eigenes Erleben), die innere Einheit; und dann ist das Ganze doch zu fleischlos, zu sehr dürres Exerzitium, als daß mans loben dürfte. Von Psychologie, von vorbereitender Dramaturgenkunst kann kaum die Rede sein; nur derbe Spannungreize wirken, die gerade von der Hauptmannagarde sonst doch streng verpönt werden. (Manches Werk Jüngerer, Eulenbergs „Leidenschaft" und „Blaubart", Vollmoellers „Katharina von Armagnac", hätte viel besseren Anspruch auf die Bühne.) Ich las „Elga" jetzt wieder und hatte wieder den Eindruck, daß man eine so flüchtige Skizze keinem Anderen passiren ließe. Fand übrigens eine Stelle, die schon auf die Pippastimmung hinweist. Starschenskis Vision. „Ich träumte von einem jungen Weibe. Das Weib war nackt und es tanzte die ganze Nacht. Sie tanzte, tanzte, tanzte auf eine qualvolle Weise vor mir. Der kalkbleiche, geisterhaft blasse, wie vor Entsetzen blasse Mond schien über ein weites, gebirgiges Land. In diesem weiten, gebirgigen Land, das war wie ein im Sturm erstarrtes Meer, wuchs nichts; kein Halm, weder Baum noch Strauch. Es kam mir im Traum vor, als seien die Berge gethürmt und die Thäler gefüllt mit Menschenknochen und Menschenschädeln. Darüber tanzte das Weib. Aus ihren Augen hervor kam zuweilen ein Licht, das den Mond verdunkelte. Aus ihnen hervor quoll dann wieder der Tod und die Nacht. Sie konnten die Thäler und Berge grünen machen mit einem Blick. Da flossen die Bäche, da fingen die Birken zu duften an." Ungefähr so spricht nun die Glashüttenmenschheit. (Der alte Wann, der die Menschenseelen wie „Gondelschiffchen" hinfahren läßt, hat Goethes „Geistesgruß" gelesen: „Mein halbes Leben stürmt' ich fort, verdehnt' die Hälft' in Ruh'; und Du, Du Menschen-Schifflein dort, fahr' immer, immer zu!") Wunderlich auch hier schon die Neigung zu dunklen Redewindungen, aus denen es bedeutend klingt, in die der Sinnsucher aber nicht einzudringen vermag. Ein Schillerprolog (aus dem vorigen Jahr) beginnt mit den Versen: „Klar, in dem weißen Schein der Mitternacht, erstrahlen weiße Gipfel: weit hinein ins Land und weit hinaus und weit hinauf. Und aus der dunklen Reinheit niederwärts quellen die goldnen Brunnen uns: die Sterne!" Und von Schiller wird gesagt: „Sein Tiefstes ist Musik." Von Einem, dem kein lyrisches Gedicht gelang.

* * *

Die neuste Losung ist: Man soll nicht nach einem Sinn suchen, sondern sich an dem Spiel freuen. Auch Goethes Schlangenmärchen ist nicht zu deuten (wirklich nicht?) und nur Pedanten fordern überhaupt Deutung eines Gedichtes. Auf diesem Weg gehe ich nicht mit. Gebe aber zu, daß er der einzige ist, auf dem Pippa gerettet werden kann. Was an dem Märchen irgend zu loben ist, habe ich (Manche finden: allzu eifrig) gelobt. Das Ganze aber wirkt wie das Summen, das aus einer Muschel in unser Ohr dringt. Ein Weilchen lauscht man gern; Etwas vom Leben des Meeres schwingt in dem Getön mit. Dann aber reibt man die Ohren; wird des sinnlosen Klingens müde. Und hier, wo Alles, was, unter der Bewußtseinsschwelle, in Herz und Hirn sich regt, ans Licht gefördert werden soll, wo sogar mit philosophischen Begriffen gewirthschaftet wird, will man verbieten, den Sinn zu suchen? Damit macht man sich die Zustimmung doch allzu bequem.

Zwei Stunden lang hat sich, am ersten Abend, das Publikum der Forderung ge-

fügt. Ein Publikum, das nie weiß, was ihm gefallen darf, und, um sich nicht zu blamiren, Ergriffenheit heuchelt. Hat sogar wüthend geklatscht; trotzdem dieses stille Stück Dem selbst, den es entzückt, zu Beifallsgetöse keinen Anlaß bietet. Erinnert Ihr Euch noch an Gracians Satire, in der Keiner sich aus der Wunderbude fortrühren mag, „weil Keiner sich zu der Einsicht, daß er ohne Einsicht sei, bekannte, vielmehr Alle sich für sehr einsichtig hielten, ihren Verstand ungemein estimirten und eine hohe Meinung von sich hegten"? Wie herrlich, spricht da der Bakkalaureus, der einen Esel als ein geflügeltes Wunderthier bestaunt; „welche großen Gedanken! Welche Sentenzen! Laßt sie mich aufschreiben! Es wäre ewig schade, wenn auch nur ein Jota davon verloren ginge!" Genau so stehts um unser Theaterpublikum; wer die Presse hat, kann ihm Alles aufschwatzen. Diesmal wurde der Eifer ein Bischen zu laut und nach dem schwachen letzten Akt kam die Reaktion. Heftiges Zischen. Wozu der Lärm? Jeder sagt, einen Sinn habe er nicht gefunden. Konnte man dann nicht ruhig sitzen und dem Muschelgeräusch lauschen, mit Andacht oder mit bezähmter Ungeduld? Und ein naives Publikum haben wir überhaupt nicht mehr. Keins, das den Muth seiner Meinung hat. Die Leute, die nach dem ersten Abend kommen, haben die Zeitungen gelesen und wagen nicht, zu dem Rezensenten des Lokalanzeigers, der ihnen die Abgrundtiefe des Gedichtes angepriesen hat, zu sprechen, wie Grillparzer zu dem „Nachtreter" sprach: „Du nennst ihn tief? Halt' immer Dich daran! Dem Frosch ist jeder Pfuhl ein Ozean. Wär' er so tief, wie uns Dein Mund verkündet, Du wärst der Letzte, Freund, der ihn ergründet". Oder zu dem profunden Dichter selbst: „Du denkst und denkst! Wir wollen gern Dirs danken; doch gieb Dein Denken nicht, nein: gieb Gedanken!"

* * *

Die Aufführung war recht anständig; nicht mehr. Alles Reale, Greifbare gut getroffen. Vorzüglich Herr Meinhard in der kleinen Rolle des Italieners; so klug, diskret, echt wie als Japaner Bahrs. Auch Herr Grunwald, der Schnitzlers jungen Fürsten so unzulänglich spielte, als Handwerksbursch und Poet allerliebst; ein gelungener Versuch, zu stilisiren, ein Kerlchen aus Schwinds Rosenwelt auf die Bretter zu stellen. Herr Rittner, der den Michel noch fröhlicher und doch nervöser gespielt hätte (freilich ein Bischen rund für den Kümmerling ist), mimte den alten Glasbläser, wie jeder erfahrene Spieler ihn mimen würde. Mit der „mythischen Persönlichkeit" des alten Wann quälte sich Herr Sauer, der kein Rhetor ist und mit der kränklichen Vornehmheit, die ihn manchmal aus der Reihe leuchten läßt, hier nicht wirken konnte. Herr Reicher (der den Johannes Rosmer an Herrn Sauer abgeben müßte) war der Mann für die Sprecherrolle, für die er all seine Okkultistenandacht mitgebracht hätte. Pippa selbst, das junge Fräulein Orloff, von eckiger Grazie, doch ohne leuchtenden Mädchenreiz. Wenig Individualität bis jetzt; die Sicherheit der Theaterkinder. Und, in dem geschmacklosen Anzug, Etwas vom Duft einer Hinterhauswohnung. Petite agenouillée. Das Gefühl der drei Männer, die Pippa begehren, ist doch nicht pervertirt. Daß diese allzu bretterfeste Anfängerin schon wieder zum Genie gemacht werden soll, gehört zum Ganzen. Besser als sonst im Emil Lessing-Theater war das szenische Kleid (an dem der Maler Joseph Block mitgewirkt hatte). Man sah bewohnbare und bewohnte Räume. Nur die Phantasie wohnte nicht drin. Deren Reich ist dem Direktor Brahm und seiner Mannschaft unzugänglich. Wir wollen doch lieber auf festem Boden bleiben, sagt er; und bleibt da, auch wenn die Dichtung Flugversuche fordert. In diesem Märchendrama wäre die wichtigste Aufgabe gewesen, schon den ersten Akt in phantastische Stimmung zu heben. Um den Uebergang zu ermöglichen. Daß dieser erste Akt wie einer aus dem Weberdrama gespielt wurde, scheint aber keinen Rezensenten gestört zu haben.

* * *

Bei der Beschäftigung mit dem dunklen Glashüttenmärchen fielen mir Sätze ein, die Goethe über die dramatische Form geschrieben hat: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres; allein sie ist ein- fürallemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wems nicht gegeben wird, wirds nicht erjagen; es ist, wie der geheimnißvolle Stein der Alchimisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können. Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinwand, durch Puppen vor Kindern ausführen läßt." Auch ein Pedant? Mich dünken solche Sätze heute wieder recht lehrreich. Muß die Reise denn immer ins höchste Gewölk und in die tiefsten Abgründe gehen? Jeder sich als Weltanschauer, Welträthsellöser etabliren? Jede anmuthige fumisterie für ein Wunder bergendes Mysterium ausgegeben werden? Auch in Paris hats, trotzdem nicht nur Sarcey und Faguet, sondern auch Brunetière und Lemaître widersprachen, ein Häuflein, eine Sekte ein paar Jahre lang versucht. Und die Folge? Im Vaudeville ist Beyerleins „Zapfenstreich", im Théâtre Antoine gar unser braves „Alt-Heidelberg" das Saisonstück. Bei Antoine, der zuerst die Naturalisten, dann die Symbolisten auf die Bühne gebracht hat und von dem alten Theater keinen Stein auf dem anderen lassen wollte. Als ob das Theater sich enttheatralisiren ließe.

Auch bei uns sind Symptome solcher Entwickelung längst sichtbar; kommt sie, dann war aller Lärm, alles Mühen umsonst. Dann ist der londoner Theaterzustand die nächste Etape. Darum sollte man ein feines Talent nicht in Wirrniß hetzen. Daß Herr Hauptmann viele Freunde hat, ist recht schön (könnte ihn aber auch nachdenklich stimmen: den ganz Großen ists nie so gut geworden); daß sie blind aber Alles, was er bringt, rühmen, ist eine Gefahr (und nicht nur für ihn). Wenn er sich bescheiden lernte, könnten ihm wunderhübsche Sachen gelingen; wenn er Weltanschauung zu dichten und zwischen Leinwänden das Kalon zu finden strebt, gleicht er immer ein Wenig dem holden Buben aus Berlichingen, der Hansens Küraß umgeschnallt hat. Für solche Mummerei ist er zu schade. Das ihm rücksichtlos zu sagen, ist nicht nur Recht, sondern Pflicht des Kritikers. Dem Freund, sagt Goethe, „dem Liebhaber der Künste, besonders dem, der sammelt und bezahlt, wird es immer unvorschreiblich frei bleiben, zu loben, zu schätzen, sich zuzueignen, was ihm persönlich am Meisten behagt; nur verlange er nicht, daß wir einstimmen sollen, ja, er zürne nicht, wenn wir ihm den Künstler manchmal zu rauben und auf andere Wege zu lenken vorhaben sollten... Man kann in Deutschland oft bemerken, daß Derjenige, der einen sogenannten Lieblingschriftsteller der Nation streng tadelt, immer wegen eines bösen Herzens in Argwohn steht, wenn auch seine Grundsätze und Argumente die Güte seines Kopfes ziemlich in Sicherheit setzen ... Wir möchten mit dem Künstler sprechen und ihm Anlaß geben, das Bestmögliche, sich selbst und Anderen zur Freude, hervorzubringen. Indessen mag sich das Publikum ja an unsere Urtheile nicht kehren, lieben und verwerfen, wie es der Tag mit sich bringt. Der Pädagog fragt nicht nach den augenblicklichen Einfällen der Kinder, der Arzt nicht nach der Sehnsucht und den Grillen des Patienten, der Richter nicht nach den Leidenschaften der Parteien."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Februar 1906.

Größe und Zufall.

Der Mensch ist gerade nur so groß wie die Welle, die unter ihm brandet.
Bismarck.

Kaum läßt sich ein merkwürdigeres und problematischeres Schauspiel denken als eins, das man das Gezeitenphänomen des Menschengeistes nennen könnte. Wie der Ozean unaufhaltsam zwischen Ebbe und Fluth oszillirt, so bewegen sich die herrschenden Geistesrichtungen der Individuen und Völker immerdar zwischen scheinbar konstanten Extremen, so daß sie, an ihren Gipfelpunkt gelangt, meist plötzlich und unvermittelt in ihr gerades Gegentheil umschlagen. Und dieses Verhältniß ist um so merkwürdiger, als es bisher noch nie gelungen ist, seinen nothwendigen Charakter darzuthun: wohl hat man ein Gesetz des psychologischen Kontrastes aufgestellt; wohl konnte man a posteriori Gesetzmäßigkeiten in der Entwickelung der Menschheit nachweisen; doch um wirkliche Gesetze, analog denen der Natur, handelt es sich in keinem der betrachteten Fälle. Denn das Wesen des Gesetzes, als einer konstanten Beziehung zwischen wechselnden Faktoren, besteht darin, daß es aus dem Vergangenen das Zukünftige mit Sicherheit vorauszusehen gestattet. Voraussehen, mit Gewißheit vorausbestimmen können wir aber in der Geschichte nichts. Die Entwickelung des Menschengeschlechtes ist eben eher einer Schachpartie als dem Wachsthum des Huhnes aus dem Ei heraus vergleichbar; das Ergebniß des Geschehens hängt zum größten Theil von anderen Faktoren ab als von den Regeln, die seinen Weg bezeichnen. Verliefe der Weltprozeß draußen in der Natur nach den Konventionen des Schachspiels, so hätten wir bis heute noch kein einziges Naturgesetz entdeckt.

Im Großen dürfte das Problem daher schwerlich je gelöst werden. Doch betrachten wir ein begrenztes Gebiet, so ist das Unternehmen nicht ganz

hoffnunglos: wenn wir erfahren, daß die selben Thatsachen zu diametral entgegengesetzten Theorien führen können, daß das selbe Problem, je nach Zeiten und Umständen, grundverschiedene Lösungen erfährt, ohne daß der einen über der anderen ein absoluter Vorzug zukäme, so haben wir hier wiederum einen Ausdruck des Gezeitenphänomens im Menschengeist, von dem ich soeben sprach. Sollte es hier nicht möglich sein, die gesetzmäßige Beziehung zwischen Ebbe und Fluth aufzudecken? Ich will es an einem besonders typischen Beispiel versuchen: an dem wechselvollen Sinn, der dem Begriff der historischen Größe untergelegt werden kann und zu verschiedenen Zeiten (nach dem Gesetze des psychologischen Kontrastes) auch wirklich innegewohnt hat.

Es giebt Leute, die den autonomen Charakter der menschlichen Größe einfach leugnen. Und ich meine damit gar nicht die zahlreiche Kategorie der Gleichheitschwärmer und Humanitätdusler (sie kommt für das Problem nicht in Betracht, wie groß ihre politische Bedeutung immer sein mag); ich denke an durchaus ernst zu nehmende Theoretiker, deren extremsten Typus wohl Graf Leo Tolstoi bezeichnet. Dieser große Mann unternahm in „Krieg und Frieden" bekanntlich den Nachweis, daß das Genie nichts, die Verhältnisse Alles seien; daß Napoleon nur das Produkt oder allenfalls der unverantwortliche Repräsentant seiner Zeit sei, als deren Schöpfer aber nicht betrachtet werden dürfe. Diese These klingt freilich paradox genug: gerade Napoleon, der dämonische Vergewaltiger Europas, sollte nur Ergebniß, nicht Anfang sein? Und doch hat Tolstoi nicht ganz Unrecht. Mit der Einseitigkeit des Propheten beleuchtet er die Seite eines verschränkten Zusammenhanges, die allein ihm wesentlich erscheint, so grell, daß alle anderen in schwärzestes Dunkel gehüllt erscheinen. Doch ist diese Seite wirklich vorhanden; sie ist keine Fiktion: unter anderen Verhältnissen wäre Napoleon gewiß nicht Der geworden, der er ward. Es ist wirklich wahr, daß man das Persönliche vom Aeußerlichen nicht lösen kann, ohne Wesentliches mit preiszugeben; ja, es ist in gewisser Hinsicht sogar möglich (die pragmatische Geschichtauffassung hat es oft genug bewiesen), a posteriori von den Umständen auf die Persönlichkeit zu schließen. So hat es Buckle mehr oder weniger verhüllt in seiner Geschichte der englischen Civilisation gethan; und nicht weit davon entfernt ist der Standpunkt, den Taine in seiner Philosophie der Kunst einnimmt. Verfolgen wir diese Denkrichtung nun bis in ihre letzten Konsequenzen, so entdecken wir zwar, daß sie auf einer absurden Voraussetzung fußt: auf der, daß der Zufall das treibende Moment der Weltgeschichte sei (denn äußere Umstände tragen in Bezug auf die wirkende Persönlichkeit durchaus den Charakter des Zufälligen); doch hindert Das nicht, daß auf diese Weise eine in sich zusammenhängende, anregende und in mancher Hinsicht sogar sehr befriedigende Weltanschauung zu gewinnen ist, die allerlei sonst versperrte Ausblicke eröffnet. Aus der historischen

Literatur brauche ich keine Beispiele anzuführen; sie sind bekannt genug. Wie aber lassen sich die folgenden Erscheinungen verstehen, wenn die äußeren Umstände kein wesentliches Moment bedeuten sollen? Zahllose Begabungen, jugendfrische Kräfte verglühen thaten- und ruhmlos, weil sie gegen übermächtige Hindernisse anzukämpfen hatten; so mancher große Geist hat seine Erhöhung Verhältnissen verdankt, die in keiner Weise von ihm abhängig waren, so daß man wirklich behaupten könnte: Auch der Starke erringt die ihm gebührende Stellung nie durch sein bloßes Verdienst; in Friedenszeiten bleibt das größte Strategengenie unbemerkt. Und was hat das tragische Ende so manches Helden Anderes zu bedeuten, als daß der Genius nichts weniger als selbstherrlich ist? Wenn unzählige großangelegte Naturen groß sterben mußten, statt in Größe leben und wirken zu dürfen, so können sie als eben so viele Beweise gegen die Autonomie der Persönlichkeit aufgefaßt werden. Und wie ist es (um das Letzte zu sagen) mit der Unsterblichkeit, der Ewigkeit überragender Geister bestellt? Auch sie erscheint, genauer betrachtet, als ein eminent Zufälliges: die Erhaltung der Schriften Platos verdanken wir gewiß nicht ihrer Bedeutung — wie viel Unsterbliches ist nicht unwiederbringlich verloren gegangen! —, sondern der Güte des Geschickes, das nur allzu häufig blind waltet. Völker gehen unter, neue entstehen. Sprachen gerathen in Vergessenheit, die einst die Welt beherrschten. Was eine ferne Zeit von Deutschlands gewaltigsten Geistesheroen wissen, ob sie einen Goethe überhaupt dem Namen nach kennen wird: Das vermag kein Prophet vorauszusagen. Der Mensch erinnert sich dauernd ja nur der Erzeugnisse seiner Phantasie, des Mythos, des Märchens; das Faktische vergißt er überraschend schnell. Gäbe es keine Schrift, keine Bibliotheken, so wüßte das französische Volk, wie Remy de Gourmont einmal behauptete, vielleicht heute schon nichts mehr von Napoleon; sein Name wäre verschollen und seine Thaten würden am Ende dem Gargantua oder sonst einem mythischen Helden zugesprochen. Und wenn die Erinnerung der Völker das Andenken der Großen nicht einmal sicher aufbewahrt, wenn das Leben fortschreitet, als wären sie nie gewesen: wie kann es richtig sein, aus den Persönlichkeiten, die ihrer Zeit ihren Stempel aufzudrücken scheinen, das historische Geschehen der Folgezeit abzuleiten? Sollte den namenlosen Faktoren, wie Tolstoi es will, nicht wirklich die Hauptbedeutung innewohnen? Zunächst können wir nur das Folgende aussagen: Sicher ists wahr, daß äußere Umstände, die man im extremen Fall geradezu als Zufälle ansprechen darf, bei der Entstehung und Dauer menschlicher Größe eine wesentliche (obwohl gewiß nicht die einzige) Rolle spielen. Selbst wenn man die hierauf fußende Weltbetrachtung auf die Spitze treibt und ihr gleichsam den Boden unter den Füßen raubt, gestattet sie noch fruchtbare Ausblicke. Deshalb muß jede Problemstellung, die vom Aeußerlichen und Zufälligen gänzlich absehen zu können wähnt, in sich fehlerhaft sein.

Diese Erkenntniß ist um so wichtiger, als heute gerade die zuletzt bezeichnete Anschauungart herrscht. Mehr denn je ist man geneigt, den Großen allein alles Verdienst um den Werdegang der Menschheit zuzusprechen. Völker und alle sonstigen Faktoren bedeuteten nur das Material, aus dem sich der überragende Geist seine Welt gestalte. Diese Auffassung hat viel für sich: und jedenfalls ist es rationeller, zu sagen, daß die großen Männer die Geschicke der Völker lenken, als das Gegentheil zu behaupten. Diese Auffassung ist auch die einzig natürliche, dem naiven Verstand unmittelbar einleuchtende: denn betrachtet man die Geschichte in ihrem aktuellen Ausdruck, so sind es augenscheinlich einzelne Persönlichkeiten, aus denen sich das Weltgeschehen entwickelt; geben sie doch dem Treiben dunkler Mächte den Namen; und mit namenlosen Kräften ist schwer zu rechnen, ja, es ist schwer, überhaupt nur um ihr Dasein zu wissen. Wäre es möglich, die Historie in der Form einer mathematischen Gleichung darzustellen, so könnte man die Ergebnisse wirklich aus Beziehungen herleiten, in denen nur die Großen als selbständige Symbole figuriren, alle anderen Faktoren als konstant betrachtet werden oder unberücksichtigt bleiben. Unter Voraussetzung der absoluten Autonomie der großen Persönlichkeit ist also ein geschlossenes und befriedigendes Geschichtbild zu gewinnen.

Leider gilt das Selbe aber, wie wir sehen, auch von der entgegengesetzten Anschauungart, die aus den bloßen Verhältnissen die Geschichte zu erklären unternimmt. Beide sind möglich, scheinen im selben Grade der Wahrheit zu entsprechen. Wie verstehen wir diese eigenthümliche Erscheinung? Offenbar sind beide Auffassungarten nur in gewisser Hinsicht richtig; sie sind beide falsch, insofern sie einseitig sind, und ein verwickelter Zusammenhang ist von einer Seite her niemals zu erschöpfen. Weder läßt sich das Genie aus den äußeren Umständen noch lassen sich diese aus jenem verstehen. Da aber die menschliche Größe trotzdem sowohl als Resultat und Produkt wie als Anfang und bewegende Kraft betrachtet werden kann: sollte da am Ende ein Wechselverhältniß vorliegen? Nur in diesem Fall wäre verständlich, daß auf die selben Thatsachen zwei entgegengesetzte und dennoch annähernd gleichwerthige Theorien gegründet werden können, deren Wechsel in der Zeit den Eindruck erweckt, als sei die Wahrheit schwankend wie das Meer, das unaufhaltsam zwischen Ebbe und Fluth oszillirt.

Friedrich der Große sagt in einem Jugendbrief: „Il y a un bonheur de venir à propos dans le monde, sans quoi on ne fait jamais rien.“ Man muß Glück haben; oder es muß Einem Gnade zu Theil werden, wie Künstler und Mystiker sich gern ausdrücken; sonst gelingt Einem nichts. Das ist eine altbekannte Wahrheit. Meinte doch sogar Goethe, man müsse, um Bedeutendes zu leisten, erstens ein guter Kopf sein und zweitens eine große Erbschaft machen. Das Merkwürdige ist aber, daß den großen Männern auch

wirklich stets das nöthige Glück ward. Hier bestätigen die Ausnahmen nur die Regel. Woher kommt es, daß die Großen stets Lieblinge des Schicksals waren? Sie selbst wußten hierüber nichts zu sagen, aber sie glaubten daran; ja, sie rechneten damit. Man denke nur an die beinahe abergläubige Ehrfurcht, die ein Caesar, ein Wallenstein, ein Bonaparte ihrem Fatum oder ihrem Stern zollten. Und wenn Andere, wie etwa Luther oder Bismarck, mit gleicher Festigkeit auf die göttliche Vorsehung bauten, so ist es psychologisch das selbe Verhältniß, nur anders gekleidet. Hier von Zufall zu reden, ist zwar leicht, doch kein Zeichen großer Urtheilskraft: ein Zufall, der sich jedesmal einstellt, wo ein großer Mann und eine große Zeit einander kreuzen, ist eben kein Zufall; es ist eher eine Gesetzmäßigkeit. Und gegen diese Auffassung vermag der Einwand nichts auszurichten, daß viele bedeutende Begabungen aus äußeren Gründen steril blieben: Begabung ist ein ganz unbestimmter Begriff, denn er bezeichnet nur eine Möglichkeit; und Möglichkeiten sind keine Thatsachen; die aktuelle Größe innerhalb gegebener Verhältnisse ist dagegen etwas sehr Bestimmtes, Konkretes. Und wenn wir nun erfahren, daß Größe stets nur durch das Zusammentreffen von Anlage und Umständen entsteht, daß ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen dem rein Innerlichen und dem schlechthin Aeußerlichen stattzuhaben scheint: wie verstehen wir dieses Verhältniß? Fürst Bismarck, der es besser als irgend ein Anderer wissen konnte, hat das erlösende Wort gesprochen: „Der Mensch ist gerade nur so groß wie die Welle, die unter ihm brandet.“ Begreifen wir dieses tiefen Wortes vollen Sinn, so haben wir des Räthsels Lösung in Händen.

Das Leben ist, obwohl für das in sich gekehrte Denken ein Absolutum, aus objektivem Gesichtswinkel etwas durchaus Relatives: nämlich eine Beziehung auf Etwas. Jeder Organismus existirt nur in Bezug auf die Außenwelt; von ihr hängt es wesentlich ab, durch sie ist seine äußere Erscheinung bedingt. Besonders deutlich tritt dieses Verhältniß bei den niederen Seethieren hervor: bei ihnen ist das äußere Milieu (das Meerwasser) zugleich das innere, Dasjenige, was bei uns die Lymphe oder das Blut bedeutet. Hier läßt sich Inneres und Aeußeres, grob und ungenau ausgedrückt: Ich und Außenwelt, nur durch gewaltsamste Abstraktion scheiden. Ein Seestern lebt nicht nur im Wasser, sondern existirt auch nur in Bezug auf das Wasser; dieses gehört mit zu seinem eigenen Inneren. Es ist unmöglich, zwischen dem lebenden Thier und seiner Umgebung eine reale Grenze zu ziehen. Beim Menschen ist genau das Selbe der Fall; nur in komplizirterer Ausdrucksform. Auch bei ihm kann man nicht sagen: hie Mensch, dort Welt; sondern die Welt, so weit sie für ihn in Betracht kommt, gehört recht eigentlich zu seinem Ich. Der Körper lebt nur durch die Außenwelt (die Luft, die Nahrung), der Geist nur durch und in Bezug auf die Natur, die er sich durch den Erkenntnißprozeß eben so ein-

zugliedern strebt wie der Leib durch den Stoffwechsel. Deshalb darf man kein Lebewesen an sich der Natur an sich gegenüberstellen: Beider Verhältniß ist ein so inniges, daß jede scharfe Trennunglinie den Thatbestand zerreißt. Wenn das scheinbar Aeußere nun mit zum Inneren gehört, dann darf man überhaupt nicht sagen: der selbe Organismus würde sich unter anderen Verhältnissen abweichend entwickelt haben; nein: unter anderen Umständen hätte er seinem inneren Wesen nach nicht der Selbe sein oder wenigstens nicht bleiben können. Die Biologie beweist Das deutlich genug: Höhlenthiere, die gewöhnlich blind sind, gewinnen Sehvermögen, wenn sie andauerndem Tageslicht ausgesetzt werden; die Süßwasserhydra ist mit der marinen nicht identisch, obwohl Beide in einander verwandelt werden können. Und lehrt die Paläontologie nicht genau das Selbe? Die selben Organisationtypen, denen wir in der Trias begegnen, beharren zwar noch heute; doch in wie sehr veränderter Gestalt! Dieser Wandel läßt sich, trotz Darwin, nur so wirklich verstehen: unter den triadischen äußeren Bedingungen (die von den heutigen wesentlich abwichen) konnte sich das Leben nicht in der selben Gestalt ausprägen wie heutzutage; die veränderten Lebensumstände zogen nothwendig (nicht aus Zufall) korrelativ abweichende innere Organisationen mit sich, weil das Leben überhaupt nur in Bezug auf die Außenwelt existirt und jede bedeutende Veränderung in dieser ihr Echo in jenem finden muß. Hier gilt es, völlig klar zu sein: das Leben paßt sich gar nicht (dank Glück oder Zufall, wie die Darwinisten und Lamarckianer es verstehen) den äußeren Bedingungen an, denn es steht ihnen ja gar nicht selbständig gegenüber; sondern es liegt in seinem inneren Wesen, durch immanente Zweckthätigkeit sein Gleichgewicht in der Natur zu behaupten. Durch immanente Zweckthätigkeit: darum muß es, falls die Umgebung sich wandelt, nothwendig auch selber andere Gestalt annehmen. So gehören denn die äußeren Bedingungen mit zur Charakteristik des inneren Lebensgesetzes; jede Trennung bedeutet gewaltthätige Störung des Thatbestandes und fehlerhaftes Denken.*)

Wenden wir uns nun, an Einsicht bereichert, zum Menschen zurück. Der Erfahrungsatz, daß sich das Leben niemals wiederholt, bewahrheitet sich wohl nirgends auf schlagendere Weise als in unserer eigenen Geschichte: Typen wie die Hellenen, die alten Römer sind später nie wieder aufgetreten; und der moderne Mensch ist in früheren Zeitaltern nirgends zu entdecken. Man nennt Das nicht selten Fortschritt; meinetwegen. Sicher ist nur: die alten Typen

*) Näheres hierüber findet man in den beiden letzten Kapiteln und im Epilog meines bei Bruckmann in München erscheinenden Werkes: „Das Gefüge der Welt, Versuch einer kritischen Philosophie.“ Zugleich kann das hier Gesagte als Ergänzung des dort Vorgetragenen betrachtet werden; es führt einige Gedanken aus, die in meinem Buch nur angedeutet werden konnten.

sind ausgestorben, durch andere verdrängt; warum? Nun, weil auch der Typus „Mensch", gerade so wie jeder andere, durch die Außenwelt geformt wird, an der Außenwelt erwächst. Die außerordentlich qualifizirte Konstellation (in Bezug auf Rasse, Milieu, Zeit, geographische Lage u. s. w.), dank welcher einst Griechen möglich waren, ist nie wieder eingetreten. Unter neuen Verhältnissen mußte sich der Mensch, mochte auch der Blutstrom ununterbrochen fortrinnen, nothwendig anders entwickeln: denn das innere Gesetz des Organismus modifizirt seinen Ausdruck korrelativ zu den äußeren Umständen. Das liegt im Wesen des Lebens. Und darum giebt es heute nicht nur keine Griechen mehr: sie wären in der modernen Welt auch nicht einmal möglich. An der Spree im neunzehnten Jahrhundert wären sie unfehlbar Berliner geworden.

Das Selbe gilt von den einzelnen Persönlichkeiten Ein Plato war nur einmal: es war nur ein Homer, ein Caesar, ein Descartes. Wir können annehmen, daß ähnliche und gleich große Begabungen auch zu anderen Zeiten entstanden sind. Nur ist sicher, daß sie sich unter anderen Verhältnissen so abweichend ausprägen würden, daß wir nie auch nur auf den Gedanken eines Vergleiches kämen. Zur Charakteristik einer Persönlichkeit gehört eben viel weniger die Anlage an sich als die Art, wie sie sich ausdrückt; diese aber hängt wesentlich von äußeren Umständen ab, das Wort im weitesten Sinn verstanden. Das Aeußere gehört mit zum Inneren. Unter anderen Bedingungen hätten ein Bismarck, ein Goethe nicht nur nicht das Selbe zu erreichen vermocht, nein: sie wären ihrem innersten Wesen nach nicht die Selben geworden und gewesen. Darum ist es gänzlich falsch, die Persönlichkeit an sich der Zeit an sich gegenüberzustellen: jeder Mensch ist, wie er ist, nur unter den zeitlichen und sonstigen Umständen, in denen er wirklich lebt, überhaupt möglich.

Jetzt haben wir den Kern unseres Problems erfaßt. Zwischen der großen Persönlichkeit und den Verhältnissen, die sie umringen, herrscht keine äußere, zufällige, sondern eine innere, gesetzmäßige Beziehung. Aus diesem und nur aus diesem Grunde ist das Paradoxon möglich, daß man die Männer aus der Zeit, die Zeiten aber auch aus den großen Männern deduziren kann. Wo ein Wechselverhältniß vorliegt, da führt einseitige Betrachtung aus verschiedenen Gesichtspunkten nothwendig zu entgegengesetzten Theorien, die beide gleich richtig sind. Falsch ist nur das Wichtigste: die Einseitigkeit selbst. Das Leben kann weder aus dem Organismus an sich noch aus seinem Milieu an sich, sondern nur aus ihrem Verhältniß zu einander verstanden werden. Diese so naheliegende Auffassung dürfte den Meisten dennoch befremdlich klingen, denn sie steht in schroffem Gegensatz zu aller gewohnten Psychologie. Die Meisten konstruiren sich aus faktischen Daten einen abstrakten Goethe und sehen dann zu, wie sich dieses Wesen zur Außenwelt verhielt. Dabei vergessen sie aber, daß jener Goethe seinem innersten Wesen nach nur unter den äußeren Bedingungen

möglich war, unter denen er lebte; unter anderen wäre er kein Goethe geworden. Oder aber sie betrachten die „große Erbschaft“, die er seinem eigenen Bekenntniß gemäß antrat, und glauben, aus ihr den Genius ableiten zu können. Nur entgeht ihnen dabei das Wesentliche: daß diese Erbschaft nur unter Voraussetzung des Erben, eines einzigartigen Lebensgesetzes, das seine Welt auf einzige Weise zu gestalten wußte, überhaupt zur Erbschaft werden konnte. Auch Andere haben ja zur selben Zeit gelebt, auch Andere Aehnliches erstrebt. Wie Sainte-Beuve sagt: „Avant qu'un grand homme paraisse, il y a plus d'une ébauche de lui, en quelque sorte, qui s'essaye à l'avance et qui manque.“ Genie und äußere Umstände lassen sich eben, wo von Thatsachen und nicht von bloßen Möglichkeiten die Rede ist, überhaupt nicht trennen, weil gerade ihre Beziehung auf einander das Moment bedeutet, das die Größe schafft. Das ist der Sinn des Wortes: „Der Mensch ist gerade nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet.“ Und wie steht es nun mit dem Zufall, dem Glück oder dem Stern, der alle Großen begünstigte? Ich meine, das Wort Zufall hat hier keinen Sinn: wenn weder das Genie ohne korrelatives Glück noch auch das Glück ohne entsprechendes Genie zu innerer Größe führt, dann bedeutet der sogenannte Zufall eine innere Gesetzmäßigkeit, in des Wortes eigentlichster Bedeutung.

Kant hat uns gemahnt, daß wir unsere Ideen nur als regulative, nie als konstitutive Denkprinzipien in die Erscheinungwelt hineintragen dürfen. Und doch läßt sich aus unseren neuen Einsichten ein konstitutives Prinzip ableiten, zwar nicht in Bezug auf die Natur, wohl aber für unser eigenes Leben. Wenn Aeußeres und Innerliches bei den Großen in gesetzmäßigem Zusammenhang stehen, dann muß Das im letzten Grunde bei Jedermann der Fall sein. Bei Jedem von uns ist das Glück eine Fähigkeit, bei Jedem das äußere Schicksal zugleich innerlich bedingt. In tieferem Sinn hängt unser Schicksal stets von uns selber ab. Und wenn es wahr ist, daß es keine großen Männer je gegeben hat, die nicht auch wirklich groß wurden, so muß auch die folgende These zutreffen: Jeder Mensch erreicht Das, was in ihm liegt, was seine Anlagen ihm ermöglichen. Aeußeres Mißgeschick, sofern es ihn lähmt, ist ja stets zugleich auch innerlich begründet; denn der Große wächst am Leiden und nur der Kleine unterliegt. Darum giebt es überhaupt keine hindernden Lebensumstände an sich: sie werden zu solchen erst durch die Art, wie sein inneres Gesetz auf das Aeußere reagirt. Des Menschen Schicksal, wie immer es beschaffen sein mag, ist im tiefsten Grunde sein eigenes Werk. Vielleicht ist der Satz theoretisch nicht einwandfrei; ob eine Theorie richtig ist, kann Dem gleich gelten, den sie fördert; und Goethe sogar erblickte die höchste Lebenskunst darin, sich aus jedem Problem ein Postulat zu gestalten.

Venedig. Hermann Graf Keyserling.

Aubrey Beardsley.

I.

Fremd rauscht es in den steifen Taxushecken,
Die Göttin hebt vom Stein sich dort am Teich;
Und auf dem Weg, den Zeit und Schutt bedecken,
Regt sich der Geister wundersames Reich;

Ein Reifrockrauschen, Fächerschlag und Flüstern,
Zu Stöckelschuhn die schmachtende Kadenz;
Der Atlas knistert, Brüste glühn — und lüstern
Das freche Wort mit tiefster Reverenz.

Durch das Gewirr von rosenfarbnen Stimmen
Tönt plötzlich in der Nacht ein schriller Laut;
In allen Händen nun die Fackeln glimmen
Und lautlos hat der Zug sich aufgebaut.

Auf Zehenspitzen schreiten sie zum Scheiden,
Wo todeskrank der Pierrot-Dichter liegt
Und zitternd auf der Decke, weiß und seiden,
Mit blasser Hand das Kruzifix umschmiegt.

II.

Der Dichter träumt noch: da muß schon der Spuk
So zärtlich lautlos, wie er kam, verrinnen;
Die Fackeln zischen; und wie Herbstesflug
Der Vögel ziehts im Morgengraun von hinnen.

Die Heilige Isolde tritt hervor,
An ihrer Hand geht Salome, die bleiche;
Sie ziehn den Vorhang von dem Himmelsthor:
Der Kranke schaut verklärt in seine Reiche.

Die Glorie rauscht herab aus tiefem Blau
Und goldne Strahlen auf die Erde regnen;
Es schwebt hernieder Unsre Liebe Frau,
Als Königin den Sterbenden zu segnen.

Die Spitzenfalbeln auf dem Lichtgewand
Schaut er entzückt. Dann wird das Auge trüber;
Und leis die Linie singend mit der Hand:
So schlummert er ins stumme Land hinüber.

Hamburg. Theodor Suse.

Das Wesen der Kultur.

Wenige Fremdwörter werden unter Gebildeten öfter gebraucht als das Wort „Kultur"; aber obwohl die Meisten dunkel ahnen, was damit gemeint ist, besteht doch nirgendwo Klarheit darüber, was eigentlich das Wesen der Kultur sei, — wenigstens, wenn aus Dem, was bisher gedruckt wurde, auf Das geschlossen werden darf, was bisher nicht gewußt wurde. Darum verdient die unter dem Titel: „Das Wesen der Kultur" erschienene Abhandlung von Lexis — die das große Werk „Die Kultur der Gegenwart" eröffnet — allgemeine Beachtung; denn sie giebt über diese wichtige Frage aus einem Schatz wahrhaft universellen Wissens in schöner Form erschöpfende Auskunft.

Die Kultur ist, nach Lexis, die Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch die Ausbildung und Bethätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte. Da sie aus der Entfaltung der menschlichen Geistesfähigkeiten entspringt, zeigt sie so viele Seiten, wie sich aus der Mannichfaltigkeit dieser Fähigkeiten ergeben: sie beruht auf dem praktischen Verstande, dem wissenschaftlichen Denken, dem künstlerischen Empfinden und dem sittlichen Wollen. Sie ist das Erzeugniß des Zusammenwirkens der Individuen, wenn diese auch meist bei ihrem Handeln nicht allgemeine Kulturziele im Auge haben, sondern durch persönliche, vielfach rein egoistische Motive bestimmt werden. Die Grundlage aller Kultur ist die wirthschaftliche Kultur, da ohne sie eine höhere Gesittung überhaupt nicht aufkommen kann. Die Triebkraft der wirthschaftlichen Kultur ist das Bedürfniß: um seine Bedürfnisse zu befriedigen, muß der Mensch entweder selbst arbeiten oder Andere für sich arbeiten lassen. Dies geschieht durch den gegen Sklaven oder andere Unfreie geübten Arbeitzwang. Dadurch entsteht eine (wenn auch zunächst noch unvollkommene) Produktionordnung, durch die wenigstens in den oberen Schichten der Gesellschaft die Ausbildung einer höheren Kultur ermöglicht wird. Je mehr sich die auf Eigenthum und Tauschverkehr begründete Rechtsordnung befestigt, um so mehr geht der natürliche, meist kriegerische Thätigkeitsdrang der Menschen in wirthschaftliche Arbeitenergie über, mit der zugleich der Erwerbsgeist erwacht. In den meisten Fällen ist solche wirthschaftliche Thätigkeit mit einem positiven Schaffen verbunden; und insoweit ist der Erwerbsgeist die Kraft, die das ganze ungeheure Getriebe der modernen Volkswirthschaft in Bewegung setzt und durch große Unternehmungen und Anlagen von dauerndem Bestande die Grundlagen der wirthschaftlichen Kultur immer mehr erweitert.

Im Gegensatze zur wirthschaftlichen und der davon abhängigen technischen Kultur gehen die wissenschaftliche und die künstlerische Kultur aus dem sich selbst befriedigenden Forschungtrieb und Schaffensdrang produktiver Geister hervor; wobei aber natürlich die Mitwirkung niederer Motive nicht ausge-

schlossen ist. Die individuellen Kräfte reichen jedoch für sich allein zur vollen Bewältigung der nothwendigen Kulturarbeit nicht aus, und zwar um so weniger, je höher die schon erreichte Stufe ist. Deshalb ist eine Ergänzung der Einzelwirkung durch organisirte Vereinigung nöthig, vor Allem durch die organisirte Kraft der Gesammtheit, die der Staat vertritt, dann auch durch andere gesellschaftliche Organisationen, von denen die Kirche die machtvollste ist.

So setzt die Kultur Staat und Gesellschaft voraus; aber ihren eigentlichen Sitz hat sie in den Individuen. Sie wird daher auch Verschiedenheiten aufweisen, die durch die physischen und geistigen Besonderheiten der Völker und insbesondere durch die Rassenunterschiede bedingt sind. Die Hauptfrage ist hier: ob mit den körperlichen Rassenunterschieden auch intellektuelle und moralische zusammengehen; woraus sich dann die weitere Frage ergiebt: ob alle Rassen durch ihre geistigen Fähigkeiten in gleichem Grade zur Kultur veranlagt sind. Da die Anwort auf diese Fragen heute besonders interessirt und außerdem vorzüglich zu zeigen geeignet ist, wie vorsichtig Lexis seine Urtheile abzuwägen pflegt, will ich sie hier zum Theil wörtlich folgen lassen.

„Die Frage, ob alle Rassen in gleichem Grade zur Kultur veranlagt sind, scheint ohne Weiteres im verneinenden Sinn durch die Thatsache entschieden zu sein, daß auch heute noch die Völkerstämme in ihrer Kulturhöhe eine vielfach abgestufte Reihe bilden und die niedrigsten noch nicht über den Zustand primitiver Unkultur herausgekommen sind. Indessen dürfen Schlüsse auf die Kulturfähigkeit verschiedener Stämme aus den zu einer gegebenen Zeit bestehenden Kulturverschiedenheiten nur mit Vorsicht gezogen werden. Andernfalls hätte man ja zur Zeit des Tacitus ein sehr ungünstiges Urtheil über die Kulturfähigkeit der Germanen fällen müssen; denn in der geistigen Kultur standen sie damals um viele Jahrhunderte gegen die Griechen und um Jahrtausende gegen die orientalisch-egyptische Welt zurück. Die Geschichte lehrt überhaupt, daß die als Kulturträger erscheinenden Völker zu verschiedenen Zeiten nach einander in ihre Rolle eingetreten sind und daß sie einer Auslösung der in ihnen schlummernden Entwickelungskräfte durch die Berührung mit bereits weiter fortgeschrittenen Nationen bedurften. Es kommt also an auf die Kulturfähigkeit einer Rasse unter dem Einfluß einer höheren Kultur; und von diesem Gesichtspunkt aus kann nicht bestritten werden, daß einige Rassen in ihrer natürlichen geistigen Ausstattung hinter anderen zurückstehen."

Dann untersucht Lexis das Verhältniß der verschiedenen Rassen unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturfähigkeit. Es giebt Naturvölker (zum Beispiel: die afrikanischen Zwergvölker), die trotz der Nachbarschaft höher gesitteter Stämme im wilden Naturzustand verharren. Andere Rassen (zum Beispiel: die nordamerikanischen Indianer und Australier) gehen unter der Einwirkung der höheren Kultur zu Grunde. Wieder andere Rassen, wie die Neger, können da, wo sie innerhalb der weißen Bevölkerung leben, nur in einem erheblichen Abstande mit der weißen Rasse parallel gehen und produziren da, wo sie mit einem Anflug von Civilisation sich selbst überlassen sind, geringe Kulturwerthe.

Eingehend vergleicht Lexis die Kulturfähigkeit der weißen und der gelben Rasse. Er kommt dabei zu dem Resultat, es sei wohl möglich, daß die Ostasiaten in der utilitarischen Richtung der Kultur den Vorsprung der weißen Rasse nach und nach einholen und in Zukunft vielleicht mit ihr Schritt halten werden. Aber er bestreitet, daß sie auch den idealen Gehalt des von dem griechischen Genius befruchteten und in der Schule des Christenthumes erzogenen abendländischen Geistes je hervorbringen könnten. Und schwerlich wird auch der gelben oder irgend einer anderen Rasse die reiche Originalität der künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Begabung zukommen, der die weiße Rasse ihre führende Stellung verdankt.

Auch die beiden wichtigsten Völkerfamilien innerhalb der weißen Rasse, die arische und die semitische, vergleicht Lexis. Hier kommt er zu dem Schluß: Semiten und Arier haben seit Jahrtausenden zur Ausbildung der orientalisch-europäischen Kultur zusammengewirkt; aus beiden Völkergruppen sind große Geister hervorgegangen, die auf alle Gebiete des Kulturlebens stark gewirkt haben: da giebt es kein Werthmaß, nach dem man solche Leistungen objektiv gegen einander abschätzen kann. Die körperlichen Merkmale der beiden Völkergruppen lassen sich allerdings durch Massenbeobachtungen exakt ermitteln; aber bei Geistesanlagen und Charaktereigenschaften ist ein solches Verfahren praktisch undurchführbar. Seine Darstellung, die mir der Weisheit letzter Schluß auf diesem so überaus schwierigen Gebiet scheint, schließt Lexis mit den Worten: „Ohne Zweifel haben sich durch geographische oder gesellschaftliche Trennung und durch die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Lage, der Erziehung und der Lebensgewohnheiten gewisse kulturelle Stammesunterschiede entwickelt; aber sie sind durch die mannichfachsten Uebergänge verbunden und verwischen sich rasch bei veränderten Umständen."

Wenn der menschliche Geist der Boden ist, in dem sich die Kultur entwickelt, so übt doch auch die äußere Natur auf die Richtung ihrer Entwickelung und die Größe ihres Wachsthumes einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Und so untersucht Lexis die Bedeutung von Klima, Bodenbeschaffenheit und geographischen Bedingungen auf die Kultur. Dabei unterläßt er nicht, zu konstatiren, daß die Kultur die Tendenz hat, den Menschen wenigstens in seiner individuellen Lebenshaltung von den klimatischen und geographischen Einflüssen immer unabhängiger zu machen. „In großem Umfang ist Dies bereits erreicht worden: von Hammerfest bis Kapstadt, von Dawson City bis Punto Arenas herrscht der selbe Typus des gesitteten Lebens."

Die Thatsache, daß die Kultur sich von Geschlecht zu Geschlecht überträgt oder „vererbt" und in der Geschichte aufsteigt oder auch niedergeht, giebt Lexis Veranlassung, die eben so häufig gebrauchten wie selten verstandenen Begriffe Vererbung und Entwickelung der Kultur auf ihren wahren Gehalt

zu untersuchen. Darauf folgt ein allgemeiner Rückblick auf den geschichtlichen Verlauf der Kulturentwickelung, der den Höhepunkt der ganzen Darstellung bildet.

Die älteste Art von Kultur, die vom Licht der Geschichte erhellt ist — sich übrigens auch als die Ausgangsphase der ganzen späteren Entwickelung in Europa und Vorderasien darstellt —, ist die babylonische. Sie wird charakterisirt durch die allmähliche Einführung des Eisens und die Ausbildung der Ingenieurkunst. Der älteste Sitz dieser Kultur ist zwischen Euphrat und Tigris zu suchen; aber bald breitete sie sich über ganz Vorderasien aus, beeinflußte die assyrische, phönizische, israelitische Kultur und griff schließlich nach Egypten und Griechenland hinüber. Als zweite große Kulturperiode gilt Lexis die Zeit des griechisch-römischen Alterthums. Sie hat der Menschheit nach verschiedenen Richtungen vielfachen Kulturgewinn gebracht. Zunächst zeigte sie die Möglichkeit von bürgerlicher Freiheit, Selbstregirung und Patriotismus. Dann haben die Griechen zuerst die reine, sich selbst genügende Wissenschaft in die Welt eingeführt, indem sie die formale Logik, Philosophie, Ethik, Staatslehre, Geometrie und Astronomie schufen. Endlich ist die griechische Literatur, nach dem Ausdruck Ulrichs Wilamowitz, „die einzige im strengen Sinn originelle auf der Welt; denn die Griechen haben die literarischen Gattungen geschaffen."

Lexis unterscheidet noch drei weitere Weltperioden der Kulturentwickelung: die erste, die von dem Untergang des weströmischen Kaiserreiches an datirt, umfaßt ungefähr ein Jahrtausend; die zweite beginnt mit der Entdeckung Amerikas und der Reformation und schließt mit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Watts Dampfmaschine, die Gründung der Vereinigten Staaten und die französische Revolution wiederum den Anbruch eines neuen Abschnittes der Kulturgeschichte bezeichneten, den eben die Gegenwart repräsentirt. Hier kann meine Feder nicht mehr folgen: ich muß den Leser an das Buch weisen; staunend wird er da eine Universalität des Wissens und Schärfe des Urtheils sehen, die Lexis ermöglichen, diese Kulturen nach allen ihren Richtungen und Ausstrahlungen zu charakterisiren.

Zum Schluß zieht Lexis das Fazit: daß die Kulturentwickelung nicht das von Vielen ersehnte Zeitalter des Friedens und des allgemeinen Glücks heraufbringt. Die moderne soziale Frage führt zu den Klassenkämpfen in der Gesellschaft, die modernen imperialistischen Bestrebungen aller Großstaaten zu internationalen Reibungen und zu Kriegen, die moderne Forschung zum Kampf zwischen dem katholischen Dogmatismus, dem Protestantismus und dem wissenschaftlichen Naturalismus. Der zunehmenden Leistungfähigkeit der Technik stellen sich die zunehmenden Schwierigkeiten gegenüber, die bei einer fortwährend wachsenden Bevölkerung durch den fortwährenden Verbrauch unersetzlicher Naturstoffe entstehen. Man denke nur daran, daß die vorhandenen Steinkohlenmengen in einigen Jahrhunderten fast vollständig aufgezehrt und

daß auch die Eisenerze nicht in unerschöpflicher Menge verfügbar sein werden. Auch das ständige Wachsthum der Bevölkerung dürfte schließlich zu einem Mißverhältniß zwischen der Menschenzahl und der verfügbaren Bodenfläche führen. Die Menschheit wird also zu steter Erneuerung ihrer Anstrengungen genöthigt sein, wenn sie nicht rückwärts gedrängt werden soll. Dazu gehört aber nicht nur der technische Fortschritt, sondern auch die Durchdringung des sozialen Lebens mit der sittlichen Idee der Gerechtigkeit, die fordert, daß Jeder bei seinem Handeln in jedem Anderen die gleichberechtigte Persönlichkeit achte.

Kiel. Professor Georg Adler.

Die Hochzeitreise nach Paris.

In einem schönen Städtchen am Ufer des Rheins lebte vor einiger Zeit ein Fabrikbesitzer, der die angenehme Eigenschaft hatte, Millionär zu sein. Da er neben dieser die andere Eigenthümlichkeit hatte, der Vater von neun mehr oder minder erwachsenen Töchtern zu sein, so ergab sich aus der Summirung der Töchter und der Millionen eine weitere Eigenschaft, die diesem Mann in weiten Kreisen der jüngeren Männerwelt als einem überaus leistungsfähigen große Achtung verschaffte. Er hatte seinen Töchtern lauter interessante Namen gegeben. Eine hieß Hildegard, die andere Irmingard, die dritte Elfriede, die vierte Adelaide, weil der Vater das bekannte Lied Beethovens besonders liebte; die fünfte hatte er gar Sappho genannt, denn da er in der Zeit, als er hoffte, Vater dieses Kindes zu werden, einmal ein Gedicht für ein Festmahl industrieller Kollegen gemacht, hatte er nach dem Gesetz der Vererbung die Vorstellung, diese Tochter könnte wohl einmal eine Dichterin werden. Was die sechste Tochter anlangt, so hieß sie Adelgunde; die siebente Cléo, in Folge einer Wette. Er hatte nämlich mit seiner Frau gewettet, diesmal würde es ein Junge werden, den er Theodor oder Theo nennen wollte, weil er wußte, daß Theodor der von Gott Geschenkte heißt. Als es dann trotzdem zum siebenten Male ein Mädchen war, taufte er in einem leisen Verzweiflungsanfall das arme Kindchen Cléo, weil es kein Theo hatte werden wollen. Und so hatten auch die anderen Töchter absonderliche und bemerkenswerthe Namen.

Man kann denken, daß diese neun Töchter ziemlich viele Schuhe brauchten. Jede mußte mindestens ein Paar Hausschuhchen oder Hauspantoffeln, drei Paar Straßenstiefelchen, ein Paar feine Konzertstiefelchen, zwei Paar Tanzschuhe und die entsprechenden Gummischuhe im regelmäßigen Gebrauch haben. Das gehörte sich bei der finanziellen Stellung des Vaters. Mit neun Töchtern multiplizirt, ergaben sich aber im schwachen Durchschnitt einundachtzig Paar Schuhe oder hundertzweiundsechzig Einzelschuhe, die den Töchtern zur Verfügung standen. Es ist leicht, zu berechnen, daß der Schustermeister der schönen weinseligen Rheinstadt

seine ganze angenehme Existenz allein auf die Füßchen dieser neun Mädchen gründen konnte; denn da sie mehr oder minder lustigen Temperaments waren, gab es nicht nur immer neue Anschaffungen, sondern auch dauernde Ausbesserungen.

Laßt mich nicht erzählen von dem reizenden, verführerischen Anblick dieser einundachtzig Paar Schuhe, wenn sie in der nöthig gewordenen Schuhkammer des Hauses in hübscher Ordnung auf den Schuhregalen standen! Laßt mich nur sagen, daß, bei der Lebhaftigkeit der Mädchen, zur Vermeidung unendlichen Wirrwarrs und zur eigenen Orientirung des Herrn Schustermeisters dieser die Einrichtung hatte treffen müssen, daß den Sohlen jedes Stiefelpaares der Name der Inhaberin mit blauen Buchstaben haltbar aufgestempelt wurde. Da der Respekt vor einer so wohlhabenden Kundschaft von jungen Damen aber nicht erlaubte, daß nur der nackte Mädchenname aufgestempelt werde, so trugen die verschiedenen Pantöffelchen und Stiefelchen die Bezeichnungen: „Fräulein Elfriede“, „Fräulein Adeailde“, Fräulein Adelgunde“, „Fräulein Sappho“, „Fräulein Cléo“ und so weiter.

Fräulein Sappho, die gewöhnlich im Haus allerdings nur „Saffchen“ genannt wurde, auch auf gut Rheinländisch „die Saff“ hieß, war die lebhafteste von allen Töchtern; ein lustiges Fräulein, das besonders gern auch Romane las, die man „pikant“ zu nennen pflegt, eben so wie sie unter Mädchen ab und zu eine kleine schlüpfrige Geschichte auftischte. Sie hatte besonders gern sich im Französischen geübt und Romane von Maupassant, Bourget, von der Gyp und Anderen gelesen. Bei dieser etwas übermüthigen Anlage ihres Geistes aber war sie ein durchaus braves Mädchen, dem man nichts nachsagen konnte. Sie hatte daher denn auch mit zweiundzwanzig Jahren einen Freier gefunden, einen Staatsanwalt, einen angehenden Dreißiger von sehr gesetzter, ja, etwas peinlicher Lebensanschauung, der aber bei Alledem Erfahrungen mit dem schönen Geschlechte der Frauen schon hinter sich hatte. Man liebte sich aber, der Vater gab eine glänzende Hochzeit, wo die Tanzschuhe aller acht Schwestern und der Braut besonders schön gewesen waren, und das neue Paar ging auf die Hochzeitreise. Weil sie aus so vielem Lesen von einer verzehrenden Neugier auf Paris und sein „pikantes“ Leben erfüllt war, war es Saffchens Lieblingwunsch gewesen, die Hochzeitreise nach Paris zu machen. Vater und Bräutigam waren einverstanden. Sie brannte, in dem sicheren Gefühl, als junge Frau unter dem Schutze ihres Mannes „Alles“ kennen zu lernen, darauf, nun das berühmte Café Maxim's, die Rothe Mühle, wo man Cancan tanzt, die interessante Halbwelt im Bois de Boulogne zu sehen, die Variétés mit ihren gefährlichen, natürlich auch für ihren Mann gefährlichen Frauen. Ihr gruselte zwar ein Wenig, wie Das werden würde, wenn etwa Eine auf ihren Emil Jagd machte; aber erleben wollte sies doch einmal. Man reiste also in gemeinsamer Erwartung mancher interessanten Abenteuer mit dem bequemsten Schnellzug nach Paris ab; und natürlich war die Saff zu diesem Zweck nicht nur mit einer Auswahl ihrer feinsten Brauthemden, Strümpfe und sonstigen Ausstattung, sondern auch mit besonders feinem Schuhwerk aller Art reichlich versehen.

Die Hochzeitnacht in einem der feinsten Hotels am Boulevard de la Madeleine war beglückend. Ein großes Doppelbett, mit einem Himmel darüber aus Seide im Stile Louis Quinze mit Gold und grünen Rokokoschnörkeln daran, nahm das selige Paar auf. Alle Möbel waren echt, Teppiche, Sevresporzellan, Brüsseler Spitzen an den Fenstervorhängen: Alles vornehm, leicht und lauschig. Der Chef

der Hotelabtheilung hatte gefragt, ob die Herrschaften ihre Apartements à la Louis Quatorze, Seize oder Quinze wünschten, da das Hotel für jeden echten pariser Stil Auswahl habe. Die Saff, die das Leichte, Lustige, Schwungvolle liebte, entschied sich für den fünfzehnten Ludwig, zumal zu dessen Zeit ja auch das pikanteste Leben geherrscht hatte. Als der Kellner dem eintretenden Paar die Zimmer zeigte, die man für den Herrn Staatsanwalt bestimmt hatte, bemerkte er, indem er den Betthimmel zurückschlug, es sei höchst wahrscheinlich, daß Madame de Pompadour in eigener Person dieses herrliche Kunstwerk benutzt habe, denn es sei ganz alt, aus einem Schloß von Bellevue und nur zeitgemäß ein Wenig renovirt.

„Aber Das ist ja äußerst interessant!“ sagte Saff und erklärte sogleich, diese Zimmer behalten zu wollen. Der Staatsanwalt zögerte einen Augenblick, wollte aber nicht gleich in der Hochzeitnacht seiner jungen Frau widersprechen und nahm das Zimmer mit dem Salon dazu. Abends erging das junge Paar sich auf dem Boulevard im dichten Menschengedräng. Saff schaute scheu um sich und beobachtete alle Frauen, sah manchmal hinter sich, ob vielleicht ein weibliches Wesen ihrem Manne folge oder ob man ihm von der Seite einen jener versengenden Blicke zuwerfen würde, von denen in Romanen so viel zu lesen war. Doch sah sie, nachdem sie eine Stunde sogar im Dunklen gegangen waren, weder bei Tag noch bei Nacht einen dieser Blicke; sie sah nur ein ununterbrochenes Gedräng gleichgiltig oder ermüdet vor sich hinsehender Menschen, erstaunlich viele häßliche, aber sehr ehrbar einhergehende Frauen, und sagte schließlich, ein Bischen enttäuscht: „Merkwürdig; ich hatte mir Paris ganz anders gedacht!“

„Ja, Alles macht einen überaus anständigen Eindruck!“ sagte der Staatsanwalt in einer ganz ähnlichen Ideenverbindung, denn auch er hatte, mehr aus sittengeschichtlichem Interesse, heimlich sehr viel Umschau gehalten nach weiblichen Wesen, die seiner Menschenkenntniß Probleme bieten konnten. „Die Republik soll ja auch außerordentlich viel zur Besserung und Ordnung der Sitten gethan haben.“

„Ach?“ fragte die Saff etwas kleinlaut. Ein ganz harmloses Abenteuer wäre doch zu spannend gewesen.

Doch das reizende Diner im Hotel, das nun folgte, ersetzte vollständig die kleine Enttäuschung über das Straßenleben von Paris. Potage, hors d'oeuvre, die verschiedenen Fleisch- und Geflügelgerichte, der Gemüsegang und Nachtisch wurden so anmuthig vorgesetzt, daß es vorzüglich mundete. Da aber, bei einem Preis von zehn Franken, Wein und Sect nicht einbegriffen war und der Staatsanwalt einiges Bessere von diesen Dingen durch den Kellner sich vorschlagen ließ, so machte Saff auf einmal ein langes Gesicht, weil die Rechnung zuletzt sich auf fünfzig Franken belief. Als der Staatsanwalt mit plötzlich besorgtem Herzen in seine Tasche griff, um einen Fünfzig-Frankenschein zu geben, und drei Franken Trinkgeld dazulegte, zögerte der Kellner verlegen, dies Geld zu nehmen. Der Staatsanwalt nöthigte ihn gönnerhaft. Darauf hielt der Kellner aber eine kleine französische Rede, die der Staatsanwalt nur zur Hälfte verstand. Saff aber, die vorzüglich französisch sprach und verstand, erklärte ihrem Mann, der Kellner habe gesagt, daß man in jeder Bierkneipe auf dem Boulevard mindestens zehn Prozent Trinkgeld gebe; in einem so feinen Hotel aber pflegte man auf fünzig nicht unter zehn Francs Trinkgeld zu nehmen. Der Staatsanwalt, in Ermangelung größerer Sprachfertigkeit, schob daher dem Kellner etwas verächtlich noch zehn Francs hin, rechnete aber als

gewissenhafter Schwiegersohn blitzartig nach, daß die Million des Schwiegervaters, wenn alle neun Töchter nach Paris auf die Hochzeitreise gingen, keine sehr große Dauerbarkeit haben würde.

Nun begab man sich zur Ruhe. Vorher stellte der Staatsanwalt noch seine Stiefel und die Stiefelchen seiner jungen Frau vor die Thür; worauf er sehr behutsam und leise die Thür wieder zuzog und die Portieren schloß.

Selige Stille breitete sich über das Hotel. Man hörte nichts vom Lärm der Boulevards. Nur einmal, gegen Morgen, fühlte sich der Staatsanwalt, der äußerst scharf hörte, gestört. Er glaubte, er habe den Hausdiener kommen hören, um das Schuhzeug wegzunehmen. Und dann war es wiedergekommen, ein Kichern mehrerer Frauenstimmen war vernehmbar geworden. Dann hatte Etwas auf die Thürschwelle geklappt und dann war Alles wieder still geworden.

Als die Morgensonne schon lange durch die Gardine hereingeleuchtet hatte, war endlich die Toilette beendet und der Staatsanwalt klingelte den Kellner herauf, um das Frühstück zu bestellen. Emil bemerkte, als er sagte: „Das Frühstück für meine Frau und mich", daß der Kellner ihm einen eigenthümlich verschwiegenen und diskreten, fast spöttischen Blick zuwarf; als aber Saff gerade in diesem Augenblick im Zimmer erschien, fragte er etwas malitiös: „Madame haben gut geschlafen, zum ersten Mal in Paris?!"

„Es sind doch nette, höfliche Leute, diese pariser Kellner!" sagte Saff, als er herausgegangen war.

Es dauerte ziemlich lange, bis der Kellner das Frühstück brachte. Der Staatsanwalt war schon sehr ungeduldig. Etwas an dem Kellner hatte ihm gar nicht gefallen. Der Mensch war ihm viel zu familiär, zu sehr auf Vertraulichkeit gestimmt. Daran war er als Staatsanwalt nicht gewöhnt. Als der Kellner wieder nach einer Weile das Frühstücksgedeck abtragen wollte, trat er mit sehr bestürzter Miene ein und sagte sehr höflich: „Mein Herr, ich bin in Verzweiflung! Diese Apartements à la Louis Quinze, die wir Ihnen zur Verfügung stellen konnten, sind, ohne daß ich es wußte, schon seit längerer Zeit von heute ab vergeben. Ich bin trostlos. Aber Madame lieben vielleicht auch Empire? Stil Napoleon?"

„Nein", sagte der Staatsanwalt, „diese Zimmer sind an mich vermiethet. Geben Sie Napoleon doch an die anderen Leute!"

„Aber ich versichere Sie, mein Herr, dieser Stil ist klassisch. Mademoiselle Sappho . . . Pardon: Madame wird Ihnen erklären . . . Madame sprechen so vorzüglich Französisch . . . Sie ist gewiß eine Französin. Sie werden dem Herrn erklären, daß Napoleon für Sie am Allerbesten geeignet ist."

Saff rümpfte die Nase. „Napoleon?" sagte sie geringschätzig. „Soll ich diesen Kanonenstiefelstil ertragen?" Da der Kellner aber, als er sie aus Versehen Mademoiselle nannte, einen merkwürdig angenehmen Blick ihr zugeworfen hatte, dachte sie, es müsse mit dem Empirestil eine besondere Bewandtniß haben. Ihre Neugier war erregt und sie sagte: „Nun, versuchen könnte man es ja wohl einmal. Zeigen Sie uns die Zimmer."

„Ich bin entzückt, Mademoiselle . . . Pardon: Madame! Ich eile voran."

Saff stieß ihren Mann an. „Du, er hat mich aus Versehen ‚Fräulein' genannt." Sie war, wie alle jungen Frauen, sehr angenehm erlustigt, daß man sie noch für ein Fräulein hielte.

Der Kellner führte das Paar durch lange Korridore mit vielen Ecken und Winkeln auf lautlosen Teppichen wie in einem Labyrinth herum. „Ist Das nicht eine Dependance?“ sagte der Staatsanwalt zuletzt stutzend. Der Kellner lächelte nur sehr verbindlich und öffnete die Thür für die beiden Zimmer im Empirestil. Der Staatsanwalt trat ein, sah sich um und fand sofort an dem ungeheuer großen Bett wegen der Ehrbarkeit seiner Formen, an der Philisterhaftigkeit der Spiegeleinrahmung, der bürgerlichen Solidität der Kommode und der Schränke Gefallen. Ganz ähnlich hatte es bei seinen Großeltern ausgesehen. Daß er die erste Nacht wegen der Laune seiner Frau in einem sogenannten „Pompadourbett“ zugebracht hatte, war ihm im Hinblick auf seine Stellung etwas peinlich. Er erklärte rasch: „Ich nehme dieses Zimmer“; und der Kellner ging.

Die Saff war außer sich. „Hier soll ich schlafen? In diesem Bett, das wie eine Artillerie-Batterie aussieht? Und dieses Nachtschränkchen! Das steht ja auf Elephantenbeinen! Hier bleibe ich keinen Augenblick!“ Sie weinte; es gab die erste Ehestandsszene. Aber der Staatsanwalt bestand darauf, hier zu bleiben. Die Saff beruhigte sich erst, als er ihr klar gemacht hatte, daß es sich mit seiner Stellung als deutscher Staatsanwalt besser vertrage, im Empirestil zu wohnen. „Denn dieser Theil des Hotels ist entschieden der solidere.“

Man war den Tag über in der Stadt, um den Louvre, die Elysäischen Felder zu sehen, im Bois de Boulogne herumzufahren. Der Staatsanwalt begann, Vorurtheile gegen die Franzosen abzulegen, denn er fand Alles äußerst solid, die Frauenwelt in der ungeheuren Masse höchst ehrbar, die jungen Männer frisch und blühend, durchaus nicht verlebt und alle Menschen unendlich liebenswürdig. Sie kamen nach zehn Uhr ins Hotel zurück und gingen sogleich auf ihr Zimmer. Auf dem Korridor sahen sie vor einem Zimmer eine sehr schöne, große, gelbblonde Dame mit einem etwas angetrunkenen Herrn im Cylinder. Einige Schritte weiter verschwanden eben drei Damen mit einem Herrn in ein Zimmer. Als diesmal Saff ihre Stiefeletten mit denen des Gemahls vor die Thüre setzte, sah sie im Zimmer gegenüber, da die Thür geöffnet wurde, eine sehr üppige Dame auf dem Schoß eines Herrn sitzen und Champagner trinken. Sie machte schnell zu und sagte zu Emil: „Du, ich glaube, Das ist hier die Abtheilung für Hochzeitreisende! Darum!“

Nachts im Nebenzimmer Gelächter, Kichern, einmal auch vor der Thür eine Art Aufruhr, daß der Staatsanwalt schon aus dem Bett springen wollte; dann plötzliches Auseinandergehen. Im Nebenzimmer dann wieder einmal ein Pochen an der Thür. Darauf ein plötzlicher übermüthiger Gesang: „O Sapho, ma belle Sapho, est-ce que tu viens à l'échafaud, à l'échafaud de mon amour, o Sapho, ma belle Sapho? Der Staatsanwalt übersetzte mit stillem Schauder: „O Sappho, schöne Sappho, kommst Du zum Hochgerüst, zum Hochgerüst meiner Liebe, — o Sappho, schöne Sappho?“ Ein Gruseln überlief die Saff. Sie fühlte: das Abenteuer war da. Die Gatten wagten kein Wort mit einander zu sprechen, Sie konnten nicht einschlafen. Saff vermochte ihrem Mann keinen Kuß zu geben. Und doch sagte Keins Etwas.

Gegen Morgen sprang der Staatsanwalt empört auf. „Dieses Paris ist ein Babel. In einem solchen Hotel! „Wir sind wer weiß wohin gerathen!“

Er verlangte die Rechnung vom Kellner. „Wie können Sie uns ein solches Zimmer geben! Wie können Sie wagen! Wir ziehen sofort aus! Schicken Sie

sofort einen Boten in das nächste Hotel, in das Hotel (er nannte einen sehr angesehenen Namen). Er soll melden: zwei Zimmer für Staatsanwalt Emil Stromer mit Frau! Rechnung her!"

Der Kellner hatte sie schon bereit. Der Staatsanwalt erbleichte bei ihrem Anblick. Die Zimmer Louis Quinze kosteten nach Verabredung fünfzig Francs; das Empire-Zimmer aber hundert. „Wie kann Empire so unverschämt theuer sein!"

Auch Saff fuhr empört auf, wies auf das Bett und rief: „Wie kann diese Festungschanze hundert Franken kosten?"

Der Kellner lächelte frech: „Aber Mademoiselle sind doch Französin. Sie wissen doch ... Mein Herr, das Kaiserreich ist immer theurer als ein Königreich."

Der Staatsanwalt warf seiner Frau einen tief mißtrauischen Blick zu, verstand aber den Zusammenhang seiner Situation gar nicht. Er zahlte aber, um sich und seine Frau schnell aus diesem Qui pro quo zu befreien. Ein Trinkgeld gab er absichtlich nicht. Eben erschien der Bote. Der Kellner ging vor die Thür, um ihm Auftrag zu geben. Der Bote lachte unverschämt und verschwand. Als der Staatsanwalt mit Saff das Zimmer verließ, sagte der Kellner: „Und für die Diskretion, mein Herr?!" „Was?!" schrie der Staatsanwalt. Er bemerkte, daß Niemand von den Hotelbediensteten, die sonst so geflissentlich sind, herankommen wollte, daß der Chef Saff nur kurz begrüßte und Alles sehr unaufmerksam war.

Sie kamen in dem in Aussicht genommenen Hotel an. Im Bureau sagte der Mann: „Staatsanwalt Stromer mit Frau. Ist unser Bote gekommen?"

„Ja; aber bedaure unendlich: absolut nichts frei."

„Sie sagten aber doch zu eben diesem Herrn hier neben mir, daß überall noch Zimmer zur Verfügung seien!"

„Einen Augenblick, mein Herr!" Der diskrete Bureauchef wartete, bis der andere Herr verschwunden war. „Sie wünschen also für sich und Madame? Darf ich um Ihren Anmeldeschein für sich und Frau Gemahlin bitten? Oder einen Trauschein ... Was Sie haben!"

„Ja, man nimmt aber doch seinen Trauschein nicht mit auf die Hochzeitreise!"

„Die Sittenpolizei hier in Paris ist so streng. Sie werden als Staatsanwalt begreifen. Unser Hotel beschäftigt sich nur mit Realitäten ... Bedaure sehr!"

Der Mann stand wie vernagelt. Saff nahm empört seinen Arm und zog ihn fort. „Was thun? Ich habe den Trauschein zu Haus in meinen feuersicheren Schrank gethan. Das ist ja eine Heuchelei in diesem Land ..."

„Ich glaube, der Hotelbote hat Etwas angerichtet!" sagte Sappho hellseherisch. Nachts bei dem Gesang war ihr eingefallen, daß der Name Sappho in Paris nicht nur die von Daudet herrührende Beziehung hatte, sondern auch sonst für Frauen von allzu fröhlicher Art vorkam. Sie wagte aber nicht, es ihrem Mann zu sagen. „Weißt Du was? Wir gehen in eine sehr anständige Pension, und wenn sie noch so theuer ist; ich habe an den Champs-Elysées Etwas gelesen. Zwanzig Franken pro Person und Tag. Aber es ist doch besser als so!"

Sie wurden außerordentlich vornehm empfangen. Die Pension war hochanständig. Engländer, Deutsche, eine durchaus distinguirte Gesellschaft, eine würdige ältere Dame die Inhaberin. Mehrere Tage war Alles gut. Paris wurde in Ruhe weiter besichtigt. Nur war das Dienstmädchen sehr merkwürdig. Es behauptete, es müsse täglich zehn Franken Trinkgeld für seine kleinen Nebendienste er-

halten. „Madame werden ja verstehen!“ Saff aber verstand gar nicht. Der Staatsanwalt sah, daß Paris überhaupt so viel koste; da war nichts zu machen.

Eines Abends nun endlich in die „Rothe Mühle“. Cancan sehen: man denke! Saff zitterte vor Erwartung. In der Garderobe legte sie ihre Gummischuhe ab. Sie standen auf dem Garderobentisch. Auch andere Damen und Herren legten sie ab. Als sie mit ihrem Mann nach dem Tanzsaal ging, vernahm der Staatsanwalt plötzlich den Ruf: „Sappho!“ Darauf eine gewisse Aufregung.

Und nun der Tanz, der tolle Tanz! Auf einmal kommen im Cylinder mehrere Frackträger heran und laden die Frau Staatsanwalt zum Tanz ein; sie solle den Meistercancan tanzen. Sie lacht, sie weigert sich; sie sei Fremde, nur Zuschauerin; dem Staatsanwalt wirbelt der Verstand: und auf einmal singt eine wilde Frauenstimme, während der Chor einfällt: „O Sapho, ma belle Sapho, est-ce que tu viens à l'échafaud?!“

„Hinaus!“ ruft der Staatsanwalt, indem er seine Frau vor sich herschiebt. „Hinaus! Wie kannst Du mich in so eine Gesellschaft führen! Hinaus! ... Vergiß die Gummischuhe nicht.“

Im Stillen war die Saff eigentlich belustigt. Denn ein Abenteuer war es doch. Aber der Schrecken war auch groß. Und schon wieder dieser mysteriöse Gesang!

Saff hatte ihrem Mann ans Herz gelegt, dem Dienstmädchen kein Trinkgeld mehr zu geben. Sie habe sich erkundigt, daß in der Pension die Bedienung im Preise inbegriffen sei. Emil hatte darob das Mädchen seine Ungnade fühlen lassen.

Am anderen Vormittag war es beim Frühstück sehr peinlich. Keine Dame sprach mit Saff ein Wort; man vermied auch, mit dem Staatsanwalt zu sprechen. Sollte man die Geschichte mit dem Cancan wissen? Mann und Frau hatten im Stillen diesen Gedanken. Der Staatsanwalt wurde bald blaß, bald roth im Gedanken an seine fernere Karriere. Denn in der Pension waren auch Deutsche.

Kaum waren Beide in ihrem Zimmer, so ließ sich die Pensioninhaberin melden, hinter der mit tückischem Gesicht das Dienstmädchen ins Zimmer trat.

Die alte Dame sagte sehr bewegt: „Mein Herr, ich bedaure, Sie bitten zu müssen, mein Haus sogleich zu verlassen. Die Zeugenschaft meines Dienstmädchens schließt jeden Zweifel aus. In diesem Haus, mein Herr, bestehen die besten Formen und nur streng legitime Sitten.“

„Legitime Sitten“, sagte der Staatsanwalt starr, indem er einen entsetzten Blick auf Saff warf . . .

Da erhob das Dienstmädchen, indem es mit einer majestätischen Geberde zwei frisch geputzte Damenstiefeletten emporhielt und mit dem Finger auf die Sohlen zeigte, seine Stimme scharf und drohend und rief: „Jawohl, mein Herr, legitime Sitten! So viel Deutsch verstehen wir, daß Fräulein auf Französisch Mademoiselle heißt und hier steht: ‚Fräulein Sappho‘! Wie kann man Sappho heißen!“

... Als in der Heimath die Saff den Ihren diese Geschichte erzählt hatte, lachten Alle aus vollem Hals. Plötzlich aber sprang der Vater, der Fabrikant und Millionär, sehr erregt auf, umarmte sorgenvoll seine siebente Tochter und rief: „Laßt den Schuster kommen! Das muß geändert werden! Kind, mein Kind, es ist nur ein Glück, daß es die Sappho war! Was hätte daraus werden können, wenn es die Cleo gewesen wäre!“

Großlichterfelde. Wolfgang Kirchbach.

Soziologie und Jurisprudenz.

Jedem, der ein Gesetz mit einem darüber geschriebenen juristischen Werk verglichen hat, wird aufgefallen sein, daß das Buch an Umfang das Gesetz um ein Vielfaches, manchmal sogar um ein Hundertfaches übersteigt. Wie konnte über ein so kurzes Gesetz ein so dickes Buch geschrieben werden? Wird diese Frage gestellt, so haben die Juristen eine ganz annehmbare Antwort gleich bei der Hand. Jedes Gesetz, es mag noch so klar und ausführlich sein, läßt doch noch vielen Zweifeln Raum; diese Zweifel zu lösen, sei die Aufgabe der juristischen Literatur. Nun: die Zweifel müssen recht ausgiebig sein, wenn sie nur in Werken zu lösen sind, die viel umfangreicher sind als die Gesetze selbst. Da ist doch wohl die andere Frage berechtigt: Warum werden denn die Gesetze nicht so gefaßt, daß keine Zweifel übrig bleiben? Gewonnen ist doch bei der heutigen Methode nichts, wenn man, um sich über Alles, was das Gesetz anordnet, Klarheit zu verschaffen, erst nach einem Buch greifen muß, das darüber geschrieben worden ist. Entweder sollten also die Gesetze ausführlicher sein oder die juristische Literatur ist überflüssig.

Einst dachten auch die Juristen so. Sie suchten die Gesetze so ausführlich zu fassen, daß Zweifel über ihren Sinn gar nicht mehr möglich wären. Der Erfolg war zunächst, daß die Gesetze dicker wurden; aber die juristischen Bücher wurden deshalb nicht dünner. Mit der Zeit kam man darauf, daß jedes Wort, das man einem Gesetz hinzufügt, eben nur zu neuen Zweifeln Anlaß giebt. Heute neigen fast alle einsichtigen Juristen der Ansicht zu, je kürzer, je wortkarger ein Gesetz, um so besser sei es. Die landläufige Antwort auf die Frage, warum Das, was die juristischen Bücher bringen, nicht schon im Gesetz enthalten sei, kann daher unmöglich befriedigen. Bei tieferem Eindringen überzeugt man sich in der That, daß der Unterschied zwischen einem Gesetz und einem juristischen Werk, das sich mit dem Gesetz befaßt, nicht ein quantitativer, sondern ein qualitativer ist: nicht ein Mehr, sondern ein Anderes bringen die juristischen Bücher. Sie enthalten eben die juristische Wissenschaft. Die Wissenschaft gehört nicht in das Gesetz. Nimmt man sie in das Gesetz auf, wie von Denen versucht worden ist, die Alles im Gesetz selbst geben wollten, so entsteht ein Zwitterding, das die Wissenschaft nicht fördert, das Gesetz aber verunstaltet und nicht selten auch in seiner Wirkung schädigt.

Wenn bisher immer vom Gesetz gesprochen wurde, so liegt der Grund darin, daß es die anschaulichste und auch dem Laien geläufigste Form des Rechtes ist. Das Selbe gilt aber von jeder anderen Rechtsform, insbesondere auch vom Gewohnheitrecht. Die Frage, die hier aufgeworfen wird, ist die allgemeine nach dem Verhältniß der juristischen Wissenschaft zur Rechtsnorm. Es ist eine der schwierigsten Fragen, die eine Wissenschaft überhaupt bieten kann.

Ein Beispiel soll zunächst zeigen, was ich meine. Das Familienrecht des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches ist bekanntlich streng individualistisch, vielleicht das individualistischeste unter allen, die heute in Europa gelten. Die Frau steht dem Mann und die Kinder stehen den Eltern im Allgemeinen durchaus selbständig gegenüber, fast als ob sie einander ganz fremd wären. Das Kind kann eigenes Vermögen haben und verfügt dann darüber eben so frei wie die Eltern über das ihrige; jedes Einkommen des Kindes kommt dem Kinde selbst, nicht den Eltern zu Gut; das Kind hat volles Selbstbestimmungrecht und kann auch seine

Arbeitkraft mit voller Freiheit für sich selbst verwerthen. Nur so lange das Kind minderjährig ist, steht es unter väterlicher Gewalt; aber der Vater, der Inhaber dieser Gewalt, ist nicht viel mehr als ein Vormund: seine Aufgabe besteht ausschließlich in der Vorsorge, daß das Kind sich nicht durch Unerfahrenheit, Leichtsinn oder Schwäche schädige. Nur in diesem Sinne kann der Vater über das Vermögen, die Arbeitkraft, das Schicksal des Kindes bestimmen; selbst dabei wird er noch von dem Obervormundschaftgericht beaufsichtigt, das auch über Beschwerden des Kindes gegen den Vater entscheidet. Aber in der Bukowina, die ja zu Oesterreich gehört und wo, wie man glauben könnte, das Bürgerliche Gesetzbuch ganz so wie in anderen Theilen Oesterreichs gilt, ist es mit der väterlichen Gewalt bitterer Ernst. Der romänische Bauer, vielleicht der einzige echte Römer, der sich bis in unsere Zeit erhalten hat, kennt eine patria potestas, die den Kenner des alten römischen Rechtes ganz eigenthümlich anheimelt. Da gehören die Kinder wirklich noch dem Vater, wenn auch nicht ihr Leben lang, so doch bis zu der im vierundzwanzigsten Jahr eintretenden Mündigkeit, zwar nicht so unbeschränkt wie einst in Rom, immerhin aber noch mit ihrem Leib, mit ihrem Vermögen, mit ihrer Arbeitkraft. Nicht nur so lange sie beim Vater zu Hause sind, sondern auch in der Fremde. Ist ein solches Hauskind im Dienst, so erscheint in jedem Monat pünktlich der Vater oder auch die Mutter beim Dienstherrn und trägt den Dienstlohn ruhig nach Hause. Eben so frei verfügen die Eltern über das Vermögen des Kindes und über alles Einkommen aus dem Vermögen. Fragt man, warum sich die Kinder Das ruhig gefallen lassen, so erhält man die Antwort, daß ein Widerstand etwas ganz Unerhörtes wäre.

Wie erklärt sich der Widerspruch zwischen der klaren Rechtsregel und der Regel, die das Leben beherrscht? Der Jurist, dem die Frage vorgelegt würde, wäre auch hier um eine Antwort nicht verlegen. Es handle sich, würde er sagen, einfach um den Gegensatz zwischen Thatsache und Recht. Was Recht ist, Das bestimmt das bürgerliche Gesetzbuch; im Leben geschehe aber Manches, was mit dem Rechte nicht übereinstimmt. Käme der Fall zur richterlichen Entscheidung, so müßte er doch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch entschieden werden. Diese Auffassung beruht auf einer flüchtigen Betrachtung der Dinge. Ich wies schon darauf hin, daß Bestimmungen ähnlichen Inhalts und gleicher Prägung bereits im römischen Recht zu finden waren. Da schufen sie aber zweifelloses Recht und mußten auch richterlichen Entscheidungen zu Grunde gelegt werden. Es ist gar nicht einzusehen, warum ganz gleich geartete Normen, Normen, die alle wesentlichen Merkmale gemein haben, Recht sein sollen oder nicht, je nachdem sie für richterliche Entscheidungen maßgebend sind. Das wäre offenbar ein ganz äußerliches Erkennungzeichen; ob eine Norm Recht ist oder nicht, kann nur von ihrer Natur abhängen. Ziemlich allgemein wird heute anerkannt, daß es Recht gegeben hat, bevor noch ein Richter über Mein und Dein zu entscheiden hatte; auch jetzt noch giebt es Rechtsgebiete, für die kein Richter vorhanden ist: Verfassungrecht und Völkerrecht.

Die Sache liegt anders. Das Recht tritt uns hier in seiner doppelten Funktion entgegen: als Organisationform und als richterliche Entscheidungnorm. Der Grundsatz der Vermögenslosigkeit der Hauskinder herrscht in der Bukowina heute noch fast eben so, wie er einst in Rom geherrscht hatte, weil die Familie offenbar ähnlich organisirt ist; nur die Rechtsstreitigkeiten werden nach anderen

Grundsätzen entschieden als in Rom. Wäre die Bukowina ein selbständiges Rechtsgebiet, hätte sie eine eigene Gesetzgebung, so hätten sich seine zur Ordnung des Familienrechtes berufenen Gesetzgeber schwerlich der Nothwendigkeit zu entziehen vermocht, die Besitzlosigkeit des Hauskindes in aller Form Rechtens anzuerkennen. Nun aber gilt in der Bukowina das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch, ein fremdes Gesetz, dessen Familienrecht aus einer ganz anderen Familienorganisation herausgewachsen ist: es gilt aber rein äußerlich, als bloße Entscheidungnorm, es kommt zur Anwendung in den sehr spärlichen Fällen, wo das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern Anlaß zu einem obrigkeitlichen Eingriff bietet. Im Uebrigen wächst und gedeiht die Familie nach ihrem eigenen urwüchsigen Recht, unbekümmert um die Entscheidungnormen.

Bekanntlich muß jeder Verein eine Vereinssatzung haben. Was ist der Zweck der Vereinssatzung? Der Jurist wird auch hier geneigt sein, anzunehmen, die Vereinssatzung diene zur Entscheidung von Streitigkeiten in Vereinsangelegenheiten; sie sei Entscheidungnorm. In Wirklichkeit ist aber ihre Aufgabe eine andere: sie hat den Verein zu organisiren; sie bestimmt über den Zweck des Vereins, über die Organe, über deren Rechte und Pflichten, über das Vereinsvermögen und dessen Verwaltung, über die Rechte und Pflichten der Mitglieder. Entstehen Streitigkeiten in Vereinssachen, dann können sie allerdings auch nach der Vereinssatzung entschieden werden. So ist die Vereinssatzung vor Allem Organisationform, in zweiter Linie aber auch Entscheidungnorm; die Entscheidungnorm wird hier, wie sonst in der Regel, von der Organisationform abgeleitet, stimmt mit ihr im Allgemeinen inhaltlich überein. Das Selbe gilt auch von anderen Gemeinschaften, von den juristischen Personen, wie Staat, Gemeinde, Kirche, Stiftung, wie auch von den Gemeinschaften ohne juristische Persönlichkeit: Verfassung, Gemeindeordnung, Stiftungsgeschäft, Gesellschaftvertrag spielen hier die selbe Doppelrolle, als Organisationform und Entscheidungnorm, wie beim Verein die Vereinssatzung. Eine solche (wenn auch ungeschriebene) Satzung hat jede Familie: die Rechte des Vaters, der Mutter, der Kinder über Person und Vermögen sind darin geordnet. Im Einzelnen in jeder Familie verschieden, stimmt sie doch in dem selben Volk, zu der selben Zeit im Allgemeinen überein; denn die Organisation der Familie ist doch schließlich überall Ergebniß der in diesem Volk zu dieser Zeit herrschenden Ueberlieferung, der sittlichen Anschauungen und der wirthschaftlichen Verhältnisse. Aus der übereinstimmenden Organisationform ergiebt sich das Familienrecht des Volkes, ausschließlich als Organisationform betrachtet. Die Entscheidungnormen des Familienrechtes können, wie sich gezeigt hat, auch einen Inhalt haben, der der Familienorganisation bei diesem Volk widerspricht. Das hat aber nur die Wirkung, daß Familienstreitigkeiten unter Umständen vom Richter in einer der thatsächlichen Familienorganisation widersprechenden Weise entschieden werden.

Wirthschaftlich wird unsere Gesellschaft organisirt durch Eigenthum, Vertrag und Erbrecht. Das sind ihre Organisationformen, freilich in sehr verschiedener Ausgestaltung.*) Aus dieser wirthschaftlichen Organisation ergeben sich die Befugnisse

*) Das „Eigenthum" begreift wirthschaftlich auch die dinglichen Nutzungrechte, das Mieth- und Pachtverhältniß in sich; der Vertrag als wirthschaftliche Organisationform die dinglichen Sicherungrechte, das Pfandrecht.

des Eigenthümers (des dinglich Berechtigten) und des Gläubigers, ergiebt sich in weiterer Folge, was als Eingriff in einen fremden Rechtskreis gelten muß, ergiebt sich endlich die große Mehrzahl der Entscheidungnormen über dingliche Ansprüche, Schadensersatz- und Vertragsklagen, Geschäftsführung ohne Auftrag und ähnliche Vorgänge, in denen verschiedene Rechtskreise in einander gegriffen haben. Da die Organisationformen bei den gesitteten Völkern seit der Entstehung der Eigenthumsordnung im Wesentlichen gleichartig sind, so sind auch die Entscheidungnormen, trotz aller äußerlichen Verschiedenheit, in den Grundgedanken sehr gleichförmig. Die deutsche Rechtswissenschaft bezeichnet die Organisationformen häufig als „Natur der Sache"; sie leitet die Entscheidungnormen von der „Natur der Sache" ab.

Der Gegensatz zwischen Recht als Organisationform und Recht als Entscheidungnorm trat im Familienrecht der romänischen Bauern in der Bukowina aus dem Grunde besonders klar zu Tage, weil in diesem Fall zwischen Beiden ein sichtbarer Widerspruch besteht. Das ist zum Glück nicht immer so. Wie in Rom die Vermögenslosigkeit der Hauskinder nicht nur der Familienorganisation entsprach, sondern auch den Entscheidungnormen zu Grunde lag, so werden auch heute noch Eigenthum, Dienstbarkeiten, Pfandrecht, Verträge, Familienverhältnisse, Land, Gemeinde, Kirche, Stiftung, Verein nach Normen beurtheilt, die sich aus der Gestalt, die diese Einrichtungen im Leben angenommen haben, unmittelbar ergeben: sie konnten oder sollten es wenigstens.

Womit befaßt sich nun die Rechtswissenschaft: mit den Organisationformen oder mit den Entscheidungnormen? Den praktischen Juristen kümmern allerdings nur die Entscheidungnormen; da aber eine große Zahl der Entscheidungnormen sich unmittelbar aus den Organisationformen ergiebt, so muß er auch diese kennen lernen. Für den Mann, der mitten im Leben steht, ist Das nicht schwer. Hat er ein offenes Auge für Alles, was um ihn her geschieht, so lernt er ziemlich bald, was ihm noththut. Wichtiger als das Wissen ist aber hier, wie bei jeder Kunst, die „Empfindung", der Ausdruck all der Denkvorgänge, die sich unter der Schwelle des Bewußtseins vollziehen. Und im Wissen sowohl als auch im Empfinden giebt es Gradunterschiede: es giebt große und kleine Juristen; die kleinen sollen von den großen lernen. Das sind die Anfänge der Jurisprudenz. Sie lehrt den Juristen aus der lebendigen Anschauung der Verhältnisse, wie sie das Leben erzeugt, die Normen gewinnen, deren er für die Beurtheilung der Rechtsfälle bedarf.

Im Allgemeinen hat der juristische Praktiker eine ganz auffallende Verachtung gegen all die Bücherweisheit. Das ist leicht begreiflich. Die lebendige Anschauung lehrt ihn mehr, als Bibliotheken könnten. Für den theoretisch angelegten Geist hat diese Literatur aber eine ganz andere Bedeutung. Da die Entscheidungnormen sich unmittelbar aus den gesellschaftlichen Gestaltungen ergeben, so sind sie selbst gewissermaßen eine Projektion dieser Gestaltungen und können zum großen Theil nicht anders dargestellt werden als in und mit diesen Gestaltungen. Die Darstellung der Entscheidungnormen muß daher zugleich eine Darstellung gesellschaftlicher Einrichtungen sein, von Männern entworfen, die solcher Beobachtung ihr Leben gewidmet haben, dafür besonders geschult sind und ein feines Gefühl für die Wirklichkeit der Dinge besitzen. In diesem Sinn wurde die Jurisprudenz von einem römischen Juristen divinarum atque humanarum rerum notitia, von einem modernen die sonnenhelle Wissenschaft des täglichen Lebens genannt. Daher

trotz dem geringen praktischen der große pädagogische Werth dieser Art der juristischen Literatur. Sie ersetzt der cupida legum iuventus, die das Leben noch nicht kennt, all die Beobachtungen, die man sonst selbst machen müßte, um Jurist zu werden, und sie giebt ihr andere, die sie selbst nie machen würde, die ihren Gesichtskreis erweitern und ihre Empfindung verfeinern. Jurisprudenz dieser Art ist deshalb in der That eine Morphologie der menschlichen Gesellschaft. Es ist unmöglich, das Recht zu lehren, ohne zugleich ein Bild der Gesellschaft zu geben, für die es gelten soll. Jetzt ist auch klar, warum die Jurisprudenz nicht ins Gesetz gehört. Das Gesetz kann eben nicht Morphologie sein. Wenn sie ins Gesetz aufgenommen ist, wird sie sofort etwas Anderes: aus einer Darstellung Dessen, was ist, eine Vorschrift darüber, was sein soll. Sie verliert auch die Schmiegsamkeit, die sie befähigt, jeder besseren Erkenntniß und jeder Entwickelung zu folgen. Wie oft wurde schon eine juristische Lehre über Bord geworfen, von einer anderen abgelöst, obwohl sich unter dem Vorwand besserer Erkenntniß doch nur das Bedürfniß verborgen hatte, einer neuen Entwickelung Rechnung zu tragen! Was aber einer Lehre gegenüber ohne Weiteres angeht, wäre einem Gesetz gegenüber gar nicht oder wenigstens nicht so leicht möglich.

Den Entscheidungnormen, die sich in dieser Weise unmittelbar aus den gesellschaftlichen Gestaltungen ergeben, stehen all die gegenüber, die den gesellschaftlichen Gestaltungen widersprechen. Ein Widerspruch von der Art, wie er am Anfang dieses Aufsatzes geschildert worden ist, kann sehr verschiedene Gründe haben. Er kann unbeabsichtigt sein; ich will dafür einige Beispiele geben. Erstens: eine durch Gesetz oder Wissenschaft festgelegte Entscheidungnorm wird beibehalten, obwohl das Leben darüber bereits hinweggegangen ist. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort." In diesem Sinn meint Herbert Spencer, das Gesetz sei stets eine Form der Herrschaft des Toten über den Lebenden. Zweitens: eine Entscheidungnorm wird von der Fremde herübergenommen, obwohl sie den gesellschaftlichen Gestaltungen nicht mehr entspricht. Drittens: die Natur der gesellschaftlichen Gestaltungen wird verkannt, die Entscheidungnorm daher fehlerhaft festgelegt. Deshalb kennen wir zwei Arten von Entscheidungnormen: zunächst solche, die sich aus den Verhältnissen, aus der „Natur der Sache", unmittelbar ergeben, und solche, die den Verhältnissen, wie sie in der Gesellschaft entstehen, von Gesetz oder Wissenschaft aus einem der erwähnten Gründe aufgedrungen werden.

So wenig es gerathen ist, über die Entscheidungnormen die Lebensverhältnisse zu übersehen, eben so wenig darf der Einfluß der Entscheidungnormen auf das Leben unterschätzt werden. Selbst die unmittelbar aus den Lebensverhältnissen abgeleitete Entscheidungnorm wirkt in ihrer Anwendung auf das Leben zurück. Jede Entscheidung setzt einen Zusammenstoß der Interessen, setzt Kampf voraus; und die Lebensverhältnisse gehen aus dem Kampf kaum je so hervor, wie sie in den Kampf eingetreten sind. Jetzt erst ergiebt sich die Nothwendigkeit, die beiden Kreise scharf auseinanderzuhalten; dadurch, daß man sich der Grenzen von Mein und Dein, von Recht und Pflicht klar bewußt wird, kommt selbst dann ein neues Element hinein, wenn diese Grenzen schon früher vorhanden waren. Dabei muß über eine Menge von Fragen mitentschieden werden, für die man aus den Lebensverhältnissen nichts zu entnehmen vermag, weil darin eine Antwort in der That nicht enthalten ist. Es genügt nicht, dem Eigenthümer des Grundstückes das Eigenthum

zuzusprechen, mit all den Befugnissen, die im Leben das Eigenthum am Grundstück gewährt: was geschieht mit den Früchten, die der bisherige Besitzer angebaut, mit der Arbeit und den Aufwendungen, die er geleistet hatte? Es genügt nicht, den Vertrag so zur Geltung zu bringen, wie er abgeschlossen worden ist; man muß auch über Dinge entscheiden, an die die Parteien gar nicht gedacht haben: was geschieht, wenn die geschuldete Sache vor der Leistung untergegangen ist? Wenn sie von ganz anderer Art ist, als vorausgesetzt worden ist? Auf Fragen dieser Art kann die Jurisprudenz nur schöpferisch eine Antwort finden, angeregt durch die Gestalt, die die Lebensverhältnisse nicht in friedlicher Entwickelung, sondern im Prozeß angenommen haben. In all diesen Fällen sind die Entscheidungnormen nicht unmittelbar durch die Gestaltung der Lebensverhältnisse gegeben, aber sie wirken auf das Leben zurück. Das gilt besonders von den Entscheidungnormen, die nicht aus den Lebensverhältnissen herausgewachsen sind.

Die Entscheidungnormen vermögen daher zweifellos die Lebensverhältnisse mit einem neuen Inhalt zu erfüllen. Insoweit Das geschieht, erlangen sie eine ganz neue Bedeutung: denn dadurch wird es möglich, Entscheidungnormen festzusetzen, damit sie in den Gang und die Entwickelung der Lebensverhältnisse eingreifen. Das versuchte wohl von je her die Jurisprudenz, in viel größerem Umfange aber der Staat, durch die von ihm ausgehende Form der Rechtsbildung: die Gesetzgebung.

Wie immer die Entscheidungnorm das Leben gestaltend beeinflußt: sie wird in diesem Fall zu einer selbständigen gesellschaftlichen Kraft, die gesellschaftliche Wirkungen erzeugt. So einfach, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, ist die Sache allerdings nicht. Meist nimmt man an, es genüge, ein Gesetz zu erlassen, um eine beliebige Wirkung zu erzielen. Das würde voraussetzen, daß jedes erlassene Gesetz auch thatsächlich gelte, daß es die beabsichtigten Wirkungen und keine anderen als diese hervorbringe. All diese Voraussetzungen sind jedoch hinfällig. Unrichtig ist die Annahme, daß jedes erlassene Gesetz auch wirklich gelte. Man würde gar nicht glauben, wie sehr das unwirksame Recht das wirksame überwiegt. Die Zahl der Paragraphen des vor fast hundert Jahren erlassenen österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches, die am Leben spurlos vorbeigegangen sind, deren Aufhebung ohne jede Bedeutung fürs Leben wäre, ist mit einem Drittel des Ganzen vielleicht nicht zu hoch gegriffen. Darunter sind einzelne, die Bestimmungen von großer Tragweite zu enthalten scheinen, jeden Augenblick zur Anwendung kommen könnten und in den fünfzehntausend Reichsgerichtsentscheidungen, die Glaser und Unger gesammelt haben, doch nicht ein einziges Mal angeführt sind. Wenn ein Rechtssatz aber auch manchmal in einer Entscheidung angewendet wird, so beweist diese Thatsache noch nicht, daß er wirklich ins Leben gedrungen ist und Handel und Wandel beeinflußt. Daß ein Rechtssatz aber die beabsichtigte Wirkung ganz verfehlt, daß er Wirkungen erzeugt, die bei seiner Formulirung gar nicht geahnt wurden: Das erlebt man jeden Tag.

Man muß sich also an den Gedanken gewöhnen, daß gewisse Dinge durch eine Rechtsvorschrift überhaupt nicht bewirkt werden können, daß die Macht des Rechtes ziemlich enge Grenzen hat. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß für die Folgen einer Rechtsregel die Absicht Dessen, von dem sie ausgeht, ganz gleichgiltig ist. Das einmal in Kraft gesetzte Recht geht seine eigenen Wege; ob der Rechtssatz wirkt, ob er nur so wirkt, wie gewollt worden ist: Das hängt aus-

schließlich davon ab, ob er ein taugliches Mittel ist, um diesen Erfolg zu erzielen. Man muß sich endlich an den Gedanken gewöhnen, daß für die Folgen eines Rechtssatzes nicht die Auslegung maßgebend ist, die etwa die Juristen geben; daß andere Umstände dafür viel wichtiger sind: die Eigenart des Volkes, dessen gesellschaftliche Schichtung und Bildung, die herrschenden sittlichen Anschauungen, die Beschaffenheit der Personen, die berufen sind, ihn zur Geltung zu bringen, die Machtmittel, die ihn durchsetzen sollen, die Art des Streitverfahrens.

Auch hier will ich ein Beispiel anführen. Oesterreichische Juristen, die vor etwa zwanzig Jahren zur Eröffnung des Justizpalastes als Festgäste nach Brüssel gekommen waren, hörten hier zu ihrem Erstaunen, daß Kaiser Josef der Zweite in Belgien als Der verehrt wird, der dort das mündliche Prozeßverfahren eingeführt habe. Das Gesetz, durch das dieses Wunder bewirkt wurde, war die Allgemeine Gerichtsordnung, die vielverlästerte Josephina, die ja auch in Oesterreich lange genug gegolten hatte, ohne daß ihr Jemand hier die Fähigkeit, ein mündliches Verfahren zu schaffen, zutraute. Die Gerichtsordnung bestimmt allerdings, daß „auf dem Lande“ (überall außerhalb der Provinzhauptstädte) mündlich zu verfahren sei. In Oesterreich bestand das „mündliche“ Verfahren in der Regel darin, daß die Schriftsätze nicht eingereicht, sondern, in der Form von Protokolen verfaßt, in der Hauptverhandlung dem Richter übergeben wurden; manchmal kam es allerdings vor, daß die Parteien thatsächlich ihre Aeußerungen in der Verhandlung zu Protokol gaben. Entschieden wurde der Prozeß aber jedenfalls nur auf Grund der Protokole, nicht selten von einem Richter, der die Verhandlung nicht mitgemacht hatte. In den damals österreichischen Niederlanden hat man dagegen das mündliche Verfahren ernst genommen. Es wurde wirklich vor Gericht verhandelt, über die Verhandlung am Schluß ein Protokol aufgenommen und der Richter, der die Verhandlung geleitet hatte, entschied, wenn auch mit Hilfe des Protokols, so doch unter dem Eindruck des mündlichen Verfahrens. So führte das selbe Gesetz in Oesterreich zu einem protokolarischen und mittelbaren, in den Niederlanden zu einem mündlichen und unmittelbaren Verfahren; nicht im Gesetz, ondern in den Völkern lag der Unterschied.

Für eine Rechtsregel können deshalb Umwälzungen wichtig werden, die sich gar nicht in ihrem Bereich vollzogen haben. Heute wird anerkannt, daß dem Gemeinen Recht in Deutschland wohl ein römisches Gesetz zu Grunde lag, daß aber das römische Recht in der That nie als Gemeines Recht gegolten hatte: alle Versuche, das corpus iuris civilis römisch aufzufassen und in dieser Auffassung zur Anwendung zu bringen, scheiterten an der Unmöglichkeit, für zwei so gänzlich verschieden organisirte Gesellschaften, wie es die römische und die deutsche ist, das selbe Recht zur Geltung zu bringen. In Oesterreich hat man erlebt, daß Hunderte von Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches, an denen die neue Civilprozeßordnung auch nicht ein Komma geändert hatte, doch durch sie ein ganz anderes Gesicht erhielten. Wenn nach dem österreichischen Recht zur Trennung einer katholischen Ehe (von Tisch und Bett) wiederholte schwere Mißhandlungen und sehr empfindliche wiederholte Kränkungen, zur Scheidung einer akatholischen Ehe wiederholte schwere Mißhandlungen erforderlich sind, so wird heute vor unseren Gerichten doch etwas ganz Anderes als schwere Mißhandlung oder empfindliche Kränkung betrachtet als im Jahre 1811, da die Bestimmung erlassen worden ist: die sitt-

lichen Anschauungen sind darüber hinweggegangen. Noch heute gilt ein Strafgesetz, dessen Bestimmungen zum großen Theil aus dem Jahr 1803 stammen: trotzdem wird ein armer Teufel, der aus Hunger ein Stück Brot stehlen würde, gewiß ganz anders behandelt als vor hundert Jahren.

Aus Alledem ergiebt sich, daß es neben der rein juristischen noch eine gesellschaftliche Betrachtung des Rechtes giebt. Die rein juristische Betrachtung will vor Allem jede Rechtsregel im Sinn und Geist Dessen, von dem sie stammt, auslegen; nicht viel von ihr unterscheidet sich die historisch-juristische, die die Rechtsregel im Sinn und Geist der Zeit, in der sie entstanden ist, aufgefaßt und angewendet wissen will. Die gesellschaftwissenschaftliche Betrachtung fragt, wie ein Rechtssatz gilt, welches Maß und welche Art gesellschaftlicher Kraft davon ausgeht. Dabei darf auch die Absicht Dessen, von dem der Rechtssatz herrührt, nicht unberücksichtigt bleiben, denn auch sie ist eine gesellschaftliche Kraft; aber nur eine, die neben den anderen wirkt, und keineswegs immer die entscheidende. Die rein juristische und die historisch-juristische Betrachtung sind also unwissenschaftlich und unpädagogisch. Sie sind unwissenschaftlich, denn sie sind einseitig: Einseitigkeit und Wissenschaftlichkeit sind aber Gegensätze. Sie sind unpädagogisch, denn es ist thöricht, nur zu lehren, was gelten sollte, und zu übersehen, was wirklich gilt.

Wie verhält sich nun diese Rechtswissenschaft zu den anderen Wissenschaften? Welche Stellung nimmt sie im Gliedbau der Wissenschaften ein? Es wäre wohl überflüssig, hier auf die vielen Bestrebungen, eine Systematik der Wissenschaften zu schaffen, einzugehen: sie mögen alle berechtigt sein, insofern sie von verschiedenen, an sich berechtigten Standpunkten vorgenommen werden. Für meinen Zweck eignet sich am Besten der alte Gliedbau Comtes*), dessen Grundgedanken auch Spencer angenommen hat. Er empfiehlt sich vor Allem durch seine großartige Einfachheit und Einheitlichkeit, durch die Art, wie er eine Hierarchie der Wissenschaft aufbaut, jede auf die vorausgehende gegründet und deren Ergebnisse verwerthend, wobei freilich von der unzulässigen Annahme der zeitlichen Aufeinanderfolge der Wissenschaften abgesehen werden muß. Die Mathematik, die Lehre von der abstrakten Größe, ist die Grundlage jeder Wissenschaft; ihr folgt die Physik, die Lehre von den physischen Körpern, die Ergebnisse der Mathematik verwerthend; dieser die Biologie, die Lehre von den belebten Körpern, auf die Physik gegründet; dann die Psychologie, die Physik des Bewußtseins der belebten physischen Körper; endlich die Soziologie, die Lehre von den Gesellschaften belebter, mit Bewußtsein begabter physischer Körper, die ihrem Wesen nach Massenpsychologie ist. Wenn Comte die Geschichte nicht erwähnt hat, so entspricht Das der französischen Auffassung, die die Geschichte nicht zu den sciences, sondern zu den belles lettres zählt; der Deutsche hat die Wahl, den Gliedbau der Wissenschaften im Sinn der Franzosen auf die Gesetzeswissenschaften zu beschränken: dann ergiebt sich der Ausschluß der Geschichte, eben so wie der Geologie, der beschreibenden Naturwissenschaften, der Geographie, der Zoologie, der Botanik, der Mineralogie, von selbst; oder die beschreibenden Naturwissenschaften der Physik und der Biologie, die Geschichte, etwa mit der Völker-

*) Mit kleinen Aenderungen. Die Astronomie wird nicht als selbständige Wissenschaft behandelt: sie ist Anwendung der Physik auf kosmische Vorgänge. Die Einschaltung der Psychologie fordert die moderne Entwickelung. Chemie ist Molekularphysik.

kunde, der Statistik, der Soziologie, als Material oder selbständiges Gebiet, beizuzählen. Grundsätzlich berechtigt ist im comtischen Gliedbau die scharfe Trennung der Wissenschaften, die der reinen Erkenntniß dienen, und der praktischen Disziplinen, die die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für praktische Zwecke verwerthen.

Die Jurisprudenz ist nun zunächst zweifellos eine praktische Disziplin; sie lehrt die praktische Rechtsanwendung. Als solche besteht sie schon seit Jahrtausenden. Aber diese Aufgabe kann sie, wie gezeigt wurde, doch nur in vollem Umfang erfüllen, wenn sie zu einer Morphologie der menschlichen Gesellschaft wird und wenn sie die Kräfte, die in der Gesellschaft wirken, auf ihr Wesen und ihr Maß untersucht. So wird die Jurisprudenz zur Rechtswissenschaft, zur Lehre vom Recht als gesellschaftlicher Erscheinung; als solche ist sie ein Zweig der Soziologie. Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, möge mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß es sich hier nur um die Soziologie in dem Sinn handelt, wie sie von Auguste Comte verstanden worden ist und wie sie sich im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts allmählich zu einer besonderen Wissenschaft ausgebildet hatte. Sie ist eine Naturlehre von den Gruppenbildungen, zunächst im Sinn Comtes wohl nur der Menschen, obwohl diese Beschränkung weder geboten noch wünschenswerth ist. Ihr Zweck ist ausschließlich, die gesellschaftlichen Einrichtungen zu erforschen und darzustellen; die gesellschaftlichen Strömungen und Strebungen kommen für sie nur als Gegenstand in Betracht; sie hat nicht die Aufgabe, ihnen zu dienen, sie irgendwie zu fördern; je n'impose rien, je ne propose rien: j'expose. Sie ist von der Sozialpolitik eben so streng zu trennen wie von jeder anderen Politik und von der politischen Oekonomie. Die theoretische Nationalökonomie allerdings, die die Gestaltung und Gesetzmäßigkeit der wirthschaftlichen Erscheinungen erforscht und darstellt, gehört zur Soziologie.

Die Entwickelung der Jurisprudenz zur Rechtswissenschaft, aus einer praktischen Disziplin zu einem Zweige der Soziologie entspricht durchaus dem Gang auf anderen Gebieten. Alle theoretischen Wissenschaften wurzeln in praktischen Disziplinen. Wir hätten vielleicht keine Astronomie ohne Kalenderkunde und Astrologie, keine Geometrie ohne Erdmessung, keine Chemie, wenn man nie versucht hätte, aus unedlen Metallen Gold zu erzeugen; fast die ganze Biologie ist aus der Heilkunst vergangener Jahrhunderte herausgewachsen. Wohl allgemein wird anerkannt, daß wir den großen Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung in den letzten Jahrhunderten dieser Verschiebung der Ziele der wissenschaftlichen Arbeit verdanken. Und dieser Aufschwung besteht nicht nur darin, daß unser Wissen in ungeahntem Maße bereichert wurde: auch unser Können ist in erster Linie dadurch gehoben worden; hätte die wissenschaftliche Arbeit immer nur praktische Ziele verfolgt, so hätte sie auch in praktischer Richtung unmöglich Das zu leisten vermocht, was thatsächlich geleistet worden ist. Die Forscher, nicht die Praktiker, haben für die moderne Medizin, für die moderne Technik die Grundlagen gelegt. So darf vielleicht der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß auch die Juristen eine Umwandlung der juristischen Fakultäten in gesellschaftwissenschaftliche nicht zu bedauern haben werden. Sie vollzieht sich vor unserem Auge ja sacht, wie alles Große auf geistigem Gebiet. In Deutschland hat schon vor hundert Jahren die historische Schule das erste Wort gesprochen; ihre Bedeutung liegt hier nicht in ihrer grundsätzlich verfehlten Dogmatik und Gesetzgebungpolitik. Eine fast unübersehbare Menge von Anregungen ging von Ihering

und von einzelnen Germanisten aus. In den letzten Jahren mehren sich die Anzeichen einer neuen Zeit; bewußt und klar wird freilich noch nicht vorgegangen. Viel klarer ist eine Bewegung, die vor einigen Jahren in Frankreich begonnen hat. Als Führer kann Saleilles in Paris gelten, einer der feinsten Geister der an feinen Geistern wahrlich nicht armen französischen Rechtswissenschaft. Geny hat in seinem Werke: Méthode d'interprétation et sources en droit privé positif (Paris 1889), ein fast unübersehbares Material gesammelt. Vor Allem ist aber Lambert in Lyon zu erwähnen. Er trägt seine Lehre in einem umfangreichen Werk vor (La fonction du droit civil comparé), von dem bisher der erste, einleitende Band erschienen ist. In Deutschland nimmt Ernst Stampe einen ähnlichen Standpunkt ein. Sehr nah steht den Franzosen auch Sternbergs Allgemeine Rechtslehre (Leipzig 1904). Auf meine eigenen Bestrebungen, die ihrem Beginne nach zeitlich vor denen der Franzosen liegen und von ihnen unabhängig waren, will ich hier nur hinweisen: ihr Programm habe ich in „Freie Rechtsfindung" und in einem Vortrag entwickelt, den ich in der wiener Juristischen Gesellschaft hielt und der unter dem Titel „Freie Rechtswissenschaft" (Leipzig 1903) erschien.

Zu dieser soziologischen Rechtswissenschaft verhält sich die praktische Jurisprudenz so wie etwa die Medizin zur Biologie, die Baukunst zur Mathematik und Physik. Damit ist wohl auch gesagt, daß sie nie darin aufgehen wird; wir werden immer eine Unterweisung brauchen, die vom Wissen zum Können eine Brücke schlägt. Auf einen sehr wichtigen Umstand ist bereits hingewiesen worden: keine praktische Disziplin entnimmt die Anregungen ausschließlich einer einzigen Wissenschaft; welche Fülle von Kenntnissen muß etwa der Gartenkünstler außer den botanischen noch besitzen! Die Jurisprudenz arbeitete bisher allerdings mit einem unsäglich armsäligen Material: einige Kenntniß des geltenden Rechtes, nicht selten nur des Gesetzes, verbunden mit der Kunst, in den hergebrachten Handbüchern nachzuschlagen, dazu ein Bischen Logik und der berüchtigte „gesunde Menschenverstand" genügten, um einen „guten Praktiker" zu schaffen. Daß sie dem „guten Praktiker" nicht genügten, um selbst verhältnißmäßig einfachen Aufgaben gerecht zu werden, hat man allmählich erkannt: dieser Erkenntniß verdankt der Beweis durch Sachverständige sein Dasein. Er soll dem Juristen aus den verschiedensten Gebieten die Kenntnisse vermitteln, deren er zur Ausübung seines Berufes bedarf und die er doch sich anzueignen nicht für seines Amtes hält; er ist ein kümmerlicher Nothbehelf. Hier und da führte er zu einer neuen juristischen Disziplin: der wichtigste Fall ist der der Gerichtlichen Medizin, die eigentlich eine medizinische Jurisprudenz ist. Wie wenig der juristische Mediziner den medizinischen Juristen zu ersetzen vermag, davon kann man sich allerdings jeden Tag überzeugen.

Auch nach dieser Richtung bereitet sich ein Umschwung vor. Die kunstgerechte Verwerthung der Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit für juristische Aufgaben findet mit jedem Tage mehr Verständniß.

So ist die Richtung, die die Jurisprudenz als rein praktische Disziplin einschlagen muß, vorgezeichnet: indem sie ihren gesellschaftwissenschaftlichen Inhalt an die Soziologie abgiebt, erobert sie sich neu ihr ureigenstes Gebiet.

Czernowitz. Professor Dr. Eugen Ehrlich.

Anzeigen.

Johannes Schlaf. Ein nothgedrungenes Kapitel. Zweite, vermehrte Auflage. R. Piper & Co., München.

Der Nachtrag zu dieser zweiten Auflage wurde durch Herrn Samuel Lublinskis Schrift „Holz und Schlaf, ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte“ veranlaßt. Ich hätte von dieser erneuten Anrempelung des von mir bereits zur Genüge Gewürdigten nicht Notiz genommen, wenn der Unermüdliche, außer seinem längst Erledigten, nicht mit zwei „Neuheiten“ gekommen wäre: meine Komoedie „Sozialaristokraten“ stammte in ihrem Besten und Eigentlichsten von Paul Ernst, und was ich über Schlafs Gesundheitzustand geschrieben — mit dem ich Schlafs Angriffe auf mich nicht blos erklärt, sondern zugleich entschuldigt habe —, sei von mir böswillig aus der Luft gegriffen. Diese zweite Behauptung wurde von Herrn Lublinski sogar zu „beweisen“ versucht. Und zwar durch den Abdruck eines vom Professor Siemerling aus Kiel im Mai 1905 an Schlaf gerichteten Briefes, in dem es heißt: „Nach den mir heute vorliegenden Notizen ist die damalige Erkrankung als eine ganz akute Störung aufgefaßt worden mit dem Charakter heftiger Nervenüberreizung. Sie sind damals aus dem Krankenhause als gebessert bereits entlassen worden und ich entsinne mich ganz genau, daß ich völlige Genesung annahm. Von unheilbarem Verfolgung- und Größenwahn ist nie die Rede gewesen.“ Die Herrn Professor Siemerling „von dritter Seite unterstellten Aeußerungen“, Seite 9 meiner Darstellung, lauteten: „Schlaf leidet an fixen Ideen — Größen- und Verfolgungwahn — und ist unheilbar. Er kann bei dieser Krankheit achtzig Jahre alt werden, immer aber wieder werden sich Krisen einstellen, innerhalb derer er nicht zurechnungfähig ist. In den Zwischenzeiten wird der Kranke auf den Laien den Eindruck eines normal Gesunden machen.“ Herr Professor Siemerling hatte diese „Aeußerungen“ zum Glück nicht nur zu mir allein gemacht, sondern in Gegenwart eines Schlaf und mir damals gemeinsamen Freundes, Hans Heitmann, der jetzt Redakteur in Königsberg ist. Dieser, von mir gebeten, sich auf meinen Passus zu erklären, schrieb mir: „Was Du sagst, stimmt, so weit ich mich erinnere, bis aufs Wort und unbedingt dem Inhalt nach. Das kann ich Dir bezeugen. Köppen wird es auch können. Einer von Beiden, ich weiß nicht, ob er oder Siemerling, meinte noch, daß die Krankheit der Produktion von Schlaf nicht schädlich, eher förderlich sein würde. Im Uebrigen waren sie ganz der selben Meinung über den Fall.“ Herr Professor Max Köppen, der Schlaf — ebenfalls noch in der Charitee — nach Herrn Professor Siemerling behandelte, von mir angefragt, ob er diese Bestätigung „bestätigen“ könne, schrieb: „Ich kann Ihnen Das, was auf Seite 9 ihre Brochure unterstrichen ist, vollständig bestätigen und glaube auch, damals gesagt zu haben, daß die Produktionkraft Schlafs unter seiner Krankheit nicht leiden würde. Ich bedauere Sie, daß Sie unter den so täuschenden Raisonnements eines nur scheinbar Geheilten leiden müssen. Uns Fachleuten sind die Schwierigkeiten, bei solchen Kranken Wahres und Falsches zu entwirren, sehr wohl, ja, zu sehr bekannt.“ Also: Herr Professor Siemerling hat die Aeußerungen, die er heute in Abrede stellt, nicht nur gethan, sondern sein Brief enthält auch noch einen höchst bedenklichen anderen Erinnerungsfehler: „Sie sind damals aus dem Krankenhause als gebessert bereits entlassen worden und ich entsinne mich ganz genau, daß ich völlige Genesung an-

nahm." Als Schlaf aus der Charitee „entlassen" wurde, war Herr Professor Siemerling nicht mehr ihr dirigirender Arzt. Berlin hatte ihm längst „den Rücken gedreht"! Die Prätendentschaft Ernsts widerlegte ich durch den Abdruck alter, ich weiß nicht, ob zu meiner Freude oder zu meinem Bedauern höchst intimer Privatepisteln.

Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Neue Ausgabe. Mit Umschlag von R. Winckel. München, R. Piper & Co. Preis 1 Mark.

Mein Buch ist das Buch eines Einundzwanzigjährigen. Manches in ihm war schon vorher entstanden, Einzelnes tropfte erst hinterdrein; trotzdem glaubte ich, in dieser Neuausgabe als Entstehungzeit das Jahr 1884 angeben zu dürfen. Abgesehen von einigen allzu frühen Stücken, die ich am Besten wohl schon vor zwanzig Jahren nicht veröffentlicht hätte und die ich endgiltig ausschied, habe ich mich damit begnügt, die jetzt 188 Gedichte des Bandes in eine, wie ich glaube, wirksamere Aufeinanderfolge zu bringen. An den Texten selbst habe ich nachträglich nichts geändert. Auch habe ich absichtlich eine Anzahl Stücke stehen lassen, von denen mehrere ganz zweifellos nicht mehr „aktuell" sind. Ihr Fehlen aber hätte den für mein Gefühl wesentlichsten Reiz dieses Buches herabgemindert, der mir darin zu bestehen scheint, daß es typisch die Spiegelung eines jungen sogenannten Stürmers und Drängers von damals giebt und nicht das Portrait eines der vielen jugendlichen Greise von heute. Dies für die nur künstlerisch Empfindenden. Die Naiven, so meint der Verlag, werden mit dieser Ausgabe erst jetzt auf ihre Kosten kommen. Die zahlreichen, zum Theil geradezu überschwänglichen Zustimmungen, die mir die ganzen Jahre namentlich von jungen Leuten zugingen, die das Leben noch nicht verbogen hat, lassen diese Hoffnung vielleicht nicht phantastisch erscheinen.

Wilmersdorf. Arno Holz.

Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. E. Hofmann & Co., Berlin.

Ein Buch, das den inneren Quellen von Scheffels Dichtungen nachgeht und sie in des Dichters Liebe zu Emma Heim findet. Die Forschungen sind neu und stützen sich auf einen umfangreichen Briefwechsel Scheffels mit Emma Heim und auf die persönlichen Erinnerungen Emmas, die heute siebenzigjährig in Berlin wohnt. Die Beziehungen bestanden Scheffels ganzes Leben hindurch, vom Jahr 1851 bis 1886. Besonders der „Trompeter von Säkkingen" und der „Ekkehard" sind von ihnen beeinflußt. Aber auch die besten Lieder der „Frau Aventiure" („Irregang", „Von Liebe und Leben scheidend") sind durch diese Liebe schöpferisch bewegt worden. Rein menschlich war diese Liebe Scheffels höchstes Lebensglück. Sie offenbart am Hellsten den Kern seiner schönen, durch und durch ernsten und echten Persönlichkeit. Die Briefe an Emma, die hier zum ersten Mal mitgetheilt werden, gehören zu dem Frischsten und Gemüthvollsten, das er geschrieben hat. Nie sentimental, nie mit Empfindungen prunkend, zeigen sie uns Scheffels gesunde Natur in warmem Licht. Das Buch will in erster Linie den Dichter Scheffel eng neben dem Menschen Scheffel einhergehen lassen und will dann die Geschichte einer Dichterliebe erzählen, die in ihrer Harmonie und ihrem großen und reinen Gefühl der Gegenwart zu ersprießlicher Betrachtung dienen möge. Zahlreiche Bilder, Handzeichnungen Scheffels und Brieffaksimile sind in das Buch aufgenommen worden.

Großlichterfelde. Ernst Boerschel.

Gedichte von Leo Grünstein. Akademischer Verlag. Leipzig und Wien. 1906.

Blos „Gedichte“. Kein reklamesüchtiger Titel. Und das Bändchen kam knapp vor Weihnachten heraus: zu spät, um hoffen zu dürfen, noch für den Weihnachtmarkt „angezeigt“ zu werden. Das ist bezeichnend. Ein nach „Erfolg“ lüsterner Dichter (und solche soll es heutzutage geben) hätte seinen Verleger zu größerer Eile gedrängt. Zu diesen Dichtern gehört Leo Grünstein nicht. Ein junger Gelehrter, der einsam schafft, weil es ihn dazu drängt. Der sagt, was er sagen muß, und dabei nicht fragt: Wird es Erfolg haben? Eine feine, wehe Seele. Feine Seelen sind immer auch weh und wund. Eine Seele, die das Leid kennt und das Entbehren und die der Schönheit nachjagt und dem Glück. Ein heißes junges Menschenkind, das aus dem Vollen schöpfen will und sich scheu und verletzt zurückzieht, wenn ihm statt der ersehnten Fülle armsäliges Stückwerk und mattherzige Halbheit geboten wird; das eben so grenzenlos elend sein kann wie grenzenlos glücklich, wenn das Glück ja doch einmal kommt, und wäre es auch nur ein Augenblicksglück ...

Stimmungbilder, diese Gedichte. Sehr hübsch tritt in einzelnen des jungen Poeten liebevolles Verständniß für Musik und Malerei zu Tage. Wer ihn näher kennt, weiß, daß er namentlich auf dem Gebiete der Malerei zu Hause ist und schon Manches über ihn interessirende Maler veröffentlicht hat. In Wien weiß man sein Können zu schätzen. Bilder, die einen besonders starken Eindruck auf ihn gemacht haben, tauchen denn auch in seinen Gedichten auf und es glückt ihm, dem Leser diesen Eindruck zu vermitteln. Mir aber sind unter seinen Gedichten doch die am Liebsten, die mir seine wechselnden Stimmungen wiedergeben. Ein solches (das mir liebste) will ich hier folgen lassen. Es hat schon viele Freunde gefunden und wird noch viele Freunde finden:

„Im Dunkel einer Gasse.

Heut' kam die Sehnsucht über mich
Im Dunkel einer Gasse,
Kam wie ein Traum und hüllte sich
In Deine Formen stolz und licht
Und sprach, wie Deine Seele spricht,
Wenn sich die Schatten senken
Und Wünsche wirr und wunderlich
Die müden Sinne lenken ...

Heut' kam die Sehnsucht über mich
Im Dunkel einer Gasse:
Da wars, als ob ich plötzlich Dich
Mit meinen Armen fasse.
Und was an unverbrauchter Lust
In mir gelegen unbewußt:
Das brach hervor und schäumte auf
Und trieb in ungehemmtem Lauf
In Liebe Dir entgegen.
Heut' kam die Sehnsucht über mich
Im Dunkel einer Gasse ...“

Wien. Emil Marriot.

Oesterreichische Kreditanstalt.

Zollkrieg gegen Serbien und fünfzigster Geburtstag der Kreditanstalt: der Zufall rückt dem Oesterreicher die beiden Thatsachen zur selben Stunde vors Auge. Der Zollkrieg ist kein Ereigniß von allzu großer Bedeutung, zeigt aber, welche Schwierigkeiten die Umgestaltung der zollpolitischen Verhältnisse dem Reich der Habsburg-Lothringer macht. Wenn nicht selbst die „interessantesten" Völkerschaften Südeuropas einen Theil des alten Respektes vor der Doppelmonarchie verloren hätten, wäre Peter Karageorgewitsch beim Abschluß des Vertrages mit Bulgarien nicht so brüsk vorgegangen. Auch das Jubiläum der Oesterreichischen Kreditanstalt konnte an manche Enttäuschung, manchen diesseits und jenseits der Leitha mißglückten Versuch mahnen und ich zweifle, ob die zur Feier des Tages vereinten Mitglieder der Verwaltung nur frohe Gefühle im Busen hegten. Der Gedanke, was im Lauf dieser fünfzig Jahre aus den Banken des Nachbarreiches geworden ist, konnte immerhin einigen Neid erregen. Doch auch zur Freude war Grund; denn die erste Kreditbank der Monarchie hat, in engem Rahmen, recht Gutes geleistet. Sie hat heute den Ruf eines soliden, klug organisirten und geleiteten Institutes, das jeder deutschen Bank als Gefährtin willkommen ist. Daß man sie oft noch zu den angesehensten und einflußreichsten Banken Europas zählt, verdankt sie wohl in erster Linie dem Umstande, daß ihr Name eng mit dem des Hauses Rothschild verknüpft ist und daß ihre Aktie Jahrzehnte lang das führende Börsenpapier war. Der Monarchie hat sie Dienste geleistet durch die Finanzirung und Unterstützung vieler Eisenbahnunternehmen (Kaiserin Elisabeth-Westbahn, Karl-Ludwigbahn, Aussig-Teplitzer, Südbahn, Pardubitz-Reichenberger und anderer), durch Förderung des Exportes in den Balkan und die Levante, durch Betheiligung an Schiffahrtunternehmen und durch den Kredit, den sie der Industrie gewährte. Daß die österreichische Wirthschaft auf dem Weltmarkt nicht eine größere Rolle spielt, ist nicht aufs Schuldkonto der Banken zu schreiben. Auch die stärkste Bank vermag nicht jede Ursache der Rückständigkeit zu beseitigen. Gerade in den Jubiläumstagen las man in österreichischen Blättern eine Klage, die deutlich zeigt, wie oft drüben die heute unentbehrliche Initiative fehlt. Von Galata nach Stambul soll eine Brücke gebaut werden. Die türkische Regirung hat einer berliner Firma den Bauauftrag ertheilt. Das Kapital wird von der neuen Deutschen Orientbank, von der ich neulich hier sprach, vorgestreckt. Dieser Geschäftsabschluß hat in Wien verstimmt, weil man dort ältere Rechte auf solche Transaktionen zu haben glaubt, überhaupt den Balkan als Oesterreichs Domäne betrachtet. Der Regirung wirft man vor, sie habe nie für ausreichende Vertretung österreichischer Interessen im Orient gesorgt; den Kapitalisten wird Schwerfälligkeit, den Industriellen Trägheit und Ungeschicklichkeit vorgeworfen und dem Oesterreichischen Lloyd gesagt, er habe, trotz der ihm vom Staat gewährten Subvention, nichts gethan, um den Verkehr der Monarchie mit dem Orient zu heben. Deutschland habe auf orientalischem Boden den richtigen Platz zu finden gewußt und Alles bekommen, was nicht, um die über das Armeniergemetzel Empörten zu beschwichtigen, nach England, Rußland, Frankreich, Italien und Amerika ging. Nur Oesterreich habe nicht verstanden, sich Bestellungen zu sichern. So klagen ruhige Kaufleute; auf dem Wirthschaftgebiet kann also Oesterreichs Glück nicht allzu groß sein.

Auch die Kreditanstalt ist eigentlich keine österreichische Schöpfung. Sie dankt

ihr Leben den Brüdern Pereire, die 1852 in Paris den Crédit Mobilier, die erste Mobiliarkreditbank, gründeten. Das war eine wichtige Etape in der Geschichte des Bankwesens; und Isaak Pereire, der die Ausdehnung des Bankkredites ersann und das neue System ermöglichte, darf wohl genial genannt werden. Auch in Oesterreich wurde nun bald ein Crédit Mobilier geschaffen. Der Finanzminister Freiherr von Bruck gab dem Hause Rothschild und einer Feudalherrengruppe, in der die historischen Namen Schwarzenberg, Auersperg, Fürstenberg, Chotek vertreten waren, die Konzession zur Gründung eines Institutes, das den Namen Oestereichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe erhielt. Damals gab es in Oesterreich nur die Oesterreichisch-Ungarische Bank und die Niederösterreichische Escomptegesellschaft; zwei Banken mit kleinem Kapital. Das neue Institut hatte vom ersten Lebenstag an ein Aktienkapital von 100 Millionen Gulden. Um zu ermessen, was diese Summe vor fünfzig Jahren in einem wirthschaftlich und politisch rückständigen Land ohne moderne Verkehrsmittel und lohnende Handelsbeziehungen bedeutete, muß man sich der Thatsache erinnern, daß die Diskontogesellschaft, die nur wenig älter ist als die Kreditanstalt, mit 30 Millionen Mark, die auch aus Pereires Idee entstandene Bank für Handel und Industrie in Darmstadt 1853 mit 25 Millionen Gulden anfing. Von den in Aussicht genommenen 100 Millionen Gulden wurden zunächst denn auch nur 60 emittirt. Schon diese Lockung war aber so stark, daß das Bankgebäude in der Nacht vor dem Tage der Subskription von einer Menschenmenge belagert war, die gierig die Kreditaktien verlangte. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Das viel zu große Kapital fand keine ausreichende Verzinsung; die Dividenden gingen im Durchschnitt nicht über 7 bis 8 Prozent hinaus (Métalliques, das wichtigste österreichische Rentenpapier dieser Zeit, brachten nicht weniger Zinsen) und schon diese Rente mußte durch riskante Geschäfte erkauft werden. Effektentransaktionen standen an erster Stelle; mehr als zwei Drittel des Kapitals waren in Effekten angelegt, zum Theil leider in solchen, die, wie die Aktien der Theißbahn, Jahre lang unverkäuflich im Portefeuille blieben. Die Filiale in Alexandria brachte große Verluste und Defraudationen, bis zu einer Million, waren mehr als einmal zu verzeichnen. Das hat aufgehört, seit die Kontroleinrichtungen verbessert worden sind.

Daß die Kreditanstalt die schweren Krisen der Jahre 1858 und 1873 glücklich überstand und sogar noch andere Institute, die dem Zusammenbruch nah waren (Bodenkreditanstalt und Bankverein), über Wasser halten konnte, verdankte sie zum wesentlichen Theil wohl ihren Beziehungen zum Hause Rothschild und später ihrer Zugehörigkeit zu der vom Baron Albert geschaffenen Rothschildgruppe; auch waren in ihrem Verwaltungrath die damals allmächtigen Bankierfirmen Königswarter, Todesko, Biedermann, Wertheimstein, Haber vertreten, die neben (richtiger: über) den ersten Direktoren Richter, Schiff und Hornbostel die Geschäfte leiteten. Ob dabei immer nur für die Aktionäre der Kreditanstalt gearbeitet wurde? Man rühmt dem Oesterreicher oft eine besondere Finanzbegabung nach, nennt ihn den geborenen Bankier und sagt, wer Leute ersten Ranges haben wolle, müsse sie von drüben holen. Baron Königswarter hat damals jedenfalls bewiesen, was diese Genieart vermag. Aus den Verwaltungrathssitzungen der Kreditanstalt, die hinter verschlossenen Thüren stattfanden (auch die Mitglieder der Verwaltung hatten sich verpflichtet, das Haus bis zum Schluß nicht zu verlassen), flatterten die Ordres des Finanzbarons durch das Klosetfenster auf den Hof, wurden dort von den hinbestellten Agenten auf-

gefangen und an der Börse so flink ausgeführt, daß der Herr Verwaltungrath seinen Gewinn schon in der Tasche hatte, wenn die misera plebs noch bänglich auf das Resultat der Abschlußsitzungen wartete. Daß einzelne Mitglieder des Verwaltungrathes ihre Kenntniß der Geschäftsgeheimnisse auf diese Weise ausnützten, hat dem Ruf der Kreditanstalt noch geschadet, als der Mißbrauch schon aufgehört hatte.

Während die meisten deutschen Institute, je mehr die Entwickelung des Bankwesens fortschritt, ihr Kapital erhöhten, sah sich die Kreditanstalt zweimal zu Reduktionen genöthigt. Ihr Kapital beträgt jetzt 100 Millionen Kronen, ist also kleiner als das vom Jahr 1856. Die 120 Millionen Kronen wurden zunächst auf 100, dann auf 80 verringert; erst 1899 kam man wieder auf 100 Millionen. Jetzt will man das Kapital abermals um 20 Millionen erhöhen. Die Kreditanstalt ist nach fünfzigjähriger Thätigkeit dann glücklich wieder da angelangt, wo sie begonnen hat. Wir wollen uns nicht mit den Ziffern unserer deutschen Institute brüsten; immerhin lehrt der Vergleich unsere Nachbarn die Verschiedenheit deutscher und österreichischer Wirthschaftentwickelung schmerzhaft deutlich erkennen. Die Dividenden der Kreditanstalt (Jahre lang 10 und 11, in der letzten Zeit regelmäßig 8¾ Prozent) waren ja hoch genug; Manche fanden sogar: zu hoch. Als Mitglied der Rothschildgruppe ist die Bank in der ersten Reihe an der Deckung des Reichsanleihebedarfs betheiligt; dabei fallen oft große Gewinne ab. Die ungarische Rentenkonversion brachte der Rothschildgruppe 14, der Kreditanstalt über 2 Millionen Kronen. Die Kreditanstalt gehörte übrigens auch zu den Firmen, die (in Oesterreich noch überlebende Preußenfeinde hören nicht gern davon reden) die Emission der deutschen Bundesanleihe, der französischen Kriegsentschädigunganleihe und der pariser Stadtanleihe besorgten.

Daß die Kreditanstalt ihre Transaktionen heute mehr auf das Gebiet der Industrie verlegt, während sie früher ihr Kapital zum größten Theil den Eisenbahnen zuwandte, ist die natürliche Folge der Entwickelung, die das Eisenbahnwesen bis zur jetzt beginnenden Verstaatlichung der wichtigsten Gesellschaften genommen hat. Die bekanntesten Industriegeschäfte der Kreditanstalt galten den (anfangs nicht sehr lukrativen) Skodawerken in Pilsen, einer der größten Maschinen- und Geschützfabriken Oesterreichs. Auf das erste Engagement von rund 6 Millionen Kronen mußte die Bank etwa 2 Millionen abschreiben. Auch die österreichischen Fezfabriken, die Hirtenberger Patronenfabrik, die erste österreichische Linoleumfabrik, die Holzverkohlung-Gesellschaft Konstanz, die Maschinenfabrik Tanner, Laetsch & Co. und die Zuckerraffinerien in Nestomitz und Pecek stehen der Kreditanstalt nah. Sie ist ferner an der Galizischen Naphtha-Industriegesellschaft und der fiumaner Mineralöl-Raffinerie betheiligt. Die galizische Petroleumindustrie hat in den letzten Jahren durch ihr Bestreben, die Tyrannei der amerischen Standard Oil Company zu brechen, viel von sich reden gemacht. In Rumänien hat das deutsche Kapital diesen Zweck zu fördern gesucht; und in Galizien wäre ein Bündniß deutscher und österreichischer Banken möglich gewesen, wenn die Oesterreicher nicht, ohne es den Deutschen mitzutheilen, mit dem amerikanischen Petroleumtrust verhandelt hätten. Nur die Deutsche Bank hat, in Gemeinschaft mit dem Wiener Bankverein und einigen anderen Instituten, durch die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft in Berlin sich Beziehungen zu der galizischen Schodnica-Gesellschaft geschaffen. Die österreichische Petroleumindustrie hat vor einigen Jahren einen heftigen Preissturz erlebt und eine Krisis durchgemacht, die auch die

Kreditanstalt zu beträchtlichen Abschreibungen zwang. Die Verhältnisse besserten sich dann, sehen jetzt aber wieder bedrohlich aus. In Galizien besteht eine Rohproduzenten-Vereinigung, die Aktiengesellschaft Petrolea, und ein im Oktober 1903 geschaffenes Kartell der Petroleumraffinerien. Dieses Syndikat hatte sich verpflichtet, das zur Verarbeitung nöthige Rohöl von der Petrolea zu beziehen und einen bestimmten Petroleumpreis festzuhalten. Nun giebt es aber Raffinerien, die dem Kartell nicht angehören, diese Verpflichtung also auch nicht übernommen haben und ihr Material von anderer Seite beziehen. Die Petrolea kann deshalb ihre Produktion im Inland nicht voll absetzen und muß noch mit beständigen Preisrückgängen rechnen. Im Jahr 1903/04 betrug der Durchschnittspreis für Rohöl noch 3,60 Kronen brutto, ein Jahr später nur noch 3,24 und jetzt kaum 2,60 Kronen. Die Ueberproduktion hat außerdem bewirkt, daß die Petrolea wahrscheinlich mit einem Vorrath von 6 Millionen Metercentnern die neue Campagne beginnen wird. Unter diesen Umständen kann weder der Verband der galizischen Rohölproduzenten noch das Kartell der Raffinerien fortbestehen; gelingt die Sanirung nicht, so droht der Petroleumindustrie und den ihr verbündeten Banken neue Gefahr. Daß der Petroleumverbrauch im Inlande durch eine hohe Verbrauchssteuer, die den Preis beträchtlich steigert, künstlich eingeschränkt wird, mag den Gasanstalten und Elektrizitätfirmen Freude machen, da Gas und elektrisches Licht steuerfrei sind; aber von besonderem Verständniß für das der Industrie Nothwendige zeugt diese Steuer nicht. Eine Regirung muß rechtzeitig erkennen, was das Gedeihen der Volkswirthschaft fordert. Diese Erkenntniß hat in der Behandlung der Petroleumfrage gefehlt. Nicht auch in dem Konflikt mit Serbien? Das Land Peters ist freilich mit 80 Prozent seiner Ausfuhr auf Oesterreich angewiesen; aber Oesterreich hat auch Grund genug, die Wirthschaftentwickelung der Balkanstaaten zu fördern, von denen es Ersatz für manches verlorene und versäumte Geschäft erhofft. Auch wenn der Friede bald geschlossen wird, bleibt die Thatsache immer noch merkenswerth, daß Serbien den mühsam vorbereiteten Versuch, in Oesterreich Geld zu pumpen, freiwillig aufgegeben und den offenen Bruch mit dem Habsburgerreich gewagt hat.

Ladon.

Notizbuch.

Vom Balkan kommen seit ein paar Wochen merkwürdige Meldungen. Seit der persönliche Verkehr zwischen der Dutzendintelligenz Peters Karageorgewitsch und dem klugen Fürsten Ferdinand begonnen hatte, war selbst von fern zu spüren, daß die serbisch-bulgarischen Beziehungen intimer wurden. Nur der edle Pole Goluchowski (der würdig wäre, im Deutschen Reich internationale Politik zu machen, einstweilen aber die Interessen der Felix Austria betreut) merkte nichts davon; und ward von dem Abschluß des bulgaro-serbischen Zollbündnisses dann so jäh überrascht, daß er in Wuth gerieth, den Großmächtigen spielen wollte und dem Serbenschwein die Grenze der von Franz Joseph und Albert Apponyi regirten Länder sperrte. Auch in die Wilhelmstraße muß seitdem ärgerliche Kunde von Balkanplänen gedrungen sein; denn in der Vossischen Zeitung wurden allerlei dunkle Mären ausgeplaudert. Fürst Nikita von Montenegro habe dem Serbenkönig eine antitürkische Militärkonvention angeboten und als Preis acht Schnellfeuerbatterien verlangt. Daraus sei, weil Peter die Skupschtina fürchtete und den Dis-

positionsfonds nicht angreifen wollte, nichts geworden. Montenegro habe die nöthigen Kanonen aber, nebst der Munition, aus Italien bekommen und sich den Serben nicht nur gegen türkische, sondern auch gegen österreichische Ansprüche verbündet. Möglich. Italien muß seine Balkanfreunde stärken, weil es Oesterreichs Konkurrenz in Albanien fürchtet; und diesen Freunden darf man nicht verdenken, daß sie die Gunst der Stunde zu nützen versuchen. Die Tage Karls von Rumänien sind gezählt. Ungarn will sich, zunächst als Wirthschaftgebiet, von Oesterreich trennen. Rußland ist gelähmt und zwischen Rom und Wien der Interessengegensatz so fühlbar geworden, daß man im Herbst schon mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen begann (und Deutschlands Botschafter am Lothringerhof feierlich verkündete, der Dreibund sei fester als je). Im Frühling wirds auch in Makedonien wieder losgehen. Bisher hielten Rußland und Oesterreich einander in Schach; jetzt scheint eine Koalition gegen Oesterreich erwünscht. Seit sich herausgestellt hat, daß es mit der Eroberung Ostasiens nicht so schnell gehen wird, wie mancher Potentat träumte, ist der Südosten der alten Europa wieder einmal recht interessant geworden.

* * *

Eine nette Ueberraschung hat der gelbe Freund den Briten bereitet. Im japanischen Reichstag wurde der Kriegsminister gefragt, ob die Regirung des Mikado nicht die Reorganisation des englischen Heeres anregen wolle. Ja, lautete die Antwort; man werde sich im Sinn des Bündnißvertrages über die Nothwendigkeit der Heeresreform verständigen. Schüchtern sind die Japaner nicht; famose Kerle. In England hatte man sich die Sache anders gedacht. Hatte halb mit Erbarmen von den kleinen gelben Freunden gesprochen, die selig sein müßten, der Ehre solchen Bündnisses gewürdigt zu werden. Und nun sagt der little friend: Wenn Ihr Eure Schlagfertigkeit nicht erhöht, ist Eure Freundschaft uns ziemlich werthlos. Jedes Kind weiß in England, daß die Armee verbessert werden muß. Lord Roberts hats oft und laut genug gesagt. Nur von Anderen mochte man es nicht gern hören. Doch die Japaner fragen nicht ängstlich nach londoner Wünschen, sondern melden einfach ihre Forderungen an. Ein black day für den Leunstolz. Gewiß aber nicht die letzte Ueberraschung, die der Sozius aus Osten ihm bereiten wird.

* * *

Aus Berlin ist Neues von Belang nicht zu melden. Graf Posadowsky hat eine nützliche, Fürst Bülow eine schädliche Rede gehalten. Der Graf sprach, ernsthaft und gescheit wie immer, über die sozialpolitischen Pläne der Verbündeten Regirungen. Der Fürst beantwortete eine ungewöhnlich thörichte Interpellation der Herrenhausgranden, denen die Zeit zu einem neuen Sozialistengesetz gekommen scheint. Nur ihnen. Jeder nüchterne und sachkundige Beobachter muß finden, daß die Sozialdemokratie keine Gelegenheit zu Blamagen versäumt und daß ihr mit dem Beschluß eines Ausnahmegesetzes der größte aller heute denkbaren Dienste erwiesen würde. Statt Das auszusprechen, sagte der Ministerpräsident, noch dünke das gemeine Recht ihn ausreichend, doch werde er nicht zu erwägen vergessen, wann neue Waffen nöthig werden könnten. Die Herren waren zufrieden. Sicher auch die Genossen. Die nun wieder sagen können: „Der Gedanke an ein Ausnahmegesetz ist nicht aufgegeben. Seht Ihr, wie gefährlich wir sind und welche Reaktion uns bevorsteht?" Damit, mit der Wahlrechtsreform und der Erinnerung an den Kanonensonntag läßt sich schon eine Weile agitiren. Posadowskys weiser Rath, die Rothen nicht mit hohlen Worten zu bekämpfen, hat auf den „leitenden Staatsmann" offenbar keinen Eindruck gemacht. Amusant ist, daß die ungemein konsequente Regirung just in derselben Zeit die Sozialdemokratie mit einem Millionengeschenk beglückt. Der Reichstag bekommt Diäten. Weil sonst für die Steuervorlagen nichts zu hoffen bliebe. Keiner hat

wohl Lust, von diesem tausendmal beschnüffelten und beleckten Brei heute noch zu kosten. Die Art, wie die Diätenzahlung erreicht wurde, ist nicht minder würdig als die Haltung der Regirenden, die sie gestern entschieden ablehnten und sie heute gewähren. Und ganz albern natürlich das Gerede, ohne Diäten seien für die bourgeoisen Parteien nicht die richtigen Vertreter zu finden. Dutzende tüchtiger Männer ersehnen ein Mandat, werden von den fraktionellen Klüngeln aber nicht zugelassen. Wir bekommen nun also eine Reichstagsbureaukratie. Eine Ehre ists nicht mehr, M. d. R. zu sein; aber ein sehr gut bezahltes Geschäft. Das Ansehen der Reichsvertretung sinkt noch tiefer und die Verbündeten Regirungen haben wieder einmal ihre Konsequenz und Stärke bewiesen. Der Sozialdemokratie, heißt es, kanns gleichgiltig sein. Die würde auch hundert Abgeordnete mühelos ernähren. Stimmt. Gleichgiltig wird der Entschluß des Bundesrathes ihr trotzdem nicht sein. Denn er sichert ihr für jedes Jahr aus Reichsmitteln ungefähr eine Viertelmillion, die sie für agitatorische Arbeit verwenden kann; sichert ihr die Zinsen eines Kapitals von sechs Millionen Mark. Nur ein Ausnahmegesetz wäre ein noch werthvolleres Geschenk.

* * *

„Wir haben berechtigte Freude an unserem kaiserlichen Herrn, dem wir heute Glückwunsch und Huldigung darbringen. Kaiser Wilhelm der Zweite ist es gewesen, der kurz nach seinem Regirungantritt durch die Einleitung der preußischen Schulreform auch das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung in Fluß gebracht hat.“ (Professor Dr. Geffcken in der kölner Handelshochschule.) „Für uns Deutsche ist es ein beruhigendes Bewußtsein, daß wir einen Herrscher haben, der, auf der Warte der Zeit stehend, die Zeichen der Zeit versteht, der unsere Interessen mit Weisheit und Macht schirmt und dabei aufrichtig bemüht ist, so viel an ihm liegt, den Frieden zu bewahren, ihn zu schützen nach außen, ihn zu schirmen nach innen“. (Kardinal Fischer im kölner Gürzenich.) „Staunend steht das Ausland vor der Kraft der deutschen Institutionen und der Kaltblütigkeit der preußischen Staatsführung und Reichsleitung“. (Allgemeine Zeitung.) „Der Kaiser, der früher in seinem Reden und Wirken mehr in die Breite als in die Tiefe ging, sammelt sich immer mehr in dem Kern seines Wesens, sieht den Dingen auf den Grund und wird immer vorsichtiger, zurückhaltender und maßvoller in seinem ganzen Auftreten“. (Dresdener Nachrichten.) „König Hakon von Norwegen dankt seine junge Königsherrlichkeit nicht zuletzt Wilhelm dem Zweiten, dem glücklichen Werber für den monarchischen Staatsgedanken. Wir dürfen uns der Thatsache heute mit Genugthuung bewußt werden, daß unser Kaiser verstanden hat, in der ganzen Kulturwelt der monarchischen Idee neue Freundschaft zu erobern“. (Magdeburgische Zeitung.) „Volle Anerkennung verdient die Unermüdlichkeit des Kaisers im Dienste des Vaterlandes, sein Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeitgefühl“. (Vossische Zeitung.) „Nur Thoren können leugnen, daß er ein selten begabter Fürst ist, beseelt von feuriger und kühner Willenskraft. Keine Stunde müßig ist er, fort und fort auf das Wohl der Gesammtheit bedacht. Nur was recht, was gut ist, darauf geht sein Sinn. Ingenieure und Architekten, die der Kaiser ins Privatgespräch zieht, staunen über die Vielseitigkeit seines Wissens. Durch die Gewalt geistreicher Worte, durch die Eigenart beredtesten Vortrages reißt er Tausende hin und begeistert sie. Ein besonderes Merkmal: seine durch und durch soldatische Natur. Er ist hart gegen sich selbst. Ein Feldherrntalent, eine Eroberernatur, die aber den Weltfrieden über Alles schätzt und liebt. Ein Philosoph, der prüft und wägt, der durch nichts Aeußeres sich imponiren läßt, weil das Edelmetall des inneren Werthes, der wahren Hoheit ihm über Alles geht. Wie oft hat sich gezeigt, daß unser Herrscher, weil auf hoher Warte stehend, Alles besser überschauend, zuletzt doch Recht behalten hat, wenn er zuerst auch ganz vereinsamt stand!“ (Stadtpfarrer Schiller

in der Fränkischen Zeitung.) „Ein Mann von seltener Befähigung steht an der Spitze Deutschlands. Seien wir dankbar dafür!“ (Weser-Zeitung.) „Aengstliche Lobredner der alten Zeit haben die unausgesetzte, lebhafte und unmittelbare Berührung des Kaisers mit der Oeffentlichkeit oft bedauert und für einen Rückschritt angesehen. Wir können ihnen nicht zustimmen. Zum Kaiser blicken wir in den jetzigen Zeiten innerer und äußerer Krisen mit dem besten Vertrauen auf, daß wir in diesem Zeichen, gegen wen es auch den Kampf gelten mag, siegen werden.“ (Berliner Neuste Nachrichten.) „Wilhelm dem Zweiten gilt das Wesen mehr als der Schein. Der Kaiser zeigt, wie man mit höchster Einfachheit feierlichsten Ernst verbindet: der geborene Monarch in unserer an den Säulen des Ueberkommenen rüttelnden Zeit.“ (Berliner Börsenzeitung.) „Mehr noch als im Vaterland, wo die Parteibrille leicht das Auge trübt, wird die große Persönlichkeit des Kaisers von den Deutschen in der Ferne erkannt und gewürdigt. Von ihm wird einst das Wort gelten: Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem; Ihr werdet niemals Seinesgleichen sehen.“ (Generalkonsul Biermann in Petersburg.) „Der englische Autor ist der Vielseitigkeit des Kaisers nicht annähernd gerecht geworden, da all die Anregungen fehlen, die der Kaiser der Religiongeschichte, der Assyriologie, der Malerei, der Musik, der Wetterkunde, der Bildhauerkunst, der Erhaltung und Verbreitung des Volksliedes u. s. w. gewidmet hat.“ (Tägliche Rundschau.) „Mit Stolz und Genugthuung erfüllt uns die Erfahrung, daß unsere Bewunderung für Euer Majestät Geistesgaben und Charaktergröße auf dem weiten Erdenrund allenthalben getheilt wird.“ (Adresse der berliner Stadtverordneten.) „Der Kaiser hat persönlich dazu beigetragen, daß verschiedene Mißstände in der marokkanischen Frage, die zu einem schlechten Ende hätten führen können, doch aufgeklärt und beigelegt worden sind. Seit Karl dem Fünften hat kein Deutscher Kaiser afrikanisches Gebiet betreten. Es war unserem Kaiser vorbehalten, Dies wieder einzuführen, indem er die berühmte Landung in Tanger machte und dadurch mächtig dazu beitrug, die Marokkofrege, die im Fluß war, in ein uns günstiges Kielwasser zu lenken. Wir haben einen herrlichen Kaiser, um den uns die anderen Nationen beneiden, wenn sie auch oft in hämischer Weise ihren Aerger zeigen, daß sie nicht einen solchen Monarchen besitzen.“ (Reichstagspräsident Graf Ballestrem.) „Wohl können wir dem Mann vertrauen, der unsres Reiches Szepter hält. Kraftvoll im Ernst, frisch, froh im Scherzen, ist unser Kaiser wohlbekannt und er erobert sich die Herzen überall im deutschen Land. Wir rufen, wenn heute wir die Becher heben: Wilhelm der Eroberer soll leben!“ (Berliner Lokalanzeiger.) „Wer macht sich wohl in den breiten Schichten des Volkes einen Begriff von der Arbeitlast, die auf den Schultern des Monarchen ruht? Eine acht- oder zehnstündige Arbeitzeit giebt es da nicht; der ganze Tag ist mit Arbeit ausgefüllt. Aus dem letzten Lebensjahr unseres Kaisers entnehmen wir an besonderen Ereignissen: Ende Februar Ernennung zum Doctor juris der Universität Philadelphia. Am siebenundzwanzigsten Februar Einweihung des neuen Domes. Von Ende März an sechswöchige Mittelmeerreise. Im Mai Besuch in Karlsruhe. Im Juni Festlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen. Im Juli Nordseereise; Zusammenkunft mit König Oskar, Kaiser Nikolaus und König Christian. Kurze Aufenthalte in Wilhelmshöhe und Rominten. Besuch in Hamburg. Vermählungfeierlichkeiten in Glücksburg. Besuch in Dresden. Im November festlicher Empfang des Königs von Spanien und Denkmalsweihe in Nürnberg. Möge unserem Kaiser die Frische erhalten bleiben, um für das Deutsche Reich erfolgreich wirken zu können!“ (Berliner Lokalanzeiger). Fortsetzung folgt nach der Silbernen Hochzeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Februar 1906.

Oedipus.

Zeus hatte, in eines Stieres Gestalt, die schöne Europa geraubt. Trauernd saßen die Eltern, der Phönikerkönig Agenor und sein Weib Telephassa; des Mädchens Spur schien verloren. Kadmos, ein Sohn des Herrschers, ward ausgesandt, nach der Schwester zu forschen. Der Jüngling kam nach Delphoi und im Heiligthum rieth, aus dem Munde der Priesterin, ihm der Gott, nicht weiter zu suchen, sondern der Fährte einer Kuh, die ihm begegnen werde, zu folgen und da, wo sie sich niederlege, eine Stadt zu gründen. Noch in Phokis trifft er, zwischen den Flußgebieten des Kephisos und des Pleistos, die Kuh und folgt ihr ins Land der Pelasger, das nun Böotien, das Kuhland, genannt wird. Dort, auf den Vorhöhen des Teumessos, legt sich das Thier; und Kadmos will thun, wie der delphische Spruch befahl: die Kuh opfern und den Stadtring bauen. Er schickt die Gefährten, aus dem nahen Quell Wasser zu schöpfen. Keiner kehrt ihm zurück. Der Drache, der die Quelle bewacht und das Land verdorren läßt, hat sie getötet. Kadmos macht sich auf, erschlägt den Drachen des Ares und sät, auf den Rath der helläugigen Pallas, die Zähne des Ungeheuers in den böotischen Sand. Aus der Saat erwachsen alsbald die Spartoi, geharnischte Männer, die in wilder Wuth einander bekämpfen. Fünf bleiben am Leben und helfen Agenors Sohn beim Bau der Burg Kadmeia und der Stadt Theben. Doch Ares verzieh die Tötung seines Drachens nicht leicht. Acht Jahre lang mußte Kadmos ihm dienen. Dann erst galt der Frevel ihm als gesühnt und der König von Theben durfte sich der Harmonia vermählen, die Ares einst in Aphroditens Schoß gezeugt hatte. Alle Götter kamen zur Hochzeit und brachten Geschenke; auch Hephaistos, Aphroditens Gemahl. Der gab der Tochter des

gehaßten Nebenbuhlers als Brautschmuck ein köstliches Halsgeschmeide, an dem, irdischen Augen unsichtbar, das schwarze Verderben hing. Ueberall hat dieses Kleinod Unheil gewirkt, zu Zwietracht und Mord getrieben und spät noch, als der Tyrann Phayllos es aus dem delphischen Pallastempel geraubt hatte, den Sohn eines otäischen Helden in Raserei und Gräuelthat gerissen. So begann die Geschichte Thebens, der Stadt mit den sieben Thoren. Dem Hader der Himmlischen dankte sie das Leben. Ihr erster König hatte den Zeus verfolgt und den Ares gekränkt; er war der Liebling der Athene und deren Feinden deshalb verhaßt. Ihrer ersten Königin ward als Brautgabe fortzeugendes Unheil gespendet. Und ihr Adel war aus den Zähnen eines Flammen speienden Drachen geboren.

Hat Kadmos nach einem leidvollen Leben die Stadt verlassen? Trug er als alternder Mann in Illyrien die Krone? Ward er mit seinem Weibe von Zeus in ein Schlangenpaar verwandelt und ins elysische Gefild entrückt? Nur Helios vermags zu sagen. Das Unheil aber hat fortgewirkt. Thebens zweiter König wurde Pentheus, dem Agaue vermählt war, die Tochter des Kadmos und der Harmonia. Unter seiner Regirung kam Dionysos nach Böotien (kam in die Heimath zurück: denn das unausgetragene Knäblein war aus dem Leib Thyonens, der in Raserei vom Blitz gefällten Kadmostochter, geschnitten und von Hyaden erzogen worden). Schon hat er in Thrakien gegen seine Verächter gewüthet. Dem König Lykurgos, der den Bakchoskult nicht duldet und die Weinreben aus dem Erdreich reißen läßt, den Geist umnachtet und den Mörder des eigenen Sohnes dann den Mänaden und Panthern zur Beute gegeben. Nun naht er der Stadt seines Oheims. Der hat ihm, wie vorher Lykurgos, Fehde angesagt. In Theben, so lautet sein Gebot, findet der Bakchosdienst keine Stätte. Thyonens Schwestern selbst, Agaue, Ino, Autonoe, leugnen die Götterkraft des Neffen. Sein Wink stürzt sie in wüsten Rausch, heißt als Besessene sie durch die Bergschluchten irren. König Pentheus widersteht. Soll die Sippe der Blutsverwandten den Siegeszug des Gottes hemmen, dem aus Lydien, aus Thrakien der wimmelnde Schwarm trunkener Weiber folgt? Soll das Gerücht, daß der mit Weinlaub Gekrönte unbarmherzig jeden Frevel rächt, zum Kinderspott werden? Nein. An dem Beispiel der eigenen Familie will er die Welt erkennen lehren, wie er Ungläubige straft; ist diese Brut gezüchtigt, dann wird Keiner ihm noch Verehrung zu weigern wagen. Vor die Burg, Ihr Mädchen; und höhnt mir in schrillem Chor den mürrischen König und singt vor seinem entsetzten Ohr den Ruhm dionysischer Gottheit!

Die Burg wird belagert. Durch die Thorspalten, die Mauerritzen dringt der Geist des Gottes in die Stadt, blendet und täubt die Vernunft und um-

nebelt mit Rauschdunst die Hirne. Mann und Weib reißt die Gewänder vom Leib, gürtet die Lenden in Damwildfell, schlingt Epheu um die Schläfe, rankt Epheu und Weinreben um die hastig vom Stamm gebrochenen Stäbe. Greise sogar, Kadmos, der Urahn, und Teiresias, der Seher, kränzen den kahlen Schädel und wanken, auf den Thyrsos gestützt, zum Kithairon hinan. Pentheus, der schon eine Schaar bakchischer Mädchen ins Gefängniß geworfen hat, lästert den neuen Gott, den verbuhlten Neffen, und spottet der unvernünftigen Alten. Die verhüllen ihr Antlitz und flehen zu den Göttern, die Lästerung nicht an dem König, an der Stadt nicht zu rächen. Pentheus aber schwankt nicht. Wie vor und nach ihm so mancher König, wähnt er, mit Feuer und Schwert den neuen Geist vernichten zu können. Trost und Freude bringt Euch der Gott? Dieser üppige, weichliche Halbmann, dessen blonde Locken nach Wein und erhitztem Weiberfleisch duften? Trost und Freude, die Dieser bringt, braucht das Volk nicht. Dem frommt nur ernste Gelassenheit, ziemt, als einem Haufen sündiger Menschen, nur der strenge Dienst vor den alten Altären. Schon aber wirkt Bakchos ein neues Wunder. Die Fesseln der gefangenen Mädchen lösen sich, da er die Hand reckt, und jauchzend eilen die Entketteten zu den Gefährtinnen in die Wälder. Und nun will der König den lydischen Trüger sehen.

Er wird in die Halle der Kadmeia geführt. Einem Knaben gleicht er. Träg die Haltung; auf der weichen, vom Wein oder vom Kuß noch feuchten Lippe ein höhnisches Lächeln; das Auge halb geschlossen, wie in einem Wollusttraum, und in dem schläfrigen Blick doch ein Funke, den eines Kindes Athem zur Gluth anfachen könnte; Etwas von Tigergrazie im Gang und die Hüften gerundet wie eines Weibes. Den keuschen König widert der Anblick. Und Dionysos läßt sich das Geheimniß seiner Macht nicht ablisten noch abfoltern. In den Pferdestall wird er geworfen, an die Krippe gebunden: und lacht. Denn Pentheus kirrt und fesselt einen Ochsen, während er glaubt, den Gott in Ketten zu legen. Bakchos bleibt frei; auf seinen Wink steigt aus dem Gebälk der Burg eine Feuersäule und lachend entschwindet der Gewaltige auf des Kithairons Höhe. Dort rast nun die Wuth dionysischer Feier. Das Morgenroth und das Gebrüll der Rinder hat die Weiber geweckt. Sie gürten mit Schlangen das Fellkleid, bieten jungen Wölfen und Rehkitzchen die Mutterbrust, schlagen mit dem Stiel ihrer verlöschten Fackeln Wein und Milch aus Felsen und Moos und schlecken den Honig, der aus dem dürren Thyrsos träuft. Von ihrem Reigen dröhnt, mit ihrem Jauchzen jubelt der Berg. Die brünstigen Hirten, die ihre geile Wuth sich als erstes Opfer erspäht, verscheucht der Schreck. Da stürzt der trunkene Schwarm sich auf die verlassene Heerde. Die

Thiere werden erdrosselt, aus lebenden Leibern die Fleischstücke von den Rippen gerissen; zarte Mädchen, mit dem verhängten Blick nie dem Mann unterthaner Jungfrauen, morden mächtige Stiere, als wären es wehrlose Vögelchen. Und weiter tobt der Zug. Schwingt die blutigen Rinderhäute wie Standarten, wüthet gegen Alles, was ihm begegnet, Mensch oder Thier, ist weder Pfeilen noch Speeren erreichbar und kehrt erst auf die kithairischen Abhänge zurück, als die Mordlust gestillt, der Mänadenhunger gesättigt ist. Ringsum wüstes Land: so haben die Bakchen gehaust. In Haufen schleppen sie Beute mit, Waffen, Schilde, Amphoren; waschen in den Gebirgsquellen die Arme und lassen von ihren Schlangen sich das Blut von Stirn und Wange lecken.

Dieses Furchtbare wird dem Pentheus gemeldet. Faßt er es noch? Auch in seinem Hirn nistet schon bakchische Wuth. Listig raunt ihm der noch einmal in die Stadt zurückgekehrte Gott ins Ohr, er wolle ihn auf den Kithairon führen; dort könne der König, den Niemand erkennen werde, die Rasenden züchtigen. Auf dem Weg bläst Dionysos das Vernunftflämmchen, das in der Seele des Kadmeioniden noch flackerte, lachend aus; und lachend empfangen die Mädchen den Herrn, der den sinnlos trunkenen, als Weib vermummten Thebaner in ihren Kreis zerrt. Unerhörte, unerschaute Rache dem Frechen, der kam, das Geheimniß unserer Orgien zu erspähen und uns tückisch zu strafen! Sie wählen ein von hohen Felsmauern eingegrenztes Thal zum Lagerplatz. Um seinem Gast das Schauspiel von günstiger Warte zu zeigen, biegt Bakchos vom Wipfel einer Riesentanne einen Ast erdwärts, setzt sich mit Pentheus auf den Rindensitz und läßt den Ast dann wieder in die Höhe schnellen. Kaum sind sie oben: da entschlüpft der Gott und der König bleibt allein im Gezweig. Strafet nun, so tönt eine mächtige Stimme, strafet den Frevler, wie ers verdient. Tiefes Schweigen zuerst; keines Waldthieres Stimme, kein Rascheln des Laubes, keines Windes Wehen mehr zu vernehmen. Und jetzt ein irres Geheul. Von allen Seiten her wälzt der Strom sich gegen die Tanne, auf der Pentheus sitzt. Hundert Hände greifen zu: und im selben Augenblick ist der Stamm aus der Wurzel gerissen, der König mitten ins Gewühl der bakchischen Weiber gestürzt. Die eigene Mutter, Agaue, packt ihn. Vergebens beschwört er sie, die Frucht ihres Schoßes zu schonen. Ihr Aberwitz erkennt ihn nicht. Sie glaubt, ein Löwenjunges brülle zu ihr. Stemmt ihm den Fuß in die Lenden, bricht, als wärs ein dünnes Zweiglein, ihm den linken Arm von der Schulter (den rechten pflückt ihre Schwester Ino) und läßt den Rumpf von der Mädchenmeute zerstücken. Selig ist sie, des Gottes ganz voll. Wie eine Trophäe pflanzt sie des Sohnes Haupt auf ihren Thyrsos und ruft mit gellender Stimme den Pen-

theus herbei, dem ihr Wüthen selbst doch den Tod gab. Wo weilt er? Ans Dachgebälk soll er Kopf und Mähne des jungen Löwen nageln, den sie als Jagdbeute heimbringt. Inzwischen hat der greise Kadmos auf dem Kithairon die Rumpfstücke gesammelt. Vor dem Haufen blutiger Fetzen und entfleischter Knochen, beim Klang der Stimme des Vaters kehrt Agauen die Vernunft zurück. Das Wahngebild zerrinnt. Kein Löwenhaupt ists, das sie auf ihrem Stabe trägt; ist der Kopf ihres Kindes. Bakchos entweicht ihrem Sinn und das Wonnegeheul wandelt sich jäh in die gellende Totenklage der unseligsten Mutter.

Der finstere Frauenfeind Euripides schuf aus dem Sagenstoff die Bakchentragoedie; und er hat, der sonst vor Göttern nicht bebte, das dionysische Wüthen nicht zu tadeln gewagt. Lange nach ihm sang Theokritos die selbe Weise; und auf der Lippe des milden Idylikers wird das Gedicht, das durch Blutpfützen waten, über Gebeine hüpfen muß, zum Loblied bakchischer Allmacht:

„Heil, Dionysos, Dir, den hoch auf Drakonons Schneehaupt
Zeus, der erhabene, gelegt, sich öffnend die mächtige Hüfte!
Die gethan dieses Werk, vom Athem des Bakchos getrieben,
Nimmer zu schelten sind sie; nicht richte der Mensch je die Götter.
Adlerbotschaft kam uns vom großen Schüttler der Aegis:
Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne!“

*

Vom Kithairon kam, auf den Kithairon zurück ging auch der Kadmeionide Oedipus. Kadmos hatte den Polydoros gezeugt, Polydoros den Labdakos, Labdakos den Laios. Dem kam, als er auf dem Thebanerthron saß, aus dem Tempel des Apollon die Kunde, der Sohn, den sein Weib Jokaste von ihm trage, werde ihn töten. König und Königin ersinnen einen Weg, auf dem sie dem Verhängniß ausbiegen könnten. Wenn der Knabe weggeschafft wird, kann er den Vater nicht töten. Dem Neugeborenen werden die Fesselgelenke durchlocht und ein Diener trägt ihn, wie ein Häschen, ins kithaironische Waldgebirge. Dort hat Herakles einst den Löwen erlegt; dort mußte das Lebensflämmchen des Kleinen rasch verglimmen. So rechnet der Menschenwitz der Eltern. Aber die Götter wachen und Apollon läßt seines Orakels nicht spotten. Ein korinthischer Hirt findet das Kind, erbarmt sich seiner Noth und trägt es in den Palast des Polybos, der über die Korintherstadt herrscht. Polybos wird ihm Vater, Merope, die Königin, Mutter; als ihr Erbe wächst er heran. Die wunden Stellen an den Füßen sind längst verheilt und nur Narben zurückgeblieben. Woher die Wundmale? Woher einem Königssohn? Keiner erklärts dem Jüngling. Und aus den Winkeln der Säle hört er ein Zischeln, er sei nicht im Bette des Königs geboren, sei ein vom Mitleid nur aufgenommener Findling. Die

Eltern versuchen, ihn mit frommer Lüge zu schwichtigen; umsonst: in seiner Seele nagt der Zweifel und den Ruhlosen duldets nicht mehr unter korinthischem Dach. Ein trunkener Zecher hat ihm vorgeworfen, Trügerkunst habe ihn dem Polybos aufgeschwatzt. Das war das Letzte. Aus Apollons delphischem Heiligthum will er sich Wahrheit holen. Der Gott weigert seiner Frage die Antwort, kündet ihm aber das Schicksal, den Vater zu morden und im Leib der Mutter dann ein dem Menschenblick widriges Geschlecht zu zeugen. Grausen schüttelt den Jüngling. Polybos töten, den gütigsten Vater, und in Meropens Schoß, der ihn gebar, neues Leben säen? Nie kehrt er nach Korinth zurück. Wenn er die Eltern nicht sieht, kann er ihnen nicht Unheil stiften. Wie Laios einst, hofft Oedipus nun, die Götter zu überlisten. Nur in der Heimath dräut das Verhängniß; drum strebt er hastig in die Fremde hinaus. In Phokis, wo Kadmos die Kuh traf, kommt ihm ein Wagen entgegen. Ein Greis sitzt darauf, der Wagenlenker und vier Knechte. Auf der Stelle, wo die Straßen nach Theben, nach Daulis und Delphi zusammenstoßen, sperrt der Wanderer ihnen den Weg. Der Kutscher schlägt nach ihm und wird von kräftigerer Hand wiedergeschlagen. Das ärgert den Alten und er trifft den Kopf des kecken Fremdlings mit einem Peitschenstreich. Oedipus wollte eben ausweichen. Jetzt schüttelt ihn schwarzer Zorn. Sein Wanderstab saust auf den Schädel des Greises nieder, der tot vom Wagen sinkt. Auch den Kutscher und drei reisige Knechte erschlägt der Wüthende; ein Diener nur, der selbe, der das Königssöhnchen auf dem Kithairon ausgesetzt hatte, wahrt sein Leben und bringt den Thebanern die Botschaft, Laios sei von einem Weglagerer erschlagen worden. Denn der Alte, der auf der nach Delphi führenden Straße unter dem Hieb des Fremden den Tod fand, war der König von Theben. Der Vater wähnte des Sohnes Knöchlein seit Jahrzehnten in Staub zerfallen, der Sohn sich durch Meilenweite vom Vater getrennt: und nun hatte das Kind den Erzeuger getötet, war der delphische Spruch Apollons wider alle Menschenklügelei dennoch Wahrheit geworden.

Oedipus jammert dem Erlebniß nicht lange nach. Warum schlug ihn der Kutscher, wollte der hitzige Alte ihm mit der Peitsche die Hirndecke striemen? Er hatte die Reisenden nicht gekränkt und ihren Angriff nur erwidert, wie Nothwehr gebot. Kein Gesetz spricht ihn schuldig; keine Stimme in seiner Brust. Reuelos schreitet er weiter und kommt auf seiner Wanderung bald in die Stadt der sieben Thore. Da wohnt der Schrecken. Im Felsgeklüft lagert die thebaische Sphinx, die Tochter des schlangenköpfigen Riesen Typhon und der Echidna; auf einem Löwenrumpf reckt sie die Brüste und den Kopf einer Jungfrau. Tag vor Tag lockt sie die Jünglinge in ihre Wildniß und tötet jeden,

der ihr Räthsel nicht zu lösen vermag. Wer rettet die Stadt, der kein König lebt? Krone und Bett des Laios soll ihm gehören. Das Volk wird ihm als dem Herrscher huldigen, Jokaste ihn gern als Gatten umarmen. Oedipus will den Kampf wagen Wie könnte ihn, der keine Heimath und kein Thronrecht mehr hat, weder Verwandte noch Freunde, das Abenteuer ängsten? Sein Fuß strauchelt beim Aufstieg ins Gebirg nicht; und da er das Fürchten nicht lernte, findet er der Räthselfrage ohne Zaudern die Antwort. Welches Geschöpf, fragt die Unholdin, geht morgens auf vier, mittags auf zwei, abends auf drei Füßen? Der Mensch, erwidert der Jüngling: am Morgen des Lebens kriecht er auf allen Vieren vorwärts; dem Erwachsenen genügen zwei Füße; wenn die Sonne zum Untergang neigt, dient dem morschen Körper des Greises der Stab als dritte Stütze. Das Räthsel ist gelöst, die Sphinx stürzt sich in den Abgrund, Theben athmet wieder frei. Oedipus besteigt den Thron und streckt sich neben Jokaste aufs Bette des Laios. Vier Kinder gebiert ihm die Frau: Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Nach langen Jahren glücklicher Herrschaft wird die Stadt dann wieder vom Unheil heimgesucht. In ihren Mauern wüthet die Pest; und aus Apollons Orakelstätte kommt der Spruch, die Seuche werde erst weichen, wenn der Mörder des Laios aus Theben verbannt sei. Ein Seher, ein Hirt und ein Knecht entschleiern mit feinen und groben Fingern unverjährbare Gräuel. Der in Theben König ist, hat Thebens König getötet. Der die Königin als Gemahl umfing, hatte sie zur Witwe gemacht. Gatte ist er ihr und zugleich Sohn; und seine Kinder reiften im Leib seiner Mutter. Grausige Wirklichkeit Alles, was in Delphoi verkündet ward. Jokaste erhenkt sich. Oedipus löscht mit eigener Hand das Licht seiner Augen. Die Stadt, die ihm als dem Retter und Helden zugejauchzt hat, verbannt ihn aus ihrem Weichbild auf den Kithairon. Zum zweiten Mal wird er ausgesetzt. Als Bettler irrt er, den nur Antigonens geduldige Liebe betreut, durchs Land und kehrt erst zurück, als seine Söhne von Kreon, Jokastens Bruder, die Herrschaft heischen. Kehrt zu neuem Leid nur zurück. Daß er als König die Töchter vorzog, sie allein täglich an seinem Tisch speiste, hatten die Söhne ihm nicht verziehen und weigern ihm drum die Zeichen der Achtung, die auch dem entthronten König noch gebührt. Da trifft sie sein Fluch. Trifft sie noch einmal, als sie, ihn zu höhnen, mit dem Prunkgeräth des Laios die Tafel putzen. Mit dem Schwert, spricht er, theilt Ihr das Erbe und von des Bruders Schwert fällt der Bruder. Also ist es geschehen. Als Polyneikes in Argos beim König Adrastos Hilfe gesucht hatte und die Sieben dann gegen Theben zogen, töteten die Söhne des Oedipus einander in wüthendem Zweikampf. Der Vater hat sie überlebt; und keine alte Sage meldet der Menschheit, wo der Unreine endlich seine Ruhstatt fand.

Unrein war er. Weil die Götter ihn unrein wollten. Nicht durch eigenes Verschulden. „Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne.“ Paßt das Wort des Theokritos auf dieses Labdakidenschicksal? Auch Laios hat den Sohn nicht mit einem Sündenschulderbe belastet; daß er den Neugeborenen wegschaffen ließ, war eine That des Selbstschutzes, entsprang dem Glauben an göttliche Verheißung und sollte das Kind ja auch vor dem Fluch des Vatermordes wahren. Wenn nur bewußter Wille sündigen kann, stehen Vater und Sohn schuldlos vor unserem Blick. Dennoch bleibt, was sie thaten, fürchterlich und unsühnbar. Ein hilfloses Kind mit durchbohrten Fußgelenken im Bereich wilder Thiere aussetzen und ihm nie wieder nachfragen; den Vater töten und in wilder Lust mit der Mutter im Ehebett kosen: wer Solches vollbracht hat, kann niemals glücklich enden. Frühe Stoiker mochten sprechen: „Da Solches schuldlosen Menschen geschehen ist und morgen wieder geschehen kann, müssen wir unser Sittengesetz ändern und muthig bekennen, daß erst das Bewußtsein der Schuld die Tötung des Vaters und die Befruchtung der Mutter zu Verbrechen macht, diesen Thaten aber, so graß sie uns schrecken, keine Strafe folgen darf, wenn sie von Blinden gethan waren.“ Andere Philosophen, deren Blick ins Dämmerlicht arischer Theogonie gedrungen war, mochten lächelnd ausrufen: „Grämt Euch nicht um dieses Königs Schicksal! Seht Ihr Blöden denn nicht, daß er kein Mensch ist, sondern Symbol nur und Abglanz aus uraltem Mythos? Jeden Morgen kündet Blutröthe vom Himmel her, daß der Tag die Nacht, die ihn zeugte, getötet hat. Finsterniß ist der Vater des Lichtes; wenn der Nachtgeist den safranfarbigen Leib der Eos umfangen hat, gebiert sie ihm das Sonnenlicht. Das mordet den Vater und vermählt sich dann der Mutter, die es zur Witwe gemacht hat und deren Glieder im Arm des Sohnes wonnige Gier nun röthet. Dieser Vatermörder und Mutterschwängerer ist Oedipus, der junge Held mit den geschwollenen Füßen. Scheint nicht die Sonne auch, wenn sie der Dämmernebel umdünstet, zu schwellen? Stürzt nicht auch ihr durchs Dunkel brechender Strahl dräuende Wolken, die wie Räthselfragen den Himmel verhängen, vom Felsgipfel herab, wie das klärende Wort des Oedipus die Sphinx? Ehrwürdiger Sonnenmythos, den die kindhafte Phantasie der Urarier aus den Hochebenen Asiens nach Hellas trug, spricht zu Euch: und Ihr wähnt, eines kleinen Menschenschicksals Widerhall zu hören!“ Doch kein Zeno könnte uns überzeugen, kein Echo aus fernen Veden die Stimme überdröhnen, die zuerst uns das Lied vom Kadmeioniden sang. Der Oedipus, den Sophokles uns gab, ist weder Sonnengott noch Sünder, weder Elementarsymbol noch freier Gestalter seines Schicksals. Und nur Dieser lebt uns; weil ein großer Dichter ihn sah. Wie hat er ihn gesehen?

„Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus; vielmehr ergriff er eine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden war, und dachte nun darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und wissen die Motive ihres Handelns so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite Dessen ist, der zuletzt gesprochen hat. Man sieht: er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er dann geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Ich habe nichts dawider, daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntniß der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu thun und zu lassen. Liegt im Gegenstand eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle." Diese Sätze sprach Goethe, als, auf seinen Rath, Eckermann in einem Büchlein des fleißigen Hegelschülers Hinrichs das über Oedipus Gesagte gelesen hatte. (Das Buch war längst veraltet, als Michel Bréal den ersten Entwurf zu einer Geschichte des Oedipusmythos veröffentlichte.) Nach Goethes Urtheil war die Absicht des Sophokles also nicht auf einen sittlichen Endzweck gerichtet, sondern auf die klare, wirksame, dem Bühnenanspruch genügende Darstellung einer fertig im Volksbewußtsein lebenden Sage; auf ein Bild, nicht auf Lehre.

„Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magisch segenreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verscheiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen; durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja, die sittliche Welt zu Grunde gehen: eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozeßknoten, den der Richter dann langsam, Glied für Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so groß, daß

hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. (Wo birgt sich uns diese Heiterkeit?) Oedipus, der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus, der Räthsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnißvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß ein weiser Magier nur aus Inzest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den Räthsel lösenden und seine Mutter freienden Oedipus, sofort so zu interpretiren haben, daß dort, wo durch weissagende und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit, wie dort der Inzest, als Ursache vorausgegangen sein muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich widerstrebt, also durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniß sehe ich in der entsetzlichen Dreiheit der Oedipusschicksale ausgeprägt: der Selbe, der das Räthsel der Natur, jener doppeltgearteten Sphinx, löst, muß auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weisheit (und gerade die dionysische Weisheit) ein naturwidriger Gräuel sei, daß Der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. (Menschlich, allzumenschlich!) ‚Die Spitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen, Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur‘: solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythos zu; der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythos, so daß er plötzlich zu tönen beginnt, — in sophokleischen Melodien!“ „Die Geburt der Tragoedie oder: Griechenthum und Pessimismus“ heißt die Schrift Nietzsches, in der diese Sätze stehen. Sie ist Richard Wagner gewidmet; und der baseler Professor hat in den Wehen mehr als an Oedipus wohl an Siegfried gedacht. Der ist aus naturwidriger Geschwisterehe geboren, bricht die alten Verträge heiligster Ordnung und läßt auf den Ruinen der umgestürzten uns eine neue Welt ahnen. Nichts davon finden wir in dem Gedichte des Mannes aus dem attischen Gau Kolonos. Nicht durch Weisheit sündigt sein Held (der sich selbst blöde nennt); entriegelt kein Mysterienverließ der Natur; wirkt auch nicht über sein Verscheiden hinaus segenvoll fort. Doch wichtig ist hier nur, daß der damals (1871) noch nicht moralinfreie Philosoph dem Hellenen einen sittlichen Endzweck zuschreibt; diesen: am Leidensbilde des Labdakiden zu zeigen, daß der edle Mensch, auch wenn er die Sittensatzung der natürlichen Welt umstülpt, der Menschheit

nur Wohlthat bereitet. Zeigt ers wirklich? Ist Oedipus denn ein Empörer, der eine neue Fackel bringt? Magische Kraft, die der Inzest gebar, wäre höchstens doch in der Seele der Jungfrau zu finden, die mitzulieben geschaffen ist.

Die Aussage des dritten Zeugen ist kürzer. Das sophokleische Gedicht, sagt Herr Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, ist keine Schicksalstragoedie im Sinn der Romantiker; „es kann die Tragoedie von der Nichtigkeit des Menschenglückes heißen. Oedipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt: was liegt Dem gegenüber an dem Glück eines Sterblichen? Apollons Licht strahlt hell, sein Auge durchschaut alle Wunder des Himmels und der Erden: was liegt daran, daß das Auge des Unreinen erlosch? Sophokles sah sich von Gesinnungen umgeben, die ihm Grund zur Klage über die Zersetzung der Moral und die Gefährdung der ganzen Staats- und Gesellschaftordnung gaben. Da haben wir das psychologische Moment, das ihn antrieb, in diesem Drama seinen geliebten Athenern vorzuhalten: Sehet, Das ist der Mensch und sein Glück; sehet, Das ist der Gott und seine Weisheit!" Diesem Professor ist Sophokles ein Konservativer, ein fromm alter Ordnung ergebener Mann, nicht, wie dem baseler Erzfeind, ein Brecher ehrwürdiger Tafeln. Beide aber betonen in seinem Werk die sittliche Absicht.

Der Dichter, dünkt mich, zeugt diesmal wider den Dichter und für den Professor. Das Alterswerk, das uns den entthronten Herrscher in Kolonos zeigt, müssen wir aus der Betrachtung scheiden; dürfen nur auf die Königstragoedie blicken. Die aber schließt der blinde Oedipus selbst mit den Worten:

„Männer meines Vaterlandes Theben, schauet her auf mich!
Mir gelang des Räthsels Lösung, ich erstieg den ersten Platz,
Keiner hat zu meinem Glücke ohne Neid emporgesehn.
Schaut mich an: in welchen Abgrund schwersten Jammers ich gerieth.
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,
Der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,
Eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt von Ungemach!"

Die Absicht, mitlebende Menschen zu bessern, konnte aus dem Munde eines Poeten nicht zu klarerem, priesterlich lehrhafteren Ausdrucke kommen.

*

Kein Moderner hatte sich an den Mythenstoff gewagt; in Deutschland keiner, von dem zu reden lohnt. Und doch war das Drama des jungen Oedipus zu schreiben, von dem Sophokles langsam nur und mit karger Hand einzelne Theile enthüllt. Das Drama des korinthischen Königssohnes, der auf dem Weg von Delphi nach Theben den Vater erschlägt und in Theben dann ein Heldenwerk, ein Weib, eine Krone findet. Joseph Péladan, der Magus, hat es zu schaffen versucht. Ein feiner, manchmal auch kräftiger und im Ausland zu wenig beachteter Poet, der diese Aufgabe aber nicht groß genug sah.

Seine Tragoedie Oedipe et le Sphinx (sie wurde vor drei Jahren im antiken Theater von Orange aufgeführt) ist ziemlich leer. Von altem Feuer glüht nichts darin und kein Psychologengenie wirkt uns Ersatz für das Schleierspiel göttlicher Kräfte. Bei der Lampe erklügelte Arbeit, aus der keine Seele tönt; die nur geistreiche Wendungen und sorgsam vorbereitete Stimmungen giebt, nicht den Schrei noch das Stöhnen aus Menschenherzen. Wenn die Sphinx mit den Künsten einer von struppiger Männlichkeit gereizten Buhlerin dem Räthsellöser den Löwenleib zur Lustweide anbietet, müssen wir lächeln (oder vom Schatten des Sophokles für den Frevler Gnade erflehen). Und wenn vom Vorgebirg Oedipus und Jokaste zur Hochzeit in die Kadmeia hinabschreiten, weht aus den Klüften kein Schauer uns an. Den Triumph der Willenskraft soll das Gedicht des Franzosen uns singen. La volonté c'est la divinité dans l'homme. So spricht sein Oedipus in der festlichsten Stunde. Und zum Chor der Bürger: Vous voilà délivrés. Ne désespérez donc jamais du sort: la justice est l'âme des dieux et la prière qu'ils exaucent toujours, ô Thébains, c'est l'effort. Ein Frösteln überläuft unsere Haut und mahnt, daß wir weit von der Heimath heißer Mythen sind. Ward der Stoff Mottenraub, seit Platen ihn zu der Romantikermummerei mißbraucht hat, die den Rüpelgenius Heines zum schnödesten Streich trieb, noch über die Grenze hinaus, die aristophanische Wildheit selbst der Polemik setzte? Wagt Keiner die Probe?

Der junge Herr Hugo von Hofmannsthal hat sie nun gewagt; und hat sie bestanden. Auch seine Tragoedie heißt, wie Péladans, „Oedipus und die Sphinx“, auch bei ihm sieht das blinde Auge des Teiresias als erstes den Retter nahen, wird der Fremdling gefragt, ob in seiner Gestalt der berühmten Sagenhelden einer wiederkehre. Winzige Aehnlichkeiten. Das deutsche ist vom französischen Gedicht noch weiter entfernt als Wien von Paris. Nicht den Mann rüstigen Willens und rascher That will der Oesterreicher uns zeigen, sondern den Träumer, der in den Reichen der Phantasie lebt, in selbst geschaffenen Welten, und dem nur, wenn das Blut aufschäumt, im Hirn ungehemmt die That entsteht. Gar nicht einen Mann eigentlich: ein Geschlecht, dessen arges Erbe dem bleichen Enkel im Blut sitzt. Daß Herr von Hofmannsthal von ernster Beschäftigung mit dem Pentheusstoff kam, ward ihm zum Heil. Er kennt die Kadmeioniden, die „ganze Völker in ihren Kerkern verschmachten ließen, mit Göttern und Dämonen Unzucht trieben und, wenn ihre Begierden schwollen wie Segel unter dem Sturm, ihr eigenes Blut nicht verschonten“. Er sah, wie der weibische Knabe vor Pentheus stand. Auf dem Kithairon hat er dem Gedröhn vom Tanz der Mänaden gelauscht, Aganen und die Schwester in bakchischer Wut erschaut und in der Königsburg, in der siebenthorigen Stadt mit dem Blick des Zu-

gehörigen die Spur des Allerobereres Dionysos gefunden. Drum gelang ihm dieser Oedipus, den die im Winde thronenden toten Könige als ihres Blutes Sohn für sich heischen; diese Antiope, in deren verkalkten Adern, wenn sie Befruchtung und neuen Lebens Hoffnung wittert, der goldene Bakchossaft noch einmal in heißem Strom kreist, als sei er stark genug, des Mannes Samen zu tränken; dieser Kreon, der unter Dionysiern so gern ein Dionysier werden wollte und so hoch doch nicht klettern kann, wie einbildnerische Kräfte ihn weisen, der marklos bleibt und dem oedipischen Geist so nah doch wie ein entarteter Zwilling verwandt. Drum brauchte dieser Dichter kein Fatum; kein anderes als der nordische Gnom, durch dessen unheimliche Häuser Gespenster schleichen. Hier herrscht nicht Delphis Spruch, hadert auch kein Ares gegen Hephaistos. Die Toten sprechen. Im Blute des Enkels hausen die Ahnen und schleifen ihn, jagen rastlos ihn vorwärts, über Leichen hinweg, durch Gräuel und Schmach, auf ihren Thron, den sie nur Einem aus ihrem Stamm gönnen. Weit sind die Griechengötter. Auch wer sie nie geglaubt, ihres Kultes gelacht hat, muß schaudern, wenn diesem Oedipus diese Jokaste die Krone des Laios bringt.

Von dem besonderen Wesen, von dem hohen Werth und den ohne allzu tiefen Seufzer hinzunehmenden Mängeln dieser Tragoedie, die mit einer Hochzeit endet und uns dennoch mit tragischem Schrecken heimschickt, will ich nächstens reden; so ausführlich, wie sies verdient. Das Ziel des Dichters zu zeigen versuchen, die Herkunft seiner Gedanken und sein fast tollkühnes Trachten, das Gespinnst, das aus dünnen Fäden zwischen dunklen Menschenseelen entsteht, bei Tageslicht zu betasten und tausend Augen erkennbar zu machen. Nur aus der Lebensgeschichte des Mythos wollte ich heute Etwas erzählen, das Mancher vielleicht nicht in treuem Gedächtniß bewahrt. Und Alle, denen Kunst mehr sein kann als eine aufflimmernde Abendsensation, bitten: Geht hin und laßt Euch des langen und oft auch quälenden Schauens Mühe nicht verdrießen! Aus dem tiefsten Born des Mythos hat hier ein Dichter geschöpft; einer, dem Mythen athmen, unverwelklich leben und immer noch, wie in ihrem Lenz, neue Frucht treiben; und der Trank hat den Artisten, der eine Weile nur zwischen spielerischer Grazie und jäher Heftigkeit schwankte, zum Werke großer Tragik gestärkt.

Die Tragoedie wird im Deutschen Theater aufgeführt. Gehet hin! Ihr werdet eine Jokaste sehen, wie Ihr auf deutschen Bühnen keine je sahet. Den Schrei eines Volkes hören, aus Gram, Bangniß und Jubel einen Schrei, den kein Ohr wieder vergißt. Werdet erleben, wie der Mythos, an dessen Wiege lydische Hirtenflöten erklangen, in firnem Alter noch einmal der Musik sich, seiner Mutter, vermählt, nachdem er den Wahn, seinen Vater, lächelnd getötet hat.

Stifter.

Schulmeisterlein Stifter. Immer auf einen Posten lauern, nach fröhlicher Studentenzeit, wie ein rechter Hungerleider. Mit gräßlichen Rangen sich herumbalgen und martern, während man doch glaubt, des Genius Strahlenkranz könne von Keinem unbemerkt bleiben; und dabei noch dankbar und demüthig sein müssen. Hochgeehrt sich fühlen, weil man, einfach auf die Legitimation der Patres von Kremsmünster hin, diese bläßlich parfumirte Luft der wiener Salons gemeinsam mit Fürsten und Baronen athmen darf. Nun, man kann hier leicht eines Ministers Schützling werden. Still und mäßig braucht man nur zu sein; selbstgebändigt. Es giebt ein Höchstes auf Erden: die Pflicht. Das Wort bannt den Teufel besser als das Kreuz. Dem Kanzler Metternich gefällt der pflichtbewußte Schulamtskandidat nicht schlecht. Dennoch irritirt ihn — den Menschenkenner — irgend Etwas, so oft er ihm in seinem Haus begegnet. Ein Glück, daß Hauslehrer Stifter mehr in Malerei dilettirte, als Politik trieb. Ein Glück, daß er die Zähne zusammenbiß und den Geduldeten spielte. Der Brotkorb hing hoch genug; senkte er sich einmal, winkte wo eine Lehrerstelle oder ein anderer unerhörter Tugendpreis: gewiß trat rasch Etwas dazwischen, daß er wieder emporschnellte. Adalbert Stifter: Schulmeisterlein in den vornehmsten Häusern, von geistvollen Damen verhätschelter Schwärmer und durch Gnade erdrückter Malkontenter.

Gott weiß, mit welcher Energie er den Schrei niederwürgte, der sich ihm aus der Kehle rang. Eine übermenschliche Kraft reckte ihn immer empor. Eine übermenschliche Kraft glättete die Stürme, die Herz und Sinn ihm aufwühlten. Er brauchte sich nur zu sagen: Die Pflicht! Ein Ethiker. Als Fanni Greipl ihm verweigert wurde, als er, wahnsinig, verzweifelt, toll, die Erstbeste nahm, die ihm an die Brust flog, als er an Fanni, schon der Verlobte der Anderen, den lieberasenden, flehentlichen, erbarmungwürdigen Brief schrieb, auf den keine Antwort kam, — welche Macht war es, die ihn abhielt, die Fesseln zu sprengen, der Welt hohnvoll ins Gesicht zu lachen, sie anzuspeien? War er nicht ein Flagellant seines revoltirenden Herzens? Gleichsam aus Trotz gegen sich selbst verdoppelte, vermehrte er sein Unglück, indem er Amalia Mohaupt, das dumme, ganz und gar ungebildete, geputzte Weibsbild, heirathete. Jahre lang mußte er die Augen schließen, wenn er sie küßte; doch er blieb ihr „treu". Die Pflicht! Eine höchst moralische Zeit, diese Jahre des Biedermeierrockes. Nur immer fest die Zähne zusammenbeißen; kuschen und weiterdienen; der Schritt darf kein Schwanken verrathen. Und wie weit brachte es Stifter darin! Es ist ergreifend. Schließlich liebte er Amalia. Schließlich betete er zu Gott, daß er sie ihm noch lange erhalten möge. Nur: wie er bis dahin an ihr gelitten hatte und wie gallig er inzwischen geworden war!

Auch hier ward der Dichter aus inneren Kämpfen geboren. Wer will noch Stifter den behaglichen Poeten, den Fanatiker der Ruhe, den ausge-

glichenen Träumer nennen? Wer kann sich noch über diese ausgekühlte Lava, diese verschwommene Breite, diese zärtlich hingetupften Details, diese beharrliche Kleinarbeit täuschen? Ich glaube, es war eine immerwährende Flucht. Ein Versenken in die geheimsten Züge lieblicher, idyllischer Miniaturen aus Scheu vor größeren Fragen, die überall zitterten. Denn sagen wir nicht, daß die Zeit unpolitisch war, weil die Politik geknebelt lag. Zwischen 1791 und 1848 unpolitisch? Die aufgescheuchte Schwüle sammelte sich wieder bänglich in der Luft. Freilich standen Viele der Besten noch auf dem Standpunkt: Rührt nicht daran! Sie spürten die Spannung, keuchten unter ihr, bäumten innerlich auf, aber: Rührt nicht daran! Eine Flucht war es. Zu der Kindheit, zu der Jugend, zu der Heimath; zum Baum, zum Strauch, zum Stein. Man hörte, wie das Gras wuchs, aber nicht, wie das Gewitter grollte. Fast wurden die Menschen zur Nebensache und Hauptsache der Wald, der Berg, die Haide. In Morgen-, in Mittag- und Abendbeleuchtung. Hier war Erquickung, Friede; man konnte die Arme ausbreiten und schwärmen. Immer tiefer, immer inniger in die grüne, freie Pracht sich schmiegen. Die Gegenwart versank und die Erinnerungen greiser Leutchen übten ihren Zauber.

Immerhin ist die Gehässigkeit eines Hebbel seltsam, der nur mit den Füßen in dieser Atmosphäre stand, mit dem Haupt in die unsere ragte: „Säht Ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär' Euch ein Strauß?“ Seltsam seine Verspottung des „Manieristen“ Stifter. Selbst er spürte noch nicht, daß sich hier ein Mensch in ein anderes Reich rettete. So unduldsam sind wahrhaftig nur die echten Genies. Eigentlich hätte er sich sagen müssen, daß es — künstlerisch — höchst gleichgiltig sei, ob man die Welt als Mikro- oder als Makrokosmos betrachtet. Das ist ja wirklich nur Sache der Individualität. Vielleicht nur Temperamentssache. „Das Gewitter ist nicht groß“: auch eine Weltanschauung. Im Wassertropfen spiegeln sich auch Himmel und Erde.

Stifter, der Reaktionär: plötzlich werden Ehrenrettungen versucht. Schadet nicht; er bleibt es doch. Nur nicht aus Gesinnung, sondern „rein persönlich“. Die Revolution entsetzte ihn; mit Abscheu kehrte er sich, ganz wie Grillparzer, von ihr ab. „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit“, betheuert er und: „Nur Rath und Mäßigung kann zum Baue führen.“ Was heißen soll: keine Gewaltthaten und kein Maulheldenthum. Für ihn lag das Grundübel in der „unzulänglichen Volkserziehung.“ Die Freiheit, die er meinte, war nichts Anderes als Kultur. So denkt kein Gesinnungreaktionär. Aber was ihn mit eifernder, gefährlicher Wuth erfüllte, waren die usurpatorischen Acteurs und ihre brandrothen Phrasen. (Als ob Die nicht nur für die Menge berechnet gewesen wären, nicht für die selbständigen Geister, und ihren Zweck so nicht erreicht hätten!) Ein ästhetisches Unbehagen reizte ihn; erstens. Und zweitens: plötzlich sah er, daß Alle, die mit ihm aus der Stickluft in die Einsamkeit geflohen waren, ernüchtert aufwachten, Kehrt machten, entflammt zurückliefen, ihn achtlos stehen ließen. Plötzlich hörte er den Schrei, den er selbst

viele Jahre in der Kehle niedergepreßt, der ihn zu ersticken gedroht hatte, befreit aus tausend anderen Kehlen gellen. Plötzlich merkte er, daß die Sehnsucht und die Qual, die einst auch in ihm den Aufruhr geschürt hatten, die Maske der Scham und des Gehorsams weit fortwarfen und entblößt aufjubelten. Aber in ihm war Alles schon verdorrt und versickert. So lange hatte er es niedergeduckt und gedämpft, bis es tot war. Ein Entsetzen vor sich selbst befiel ihn; dann, als natürlicher Rückschlag darauf, ein kleinlicher Haß gegen die Verursacher dieser Erkenntniß. Er konnte nicht mehr mit und mochte auch nicht mehr. Wieder biß er trotzig die Zähne zusammen, reckte sich hart empor und dekretirte: Mäßigung. Also: subjektiv war er ein Reaktionär, objektiv keineswegs. Da ist keine Ehrenrettung nöthig.

Tragikomisch ist, daß selbst dieser seit seiner Kindheit sehr gläubige, kaisertreue, pflichtbewußte Stifter, oberösterreichischer Schulrath geworden, des Liberalismus verdächtigt wurde, Intriguen, Anfeindungen, Kränkungen ausgesetzt war, daß ihm sogar ein selbstredigirtes Schullesebuch verboten wurde. Ihm, der das Amt des Erziehers für ein Seelenamt hielt, für das edelste Amt im Staat. Ihm, der schrieb: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern als sittliche Offenbarungen ... haben sie einen Werth, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische.“ Ein sonderbarer Zwiespalt: Er war zum Pädagogen berufen und zum Dichter auserwählt, ohne es selbst zu unterscheiden.

Eine Stelle aus dem Vorwort zu den „Bunten Steinen“ hat mich immer an Stifter erhoben: „Wenn etwas Edles und Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn es aber nicht in meinem Gemüth ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen: es wird doch immer das Niedrige und Unedle durchscheinen.“ Wer hat heute noch einen so wunderbaren Begriff von der Lauterkeit und Transparenz des Kunstwerkes? Mancher würde, hätte er ihn, die Feder resignirt aus der Hand legen. Wie konnte das herrliche Bekenntniß einem Hebbel entgehen?

Einem der eiligen Jubiläumsartikel, die im Oktober erschienen, entnahm ich, daß es einer besonderen Willenskraft bedürfe, sich in Stifter einzulesen. Ich halte es mit dem Wort: Gezwungene Liebe thut Gott leid. Man kann auch ohne Adalbert Stifter leben. Klingt Das wie Undank? Ist es beileibe nicht. Allein: hätte er nicht gelebt, wir stünden genau dort, wo wir stehen. Darum gehört er ja nicht zu den ganz großen, ersten Dichtern. Sparen wir unsere Willenskraft. Wahrscheinlich überkommt Jeden einmal die Stimmung, in der ihm die peinlichen, sublimen, weitschweifigen Miniaturmalereien des „Haidedorfes“, des „Hochwaldes“ oder des „Abdias“ just recht sind. Etwa an langen Winterabenden, bei Lampenschein und Kaminfeuer, oder an langen Sommertagen, im Schatten des Waldrandes und beim monotonen, doch nicht leidenschaftlosen Rauschen eines Baches.

Wien. Camill Hoffmann.

Der Landesvater.

In einem „entschieden liberalen" Blatt las ich neulich, das deutsche Volk erwarte von dem „landesväterlichen Herzen" Wilhelms des Zweiten eine Amnestie; und nicht weit von diesem rührenden, entschieden liberalen Appell an die Großmuth des Monarchen fand ich die Meldung, Armand Fallières sei zum Präsidenten der Französischen Republik erwählt worden. Und plötzlich stand ein Bild vor mir, ein Bild aus der Jugendzeit. Vor dem Pfarrhaus des Dorfes Elsnig bei Torgau wandelten in später Sommerabendstunde ein Mann und ein Knabe in eifrigem Gespräch auf und ab. Der Mann, dessen Beruf der abgetragene schwarze Anzug und mehr noch der beredte bartlose Mund erkennen ließ, deutete dem Knaben die Bilder des gestirnten Himmels; wenn aber die Aufmerksamkeit des jugendlichen Zöglings abirrte, griff er ins Irdische zurück und ließ bunte Szenen aus der eigenen Vergangenheit an dem abenteuerfrohen Heranwüchsling vorüberziehen. Gern sprach er dann von den Erlebnissen des Tollen Jahres 1848; und der Junge ballte die Fäuste vor Empörung und Mitleid, wenn er hörte, wie der König vor den Leichen der Rebellen das Haupt entblößen mußte, weil der wüthende Pöbel „Mütze 'runter!" zum Altan des Schlosses hinaufjohlte.

Das ist nun ein Vierteljahrhundert her; und da ists wohl kein Wunder, daß ich mich aus dem schwärmenden Epheben zum nüchternen Manne gewandelt habe. Die Traditionen einer bis ins Mark royalistischen Familie sind von mir abgefallen; ich habe mich vom Gefühlsmonarchisten, dessen ganzes politisches Kredo die begeisterte Verehrung für Wilhelm den Schlichten und seinen Kanzler war, zum Verstandesmonarchisten gemausert und kann heute, ohne daß mein Blut rascher pulsirt, sogar die ketzerische Frage erörtern, ob an der Spitze eines modernen Großstaates besser ein Präsident oder ein „Landesvater" stehe.

Ich bitte nicht um Entschuldigung dafür, daß ich, im Widerspruch zu einer angeblich vornehmen, nach Objektivität schielenden, mit Wissenschaftlichkeit kokettirenden Darstellungweise, mit diesen persönlichen Bekenntnissen beginne. Erstens thue ich es, weil, wie ich glaube, sehr viele meiner Altersgenossen den selben Weg zurückgelegt, den Zug nach links nicht minder stark verspürt haben und im Individuellen das Typische erkennen werden. Zweitens ist das Urtheil eines Mannes, der eine Amputation in sich vollziehen mußte, meiner Ansicht nach werthvoller als das eines Unentwegten, der sein Leben lang im ererbten Kinderglauben verharrte; und drittens wollte ich mich von vorn herein nachdrücklich gegen den Verdacht schützen, ich huldigte etwa der Ansicht Gregoires, der einmal schrieb: „Les rois sont dans l'ordre moral, ce que les monstres sont dans l'ordre physique. Les cours sont l'atelier des crimes, le foyer de la corruption et la tanière des tyrans.

L'histoire des rois, c'est le martyrologe des nations.“ Wir Erben des neunzehnten Jahrhunderts sind viel zu sehr von historischem Empfinden durchtränkt, als daß wir in solche Deklamationen noch einstimmen könnten. Alles, was ist, war einmal vernünftig: so auch die Monarchie; und die Frage ist nur, ob nicht vielleicht auch hier im Wandel der Zeiten Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage geworden sei. Freilich: schon in einer solchen Frage wird die royalistische Ethik ein Verbrechen erblicken; doch ich wüßte nicht, weshalb die Institution der Monarchie von dem allgiltigen Gesetz des Werdens und Welkens ausgenommen sein sollte. Eine solche Ausnahme ist nur „Gott“ (es bleibt dem Leser überlassen, dem hehren, aber vieldeutigen Namen die volle Kraft seines warmen Gefühls zu verleihen); und ein Royalismus, der in der Monarchie ein „Absolutes“ erblickt, ist fast eine Blasphemie.

Daß das monarchische Gefühl einmal nützlich, die Monarchie einmal eine Nothwendigkeit gewesen ist, wird Niemand leugnen. Häuptlinge, Patriarchen, Medizinmänner faßten die Auseinanderstrebenden zu gemeinsamem Handeln zusammen und es entstand eine Organisation, die den Keim der Kultur in sich trug. Und wie Das von den Anfängen geschichtlicher Entwickelung gilt, so läßt sich die Nothwendigkeit der Monarchie aus dem Blick auf die Kämpfe erkennen, in denen das Königthum die eigennützigen Stände, den gewaltthätigen Adel in den Dienst der Allgemeinheit zwang. Wir wissen, unter welchen Umständen die Monarchie sich segenreich erwies, in primitiven Zeiten als der eiserne Ring, der die centrifugalen Einzelegoismen zusammenschmiedete, und in differenzirteren Zeiten als eine heilsam nivellirende Kraft, die den Uebermuth einzelner Stände unter ein wohlthätiges Joch beugte.

Das monarchische Gefühl läßt sich also auch rationalistisch sehr wohl rechtfertigen, wenn wir in die Vergangenheit blicken. Doch heutzutage fordern die blutechten Königischen ja mehr von uns. Ginge es nach ihnen, so müßten wir uns zu dem Glauben bekennen, daß die Berührung der königlichen Hand die hartnäckigste Grippe heile, müßten gleich den Fidschi-Insulanern nach der Ehre geizen, in den Palast des Herrschers eingemauert zu werden, müßten uns, gleich dem mythischen Kosaken Peters des Ersten von Rußland, auf den Wink des Herrschers vom höchsten Thurm herabstürzen, um die Bedingunglosigkeit unserer Loyalität zu erweisen. Doch auch die Kritik ist allmählich eine Großmacht geworden. Sie lockert den feierlichen Faltenwurf im Gewande der Majestät, bohrt den scharfgeschliffenen Dolch durch die dichtesten Maschen des Kettenpanzers, kratzt an dem marmornen Sockel, auf dem kindliche Pietät das Standbild des „großen“ Vorfahren errichtet hat, und unterwühlt die granitenen Fundamente der bestehenden Ordnung. Wohl giebt es auch kritische Köpfe, die dem Monarchen Weihrauch spenden. In seiner Brochure „Das monarchische Gefühl“ hat Erdmann dieses Phänomen der Völkerpsychologie mit wundervoller

Ueberlegenheit gekennzeichnet und dabei im Fluß der Erörterung die feine Bemerkung hingeworfen, monarchische Gesinnung sei häufig nur die Folge eines weltverachtenden Pessimismus. Als Beispiel führt er Schopenhauer an, der bekanntlich in seinem Testament als Universalerben den Fonds einsetzte, der zur Unterstützung der 1848 im Kampf gegen die Rebellen invalid gewordenen Soldaten und der Hinterbliebenen gefallener Kämpfer geschaffen worden war. Nach Schopenhauer ist der König die nützlichste Person im Staat und seine Verdienste können durch keine noch so hohe Civilliste vergütet werden. Aber diese scheinbar so schmeichelhafte Einschätzung war im Grunde von einem crimen laesae majestatis nicht weit entfernt. Schopenhauer wollte Ruhe haben, ungestört grübeln können; und dafür sollte der König sorgen.

Auch unter unseren Junkern giebt es kritische Köpfe, die jeden Augenblick zur Fronde bereit sind. Sie wahren sich unter vier Augen das Recht, einem unbequemen Souverain gegenüber ihren Monarchismus zu revidiren; das Volk aber soll gehorchen. Sie verlangen einen Chilperich, einen Gefangenen ihrer Kaste, dem sie mit Augurenlächeln huldigen. Und auch ihnen, wie dem frankfurter Philosophen, wie dem erwerbgierigen Bourgeois ist der König nur der Büttel, der die Massen zu Paaren treiben soll. Kurz, wir erblicken überall ein Absterben des monarchischen Gefühles; und in einem Lande, in dem Millionen sich zum sozialdemokratischen Dogma bekennen, kann die Frage wohl aufgeworfen werden, ob heute ein Präsident oder ein Landesvater an der Spitze eines modernen Großstaates stehen soll. Zeitgemäß ist diese Frage freilich nicht; denn der Traum einer deutschen Republik, den viele unserer Besten einst geträumt haben, scheint in Nichts zerronnen und ich bin auf den Vorwurf gefaßt, daß ich in das vormärzliche Geschwätz, in die öde Ideologie zurückfalle, von der uns der märkische Realist befreit habe. Wer aber bürgt uns denn dafür, daß individuelle Wandlungen wie die vorhin geschilderten sich nicht auch in der Volksseele vollziehen, wer bürgt dafür, daß nicht die Wiederkehr des Gleichen auf politischem Gebiet Kämpfe heraufführt, die lediglich der Staatsordnung als solcher gelten? Popes Wort On the form of government let the fool contest ist nun schon so lange beherzigt worden, daß vielleicht bald einmal wieder die Probe auf das Gegentheil gemacht wird. Nicht mit so plumpen Mitteln natürlich, wie eine Regirung sich denkt, die von aller psychologischen Einsicht verlassen ist und eine kleine Armee mobilisirt, weil ein paar Dutzend Versammlungen angesagt sind. Wir sind von Revolte und Revolution gleich weit entfernt und die absurdesten Genossen erwarten von Barrikaden viel weniger als von der „Entwickelung". Ich spinne also wohl graue Theorie, wenn ich das Thema „Präsident oder Landesvater?" erörtere.

Armand Fallières ist zum Präsidenten der Französischen Republik gewählt worden. Sein Vater war ein Subalternbeamter, sein Großvater ein

Hufschmied. Der neue Präsident hat also den struggle for life kennen gelernt, wenn auch seine Gascognerlaune ihm den Lebensweg erleichtert haben mag Menschenkenntniß erwirbt Der niemals, der nie fremder Hilfe bedurft hat; und ein König schreitet vom ersten Tage an durch ein Märchenreich, das ihm jeden Wunsch gewährt. Er wird je nach seiner Veranlagung zum Dupirten oder zum Menschenverächter werden; unendlich schwer ist es für ihn, aus dem Phrasenschwall, aus der Ceremonienhülle den Kern herauszuschälen. Das Leben des arbeitenden Volkes kann er nur verstandesmäßig begreifen, die Bedürfnisse der Millionen, die in den fernen Niederungen des Daseins wimmeln, kann er nicht nachempfinden. Heute aber, in einer Zeit, in der die Massen erwacht sind und ihr Recht fordern, ist das Verständniß für jede ihrer Lebensregungen wohl die wichtigste Eigenschaft des Staatsoberhauptes.

Fallières blickt auf eine fast dreißigjährige Thätigkeit als Parlamentarier und Beamter zurück. Auf den verschiedensten Gebieten hat er gearbeitet und mehrmals als Minister wichtige Ressorts geleitet. Er hat Erfahrung und kann auch über die Grenzen des eigenen Könnens nicht im Unklaren sein. Ein solcher Mann kann nie dem Wahn verfallen, das Panorama des öffentlichen Lebens auch nur völlig überblicken zu können; er wird nie auf eine mystische Inspiration pochen und sich weise bescheiden, wenn das einstimmige Urtheil der Fachmänner dem seinen widerspricht. Und nun vergleichen wir mit dieser theoretischen und praktischen Vorbildung die intellektuelle Ausrüstung, mit der etwa ein fünfundzwanzigjähriger Königssohn die Regirung antritt. Ein paar Semester im vornehmsten Corps, leichter Dienst in zwei Eliteregimentern: mehr ist nicht nöthig. Nicht einmal Das vermag er zu erreichen, was die Prinzessin im „Tasso" bescheiden von sich rühmt: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Denn in den meisten Fällen wird ers eben nicht verstehen, weil der Gedanke, es kraft seiner fürstlichen Stellung besser zu verstehen, ihm das Verständniß erschwert. Er wird die Schwierigkeiten nicht sehen und darum immer geneigt sein, den gordischen Knoten zu durchhauen. Ist dann irgend ein Dekret ergangen, so wird er glauben, die „Reform" sei fix und fertig, während in Wirklichkeit vielleicht nichts gebessert ist, und die imperatorische Thatkraft an einem neuen Gegenstand erproben wollen. Vor anderthalb Jahrhunderten genügte für einen Herrscher praktischer Verstand und der jedem Patrioten bekannte „Adlerblick"; heute muß eine sehr sorgfältige Ausbildung diese Eigenschaften stützen.

Solchen Erwägungen gegenüber hören wir den Einwand, ein erwählter höchster Beamter könne leicht egoistische Zwecke verfolgen, die Macht, die ihm seine Würde verleiht, für Vettern und Basen ausnutzen und sich auf Kosten des Staates bereichern. Erstens würde er mit einem solchen Gebahren nur den Traditionen des alten Monarchenbetriebes folgen, in welchem ja auch nur

der Gedanke der Hausmacht die Handlungen des Herrschers bestimmte. Aber diese Gefahr ist heute, unter der scharfen Kontrole der Oeffentlichkeit, nur ein Phantom, mit dem die Anhänger des Ewig-Gestrigen uns schrecken wollen. Sie behaupten, der Monarch, dem Irdisches nicht mehr zu wünschen bleibe, sei „saturirt“ und werde daher nicht mehr an sich und die Seinen, sondern nur an die salus publica denken. Als ob noch niemals Jemand, der plumpsatt ist, nach einem fetten Bissen gegriffen hätte! Und sehr schmeichelhaft ist die These für den Monarchen auch nicht, die nur in seiner Uebersättigung, nicht in dem Adel seiner Natur eine Garantie erblickt. Vor Allem aber ist die Behauptung, der Monarch sei saturirt, in der Zeit der Milliardärvermögen nur ein leerer Wahn. Heute, wo manche „Unterthanen“ absolut, viele relativ reicher sind als der Herrscher, wo die Zeitungen fast täglich von den Geldverlegenheiten gekrönter Häupter und ihrer Agnaten zu berichten wissen, ist auch der Monarch dem Streben nach Gewinn nicht entrückt. Wir kennen Monarchen, die sich eines sehr ausgebildeten Geschäftssinnes erfreuen, und der Gedanke ist nicht unausdenkbar, daß ein Herrscher sich bemühen könnte, dem Vermögensstatus seines Hauses aufzuhelfen, indem er arme Verwandte in einträgliche Stellungen bringt. Wie trieb es denn der erste Napoleon?

Weiter pflegen dann die Monarchisten die „Stetigkeit“ der monarchischen Politik im Gegensatz zu dem up and down der Parteien zu rühmen. Diese Stetigkeit äußert sich, wenn man einen größeren Zeitraum betrachtet, meist darin, daß der Sohn das Gegentheil Dessen thut, was der Vater gethan hat. Blickt man aber nur auf die Regirungzeit eines einzelnen Monarchen, so fehlt es nicht an geschichtlichen Beispielen, in denen, wie Friedrich Wilhelm der Vierte wuchtig sagte, „des irren Willens wetterwendische Kraft“ das Land aus einem Extrem ins andere riß. Die Republik Frankreich hat seit ihrem Entstehen keinen Mann von Genie an ihrer Spitze gesehen; trotzdem hat sie die furchtbare Niederlage fast spielend überwunden und jetzt kann sie sich an Macht und Wohlfahrt mit jedem Großstaat des Kontinentes messen.

Vielleicht aber sind wir Deutschen die „geborenen Monarchisten“. Bismarck, der weder Monarchist noch sonst Etwas, sondern nur ein Elementarmensch war, dem sein Dämon befahl, zu schaffen und zu zertrümmern, hat den Deutschen diese Ueberzeugung in den Schädel gehämmert; und er war ein frappedur: sie sitzt fest. Nur sollten uns wenigstens „entschieden liberale“ Blätter mit dem Stil der Zopfzeit verschonen und nicht vom „landesväterlichen Herzen“ reden. Wir wissen, wie diese Zeit beschaffen war, und wollen ihr nicht zurufen: „Steig' herauf aus alter Pracht!“ Die Angelegenheit ist erledigt, definitiv erledigt und von den Betheiligten mit theuren Eiden besiegelt: wir haben einen König, dessen Rechte und Pflichten gesetzlich festgelegt sind; einen Landesvater (Fontane übersetzte dieses Wort mit „Oberhauer“) haben wir nicht.

Eduard Goldbeck.

Das Verblühen des Christenthumes.

Fragmente.

Im zehnten Jahrhundert lebte in Italien ein heiliger Mann, der sein Land so sündig fand, daß er es verlassen wollte; aber zwei Vaterlandsfreunde, die wünschten, daß das Land sich seiner heiligen Gebeine erfreue, töteten ihn, ehe er noch seine Absicht ausführen konnte. Was damals mit dem Heiligen geschah, geschieht jetzt, aus den selben Gründen, mit Jesus selbst. Daß das Christenthum hinsiecht, erfährt man von Predigern und Bischöfen, wenn sie über den Unglauben der Zeit ihre Klagelieder anstimmen. Nur wenn ein Ungläubiger das Selbe sagt, rufen sie laut, das Christenthum lebe kräftiger denn je.

Das Christenthum bekam seinen ersten Stoß durch den Protestantismus. Seitdem ist seine Geschichte eine unablässige Bestätigung von Schleiermachers Prophezeiung: es werde genöthigt sein, sich mit immer weniger von Dem zu begnügen, was man als unauflöslich mit seinem Wesen verbunden angesehen hatte. Und oft waren gerade die Bewegungen, die man Wiedererweckungen des Christenthumes nannte, ihm ganz besonders gefährlich.

Die historische Auffassung der Bibel und der Religionen, die Herder vertrat und die schon früher ein Theil von Spinozas „Ketzerei" war, ist allmählich für die Theologen selbst entscheidend geworden. Glaubensgeschichte und Bibelkritik haben so zu dem Verblühen des Christenthumes mit beigetragen; um so mehr, je mehr die Kritik des achtzehnten Jahrhunderts von einer tiefergehenden abgelöst wurde. Freilich behaupten die Theologen, daß diese Kritik im Dienst des Christenthumes gewirkt habe, da sie es in der ursprünglichen Reinheit wiederherstellte, in der es schließlich siegen wird. Die Forschung hat, heißt es, die Vorgeschichte des Christenthumes dargelegt, seinen organischen Zusammenhang mit den Religionen, die es vorbereitet haben, und zugleich die Universalität des religiösen Gefühls bewiesen, seine soziale Bedeutung und die Unentbehrlichkeit der Religion für die von den Räthseln des Lebens gequälte Seele. Die „freisinnigsten" Theologen geben freilich zu, daß die Christen von den Religionen des Morgenlandes mit ihrem Selbsterlösungsglauben und ihrer Selbstläuterungmacht viel zu lernen haben. Das nimmt den großen, erlösenden, sittlich und religiös neues Leben schenkenden Gedanken, die Jesus brachte, aber nicht ihren Werth. Denn, heißt es, wenn die Menschen des Orients es ohne die Gnade so weit bringen: um wie viel weiter müssen dann die Menschen des Abendlandes mit der Gnade kommen!

Man geht dabei nur der einfachen Frage aus dem Weg, ob der Orient nicht vielleicht gerade deshalb so weit gekommen ist, weil man sich dort nicht auf die Gnade verläßt. Mit wie schwachen Waffen vertheidigt sich der Neuprotestantismus gegen die unerschütterliche Wahrheit, die ein gelehrter Theologe einst aussprach: „Die Glaubensforschung ist das Gift, an dem alle Religionen sterben müssen"! Jeder, der selbst ernstlich das Christenthum erlebt hat, versteht die berechtigte Unruhe der sogenannten „engherzigen Bibelchristen", wenn die modernen Theologen eine Grundwahrheit des Christenthumes nach der anderen als „Adiaphora" über Bord werfen. Man wird an die von den Wölfen verfolgte Mutter erinnert, die ein Kind nach dem anderen aus dem Schlitten warf, in der Hoffnung, die übrigen

zu retten. So opfern die modernen Theologen eine Grundwahrheit nach der anderen der Wissenschaft und dem Zeitgeist, die unerbittlich immer mehr fordern.

Der Glaube an einen persönlichen Teufel war Jahrhunderte lang der im allgemeinen Bewußtsein vielleicht lebendigste Lehrsatz; und so lange man an ihn glaubte, offenbarte sich der Teufel auch. Die Dreieinigkeitlehre, das für das Denken wie für Gefühl und Willen jetzt gleichgiltigste, weil an Nahrung ärmste aller Dogmen, war einmal das unentbehrlichste. Dem aber, der jetzt vor Raffaels „Disputa“ steht, fällt es schwer, zu glauben, daß dieses Dogma einst wahre Stürme in der Welt der Gedanken entfesseln oder irgend einem Herzen Nahrung geben konnte. Und wie diese Lehrsätze, die Jahrhunderte lang nicht nur die hitzigsten Verfolgungen bewirkt, sondern auch die tiefste Seelennoth bereitet oder den höchsten Seelentrost gespendet haben, jetzt aus dem Kreis der Vorstellungen verschwinden, ganz natürlich, wie überflüssige und ungebrauchte Organe aus dem Organismus verschwinden, so wird es auch einmal mit den heute noch als „unentbehrlich“ bewahrten Ueberbleibseln christlicher Kirchenlehre geschehen.

Das Weltbild, das Harnack zeichnet, ist, im Ganzen genommen, auch das des übrigen Neuprotestantismus. Was zeigt dieses Weltbild?

Gott hat mit seinem Geist und seinem Wort Alles erschaffen; er ist Leben und Licht, Kraft und Klarheit im Weltall wie in der Geschichte der Menschheit. Er ist der Urquell alles Seins und aller Offenbarung durch den Gedanken wie durch den Glauben, durch das Wissen wie durch die Kunst. Er entzündet in der Menschenseele Vernunft und Gottbewußtsein. Aber weil diese Seele frei ist, kann sie sich von Gott abwenden. Und um dem Menschengeist seine rechte Stellung zu Gott wiederzugeben, wurde das Wort in Jesus Fleisch: dadurch, daß er Gottes Geist voll offenbarte, stellte er das Band der Liebe zwischen Gott und dem Menschen wieder her und schuf ein Heiligkeit wirkendes Glaubensleben, dessen Gewißheit auf inneren Erfahrungen ruht. Die Bibelforschung mag das Unwesentliche ausmustern Widersprüche zugestehen und Irrthümer berichtigen. Aber diese Heilswahrheiten die die Seele selbst erlebt, können eben so wenig erschüttert werden wie irgend eine andere Wirklichkeit. Die Bibel verbleibt in dem Sinn Offenbarung, daß sie die Lehren und Symbole einschließt, die dem Wesen und den Bedürfnissen des Menschen am Innigsten entsprechen. Das Christenthum sieht die Welt gut durch Gott, böse durch den Abfall von Gott. Die sittliche Wiedergeburt wird darum das tiefste Bedürfniß der Seele; da der Mensch aber hilflos ist, mußte diese Wiedergeburt durch die Gnade bewirkt werden. Das Christenthum brachte die Hilfe. Es schuf ein Reich der Gnade und Liebe; einen neuen, reineren Lebenswillen; es machte das irdische Dasein zum Schauplatz der Wahl und des Kampfes. Das Christenthum ergreift und bearbeitet die Gegensätze des Lebens tiefer als andere Religionen. In allen ist der Grundbestandtheil das Gefühl, daß das Erdenleben einen Fall mit sich gebracht hat; daß Dies eine Schuld bedeutet; daß der Mensch von höheren Mächten abhängt, bei denen er Schutz gegen die Unsicherheit im Leben sucht. Aber das Christenthum steigert dieses Schuldgefühl dadurch, daß es den Menschen einem höchsten Ideal, unendlich großen sittlichen Forderungen gegenüberstellt. Und der Mensch wird so dazu getrieben, die Gnade und die Sünden verzeihende Liebe des himmlischen Vaters zu begehren und vor der Unsicherheit des Lebens bei einer Vorsehung Schutz zu suchen. Das Schuldgefühl wird so unzertrennlich vom Christen-

thum, das man darum eine „Versöhnungreligion“ nennen kann, zum Unterschied von den „Gesetzgebungreligionen“, mit ihrem Glauben an die Kraft des Menschen, selbst seine Schuld zu sühnen und Seelenreinheit zu erlangen.

Die Geschichte der Religionen gewinnt erst dann Werth und Größe, wenn man darin die Geschichte der vielfachen Versuche der Menschenseele sieht, ein urmenschliches Bedürfniß zu stillen; wenn unsere Bibel, wie alle anderen „Bibeln“, uns nur in dem selben Sinn Offenbarung wird wie jedes andere große Denkmal der Erfahrungen, Bedürfnisse, Gedanken und Gefühle der Menschen; wenn sie keine andere Macht und Autorität besitzt als die, die jedes ähnliche Werk erhält, wenn sein Verfasser sich den größten Fragen der Seele hingegeben hat und sein Wille stark genug war, sie zu beantworten.

Der Gott der reinen lutherischen Lehre, der sein eigenes Volk auserwählte, während er die Heiden im Irrthum ließ, der Gott, der zu diesem Volk durch Moses und die Propheten und zuletzt durch seinen Sohn sprach, er ist ein weniger wunderlicher Gott als der Gott der Glaubensforschung, der von dem Fetischismus und anderen „Vorbereitungen“ an eine Maskerade mit den Menschen aufführt, bis er sich schließlich im Christenthum demaskirt.

Glaubensforschung und Bibelkritik haben aus dem Fels, auf den die Verkündigung einst baute, einen wandernden Gletscher gemacht. Christi Geist, sagt man uns, bedeutet Entwickelung; und es ist nur erfreulich, daß man jetzt den Buchstabenglauben aufgiebt, durch den Gott ja auch für die in der Bibel vorhandenen Irrthümer verantwortlich gemacht werden müßte. Solche historische Auffassung widerspricht Gottes Wirken durch die Offenbarung nicht. Denn die Einsicht, daß die Religion dem Gesetz der Entwickelung gefolgt ist, schließt ja den Begriff der Zweckmäßigkeit nicht aus. Doch dann wird die Schlußfolgerung unabweislich: wenn der Mensch die Schuld an den Irrthümern der Bibel trägt, kommt ihm auch der Ruhm an der Größe der Bibel zu; und dann kann die Menschheit keine Grenze für ihr Recht dulden, dieses ihr eigenes Werk zu gebrauchen oder nicht zu gebrauchen. Und da der Begriff einer Entwickelung das Zugeständniß von Unvollkommenheiten einschließen muß, aber göttliche (Das heißt: vollkommene) Wahrheiten sich nicht zu entwickeln brauchen, so hat Jeder, der eine Entwickelung zugiebt, auch zugegeben, daß die Bibel nicht göttlichen Ursprunges ist.

Die Stellung des Protestantismus zur Bibelkritik erinnert an das Verfahren der Besatzung einer mittelalterlichen Burg. So oft ein Bollwerk fällt, erklärt man, daß dieses eben noch so eifrig vertheidigte Gebiet zum Unwesentlichen gehört habe, daß der „Kern“ selbst unversehrt sei und unerschöpfliche Vorräthe enthalte. Es ist nützlich, sich selbst an solchen Streit um die „Bollwerke“ erinnern zu können. Als Ninive und Babylon wieder entdeckt wurden, benutzte man, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die dort gemachten Funde als neue Beweisstücke für die Wahrheit der Prophezeiungen und der historischen Angaben der Bibel. Als jedoch diese Beweise sich als wenig verwendbar erwiesen, betonte man, besonders laut in dem Bibel-Babel-Streit, daß nicht alle geistigen Ereignisse gleich groß seien; daß Gott das Leben Israels tiefer durchdringe als das Babels; daß durch den Nachweis der Quellen der Werth der Bibel nicht gemindert werde; daß die Menschenseele bei den Juden eine größere Geistigkeit erlangt habe als bei den Babyloniern; und so weiter. Ganz sicher wird die Bibel durch den Nachweis, daß sie Einflüssen

aus fremden Ländern zugänglich war, eben so wenig entwerthet wie Shakespeare durch den Nachweis, daß er die Fabeln seiner Dramen aus fremden Quellen schöpfte; wenn diese Fabeln aber als Beweis für die göttliche Inspiration seiner Dramen angesehen worden wären, dann hätte die Entdeckung der Quellen sie wirklich entwerthet.

Die Bibel hat eine Umwerthung erlebt. Kein Mensch, den der Glaube nicht blendet, kann in ihr einen Beweis für ihre Ausnahmestellung unter den Heiligen Schriften der Völker finden. Keiner, der sehen will, kann aber in der Art, wie sie allgemein menschliche Lebensfragen behandelt, die Offenbarung einer großartigen nationalen Eigenart, einer gewaltigen Denker- und Dichterkraft verkennen: der jüdischen Eigenart, von der Friedrich Nietzsche treffend sagt, daß sie der Menschheit den großen Stil in der Moral gegeben, daß sie die Fruchtbarkeit und Majestät der unendlichen Forderungen gezeigt hat und damit auch „die ganze Romantik und Erhabenheit der moralischen Fragwürdigkeiten". Aber gerade weil die Bibel eine menschliche Eigenart von unerhörter (weil einseitiger) nationaler Stärke birgt, ist sie nicht geeignet, allen Völkern und allen Temperamenten mit der Macht einer Offenbarung Gottes über sein Wesen und seinen Willen aufgezwungen zu werden. Alterthumsforschung, Ethnographie, Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte, Psychologie: alle drängen mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die Bibelkritik zu solchem Zugeständniß. Dies braucht Keinen zu hindern, in der Bibel auch noch weiter das Buch der Bücher zu sehen. Aber es wird schließlich jeden ehrlichen Menschen abhalten, sie in einem besonderen Sinn für „Gottes Wort" auszugeben.

Die Altprotestanten haben Recht, wenn sie gegen die Neuprotestanten dieselbe Anklage richten wie Diese gegen die Theosophen: daß sie Frieden ohne Bekehrung und Ruhe ohne Wiedergeburt geben. Recht, so lange die beiden protestantischen Gruppen noch immer die große, Alles entscheidende Frage mit Ja beantworten: Mußte die Menschheit durch Jesus erlöst werden?

In psychologischem Sinn ist die Menschheit durch Jesus erlöst worden, so lange sie der Erlösung zu bedürfen glaubte. Ein Geschlecht hat diesen Glauben vom anderen ererbt und ihn durch den Zuwachs neuer Gefühle gestärkt; so ist jedes neue Geschlecht unmittelbar und mittelbar auf diese Bedürfnisse eingestellt worden. Aber Feuerbach hat gezeigt: die menschlichen Bedürfnisse gestalten die menschlichen Vorstellungen; die Ohnmacht der Vernunft und die Uebermacht der Natur treiben den Menschen zum Glauben, so lange dieser Glaube unsere Sehnsucht nach der Steigerung unseres Wesens über uns selbst hinaus stillt. Mit dem Wesen des Menschen wandeln sich auch seine religiösen Begriffe. Als er so weit kam, daß er den Werth der Persönlichkeit und der opferwilligen Liebe einsah, entstand das Christenthum, das die Welt der höchsten Werthe in ein Jenseits vom Erdenleben verlegte. In Christus hat der Mensch sein höchstes Wesen am Vollsten genossen. In dem Augenblick aber, da er einsieht, daß er in Christus seinen Gott vermenschlicht hat, hört Christus auf, für ihn Gott zu sein.

Was Feuerbach vor langer Zeit ausgesprochen hat, ist durch die moderne Theologie durchaus bekräftigt worden. Sie kann die Lehre vom Gottmenschen Christus nicht aufrechterhalten; sie will nicht zum Menschen Jesus vorwärtsschreiten. Denn da Jesu Persönlichkeit das Centrale im Christenthum bildet (und zwar in einer ganz anderen Weise als die Persönlichkeit der großen Glaubensstifter in allen übrigen Religionen Asiens), kann man das Christenthum nur dann als die Religion

vor allen anderen Religionen retten, wenn man Christus eine Ausnahmestellung wahrt. So ist die Lehre vom Idealmenschen entstanden; eine Halbheit, nur Denen willkommen, die nicht den Muth zu dem Zugeständniß hatten, daß auch der Christuskult eine Aeußerung des Anthropomorphismus ist.

Die moderne Theologie hat versucht, „die weißen Coulissen der Schöpfung, die grünen des Paradieses und die blauen der Sintfluth" so umzustellen, daß sie noch immer in das religiöse Weltdrama passen. Aber kein Wenden und Drehen hat diese Coulissen schließlich vor der Unbrauchbarkeit geschützt. Wir wissen, daß der Tod nicht durch die Schuld des Menschen in die Welt gekommen ist. Denn Geologie und Biologie zeigen, daß der Tod lange vor dem Menschen da war; daß er mit Nothwendigkeit zum Leben gehört; ja, daß er sich jeden Augenblick in uns selbst durch den Untergang und den Neuaufbau der Zellen vollzieht. Wir wissen, daß die „Sünde" mit der selben Nothwendigkeit vorhanden ist wie jede andere niedrigere Entwickelungform; daß die „Erbsünde", unter der wir leiden, nicht gesühnt, sondern nur beseitigt werden muß. Der Weltplan ist von keinem Adam erschüttert und von keinem Gottessohn oder Idealmenschen wiederhergestellt worden.

Das ursprüngliche Christenthum siegte, weil es nichts von dem „dissoluten, charakterlosen, komfortablen, belletristischen, koketten und epikuräischen" Christenthum der Neuzeit hatte. Feuerbach sah tief, als er zeigte, daß man dem ursprünglichen Christenthum die Spitze abbrach, wenn man aufhörte, an das baldige Kommen von Gottes Reich und den baldigen Untergang der zeitlichen Welt zu glauben, und damit auch aufhörte, sich nach der Welt der Ewigkeit zu sehnen. Er begriff, daß das Christenthum ein Mittel für die Menschennatur gewesen war, sich selbst zu verstehen und zu vertiefen; daß es das Wesen des Menschen über das Sinnliche hinaus erweitert hatte, indem es ihm das Unendlichkeitgefühl und damit große Weiten um all sein Streben gegeben hatte. Aber er erkannte auch, daß für den wirklich Gläubigen, für Den also, der Alles in Gott besitzt und in den übernatürlichen Kräften die wahre Wirklichkeit sieht, Familienleben und Staatsleben, Wissenschaft und Kunst nie das Wesentliche werden können. Denn Kultur wie Religion, Kunst wie Liebe haben Alle das selbe Ziel: die Selbsterweiterung des Menschen (Feuerbachs Wort für den selben Gedanken, der in Nietzsches „Willen zur Macht" liegt). Und je zuversichtlicher ein Mensch hofft, dieses Ziel auf dem einen Weg zu erreichen, desto weniger wird er es auf dem anderen suchen.

Kraftsummen, die man zu dem Versuch, sich zu den Sternen aufzuschwingen, verwenden konnte, sind auf dieser armen Erde daran vergeudet worden, gegen unseren innersten Instinkt unser innerstes Wesen und seine Impulse zu bereuen, Sündenvergebung zu erflehen und dann aufs Neue zu sündigen. Aber wir glauben jetzt nicht mehr an das „Märchen vom Guten" als einzig und allein gut und vom Bösen als einzig und allein böse. Wir haben erfahren, daß wir schlecht werden können, wenn wir dieses „Gute", und gut, wenn wir dieses „Böse" thun. Wir wissen jetzt, daß wir das volle Recht des Lebens auf all unsere Seelenbewegungen haben und daß wir verurtheilt oder freigesprochen werden, je nachdem diese Bewegungen sich als lebenhemmend oder als lebensteigernd erweisen. Wie die Theologie immer öfter zugeben muß, daß die Lehrsätze, die sie Stück vor Stück fallen gelassen hat, ihren Ursprung nicht in Gott hatten (sondern aus falscher Naturauffassung, aus der Symbole bildenden Phantasie der Völker, von Theologen und Kirchen-

konzilien stammten), so wird sie einst zu dem Geständniß gezwungen sein, daß auch die noch übrige „Offenbarung“ von Gottes Wesen und Willen, die sie aus der Bibel empfängt, durch einen aus neuen geistigen Erfahrungen hervorgegangenen neuen Seelenzustand und durch ein neues Weltbild entbehrlich werden kann.

Die um sich selbst rotirende Redewendung der modernen Theologie, das Verhältniß des Einzelnen zum Centralen im Christenthum könne von keinerlei Bibelkritik erschüttert werden und die inneren Erfahrungen des Menschen seien dem Einfluß der Forschung entzogen, gehört ins Gebiet frommen Selbstbetruges. Die Wotan-Anbeter hielten ihren Glauben für unerschütterlich, bis sich zeigte, daß Wotan seine Bilder und seine Bekenner gegen den „weißen Christus“ nicht zu schützen vermochte. Das „Centrale“ des Wotankultes hörte dann ganz unmerklich auf, Bedeutung für die Lebensbedürfnisse der damaligen Zeit zu haben. Aber die Lebensbedürfnisse dauerten fort und wurden, mindestens zum Theil, von der neuen Lehre befriedigt. Keinerlei Bibelkritik vermag irgend einen Christen im Glauben zu erschüttern, so lange das Christenthum noch seinen wirklichen Lebensbedürfnissen entspricht. Aber wenn die innere Lebenskraft dieser Lehre geschwunden ist, dann beschleunigt die uns umgebende Luft den Auflösungprozeß.

Der Evolutionist hat das Recht, das Christenthum wie die Perlmuschel zu behandeln; nämlich den größeren, gröberen Theil wegzuwerfen und nur den kleineren und werthvolleren, Christi menschliche Persönlichkeit, zu behalten. Aber ist Christus nicht mehr der wunderbar Geborene, der durch Wunder bekräftigte, durch Wunder wieder auferstandene eingeborene Gottessohn, der eine ohne ihn verlorene Menschheit erlöst und einen Wandel, frei von aller Selbstsucht, aller irdischen Sorge, gelebt und geweiht hat, einen Wandel in eitel Opfermuth und Demuth, ja, dann bleibt, wie der Altprotestantismus mit Recht einwendet, nichts von Dem übrig, was Jesus von anderen großen menschlichen Persönlichkeiten unterscheidet; nichts von Dem, was ihm die göttliche Macht gegeben hat, durch die das Christenthum Religion wurde und ist. Seine Lehre ist dann nur eine unter den anderen mehr oder weniger unvollkommenen Formen menschlichen Gottsuchens.

Wer Augen hat, sieht die Stunde nahen, wo das letzte Kind, Christus selbst als Mittelpunkt der Religion, den Wölfen geopfert werden muß. Schon jetzt hört man von Neuprotestanten: die ernsteste Frage sei nicht, ob Jesus Gottes Sohn war oder ob die Wunder durch ein unerklärliches Naturgesetz bewirkt wurden, sondern, ob Jesus für das Heil der Menschennatur unentbehrlich ist. Bei dieser letzten Vertheidigungstellung begegnet der Neuprotestant dem Evolutionisten, der sich aufspart, so lange die bibelkritischen inneren Kämpfe rasen, in deren Verlauf die Kostbarkeit, um die Alle kämpfen, mehr und mehr zerrissen wird. Der Evolutionist ist gleichgiltig gegen diese inneren Kämpfe. Denn er richtet sich gegen die biblischen Begriffe von der Entstehung und von dem Dasein des Menschen selbst, seiner Sünde und Schuld, seinen Bedürfnissen nach Sühne und Vorsehung. Er zeigt, daß diese Bedürfnisse in der Seele, für die das neue Weltbild eine lebendige Wahrheit geworden ist, nicht mehr vorhanden sind.

Nicht fortzudeuteln ist die Thatsache, daß gerade das Christenthum, das, historisch gesehen, gewissen Bedürfnissen der Menschheit entsprach, die jetzt vom Neuprotestantismus ausgemusterten Lehren der Kirche über Christi Gottheit, Opfertod und Auferstehung enthielt, während die „gereinigte“ Lehre keinem anderen Be-

dürfniß mehr entspricht als dem „freisinniger“ Theologen, mit Gewissensruhe in ihrem Amt bleiben zu können. Wie das Christenthum ohne Paulus eine jüdische Sekte geblieben wäre, wird auch der Neuprotestantismus mit seiner antipaulinischen Christuslehre die Menschheit nie im Tiefsten bewegen. Zwischen dem alten Glauben, daß der eingeborene Sohn der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, und dem neuen Glauben, daß die Menschheit selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, zu vermitteln; zwischen der alten Ueberzeugung, daß alles irdische Handeln ein Samenkorn für die Ernte der Ewigkeit sei, und der neuen, daß das Leben selbst der Zweck des Lebens ist: diese Aufgabe erweist sich bald als unlösbar. Umsonst verdünnt man die Heilslehren, wenn Das, was übrig bleibt, doch immer noch aus der Gefühls- und Denkweise stammt, die durch die Lebensanschauung und das Weltbild des Christenthumes im Menschen geschaffen ist. Wie Jesu Himmel- und Höllenfahrt ihren Gefühlswerth einbüßte, als der Mensch das Drei-Stockwerke-Weltbild nicht mehr vor sich hatte, so muß für jede vom Weltbild des Evolutionismus bestimmte Lebensauffassung das Schuldbewußtsein und das Sühnebedürfniß aufhören. Das „Sündenbekenntniß“ wird eine Kette von Lästerungen, unter denen die ärgste der Begriff eines durch die Sünde gekränkten Gottes ist. Denn der partiell sehende Mensch kann durch das Böse empört werden; aber „der Schöpfer der Gesetze des Lebens“ kann es nicht, ohne in Zwiespalt mit sich selbst zu gerathen. Damit wird auch klar, daß der Evolutionismus Jesu Rolle im Weltdrama eben so verändert hat, wie die Hamlets im Trauerspiele verändert würde, wenn kein Verbrechen an seinem Vater begangen worden wäre. Klar ist ferner, daß der Evolutionismus das Bedürfniß nach einer göttlichen Vorsehung im Menschenleben vermindert hat; auch das Bedürfniß nach einem König verringert sich ja in einem Reich, wo die Selbstregirung des Volkes so durchgeführt ist, daß die Pflicht des Königs von einem Namensstempel erfüllt werden kann. Und wie der Geistesbegriff durch den Begriff der Gesetzmäßigkeit umgewandelt wurde (so daß er nicht einen Zug mehr von dem Bilde des liebenden „Gottvaters“ behielt, das Jesus unter den Eindrücken seiner fruchtbaren, lieblichen galiläischen Heimath dichtete), so ist auch Jesu Glaube an die Macht der Bruderliebe von der komplizirten Wirklichkeit unserer Gesellschaftgestaltung nicht bekräftigt worden. Jesus hat den modernen Christen also weder das Weltbild gegeben, das sie jetzt besitzen, noch den Gottesbegriff, den sie jetzt umfassen, noch den Lebensweg, den sie jetzt gehen. Aber ein Glaube, dem man weder buchstäblich folgen kann noch im Geiste ganz in sich aufnehmen will, sondern den man nur nach Behagen und Erforderniß verwendet, ist, wie nur ein Blinder verkennen kann, nicht mehr eine von Gott gegebene Religion.

Wir sehen heute, daß die Menschen der Autorität (der Bibel, der Kirchenlehre, der Glaubensverkünder) geistig entwachsen und eine von ausschließlich persönlichen Gründen bestimmte Religion wollen. Die Seele kann sich ihren eigenen geistigen Lebensquell bilden, wie der Körper sich sein eigenes Blut bildet. Die neue Frömmigkeit fordert eigene Arbeit vom Geist. Wenn die Menschheit sich einmal bewußt geworden ist, selbst Gott und Luzifer, Christus und Prometheus zu sein, dann werden die Geister sich stolz gegen jede geistige Macht auflehnen, die sie gefangen halten will; dann werden sie nur den inneren Stimmen noch lauschen und denen, die von draußen her mit diesen tiefen Stimmen zusammenklingen.

Stockholm. Ellen Key.

Universitätreform.

Nicht um persönliche Meinungverschiedenheiten auszutauschen, sondern um der Sache zu dienen, ergreife ich noch einmal zu Herrn Schalks Aufsatz das Wort. In vielen Punkten sind wir ja einig; und wenn Herr Schalk die von mir gerügten Mängel zwar zugiebt, sie jedoch für Ausnahmen erklärt, so liegt dieser Differenz eben der schwerlich auszuschaltende Unterschied der Erfahrungen zu Grunde. In der That habe ich, zum Beispiel, den Fall des jüdischen Gelehrten erwähnt, weil er kurz vorher in meinen Gesichtskreis getreten war. Also über Einzelheiten wollen wir nicht mit einander rechten. Die Leser der „Zukunft" haben zwei etwas abweichende Bilder erhalten und werden sie schon zur stereoskopischen Einheit bringen. Nur ein paar Bemerkungen meiner ersten Erwiderung möchte ich näher erläutern.

Ich hatte, etwas ungeschickt, von „glänzenden Dozenten" gesprochen. Aber ich meinte nicht Schönredner, sondern zielte auf das Selbe, was Schalk sehr treffend schildert, nämlich auf die in Professorenkreisen herrschende Unkenntniß und Geringschätzung der Lehrbefähigung. Von einem Seminar für Hochschullehrer verspreche ich mir nicht viel; mehr erwarte ich von einer Erweiterung der Assistentenstellen auf allen Gebieten und von einer grundsätzlichen Rücksicht auf die pädagogischen Leistungen. Wer ist denn ein guter Dozent? Als sein Merkmal erscheint mir, daß er eine bestimmte geistige Richtung, den wissenschaftlichen Sinn, bei den jungen Leuten hervorzubringen weiß. Eine Summe schulmäßigen Wissens muß freilich überliefert werden; die Vorlesungen, die diesem Zweck dienen, verlangen von Dem, der sie hält, einen sicheren Instinkt für das Wesentliche, einen Muth zur Unvollständigkeit, eine Entschlossenheit zum Abstoßen des Ueberflüssigen; alle einführenden Vorlesungen werden von älteren Herren (bei übrigens gleichen Umständen) am Besten gestaltet, weil sie sicherer Haupt- und Nebensachen unterscheiden, gewandter eintheilen und vortragen. Doch wichtiger ist (und trennt den Professor vom Einpauker), daß eine wissenschaftliche Persönlichkeit sich im Vortrag auslebt. Weil es darauf ankommt, bei den Studenten das Denken und insbesondere die Geistesbeschaffenheit ehrlicher Forschung zu entwickeln, muß der Dozent selbst ein Forscher sein. Namentlich in Seminarien, Laboratorien und Kliniken sollte jeder Lehrende, bis zum jüngsten Assistenten hinab, mit selbständigen Untersuchungen beschäftigt sein, damit der Student stets diese Vorbilder vor Augen hat, stets in einer wissenschaftlichen Atmosphäre athmet. Von einem Professor ist zu verlangen, wie der Chemiker Ramsay einmal sehr schön dargestellt hat, daß er aus jeder, auch der kleinsten Uebungarbeit des Anfängers ein wissenschaftliches Problem zu machen verstehe. Keine Erklärung einer Pandektenstelle darf mechanisch erfolgen. Um die jungen Leute zu Männern zu erziehen, die, unabhängig von Vorurtheilen, Alles prüfen und die sich zu helfen wissen: dazu bedarf es eben mehr als des Bücherstudiums, bedarf es der Vorlesungen, in denen eine wissenschaftliche Denkweise sich frei ausgiebt, und der Uebungen, in denen der Lernende veranlaßt wird, sich und Anderen Rechenschaft darüber abzulegen, ob er die Sache verstanden hat und zu eigener Thätigkeit im Stande ist. Solche wissenschaftliche Persönlichkeiten brauchen wir.

Die Aufgabe des akademischen Lehrers erfordert also unzweifelhaft, daß er ein Forscher von Rang ist. Diese Seite wird bei Berufungen in der Regel beachtet; über die Einschränkungen und Hindernisse ist hier genug gesprochen worden.

Das zweite Erforderniß jedoch: das Talent, wissenschaftliche Betrachtungweise zu übermitteln, den Geist des Untersuchers jedem Studenten einzuflößen, dies Talent, ja, auch nur die Neigung dazu wird gar nicht in Rechnung gestellt.

Auch meine Bemerkung, nur das Ministerium sei in der Lage, die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Unterrichtes allseitig zu würdigen, ist angefochten worden. Gewiß ist es für das Ministerium eines Staates von Preußens Größe ein Nachtheil, daß ein ungeheures Gebiet überblickt werden soll, während die einzelne Fakultät es immer nur mit bestimmten Fragen und Personen zu thun hat. Aber daß die Ministerialbeamten die selbständige Funktion einer abwägenden und ordnenden, die Entscheidung aus eigener Verantwortlichkeit mitbestimmenden Behörde behalten, scheint auch Schalk, nach seinen übrigen Vorschlägen, zu wünschen. Mir scheint nöthig, die Vertretung der verschiedenen theologischen und nationalökonomischen Richtungen nicht lediglich nach den Wünschen der jeweilig vorschlagenden Professoren zu regeln. Zwei andere Beispiele. Unter den Ordentlichen Professuren der Philosophie sind in Preußen jetzt relativ viele mit „Experimentellen Psychologen" besetzt. Die Vertreter der naturwissenschaftlichen Fächer, die für alles exakt Scheinende von vorn herein begeistert sind, drängen immer wieder dahin, daß die Philosophieprofessuren den von Philosophie nichts ahnenden Nur-Psychologen zur Beute fallen. Wenn das Ministerium hier nicht eingreift, werden die preußischen Universitäten auf diesem Gebiet bald schwere Einbuße erleiden. In Preußen werden ferner ausschließlich „Organische Chemiker" als Ordinarien angestellt; die Anorganische Chemie läßt man von gehobenen Assistenten (Abtheilungvorstehern) leiten. Da kein Chemiker heutzutage beide Gebiete beherrschen kann und da die Abtheilungvorsteher weder über eigene Geldmittel und Apparate verfügen noch es je weiter bringen können als im besten Fall zur Professur an einer Technischen Hochschule, wird auf dem Gebiete der Anorganischen Chemie so wenig Forscherarbeit geleistet. Die Regirung, die auch da nicht selbständig und entschieden genug vorgeht, wird sich in naher Zukunft berechtigten Vorwürfen ausgesetzt sehen.

Ein paar Worte über die Reformvorschläge des Herrn Schalk. Ich selbst empfahl schon den Fortfall der Kollegiengelder. Ministerialdirektor Althoff hatte vor etwa zehn Jahren, um die empörende Ungleichheit in den Einnahmen der Professoren aus der Welt zu schaffen, den höchst sinnreichen Ausweg gewählt, daß den Professoren ihre Kollegiengelder bis zum Betrag von 3000 (in Berlin 4500) Mark zufließen, die Mehreinnahme aber zwischen Professor und Staat getheilt werden solle. Dann bleibt der Professor an der Höhe seiner Kollegiengelder interessirt und der Staat erhält von den besser gestellten Professoren eine erhebliche Summe, die zu ähnlichen Zuschüssen an etatmäßige Professoren mit geringfügigen Nebenbezügen verwendet wird; im neusten Etat konnten für diesen Zweck 40000 Mark mehr als im Vorjahr angesetzt werden, weil die staatlichen Honorarantheile höhere Einnahmen ergeben hatten. So zweckmäßig das Verfahren aussieht, namentlich im Hinblick auf die Thatsache, daß Preußen bei Berufungen mit anderen deutschen Staaten zu konkurriren hat, die das Kollegiengeld sogar unverkürzt dem Dozenten auszahlen: ich wünschte trotzdem, daß Excellenz Althoff und Geheimrath Elster zur radikalen Tilgung der Kollegiengelder übergingen. Auch für die Altersgrenze der akademischen Lehrthätigkeit wollen sie jetzt ja neue Rechtsbestimmungen schaffen. Die Vorschläge des Ministeriums decken sich freilich nicht vollkommen mit Herrn Schalks achter Forderung.

Im Grundgedanken richtig scheint mir, daß bei den Habilitationen das Ministerium ein Wort mitzusprechen hat. Einst war in Preußen Jeder, der von einer Fakultät die summi honores des Doktors erhalten hatte, zu Vorlesungen im Bereich dieser Fakultät berechtigt; da der Doktorgrad von der Fakultät verliehen wurde, war auch die damit verknüpfte venia legendi ausschließliche Angelegenheit der Fakultät. In Dänemark ist es meines Wissens noch heute so und in anderen Ländern wenigstens ähnlich. Bei uns aber hat der Doktortitel diesen Werth völlig eingebüßt und man hat deshalb keinen Grund, der Regirung gerade beim ersten Schritt die Mitwirkung zu verweigern, die ihr in allen späteren Stadien der akademischen Laufbahn gewährt ist. Nur zweifle ich, ob die Aenderung so auszuführen ist, wie Schalk sie sich vorstellt. Denn wo werden sich sechs Fachmänner finden, die zu all ihren Pflichten noch die Last auf sich nehmen, die Arbeiten der zahllosen Habilitanden durchzuackern?

Vortrefflich ist auch der Rath, das Ministerium solle sich in einer planmäßig geordneten und anerkannten Form über die Thätigkeit der Privatdozenten (und Extraordinarien) unterrichten. Aber die sechs Universitätinspektoren können doch unmöglich mit Sachkenntniß und Erfolg über Theologen und Kliniker, Dozenten der Landwirthschaft und des Sanskrit, Pandektisten und Mathematiker berichten. Sie müßten außerdem jedem Privatdozenten mehrere Stunden widmen; und diese Arbeit ist einfach nicht zu bewältigen. So wird es schwerlich gehen.

Schalk sagt: „Wird eine Stelle frei, so schreibt die Fakultät sie im Reichsanzeiger aus. Die einlaufenden Gesuche werden von der Fakultät geprüft und, mit einem Urtheil versehen, dem Ministerium unterbreitet. Das Ministerium wählt unter den Vorgeschlagenen einen aus; kann es dem Urtheil der Fakultät nicht beitreten, so ersucht es die Fakultät in einem seinen Entscheid begründenden Schreiben um neue Vorschläge." Das völlig Neue in diesem Plan ist die öffentliche Ausschreibung der Stelle, das „Bewerbungsystem", wie ichs neulich nannte. Seine Nachtheile sehe ich darin, daß die Fakultät gezwungen wird, sehr viele Gesuche und die sie unterstützenden Büchermassen, Zeugnisse und anderen Dokumente zu prüfen, über dies gewaltige Material Urtheile abzugeben und schließlich doch gewärtig zu sein, daß gerade die Besten sich von dem Wettbewerb fernhalten. Und wie hat Schalk sich die „Begründung" einer ministeriellen Ablehnung gedacht? Ich bestreite nicht, sondern ich bitte nur um eingehendere Darlegung.

Die Festsetzung von Zeiträumen, die Privatdozent und Extraordinarius einhalten müssen, hat für den Durchschnitt der akademischen Lehrer wohl Berechtigung. Daneben aber muß es auch in diesem Beruf eine Generalstäblerlaufbahn geben; muß möglich bleiben, besonders Befähigte vor Ablauf der zwölf Jahre zu Ordentlichen Professoren zu ernennen. Ueberall im Leben, selbst innerhalb einer streng geordneten Beamtenhierarchie, werden die Ausnahmen als solche behandelt. Fehlgriffe dürfen uns nicht an der Richtigkeit dieses Grundsatzes irr machen. Und selbst für den Durchschnitt ließe sich Schalks Idee nur durchführen, wenn alle Universitäten aller deutsch sprechenden Länder (vielleicht auch noch Hollands und Amerikas) sich diesem System anschlössen. Denn sonst würde Preußen bald der besten Talente unter den jüngeren Akademikern beraubt sein.

Schließlich wiederhole ich, daß eine Interpellation im Landtag fruchtlos sein wird, da die Zeit zu gründlichen Erwägungen dort fehlt und der Kreis der Sach-

kundigen nur klein ist. Höchstens könnte die Regirung aufgefordert werden, bei der nächsten Rektorenkonferenz das Berufungsystem auf die Tagesordnung zu stellen oder zu diesem Zweck eine besondere Konferenz einzuberufen. Ernst Bitter.

Die Absicht, den Minister im Landtag zu interpelliren, scheint aufgegeben. Das ist kein Unglück; Beträchtliches wäre dabei doch nicht herausgekommen. Als noch viele Professoren von Ruf in den Parlamenten saßen, war dieses Forum zur Erörterung akademischer Fragen geeignet. Diese Zeit ist vorbei. Heute geben die Führer der großen wirthschaftlichen Interessengruppen den Ton an und ein Mann von der Klugheit und dem Humor des Ministerialdirektors Althoff ist im Abgeordnetenhause seiner Mehrheit ziemlich sicher. Wer nicht selbst in der akademischen Sphäre lebt, nicht Jahre lang Freude und Leid des Dozentendaseins an der eigenen Haut gespürt hat, kann über diese Dinge kaum Ersprießliches aussagen. Deshalb schien mir die von den beiden Gelehrten, die sich hier Schalk und Bitter nennen, begonnene Diskussion nützlich; sie zeigt den draußen Stehenden, was im Reich der Alma Mater als faul und der Besserung bedürftig empfunden wird. Besondere Aufmerksamkeit haben, wie ich aus Akademikerbriefen sehe, die acht Vorschläge erregt, die Schalk im letzten Januarheft machte und die vielleicht zur Verständigung über ein Reformprogramm führen. Kindlich wäre allerdings die Hoffnung, jemals Zustände schaffen zu können, die zu gerechter Klage keinen Grund bieten; allzu kindlich. Vor und nach Schopenhauer sind die Universitäten gescholten worden, auch an den Freien, aller staatlichen Ingerenz entzogenen Hochschulen wird über sachliche und personale Mängel geklagt und solche Mängel werden fühlbar bleiben, so lange Menschen, mit menschlichem Machtwillen, menschlicher Schwachheit, auf den Lehrstühlen sitzen. Der als Meister Geborene wird auch hier unter Meistern immer den schwersten Stand haben. Trotzdem muß man natürlich jede Modernisirung, die Vortheile verheißt, ernstlich versuchen. Schlimm scheint dem Laien namentlich, daß die Entscheidung über akademische Aemter und Grade so oft von Männern abhängt, die entweder, als Fachkollegen, beim redlichsten Willen an das Zunftvorurtheil und an ihre Spezialwünsche gebunden bleiben oder denen jede Möglichkeit fehlt, über die eigentliche Lehrfähigkeit des Kandidaten oder Dozenten ein haltbares Urtheil zu finden. In der Erkenntniß dieser Gefahr begegnen einander ja auch die Herren Schalk und Bitter.

Auf eine andere Seite dieses Fragenkomplexes weist ein Brief des Dramatikers und Kunsttheoretikers Wilhelm von Scholz. Auch die Studenten sind unzufrieden. Sie lesen die radikalsten Blätter und finden ihre Lehrer viel zu konservativ, zu zahm, zu sehr im Bannkreis alter Weltanschauung. Verschiedene Lebensalter, verschiedene Auffassungen. Der Dramatiker Scholz weiß, wie oft solcher Zwist zweier Generationen der Gegenstand starker Dichtung war; wird sich auch schwerlich darüber wundern, wenn sein Vater, der einst ein tüchtiger Finanzminister des Preußenstaates war, die Welt und das Staatstelos anders sieht als der Sohn. Ich bin kein Freund der Studentenpolitik. Wer ihr zujauchzt, hat die aura popularis für sich; sollte sich aber fragen, was aus Preußen und Deutschland geworden wäre, wenn die Wünsche, die er als Zwanziger für sie hegte, sich erfüllt hätten. Auch den Aufruf der leipziger Jünglinge, den Herr von Scholz so freudig begrüßt, kann ich nicht bewundern. So löblich jeder Muth zur Wahrhaftigkeit, jedes offene Bekenntniß zu einer unbequemen Ueberzeugung ist: auch Bescheidenheit ziemt der Jugend; und sie verräth einen betrübenden Mangel an Augenmaß, wenn sie ihre Lehrer der Feigheit zeiht, nur weil diese reiferen Männer der Nation und dem Staat nicht das Ziel setzen, das die Stürmer lockt. Dennoch habe ich dem Brief Aufnahme gewährt; hier ist er:

Vor ein paar Tagen kam ein studentisches Flugblatt in meine Hände, das mich wehmüthig-heiter stimmte. Man könnte es fast einen „Streich" des jugendlichen Idealismus nennen; und es ist Jedem, der in den Erfahrungen des Lebens gegen seine eigene Jugend und ihre phantastisch-utopistische Weltvorstellung kalt und unbarmherzig geworden ist, sehr leicht, über dies Flugblatt laut zu lachen. Und freundlich lächeln wird auch Einer, der herzliche Freude an der ehrlichen Energie hat, mit der hier ein paar junge Idealisten Unmögliches fordern. Vier Studenten der Universität Leipzig, sämmtlich der philosophischen Fakultät angehörig, haben einen Aufruf an ihre Professoren und Kommilitonen erlassen, der also redet: „Die schwer erkämpfte Freiheit des deutschen Geistes ist in Gefahr. Keinen offenen Vorstoß wagen die Gegner. Sie führen einen stillen, schleichenden Angriff wider die Selbstbestimmung der Persönlichkeit, die sie, wie im Mittelalter, unter feste Normen beugen wollen. Und nur allzu schwach ist die Widerstandskraft der zur Abwehr berufenen Männer; immer kleinmüthiger und schüchterner wird ihr Protest. Der Geist der Unfreiheit durchdringt verherend immer weitere Schichten unseres zu den höchsten Kulturaufgaben berufenen Volkes. Wir sind der Ueberzeugung, daß an diesen traurigen und unwürdigen Zuständen die zweideutige und unentschiedene Haltung der Universitäten die Hauptschuld trägt. Wir halten die Zugehörigkeit zu einer Konfession, welcher Art diese auch sei, für völlig unvereinbar mit der Würde eines akademischen Bürgers. Die akademische Freiheit bedeutet die Unabhängigkeit jedes Einzelnen in allen geistigen Fragen, die religiösen Fragen als die wichtigsten mit eingeschlossen. Deshalb kann ein Akademiker niemals aufrichtig einer Konfession angehören. So bitten wir denn alle akademischen Mitbürger, Professoren und Studenten, endlich die Maske fallen zu lassen, offen und mit höchster Aktivität Stellung zu nehmen und jeder Konfession abzusagen. Die Professoren haben keine Vorstellung, wie eine große Anzahl der Studenten über die Wahrhaftigkeit ihrer heutigen Lehrer denkt. Es muß Ehrenpflicht jedes akademischen Lehrers sein, keiner Konfession anzugehören, auch nach außen eine vollkommen autonome Persönlichkeit darzustellen." Aber die Professoren der nichttheologischen Fakultäten sollen nicht nur selbst aus der Kirche austreten, sondern sie sollen „bei der Regirung dahin vorstellig werden, daß die theologische Fakultät als dem akademischen Geiste widersprechend aufgehoben werde." Keinem Leser soll verwehrt sein, erst einmal herzlich zu lachen. Aber dann sollte man sich auch ganz klar darüber werden, warum man lacht. Da wird man finden: nur über die mangelnde Lebenserfahrung, über die utopistische Idee, daß ein Aufruf von vier Studenten irgend etwas Großes bewirken wird, über die falsche Einschätzung eines schönen Gedankens als politischen Faktors. Aber man wird durchaus freudig ernst zu bleiben haben, wenn man in unserer studentischen Jugend einen so ehrlichen, kampffrohen, festen Wahrheitsinn sieht, eine solche Leidenschaft des Wahrheitsinnes, daß er ruhig auch eine herzhafte Thorheit begeht. Dieser sich freilich absurd geberdende Most verspricht einen guten Wein. Jünglinge, die so muthig schwärmen, haben das Zeug zu tüchtigen Männern in sich. Und sie haben immerhin sicher Unangenehmes mancher Art schon jetzt für ihre Sache auf sich zu nehmen. Der Aufruf, ihr Austritt aus den Konfessionen (es sind zwei Protestanten und zwei Katholiken) wird ihnen das Leben zunächst wohl etwas sauer machen. Aber die Sätze, die sie hinschreiben (sieben Thesen sind beigefügt) sind wohl durchdacht, durchaus diskutirbar und würden einem ernsten Mann durchaus nicht Unehre machen, wenn er sie lediglich als Erkenntniß gäbe oder die aus ihnen abzuleitenden Forderungen geschickter formulirte, wenn er einen ersten Schritt, nicht einen Sprung vorschlüge.

Obermais. Dr. Wilhelm von Scholz.

Anzeigen.

Im Zuge der Mauren. In the track of the Moors, Sketches in Spain and Northern Africa by Sybil Fitzgerald, illustrated by Augustine Fitzgerald. **London 1905, Dent & Co.**

Es war in Salamanca, wo ich zum ersten Mal spanischen Boden betrat. In fünfzehnstündiger Reise führte der Südexpreß mich von Lissabon nach der altberühmten Universitätstadt. Ich war der einzige Passagier, der ausstieg. Mein Koffer wurde ausgeladen; dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung: und mit ihm schwanden vier Jahrhunderte dahin. Aus dem Komfort des modernen Europa war ich mit einem Schlage in die Zeit des ausgehenden Mittelalters zurückgeworfen; es war ein Uebergang, wie ich ihn niemals jäher und unvermittelter erlebt habe. Vor der Station harrte ein mit sechs Maulthieren angeschirrter omnibus general, ein Gefährt, das offenbar schon zur Zeit Karls des Fünften den Verkehr Salamancas mit der Außenwelt vermittelte. Die Kutsche hing ohne Federn in den altmodisch niederen Rädern, die Fensterscheiben waren eingeschlagen, den Polstersitzen entströmte der Moderduft vergangener Jahrhunderte; und gründlich wurde ich durchgerüttelt, als der stolze caballero, der das Amt des Rosselenkers versah, sich endlich herbeiließ, die Leine zu ergreifen, und unter lautem Schreien und Peitschengeknall auf der harten Landstraße der Stadt zujagte. Prachtvolle Gebäude im gothischen Stil zeigen sich auf beiden Seiten; aber ach: aus den großen Kollegien sind die fleißigen Schüler längst entlaufen, die Kirchen sind viel zu weit für die an Zahl zurückgegangene Einwohnerschaft und nicht einmal für die aus frommen Stiftungen erhaltenen riesenhaften Spitale lassen sich die nöthigen Kranken mehr auftreiben. Der Kastellan und einige ältliche Schwestern führen in den Sälen ein beschauliches Dasein und denken der Zeit, da die Sonne im Reich der spanischen Könige nicht unterging. Sehr lange ists her.

Salamanca, wie der ganze Norden der iberischen Halbinsel, war niemals den Arabern unterthan; äußerlich kommt Das dadurch zum Ausdruck, daß der gothische Baustil hier ausschließlich herrscht; doch behält er in Spanien immer etwas Fremdartiges. Die hohen Pfeiler, die spitzen Bogen, die himmelanstrebenden Thürme passen nicht zu dem Charakter des Volkes und des Landes; entsprechen auch nicht dem religiösen Empfinden. Frei von allen spekulativen Elementen, ohne Sehnsucht nach dem Ewigen, ohne Drang nach Wahrheit, ist die Religiosität des Spaniers eine durchaus irdische Leidenschaft. In dieser wie in vielen anderen Beziehungen trifft er mit dem Araber zusammen. Beide Völker verstanden einander vortrefflich; für beide ist der Glaubenskämpfer das höchste Ideal, das ihre Vorstellung und Dichtung erzeugt. Nur in Folge dieser Aehnlichkeit der Anschauungen war es möglich, die völlige Unterwerfung und Bekehrung der besiegten Morisken nach dem Fall von Granada in verhältnißmäßig kurzer Frist durchzuführen. Daraus erklärt sich auch, daß die Araber Spanien einen selbständigen und sogar den dem Volkscharakter am Meisten entsprechenden Baustil geben konnten. Der Alkazar und die Alhambra sind von fremden Eroberern geschaffen worden und doch sind sie spanisch, denn nur auf spanischem Boden konnten sie von den Arabern errichtet werden. Der maurische Stil in Andalusien scheidet sich aufs Schärfste von dem

anderer mohammedanischen Länder; die Moscheen von Konstantinopel, Teheran und Damaskus haben nur insofern Aehnlichkeit mit denen Cordovas, als sie auf das selbe Urbild zurückgehen. Wie das arabische Haus aus dem Zelt, so ist das öffentliche Gebäude aus der Oase in der Wüste erwachsen. Die sprudelnde Quelle mit dem blühenden Garten oder Orangenwald und den offenen, gegen die Sonnenstrahlen geschützten Hallen bildet den wesentlichsten Bestandtheil. Wasser und fruchtbares Land blieben für den Wüstenbewohner, den der Araber selbst zur Zeit der blühendsten Kultur nicht verleugnete, das Höchste; und in dieser Schätzung trifft er wieder mit dem Spanier zusammen, der in seinem trockenen, wasserarmen, von der Sonne ausgedörrten Land zu der selben Anschauung gelangen mußte. Wir sehen es auf Murillos Meisterwerk „Der Durst“ in Sevilla.

Die Araber haben es nur außerhalb ihrer Heimath, in zwei Ländern, wo sie sich als Eroberer der Reste einer alten Kultur bemächtigten, in Persien und Spanien, zu einer Blüthe gebracht. In beiden Fällen gelang es unter Lösung von den strengen Lehren des Korans. Der Verlust Granadas wirkte auf die Mauren wie die Zerstörung Jerusalems auf die Juden; eine religiöse Reaktion schlimmster Art tritt ein. Genauste, buchstäbliche Befolgung der Vorschriften Mohammeds wird die Losung. Die arabische Wissenschaft, die einst mit Avicenna und Averroës dem Abendland vorausgeeilt war, erstarrt in der Scholastik zu einer Zeit, wo Europa sich siegreich aus diesen Fesseln befreit. Die Forschung wird nur noch innerhalb der Grenzen der Religion und nur zur Erhärtung der von vorn herein feststehenden religiösen Wahrheiten geduldet. Der selben Grundstimmung entspringt die Abschließung aller ausländischen Einflüsse, der Hochmuth gegen alles Fremde, der aus dem Bewußtsein, den wahren Glauben zu besitzen, entstehen muß. Der heutige Araber bettelt und verrichtet die niedrigsten Dienste, er sieht die Ueberlegenheit des Europäers und erkennt sie: dennoch ist der Europäer ihm nur ein Gegenstand der Verachtung, ein unreines Wesen, mit dem er keine Gemeinschaft haben darf. Das ganze Leben des heutigen Mohammedaners in Nordafrika ist von den Satzungen des Korans durchdrungen, in denen alle Gewohnheiten und Gebräuche, jeder Aberglaube und jede Unsitte unausreißbar verankert sind. Als die französische Regirung die militärische Eroberung des Landes vollendet hatte, war es ihre Lieblingidee, die besiegten Eingeborenen zu der gemeinsamen Kulturarbeit heranzuziehen. Ihre Werbung fand keine Erwiderung; es gelang nur, den Moslim zu den einheimischen Lastern die der Europäer aufzupfropfen. Heute hat die algerische Verwaltung die eigentlichen Araber, obwohl sie den besser unterrichteten und wohlhabenden Theil der Bevölkerung ausmachen, als nicht entwickelungfähig längst aufgegeben und wendete ihre ganze Aufmerksamkeit den Ureinwohnern des Landes, den Kabylen, zu, die dem Islam freier gegenüberstehen. Ob der Erfolg bei diesen Stämmen größer sein wird, muß die Zukunft lehren.

Dabei ist die Religion Mohammeds durchaus nicht am Absterben. Unter den Negern des inneren Afrika und den Bewohnern des indischen Archipels breitet sie sich mächtig aus; aber seinem Wesen nach ist der Islam mit Nothwendigkeit an einen bestimmten Kulturgrad gebunden. Wenn dieser erreicht ist, kann er nur hindernd wirken, geht in Erstarrung über und ist eines weiteren Fortschrittes unfähig. Zu den schmerzlichsten Bekanntschaften, die ich je gemacht, gehören einige auf europäischen Schulen und Universitäten gebildete Araber, mit denen ich in Kairo

und Algier verkehrt habe. Ihre Erziehung entfremdete sie dem eigenen Volk, ohne sie in der Gemeinschaft der Abendländer heimisch zu machen. Ihr besseres Wissen setzte sie gerade in den Stand, die hoffnunglose Verkommenheit ihrer Stammes- und Religiongenossen zu erkennen. Dem Fremden gegenüber spielen sie gern mit der Idee des Panislamismus; aber sie selbst können sich der schmerzlichen Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Erhebung der dreihundert Millionen Mohammedaner vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean ein Traum ist und daß der Gedanke, falls er mehr als ein Traum sein sollte, nur verwirklicht werden kann durch einen Rückfall in die schlimmste Barbarei und durch Aufopferung aller Kulturgüter, die die Menschheit durch die Arbeit von Jahrhunderten errungen hat.

Mrs. Fitzgerald giebt uns in ihren Aufsätzen einen lehrreichen Einblick in das Leben und die Entwickelung der Mauren, die sie auf ihrem siegreichen Vordringen von Afrika nach Spanien und auf ihrer Flucht nach Afrika begleitet. Mr. Fitzgerald hat das Buch mit trefflichen, in Dreifarbendruck wiedergegebenen Bildern geschmückt. Es sind keine Illustrationen des Textes, sondern das Werk des Malers steht selbständig neben dem der Schriftstellerin. Wenn ich ihr einen Vorwurf zu machen habe, so ist es nur der, daß die Art ihrer Betrachtung auch oft mehr malerisch als kritisch ist. „Der Beduin auf seinem Roß“ mag für das Auge des Malers ein „phantastisches Gedicht“ sein; für den genauer prüfenden Beobachter ist er leider das Gegentheil. Doch diesen Fehler hat wohl der Enthusiasmus der tapferen Frau verschuldet, die an der Seite eines Malers dieses Land der Farben und der Sonne durchwandert hat.

Dr. Max J. Wolff.

Matkowsky. Moderne Essays, Heft 55. Gose & Tetzlaff.

„Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seine Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! Nichts so Natur als Shakespeares Menschen. Da hab' ich sie Alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach; nur in kolossalischer Größe; darin liegts, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie Alle mit dem Hauch seines Geistes; er redet aus Allen und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehn, von Natur zu urtheilen? Wo sollen wir sie herkennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Anderen sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: Das hätte ich anders gemacht! Hinterdrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.“ Diese Sätze schrieb der junge Goethe über Shakespeare. Es war meine Absicht, zu zeigen, daß — so weit die schnellvergängliche Körperkraft des Schauspielers mit dem länger lebenden Wortwerk des Dichters überhaupt verglichen werden darf — unsere Zeit zu den Schöpfungen Adalberts Matkowsky in genau dem Verhältniß steht, das, als die Stellung der Aufklärungmenschen zu Shakespeare, in den citirten Goetheworten festgelegt ist.

Julius Bab.

Der Verfasser der neulich hier angezeigten „Russisch-Asiatischen Verkehrsprobleme“ heißt nicht Brakenburger, sondern Dr. Klemens Brandenburger.

Berliner Hotelgesellschaften.

Die Konzentration der Hotelgesellschaften ist nicht so oft besprochen worden wie die der Banken und großen Industrieunternehmungen. Dennoch ist gerade sie sehr charakteristisch. In den letzten Jahren haben manche Hotelgesellschaften ihre Selbständigkeit aufgegeben und sich einer Centralleitung unterstellt. Umfangreiche Concerns sind entstanden, die zu den Hauptrhedereien Beziehungen haben. Da gute Hotels im Mittelpunkte des Verkehrs liegen müssen, spielt natürlich auch die Grundstückspekulation auf diesem Gebiet eine wichtige Rolle. Solche Gebilde, die man früher in dieser Art bei uns nicht kannte, müßten, trotzdem es sich nicht um Riesenobjekte handelt, aufmerksamer beachtet werden. Am Meisten wurde bisher noch von der alten Berliner Hotelgesellschaft, der Besitzerin des Kaiserhofes, gesprochen. Sie hatte in den letzten Jahren regelmäßig 5 Prozent Dividende gegeben, gab für das Jahr 1905 aber nur 4, weil (so lautete die Erklärung) der Umbau des Hotels große Summe fordere. Der Kaiserhof soll nämlich nach amerikanischem Muster (Waldorf Astoria) modernisirt werden. Den Amerikanern eifert unser Hotelbetrieb ja überhaupt nach. Man will in verschiedenen Städten Hotels gründen und in jedem einzelnen alles an Komfort Erreichbare vereinen. Die Generalversammlung der Kaiserhof-Gesellschaft, wie ich sie kurz nennen will, findet auf ihrer Tagesordnung auch den Antrag, Hillmanns Hotel in Bremen zu erwerben. Dieses Hotel, eine mit 800 000 Mark Kapital arbeitende G. m. b. H., ist das Absteigequartier der Lloyd-Passagiere; der Kaiserhof schafft sich also durch den Kauf dieses Hotels eine Ergänzung an einem wichtigen Punkt und sichert sich zugleich einen Theil der bremer Hotelgäste für sein berliner Haus. Auch in Hamburg soll, zu dem selben Zweck, ein Hotel gebaut werden; und hier kommen wir bereits in das Gebiet der Konkurrenzkämpfe. Was Hillmann in Bremen für den Kaiserhof, ist Streits Hotel in Hamburg für Hotel Bristol und die Hotelbetriebsgesellschaft. Dort kommen die Interessen des Lloyd in Frage, hier die der Hamburg-Amerika-Linie, die an Streits Hotel betheiligt ist; auch Ballin selbst gilt als persönlich dabei engagirt. So dehnt sich der Wettbewerb zwischen Hamburg und Bremen bis auf die Hotelbetriebe aus. Die Interessensphäre der Hotelconcerns ist also nicht ganz klein.

Die Kaiserhof-Gesellschaft ist von der nicht viel älteren Deutschen Baugesellschaft gegründet worden. Das berüchtigte Jahr 1872 wurde vielen Gründungen ein böser Anfang; der Kaiserhof hat jedoch nicht nur dieses Geburtjahr, sondern auch einen großen Brand, der ihn 1875 heimsuchte, gut überstanden. In der Gründerliste standen freilich solide Namen: Adalbert Delbrück von Delbrück Leo, Georg Siemens von der Deutschen Bank und Eduard von der Heydt. Der erste Direktor der Berliner Hotelgesellschaft, Sebastian Hensel, war ein Neffe Felix Mendelssohns-Bartholdy, der Sohn von Fanny Mendelssohn und dem Historienmaler Wilhelm Hensel; in seiner Autobiographie (sie bildet den dritten Band seiner lesenswerthen Geschichte der Familie Mendelssohn) steht das Beste, was über die Kinderjahre dieses Hotels gesagt werden kann. Die Berliner Hotelgesellschaft begann ihren Betrieb mit einem Aktienkapital von 2 Millionen, einer Hypothekenschuld von 500 000 und einer Prioritätenanleihe von 700000 Thalern. Ende 1876 bekam sie von der Preußischen Bodenkreditbank dann noch eine unkündbare Hypothek von einer Million Thaler. Diese Beleihung wurde damals ein „sehr gewagtes Stück“ genannt. Im Jahre 1884 mußte das Aktienkapital

auf 3 Millionen Mark reduzirt werden; 1890 wurde es auf 4 und im Juli 1905, weil das Hotel umgebaut und modernisirt werden soll, auf 6 Millionen, also den ursprünglichen Betrag, erhöht. Ueber 8 Prozent sind die Dividenden nicht hinausgegangen (seit 1899 wurden regelmäßig 5 Prozent vertheilt) und der Kurs der Aktien war im Allgemeinen nicht hoch. An die Stelle der Deutschen Bank und der Berliner Handelsgesellschaft ist als befreundetes Institut die Dresdener Bank getreten, die auch die letzte Aktienemission durchführte. Ludwig Delbrück und Kommerzienrath Koch schieden im vorigen Jahr aus der Verwaltung, nachdem vorher schon Direktor Fürstenberg das Amt des Stellvertretenden Vorsitzenden (wegen Ueberbürdung mit Arbeit) niedergelegt hatte. Die Verwaltung wurde neu organisirt; die Beziehungen zu den großen Rhedereien (Carlos de Freitas in Hamburg, Hermann Beesen in Bremen) mußten zum Ausdruck gebracht werden und die Großbanken wurden durch die Bankfirma Jaffa & Levin abgelöst, die sich einen beträchtlichen Theil des Aktienkapitals gesichert hat. Der neue Direktor Eberbach ist Gesellschafter des bremer Hotels, das jetzt angekauft werden soll. Für den Kaiserhof mit seinem noch von Karl Bauer gegründeten Café, dem ältesten, berühmtesten und einzig echten „Café Bauer“ in Berlin, beginnt nun eine neue Aera, die im Zeichen des star spangled banner und unter der Aegide des Concerns Dresden-Schaaffhausen steht. Das Café, hieß es, solle eingehen und einer Bar Platz machen. Das wäre schade; denn das Café Kaiserhof war Jahrzehnte lang eine „Sehenswürdigkeit“ der Reichshauptstadt. Hier hatten die Schachspieler, die Bookmaker und die Buchmacher ihre festen Stammsitze. Auch allerlei Gelegenheithändler und Agenten freilich. Dem Fremden aber konnte man hier Wildenbruch und Brahm, Bleibtreu und Alberti, Niemann und Kraus, Grünfeld und Lieban zeigen. Zwischen Schach und Literatur vermittelte Harmonist und jeden Abend präsidirte Herr August Stein, der Vertreter der Frankfurter Zeitung, einer stattlichen Tafelrunde. Zum Betrieb der Berliner Hotelgesellschaft gehört außer dem Kaiserhof noch das Kurhaus in Heringsdorf; das Hotel Continental hat sie verpachtet und das früher selbständig betriebene Hotel Lindemann in Heringsdorf verkauft. Das der Gesellschaft gehörende Grundstück Kaiserhofstraße 1 wird das Reich brauchen, wenn das nebenan liegende Reichsamt des Innern erweitert wird. Im vorigen Jahr tauchte der Plan auf, die Berliner Hotelgesellschaft mit dem Aktienbauverein Unter den Linden (Hotel Westminster) zu vereinigen. Auch sprach man von einer Fusion mit der Hotelbetriebsgesellschaft. Dann wären die großen berliner Aktienhotels (mit Ausnahme des mit der Admiralsgartenbad-Gesellschaft vereinigten Savoy-Hotels) zu einem Trust verbündet gewesen. Aschingers „Hotel Größenwahn“ getaufter Riesenbau könnte diesem Projekt eines Tages vielleicht zur Verwirklichung helfen.

Ein Matador auf dem Gebiete der Gründungen und Verschmelzungen von Hotelgesellschaften ist der jüngste Ritter des Wilhelmordens, der auch als Gasglühlichtmann bekannte Geheime Kommerzienrath Leopold Koppel. In dem Concern der Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft Konrad Uhls Hotel (so lautet die Firma) sind vereinigt: die Eisenbahn-Hotel-Gesellschaft mit dem Central-Hotel, das Hotel Bristol, die G. m. b. H. Wintergarten, das Hotel und Café Westminster, das dem Lindenbauverein von der Gesellschaft gegen eine jährliche Pachtsumme von 180500 Mark abgemiethet wurde. Die Erwerbung der 1903 gegründeten Aktiengesellschaft Hotel Bristol war für die Hotelbetriebsgesellschaft kein schlechtes Geschäft. Der Gesammtkaufpreis betrug 11,84 Millionen; und die Vorbesitzer mußten sich verpflichten, innerhalb der nächsten zwanzig

Jahre im Umkreis von zehn Kilometern kein dem Hotel Bristol ähnliches Unternehmen zu betreiben. Die Hotel-Bristol-A.-G. hatte für ihr erstes und einziges Geschäftsjahr eine Dividende von 20 Prozent gegeben und auch bei der Hotelbetriebsgesellschaft stieg die Dividende im ersten Jahr nach der Uebernahme des Hotels Bristol von 18 auf 20 Prozent. Das läßt sich hören. Das Bankenkonsortium, besonders die Firma Koppel & Co., verdiente bei der Durchführung der damals beschlossenen Kapitalserhöhung (um 2,4 auf 5,4 Millionen) ein hübsches Stück Geld, da von 1½ Millionen neuen Aktien 900000 Mark im Besitz des Konsortiums blieben, das, bei dem damaligen Kursstande der Aktien, einen um das Doppelte den in solchen Fällen üblichen Zwischengewinn übersteigenden Betrag in die Tasche steckte. Die selbe Geschicklichkeit zeigte Herr Geheimrath Koppel im nächsten Jahr bei der Erneuerung des Pachtvertrages mit der Eisenbahnhotelgesellschaft, durch den das Centralhotel-Grundstück, also auch die bis dahin nicht mit vermietheten Läden, der Hotelbetriebsgesellschaft zunächst bis zum Jahr 1935 verpachtet wurde; die Miethe steigt, in Abständen von vier zu vier Jahren, von 900000 bis auf eine Million Mark. Zur Durchführung dieser beträchtlichen Transaktion mußte das Aktienkapital wieder, diesmal auf 7 Millionen, erhöht werden. Der Offerte des Bankhauses Koppel, die den Aktionären 1,08 Millionen Junge Aktien bot, während 520000 Mark der Bankfirma bleiben (und ihr also wiederum einen sehr erheblichen Zwischengewinn sichern) sollten, wurde in der Generalversammlung heftig opponirt, da man sie, mit Recht, als gegen das Interesse der Aktionäre verstoßend ansah; aber Herr Koppel blieb auch hier Sieger und konnte so, zweimal innerhalb eines knappen Jahres, einen aus einem einfachen Vermittlergeschäft stammenden Gewinn von Hunderttausenden in den Arnheim legen. Nun wurde die der Eisenbahnhotelgesellschaft bis dahin gestellte Kaution von fast zwei Millionen frei, da an ihre Stelle eine auf die Grundstücke des Hotels Bristol eingetragene Kautionhypothek von 6 Millionen kam. Für die Hotelbetriebsgesellschaft und das mit ihr eng liirte Bankhaus Koppel war die Transaktion also recht einträglich. Abzuwarten wird nur sein, ob das im März ablaufende Geschäftsjahr, das erste nach der Erhöhung des Kapitals auf 7 Millionen, wieder, wie das vorige, 20 Prozent oder gar noch mehr bringen wird. Wenn die Kursbewegung allein beweiskräftig wäre, müßte die Dividende diesmal noch höher werden. Solche Kurssteigerungen kann aber das betheiligte Bankhaus bewirken, auch wenn die Umsätze, nicht sehr groß sind. Und man würde die Fähigkeit des Herrn Koppel unterschätzen, wenn man bezweifelte, ob er solche beliebte Stückchen zu inszeniren weiß.

Außerhalb der großen Concerns steht das Savoy-Hotel, das bis Ende 1904 eine selbständige Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 1½ Millionen Mark und jährlichen Dividenden von 10 und 12 Prozent war, sich dann aber mit der Admiralsgartenbad-Gesellschaft verbündete, die bis zur Uebernahme des Savoy-Hotels ein Aktienkapital von 2,85 Millionen gehabt hatte und in den letzten fünf Jahren regelmäßig 5 Prozent Dividende gab. Ihr Status war nicht so günstig wie der des Savoy-Hotels und man hat, wohl nicht mit Unrecht, angenommen, daß durch die Liaison eine Verbesserung des Blutes herbeigeführt werden solle; sonst wäre die Vereinigung einer Kur- und Badeanstalt mit einem hauptsächlich für Passanten bestimmten Hotel kaum zu erklären gewesen. Offiziell hieß es freilich, die Zusammenlegung der angrenzenden Grundstücke sei durch die Verhältnisse geboten und die Vereinigung beider Grundstücke werde eine „erhebliche Werthverbesserung" des Be-

sitzes der Admiralgartenbad-Gesellschaft bringen. Jedenfalls hat bei der Transaktion zunächst auch wieder die betheiligte Bankfirma das beste Geschäft gemacht, denn die im vorigen Jahr erfolgte Ausgabe von 2,25 Millionen sechsprozentiger Vorzugsaktien, durch die das Gesammtkapital der Admiralgartenbad-Gesellschaft auf 5,10 Millionen erhöht wurde, brachte ihr nicht nur die übliche Vermittlerprovision von 5 Prozent, sondern noch einen Extragewinn aus der Uebernahme von 350000 Mark der neuen Vorzugsaktien. Das erste Geschäftsjahr nach der Fusion, dessen Ergebniß neulich veröffentlicht wurde, schloß für das Admiralgartenbad mit einer Dividende von 6 Prozent (gegen 5 in den letzten Jahren), so daß die Stammaktien die selbe Quote erhalten wie die Vorzugsaktien, deren Kurs in der vorigen Woche um 6½ Prozent niedriger war als der der Stammaktien.

Zu den berliner Hotelgesellschaften ist auch die im Mai 1905 gegründete Kaiser-Keller-Aktiengesellschaft zu rechnen. Ursprünglich waren der von Ludwig Pietsch besungene Kaiserkeller, das Kaiserhotel und das Kaisercafé in einer G. m. b. H. vereinigt, die in Geschäftsverbindung mit der Kommerz- und Diskontobank stand und dann in eine Aktiengesellschaft mit 2,75 Millionen Kapital umgewandelt wurde. Hauptaktionär ist Kommerzienrath Rudolf Schönner in Berlin; mit 465000 Mark ist die Mittelrheinische Bank in Koblenz betheiligt. Der Nettogewinn der G. m. b. H. hatte 1904 rund 250000 Mark, die Dividende 20 Prozent betragen. Der Hauptgründer brachte in die neue Gesellschaft vier Grundstücke (in der Friedrich-, Jäger- und Taubenstraße) ein, die zusammen eine hypothekarische Belastung von 11,03 Millionen hatten, während sie selbst mit 13,12 Millionen in die Bilanz eingestellt wurden. Danach läßt sich leicht berechnen, wie viel vom Erträgniß zunächst für Hypothekenzinsen wegfällt. Jedenfalls reicht keine der übrigen Hotelgesellschaften, von denen jede mindestens ein doppelt so großes Aktienkapital hat, mit ihrem Immobiliarbesitz an dieses Unternehmen heran. Der Buchwerth der Grundstücke und Gebäude beziffert sich hier, bei einem Gesammtaktienkapital von rund 22 Millionen, auf etwa 56 Millionen. Wie sich die Gemeinde wohl zur Frage einer Besteuerung dieser Immobilien nach dem „unverdienten Werthzuwachs" stellen würde? Daß der Werth von Grund und Boden in der Friedrichstraße und den dicht daneben liegenden Komplexen nicht mit der Ertragsfähigkeit der darauf stehenden Hotels, sondern ohne jedes menschliche Zuthun von Jahr zu Jahr wächst, ist wohl nicht zweifelhaft. Die geplante Einführung einer Werthzuwachssteuer könnte also auch für die Hotelbetriebsgesellschaften wichtig werden. Besonders wichtig für die Herren Aschinger mit ihrem Großgrundbesitz. „Aschingers Bierquelle Aktiengesellschaft" muß nächstens ja zu den großen berliner Hotelgesellschaften gezählt werden. Am Potsdamer Platz will sie dem Centralhotel, in der Bellevuestraße dem Hotel Bristol und Adlon Konkurrenz machen. Man hört von riesigen Abstandsummen, die gezahlt werden mußten und an besonders zähe Hausbesitzer und Miether noch zu zahlen sein werden; in der Zukunft Schoß aber ruht das Schicksal der Hotels. Durch den Erwerb der Grundstücke am Leipziger Platz, in der Königgrätzer-, Bellevue- und Potsdamerstraße ist der Werth des Grundbesitzes in der Bilanz von 5 Millionen im Jahr 1903 auf 21 Millionen angewachsen, denen eine Hypothekenschuld von fast 19 Millionen gegenüberstand. Das Aktienkapital von 3 Millionen verschwindet beinahe neben diesen Riesenziffern; die Hauptaufgabe des Unternehmens muß sein, die Hypothekenschuld zu verzinsen. Wenn dieses Beispiel Nachahmer findet, wird zwischen Hotel- und Grundstückgesellschaft im neuen Berlin bald kaum noch ein Unterschied wahrnehmbar sein. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Februar 1906.

Februa.

Der Chef hat sich am Sechzehnten, Familientag Derer von Bülow, Punkt Zehn verabschiedet, weil noch zu arbeiten. Sensation. Von Presse beifällig glossirt. Auch keine Kleinigkeit, daß der leitende Staatsmann nach Zehn noch ins Geschirr muß. Nie dagewesen: Trost in Abiturienententhränen. Depeschen aus Algesiras, wo man rechtschaffen thut, als ob man was thäte? Möglich. Aber auch Vorbereitung auf allerlei Reden. Die Agrarier nebst Affiliirten für das den Yankees zu gewährende Handelsprovisorium gewinnen. Kolloqium im Kanzlerhaus. Nicht so ganz einfach. Erstens aber, meine verehrten Herren, ist die überwiegende Mehrheit der betheiligten Industrien gegen den Zollkrieg, weil sie glaubt, drüben werde die schutzzöllnerische Strömung bald nachlassen, und nicht wünscht, diesen Umschwung durch schroffe Maßregeln verzögert zu sehen. Und zweitens sind die Schwierigkeiten der internationalen Lage zu bedenken. Sollen wir gerade jetzt einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten wagen, deren gute Dienste uns, den so vielfach Verkannten und Verdächtigten, sehr nützlich werden könnten? Herr White, der Amerika auf der Konferenz vertritt, würde sofort andere Instruktionen bekommen und vielleicht ins Lager des Feindes übergehen. Kein verantwortlicher Staatsmann darf sehenden Auges zu solcher Wendung die Hand bieten; und auch Ihrer patriotischen Einsicht, meine verehrten Herren, wird nicht entgehen ... Famos. Die Industrie ist mir in diesem Fall ein Rebus. Kein Merkmal, daß drüben der Hochzollstrom schon abebbt. Im Gegentheil. Herr Roosevelt versteht nichts davon, ist machtlos und wird nicht mehr allzu ernst genommen. Der Kongreß aber wird nach menschlicher Voraussicht noch eine hübsche Weile protektionistisch bleiben.

Hoffnung auf Handelsvertrag ohnehin nicht sehr stark. Noch beträchtlich gemindert, wenn wir für die Uebergangszeit, ohne wesentliche Konzessionen von drüben, den Leuten alle Vortheile unseres Tarifes einräumen. Was danach kommt, ist, fürchte ich, Bärme. Wobei außerdem zu berechnen wäre, wie ungünstig die Wirkung auf all die Staaten, mit denen wir noch Verträge schließen wollen. Die Sache mußte ganz anders angefaßt werden. Lange vorher mit den Kommandirenden Preßgeneralen der Union Fühlung nehmen. Centralbureau schaffen (wofür von Goldberger, Ballin & Co. sicher werthvolle Rathschläge zu haben waren) und nachweisen, was auch für Uncle Sam auf dem Spiel steht. Statt so zärtlich zu thun, daß selbst Speckchen zögerte, immer, wie der Vertreter eines Vasallenstaates, mit Geschenkmeldungen ins Weiße Haus zu pilgern, mal ein Bischen die Zähne zeigen. Nicht unhöflich, aber energisch. Ceterum censeo: Industrielle oder Großkaufleute in die Botschaften; das Gehalt von einer Viertelmillion, unter dem sies nicht thäten, wäre, weiß Gott, doch nicht herausgeworfen. Jetzt müßte der Yankee, bei dem Alles in floribus, wirklich, wie der selige Miquel sagte, der größte Esel sein, wenn er uns weit entgegenkäme. Der Reichstag aber kaum zu fürchten. Da wirkt die „Schwierigkeit der internationalen Lage". Muß jetzt überall herhalten; sogar, wenn sichs um die Ausgabe kleiner Banknoten handelt. Das Merkwürdigste: daß Keiner fragt, warum wir eigentlich in die Maurengaleere geklettert sind. Doch fabelhaft, daß selbst geschaffene Schwierigkeit uns jetzt hindern, die Wirthschaftpolitik zu treiben, die unser Interesse in kritischen Tagen fordert.

Pod wohl nicht sehr entzückt davon. Für ihn persönlich insofern günstig, als man ihn jetzt mit Gewalt halten müßte, da sonst gesagt würde: Er geht, weil er die amerikanische Sache nicht mitmachen will; und der Friede mit den Bündlerischen in Frage käme. Deshalb neulich die lobende Censur vom Chef. Er hatte gewackelt; wofür, außer den Hilferufen agrarischer Blätter, die Art sprach, wie die Tippelskirchengeschichte in der Presse gegen ihn ausgebeutet wurde. So was wächst nicht in Redaktionen. Heute gilt er als bei S. M. wieder ganz fest. Dem Chef ist ein Mann nicht bequem, der ihn mit Fleischnothlärm ärgert und ihm die Bürgermeister auf den Hals hetzt. Auch das Verhältniß zu Posadowsky und dem (übrigens nicht geschmacklos) liberalisirenden Bethmann ziemlich trüb. Die beiden Inneren sind auf ihre Weise ganze Kerle; nobel und selbständig. Trotzdem wünschte ich, daß Pod bliebe. Nicht von wegen seiner tausend Anekdoten (die politisch in unseren Zeitläuften ja nicht unwichtig), sondern, weil er seinen Kram versteht und common sense hat. Glaube bis auf Weiteres auch daran. Die Süßigkeit der Macht kitzelt all diese Herren.

Obwohl er sich stets gegen Klebertendenzen verwahrt, arbeitet auch er doch gern weiter; und für das Handelsprovisorium, aus dem er ja keine Kabinetsfrage macht, brauchen sie ihn. Auf Verkleisterungen versteht der Chef sich wie je Einer. Siehe die Rede auf dem Festmahl des Handelstages. Da bekam Posa lautes Lob und leisen Rüffel; der Satz von den „hohlen Worten", mit denen gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten sei, ist ihm nicht vergessen. Aeußerlich aber Alles in schönster Ordnung. Homogene Regirung. Komplimente nach rechts, Komplimente nach links. „Habe ich meine Liebe zur Landwirthschaft vor den Kaufleuten etwa verleugnet? Sie nicht mein Sorgenkind genannt?" Alle Hindernisse sind weggeredet. Dieser Speech wollte auch vorbereitet sein. Wenn man sich des Lärms erinnert, den die wildesten Bündler und die Händlerparteien machten, als der Zolltarif berathen wurde, muß man sagen: In der Kunst, mit den Landsleuten umzugehen, ist der Chef beinahe schon Meister. Vertrauensvoten vom Bunde der Landwirthe und vom Handelstag. Und wer behauptet, unter den Kollegen fehle es an Einigkeit, ist sicher ein Erzschelm. Schade, daß dieser Kniggestil auf Ausländer niemals wirkt.

Am Neunzehnten hat er aufgeathmet; und drum bei den Handelsleuten so munter geredet. Des Kaisers Reise nach Kopenhagen lag Allen in den Gliedern. Wegen der Welfen und Eduards wegen, der, als Schwiegersohn, sonst die Parlamentseröffnung verschoben hätte und hingekommen wäre. Für Cumberland und Genossen nicht sehr angenehm, den Trauertag in Gesellschaft des Preußenkönigs verleben zu müssen. Auch war S. M. der einzige nicht ganz nah verwandte Souverain bei der Beerdigung, das Verhältniß zu Dänemark immerhin noch heikel und der Jüngling sah den Grund nicht ein. Aber von diesem Personal nichts dagegen zu machen. Aufenthalt wurde wenigstens abgekürzt und scheint leidlich verlaufen. Einiges Gerede über die an solchem Tag auffällige glänzende Illumination des Kaiserschiffes, die dem kopenhagener Mob aber Freudenrufe ablockte. Das Gerücht von einer Unterredung mit dem Welfenherzog hoffentlich unwahr und im Gespräch mit Courcel keine marokkanischen nova. Ueberraschungen waren, ohne ministerielle Bekleidungstücke, auch dort ja möglich. Leider stets heutzutage. Beispiel: die Ernennung Tschirschkys, die den Chef so überraschte, daß er sein Portefeuilleton zur Verfügung stellte; war freilich leicht zu beschwichtigen und ist wieder auf der Höhe. Gegen Tschirschky eigentlich nichts zu sagen; auch nicht, wie Manche behaupteten, daß er Kandidat Holsteins war. Ruhiger Mann, dem weder besondere Meriten noch grobe Versehen nachzurechnen. Fatal nur, daß wieder ein „Reisebegleiter" in die Sonne gebracht ist. Nach Wolff-Metternich und Schoen nicht

gerade Empfehlung. Wird neben dem Chef wohl kaum eine größere Rolle spielen als der arme Richthofen und sämmtlichen Applausgelegenheiten fern gehalten werden. Daß aber dieses Staatssekretariat über den Kopf des Kanzlers hinweg besetzt werden konnte, ist, als nettes Symptom, doch der Rede werth.

Ein paar Tage war hier denn auch der Teufel los. Mühlberg war die Sache angeboten; aber so, daß er nicht gut Ja sagen konnte. Als er dann doch wollte, wars zu spät; und gute Menschen führen eine Campagne gegen ihn (der besser gethan hätte, in der Handelsabtheilung sitzen zu bleiben, wo er heimisch war), deren Ende noch unsicher ist. Nicht sehr wahrscheinlich, daß er bleibt. Dazu die latente Holsteinkrisis. Der Chef hat sehr darunter gelitten, daß der Wirkliche Geheime in dem franko-britischen Handel direkt an S. M. berichtet und Groebens pariser Meldungen, die von Radolins ganz gewaltig abwichen, an die Allerhöchste Stelle gebracht hat. Jedem, ders hören wollte, darüber geklagt. Ob er den Mann nun noch immer nicht entbehren zu können glaubt oder sich für die Kraftprobe nicht stark genug fühlt: was Gewisses weiß man nicht. Daß es so, mit Hüh vorn und Hott hinten, aber nicht weiter geht, fühlt ein Blinder mit dem Krückstock. Vielleicht kommt Ruhe ins Glied, wenn das Sultanspektakel endlich vorbei ist. Nöthig wäre es; denn trotzdem ich in diesem Fall eher für Holstein als für den zu internationalen Geschäften nicht geeigneten Chef war, ist doch nicht zweifelhaft, daß der Verantwortliche die Karre lenken muß. Jedenfalls giebts bald wieder ein Revirement. Quod deus bene vertat! Mumm in Tokio war ein verständiger Anfang; und unter den jüngeren Leuten hat Mancher das Zeug zu Höherem. Ein Segen, daß Radolin nicht lange mehr bleiben kann. Man sprach von Hohenlohe, der London, als Schwiegersohn des verstorbenen Edinburgers, also Halbneffe Eduards, ablehnen konnte. Dann bekäme Paasche das koloniale onus. Für London sollte man Jemand suchen, der sich gesellschaftlich („Sport und Spiel" nennt mans in den Zeitungen) mit dem König zu stellen versteht, so ungefähr die Nummer Reischach, und ihm für das Seriösere einen Handelsmann ersten Ranges an die Seite setzen. In Eduards Thronrede sind ja alle Beziehungen „freundschaftlich".

Jetzt schweigen alle Flöten. Silberne Hochzeit. Eine gute, still sorgliche Mutter; sieben gesunde Kinder, die ihre Pflicht thun, stattlich aussehen und nie Aergerniß gaben. Das machen uns draußen heutzutage die Anderen nicht nach. S. M. hat Grund, im Hause zufrieden und glücklich zu sein. Und wir können ihm weiter ein ungetrübtes Familienglück wünschen; auch wenn wir finden, daß es im Februar 1881 besser um das Deutsche Reich bestellt war.

Ludwig Speidel.

Ludwig Speidel war Jahrzehnte lang der allmächtige Kritiker von Wien. Und Viele sagen jetzt, er sei auch der geistige Führer dieser Stadt gewesen. Jahrzehnte lang gab er die besten Feuilletons, die je in deutscher Sprache geleistet wurden. Und Viele behaupten jetzt, in ihm sei ein großer Dichter verloren gegangen. Nur der Mangel an Arbeitlust habe ihn gehindert, unsterbliche Novellen, Theaterstücke oder Romane zu schaffen. Aber es steht fest, daß eben diese Arbeitlust, gerade dieser fiebernde Fleiß zu den allerwichtigsten Bestandtheilen des Talentes gehört und daß Speidels feine Schreiberhand die energische Kraft zu formenden, zu gestaltenden Griffen nie aufzubringen vermochte.

Ein Führer? Ein Suchender, der ein fernes Ziel als Erster schaut, der ungeduldig voraneilt, winkend, rufend, verkündend, die Menge zwingt, ihm zu folgen, in neue Pfade einzuschwenken? Dieses Alles widerspricht dem ruhevollen Behagen seiner Natur. Richard Wagner war da: und Speidel wandte sich von ihm ab. Friedrich Nietzsche leuchtete auf: und Speidel hat diese Flamme nicht früher wahrgenommen als der ganze Schwarm der anderen Gebildeten. Henrik Ibsen trat unerkannt herein und nicht von Speidel, lange nicht von Speidel ging der Entdeckerschrei aus. Da er doch ein Führer gewesen sein soll: wohin also hat er uns jemals geführt? Ach, nirgendshin. Er hat uns nur immer begleitet. Langsam, gemächlich, zögend. Aber mit wunderbar anmuthigen Schritten und mit einer Weisheit der Rede, deren melodischer Reiz oft bezaubernd, manchmal ergreifend war.

Jetzt, da wir diesen edlen Begleiter entbehren müssen, möchten wir uns, unbeirrt von nekrologisirenden Einschätzungversuchen, lieber darauf besinnen, welch ein hochstehender, seltener und merkwürdig komplizirter Mensch uns in Speidel vergönnt gewesen und in welch tief beschlossener, sinnreicher Harmonie die Novelle seines Lebens abgelaufen ist. Er war durch und durch geschaffen, um Schönheit aufzunehmen, sie zu empfinden, zu fühlen, zu genießen. Alles in ihm war zur genußreichen Empfängniß bereit. Seine Seele, seine Nerven, sein Blut: Das reagirte in ihm auf Schönheit mit der selben subtilen Beweglichkeit, mit der die Quecksilbersäule auf Wärme reagirt. Und sein heller Verstand schrieb ihm dabei den verläßlichen Gradmesser. Ein feines Instrument, um in der Berührung mit allem Wesen der Kunst die leisesten Schwingungen zu erhaschen. Er war unentschlossen und fließend in seinem Wollen. Er war unthätigem Betrachten geneigt, er war Musiker . . . und er kam nach Wien. Aufschlußreich für Beide ist es, für diese einzige Stadt und für diesen seltenen Mann, wie sie zusammentrafen, wie sie einander umfingen, in einander übergingen, einander besaßen. Ihm war diese schwermüthig-heitere,

liebliche und üppige Stadt wie ein Geschöpf, dessen Reiz er einschlürfen mußte, dessen berückende und räthselhaft verführerische Persönlichkeit er auszukosten und in all ihren geheimen Quellen aufzuspüren bemüht war. Wenn er durch die wiener Gassen der italischen Pracht alter Paläste vorbeischritt, wenn er sah, wie über die Dächer der Stadt in das Getriebe der Menschen grüne Berge hereinschauen gleich großen, sanften Freunden, sah, wie Jeder, dem es zwischen den Häusern zu eng ums Herz werden wollte, mit einem Heben der Wimper nur, mit einem rasch hinaus zu den nah grüßenden Wäldern und Gipfeln gesendeten Blick sich neue Zuversicht holen konnte, dann faßte ihn wohl ein Ahnen, was die Wiener so leicht in ihrer Seele beschwingt. Wenn er dann draußen im anmuthigsten Gelände, in Grinzing, an den Hängen des Kahlenberges, in Sievring oder Neustift spazirte, die Wege, die Beethoven gewandelt war und Schubert, dann erkannte er die tieferen Zusammenhänge: Pastorale, Walzer, Müllerlieder . . .

Schmeichlerisch kam ihm diese Stadt entgegen und er bündelte sich die Gaben, die sie ihm bot, nach seiner Art. Die wienerische Landschaft. Das wiener Burg-Theater. Das kleine, gemüthliche wienerische Beisel. Diese Landschaft, die sein Fühlen, Denken und Träumen so schön ins Fließen bringt und wo ihn ein Gruß der Besten anweht, die je von dieser Scholle getragen wurden. Das Kaiserliche Burgtheater dann, wo ihm die Blüthe wienerischer Kunst und althabsburgischer Kultur am Stärksten duftet. Endlich das „Winterbierhaus“, wo in niedriger, verqualmter Stube am ungedeckten Tisch den ulmer Studenten von einst inmitten der Residenz eine selige Kleinstädterei umfängt, wo in Plausch und Schwatz die Abende sacht verstreichen und wo man so hübsch weit von Arbeit und Mühsal fortgleitet.

Zaudernd nur, nur gezwungen, mürrisch und beleidigt, reißt er sich von so holdem Genießen, von so süßer Beschaulichkeit los, versammelt die spielenden Gedanken, die spielgewohnten Einfälle für kurze Stunden zu Ernst und Fleiß. Und nun beginnt langsam die melodische Resonanz, der Wiederklang all der köstlich empfangenen Eindrücke. Nun redet ein ausgeruhter Geist in behutsam erwählten, von feinem Geschmack ohne Hast geprüften, blankgeputzten und geschliffenen Worten. Meist erzählt er nur, weil Erzählen bequemer ist als das Aufrichten einer Architektur. Aber die edelste Zuschauerweisheit fließt unwillkürlich mit ein. Und in kurzen Sätzen, in überraschend straffen Wendungen werden Vergleiche, werden Bilder geboren, wirklich geboren, wie eine wollüstig empfangene, zärtlich ausgetragene Leibesfrucht, und sind dann wie Kinder so lebendig, so jugendfrisch und so hinreißend.

Schmeichlerisch kam auch er dieser Stadt entgegen, die jeglichen Wohllaut so feinhörig einschlürft. Alle horchen auf, wenn Speidel redet. Er spricht nicht wie ein Sohn dieser Stadt, aber wie ihr Bruder. Er spricht ihr aus dem Herzen,

redet ihr ins Gemüth, ins Temperament. Er begleitet die Wiener auf ihrer Landpartie, auf ihren Wegen zur Kunst, begleitet sie in die primitiven, geliebten Bierstuben, wo sie sich heimwärts sehnen in die gute alte Zeit traulicher Kleinstädterei. Er erzählt ihnen, was sie im Theater gesehen haben, sagt ihnen, wie es ihnen gefallen hat. Und in der leeren Epoche der siebenziger und achtziger Jahre adelt er ihr dramatisches Vergnügen durch die Pracht seiner Feuilletons; läßt sie in seinen Kritiken finden, was ihnen die Bühne nicht zu geben vermag: Poesie. In dieser schlimmen Zeit und noch darüber hinaus hält er das Niveau der wiener Kunstbetrachtung auf stattlicher Höhe. Die gelassene Selbstverständlichkeit seiner vornehmen Kultur verhindert ein Sinken des Geschmackes und seine geläuterte Genießerfreude legitimirt, was Allen im Tiefsten Theuer ist: den Genuß. Der Goldglanz seiner Sprache, darinnen sie von Jakob Grimms klarer Rechtschaffenheit und von Gottfried Kellers einfacher Größe einen Hauch verspüren, bezaubert sie und die seelische Fülle, die sie hinter seinen knappen Sätzen errathen, bringt sie auf den Einfall, Ludwig Speidel könne, wenn er nur ernsthaft einmal den Vorsatz fasse, ein großer Dichter sein. Ein liebreicher, allzu begreiflicher Irrthum, dem übrigens Jeder von uns einmal erlag, wenn er über Speidel dachte. Denn irgendwo, an den äußersten Grenzen beglückenden Empfangens, nähert sich der im höchsten Sinn Genießende dem Dichter. Aber eine Wahl hat es da für Speidel nicht gegeben. Ein freies Wollen nicht und kein Entschließen. Er mußte werden, wozu er geschaffen war: der große Epikuräer; und nirgend in seinem Leben zeigt sich auch, daß er darin etwa geschwankt, daß er sich mißverstanden, daß er gekämpft habe, um ein Gottfried Keller zu werden, da er doch der Speidel war.

Da mag es denn besser, mag es gerechter erscheinen, ihn nicht als einen im Zeitungfeuilleton verbrauchten und verlorenen Dichter zu betrauern. Sondern als einen Ganzen, als einen Vollkommenen von feiner und seltener Art. Ein alter Aristokrat. Gut weimarisch-konservativ, mit all der Vornehmheit des ancien régime. Exklusiv und von dem unbewußten Hochmuth edler Rassen. Ein Seigneur, wie ihn sich die Künstler als Maecen des Verstehens nur wünschen können. Ein erlauchter Zuschauer. Ein fürstlicher Genießer. Unter den Feudalen seines Ranges vielleicht der letzte Beredsame. Und es ist schön, zu denken, daß gerade er in Wien allmächtiger Kritiker gewesen ist.

Felix Salten.

Bürgerblut auf Königsthronen.

Die Verlobung des Königs von Spanien mit der Prinzessin von Battenberg sollte unseren Herren Staatsrechtslehrern und Genealogen zu denken geben. Die Braut ist nicht ebenbürtig. Sie könnte nach strengem deutschen Ebenbürtigkeitrecht nicht Fürstin auf einem unserer kleinen Thrönchen werden; nicht Herrscherin in einem

unserer Kleinstaaten. Darüber kann nicht der geringste Zweifel sein. Nach allgemeiner Auffassung in fürstlichen Familien und in Kreisen der Staatsrechtslehrer, die sich mit der Frage beschäftigt haben, sind ebenbürtig bei uns nur die regirenden Familien unter einander und ein ganz geschlossener Kreis von Familien, denen das Recht der Ebenbürtigkeit nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses ausdrücklich zuerkannt wurde: die Standesherren. Zu ihnen gehört die Familie Battenberg nicht. Die spanische Königsbraut ist die Enkelin einer Ehe zur linken Hand, der Ehe des Prinzen Alexander von Hessen (gestorben 1888) mit der Tochter eines Grafen Moritz von Hauke, ehemals polnischen Ministers. Die Gräfin von Hauke bekam den Titel einer Gräfin von Battenberg. 1858 wurde sie Fürstin. Ihr Sohn, Graf, dann Prinz Heinrich von Battenberg, heirathete die Prinzessin Beatrix von Großbritanien, Schwester des Königs Eduard. Diese Battenbergs gehören nicht zum großherzoglichen Haus Hessen. Die Stellung, die sie sich verschafften, die Verwandtschaft mit dem englischen Königshaus machte sie den spanischen Königen ebenbürtig. In Deutschland gelten sie als ausgeschieden aus dem Ebenbürtigkeitverband unserer fürstlichen Familien.

Genau so steht es mit der Kronprinzessin von Großbritanien, der Prinzessin Mary von Wales, Tochter des Herzogs von Teck. Sie war die Enkelin eines Herzogs Alexander von Württemberg aus dessen morganatischer Ehe mit einer ungarischen Gräfin Rhedey von Kiß-Rhede, gehört nicht zum Haus Württemberg, nicht zu den „ebenbürtigen“ Prinzessinnen.

Das Unsinnige, die ganze Unhaltbarkeit eines Ebenbürtigkeitrechtes für unsere Zeiten habe ich in meiner Schrift „Das Problem der Ebenbürtigkeit“ gezeigt. Ich bin überzeugt, daß nur Unkenntniß des historischen Entwickelungsganges, Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, der Observanz in den Fürstenhäusern, dazu führen kann, daß sich unsere Juristen heute noch durch fürstliche Hausgesetze über Ebenbürtigkeit leiten lassen. So fehlt, zum Beispiel, der neusten Bearbeitung in Rehms „Modernem Fürstenrecht“ alle familiengeschichtliche und genealogische Kritik. Aber die Ebenbürtigkeitgesetze, die sich einige deutsche Fürstenhäuser im Lauf des letzten Jahrhunderts statuirt haben, sind so streng, so stolz: muß es nicht eine Freude für jeden Richter sein, sich blindlings danach zu richten? Endlich einmal klares Recht! Wozu da zweifeln? Noch schwebt im Hause Oldenburg der Streit um die Ebenbürtigkeit eines oldenburger Fürstensohnes, der mit seiner Mutter, einem Fräulein Vogel von Friesenhof, nach dem Tode des Vaters den Namen Welsburg bekam. Die Mutter Friesenhof ist nicht von anderem Stande als die battenbergische Ahnfrau, deren Enkelin des spanischen Thrones würdig ist. In Deutschland sind wir strenger; und so werden sich vielleicht deutsche Staatsrechtslehrer und Genealogen an die Brust schlagen: Ja, im stolzen Spanien! Aber bei uns ists noch anders.

Nun: bei uns ist es eben nicht wesentlich anders. Allerdings muß man wohl ein Wenig in Stammbäumen Bescheid wissen, um Das herauszufinden. Aber Stammbaumstudien sind gar nicht reizlos. Man darf nur nicht glauben, man könne damit ein Ebenbürtigkeitrecht (oder überhaupt ein Recht) beweisen.

Ich greife in die Mappe und suche. Sollte wirklich bürgerliches Blut nur in Spanien . . . Das wäre doch merkwürdig! „Nur“ schlicht adeliges Blut, gewiß, Das haben sie ja Alle, unsere Fürsten. Man braucht in ihren Stammbäumen gar nicht weit zurückzugehen, um ganz unebenbürtige adelige Ahnen zu finden.

Aber bürgerliche Ahnen, Bürgerblut? Auch daran fehlt es nicht. Der König von Spanien bricht keine Gewohnheit. Er selbst hat schon bürgerliche Ahnen und alle die anderen Regenten, Kaiser und Könige und sogar die deutschen Herzöge und Fürsten. Legitime selbstverständlich. In dieser Beziehung ist jedes Mißtrauen in die Wahrheiten der genealogischen Sammelmappe überflüssig. Für den Genealogen ist ja der Grundsatz „pater est quem nuptiae demonstrant“ geradezu Lebensbedürfniß. Wollte er jemals an der Vaterschaft bei einer Geburt zweifeln, die als ehelich überliefert ist, so wäre ja all seiner Forschung, die nach Eltern und Ahnen und Urahnen fragt, aller sichere Boden genommen. Also Bürgerblut von bekannten Eltern. Was Eros in Gestalt liebenswerther Bürgersöhne heimlich vollbracht hat, davon weiß die Sammelmappe nichts, offiziell gar nichts.

Der Genealoge überblickt Jahrhunderte. Bis in das vierzehnte oder sogar dreizehnte Jahrhundert durchschaut er die Urkunden, aus denen er schöpft, so zuversichtlich, daß er entscheiden kann, ob die Nachrichten, die sie bringen, beglaubigt sind. Also sechs bis sieben Jahrhunderte. Da scheinen ihm die Zeiten Peters des Großen von Rußland nicht allzu weit zurückzuliegen. Dieser Kaiser war nun aber in der Wahl seiner Gemahlin nicht sehr vorsichtig. Er machte zu seiner Kaiserin eine namenlose Bauernmagd, die schon manchen Anderen vor ihm mit ihren Reizen erfreut hatte und ihm ein dreijähriges Töchterlein mit in die Ehe brachte; sein Töchterlein natürlich, denn schon länger als drei Jahre war die Magd seine Geliebte gewesen. Diese Tochter wurde die Erbin des russischen Reiches, heirathete einen Herzog von Holstein-Gottorp und ist Stammutter mehrerer Souveraine. Sogar unser Kaiser zählt (durch Marie von Rußland, Mutter der Kaiserin Augusta) sie zu seinen Ahnfrauen und mit ihm das ganze preußische Haus. Eben so das russische Kaiserhaus, die Königin der Niederlande und der Prinz Heinrich der Niederlande, die Königin Olga von Griechenland und das Haus Mecklenburg.

Weit verbreiteter ist die Nachkommenschaft einer deutschen Bürgerstochter, der Klara Dettin aus Augsburg, die 1460 den Pfalzgrafen Friedrich, einen Enkel König Ruprechts von der Pfalz, heirathete. Ihr Sohn wurde der Ahnherr des noch blühenden standesherrlichen Hauses Löwenstein. Da Töchter dieses Hauses vielfach in regirende Fürstenfamilien hineinheiratheten, stammen die meisten heute lebenden Fürsten in Deutschland und auf fremden Thronen von diesen Löwensteins und so von der Klara Dettin ab: Oesterreich, Italien, Portugal, der neue König von Norwegen, Sachsen, Bayern, Großbritanien, Preußen; dann natürlich die Mehrzahl der kleineren deutschen Herrscher.

Eine andere deutsche Bürgerstochter war Anne Lise Föhse, die Gemahlin des Alten Dessauers. Ihre Nachkommen sitzen heute nicht auf Königsthronen. Nur in Anhalt, Reuß, Luxemburg regiren sie. Das lag aber nicht an geringen Heirathen der Kinder (eine Tochter heirathete ebenbürtig in das Haus Brandenburg), sondern eben daran, daß die Deszendenz nicht sehr zahlreich war. Aus dem selben Grund ist die Nachkommenschaft eines deutschen Bauernsohnes, der es im Dreißigjährigen Krieg zu einer Reichsgrafschaft brachte, des Melander von Holzapfel, nicht sehr verbreitet. Seine Kindeskinder tragen nur in den Niederlanden die Königskrone. In Deutschland herrschen sie im stolzen Haus Oldenburg, das 1872 durch ein äußerst strenges Hausgesetz seinen Mitgliedern bei der Wahl ihrer Gemahlinnen enge Grenzen setzte. Die Heirath zur rechten Hand mit einer Prinzessin von Teck

oder Battenberg wäre für einen Oldenburger unmöglich, wenn diese Hausgesetze von unseren Gerichten anerkannt werden, wie es nach den bisherigen Urtheilen im Falle Welsburg den Anschein hat.

Die Kronprinzessin von Schweden und die Großmutter der Kronprinzessin des Deutschen Reiches sind badische Prinzessinnen und stammen ab von der morganatischen Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, einem Fräulein Geyer von Geyersberg. Die Mutter dieses Fräuleins von Geyer hieß Sponeck und stammte aus einer nicht lange vorher geadelten schlesischen Bürgerfamilie.

Sehr verbreitet ist die Deszendenz Georgs des Zweiten von England. In Dänemark und Württemberg, in Großbritanien, Preußen und Rußland lebt sie auf Thronen fort. Nun war die Mutter Georgs, Sophie, die Tochter eines Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig und eines französischen Edelfräuleins, Eleonore d'Esmier. Ueber die Mutter dieses Edelfräuleins ist Streit unter den Genealogen; die meisten wollen gar nicht wissen, wie sie hieß. Die zeitgenössischen Quellen, die ihr den schlichten Namen Poussart geben, sind nicht recht zuverlässig. Jedenfalls war sie nicht von altadeliger Herkunft.

Im Lauf der letzten Jahrhunderte ist es also, trotz allem angeblichen Ebenbürtigkeitrecht, in den meisten fürstlichen Familien vorgekommen, daß ein Prinz ein Mädchen von schlichtem Adel oder gar vom Bürgerstand sich zur rechten Hand antrauen ließ und ihren Kindern seinen Namen und die Erbfolge und Familienzugehörigkeit sicherte. Es ist wirklich schwer, zu sagen, warum Das einmal möglich war, beim nächsten Mal aber nicht; warum diese oder jene Dame von zwar niederem, aber ältestem und vornehmstem Adel, reich womöglich nicht nur an Ahnen, sondern auch an bürgerlichen Glücksgütern, sich mit der linken Hand begnügen mußte, während eine andere, der all diese Vorzüge fehlten, vollberechtigt in ein berühmtes Fürstenhaus eintrat. Besonders reich an Heirathen, die nach den Grundsätzen des heutigen vermeintlichen Ebenbürtigkeitrechtes nicht zur rechten Hand geschlossen werden dürften, sind die Stammlisten der Häuser Anhalt, Reuß, Lippe, Holstein. Die Großmutter des eben verstorbenen Königs von Dänemark war „nur“ ein Fräulein von Schlieben; die Urgroßmutter nur eine Burggräfin zu Dohna. Auch in der Linie des Hauses Holstein, der unsere Kaiserin entstammt, heiratheten die Herzöge nicht nach den modernen Grundsätzen der Ebenbürtigkeit. Die Großmutter unserer Kaiserin war eine Gräfin Danneskjold, aus ganz unebenbürtiger Familie; denn sie stammte aus einer illegitimen Verbindung König Christians des Fünften von Dänemark mit einer namenlosen Dame. Auch eine schlicht bürgerliche kopenhagener Küsterstochter ist unter den nahen Ahnen unserer Kaiserin.

So ließe sich noch mancherlei Material beibringen, um die Ebenbürtigkeit der künftigen Königin von Spanien im Sinn allgemeinen Herkommens, althergebrachter Gewohnheit darzulegen. Nur auf zwei ganze Gruppen von Fällen, in denen sich bürgerliches Blut in die Stammbäume unserer Herrscher Eintritt verschaffte, soll noch hingewiesen werden.

Eine solche Kategorie bilden die Abkömmlinge aus Nebenehen von Fürsten früherer Zeiten, die in erheblicher Zahl ihr nur halbfürstliches Blut mit dem reinen Blute unserer edelsten Geschlechter vermischt haben. Die Nachkommen Johanns des Ersten von Portugal und seines Sohnes Alfons von Braganza, Beide Bastardsöhne von niedrig geborenen illegitimen Frauen ihrer Väter, sind sehr verbreitet.

Nicht minder die Nachkommen Nikolaus des Ersten von Troppau, der ein außerehelicher Sohn Ottokars des Zweiten von Böhmen war. Den König von Spanien und alle übrigen Potentaten aus alten Häusern zählen sie zu ihren Nachkommen. Eben so steht es mit manchen Italienerinnen aus den großen Familien der Renaissancezeit: den Medici, Este und anderen, in denen viel bürgerliches Blut war.

Ludwig der Vierzehnte verheirathete seine illegitimen Kinder mit Prinzen und Prinzessinnen seines eigenen Hauses. Ihr Blut lebt fort in den Orleans, im belgischen Königshaus, in Bulgarien u. s. w. Sogar das Blut eines Papstes, Alexanders des Sechsten, ist nicht erloschen. Seine Tochter Lukrezia Borgia war vermählt mit Alfons dem Ersten von Este, Herzog zu Modena. Ihre Enkelin Anna heirathete einen Herzog von Nemours. In weiblicher Linie blüht die Nachkommenschaft in italienischen, portugiesischen und anderen Fürstenhäusern. Uebrigens erscheint noch ein Papst unter den Ahnen unserer Herrscher: Felix V, der erste Herzog aus dem Hause Savoyen, der sich nach dem Tode seiner Gemahlin Maria von Burgund zum Papst wählen ließ. Acht Kinder hatte ihm die Gattin vorher geboren.

Eine andere Gruppe bürgerlicher Ahnen unserer Herrscher bilden die Familien, die von Napoleons Gnaden sich zu ebenbürtigen Fürsten erhoben sahen. Die Familie Napoleons selbst ist angeblich uralt. Sie ist von findigen Forschern in ununterbrochener Stammfolge bis auf eine Familie Bonaparte zurückgeführt worden, die seit dem dreizehnten Jahrhundert in Sarzana erscheint und selbst wieder ein uraltangesehenes italienisches Edelgeschlecht zu ihren Vorfahren in gerader männlicher Stammfolge zählen soll. Will man den Genealogen trauen, so kann sich das Haus Napoleons, was das Alter betrifft, den alleräItesten, Capet, Hessen, Lothringen, Bayern, an die Seite stellen und übertrifft jüngere, wie die Hohenzollern, um mindestens zwei Jahrhunderte an historisch nachweisbarem Alter. Aber Alter der Familie war durchaus nicht der Grundsatz, nach dem Kaiser Napoleon die Menschen maß. Sonst hätte er nicht die Murats auf den Thron von Neapel gebracht. Sie waren bürgerlicher Herkunft und eine ganz unbekannte Familie. Eine Nichte des Königs von Neapel, Antonie Murat, heirathete den Fürsten Karl von Hohenzollern und wurde Großmutter des Königs von Rumänien. Stefanie Beauharnais, Großherzogin von Baden, und Maria von Leuchtenberg aus dem Hause Beauharnais, Mutter des Prinzen Max von Baden, hatten bürgerliche Ahnen. Bernadotte, König von Schweden, war von Vater- und Mutterseite bürgerlicher Abkunft. Seine Mutter war die marseiller Kaufmannstochter Desideria Clary, die Napoleon in jungen Jahren in sein Herz geschlossen hatte und an der er sein Leben lang mit eigenthümlicher Treue hing. Der Vater des ersten Königs Bernadotte war nach einer in fürstlichen Kreisen verbreiteten, vermuthlich irrigen Annahme jüdischer Abkunft. Durch die jetzige Königin von Dänemark, eine geborene Prinzessin von Schweden, wird das Blut der Bernadotte künftig, außer in Schweden, noch in Dänemark, Norwegen und in einem Zweig des Hauses Schaumburg-Lippe blühen.

Das wären einige kleine Beiträge zur Ebenbürtigkeitlehre, — zum Trost für den König von Spanien, wenn ihm deutsche Gelehrte ob seiner unebenbürtigen Verlobung gram sein sollten. Ich weiß wohl: deutschem Formalismus wird es nicht schwer werden, all diesen Anomalien gegenüber das spezifisch deutsche Ebenbürtigkeitrecht glänzend zu rechtfertigen. Ich wollte die heilige Lehre mit meinen Erinnerungen auch gar nicht angreifen. Wozu? Das besorgt das Leben, wenns ihm darauf ankommt, ganz allein, wie schon der flüchtige Ueberblick uns gelehrt hat.

Wiesbaden. Dr. Otto Freiherr von Dungern.

Indische Kunst.

Es wird der Versuch gemacht, ohne Emotion und ohne irgendwelche Wissenschaftlichkeit, die hier auf schwimmendem Grunde baut, Einiges anzumerken, was nach einer leider nicht langen, wohl aber in viele Richtungen ausgedehnten Indienreise im Bewußtsein als starker Kunsteindruck sich befestigt hat. Dabei müssen so und so viele Zusammenhänge dunkel bleiben, muß so und so viel in Verkürzungen gegeben werden; deshalb kann jeder zweiten Bemerkung widersprochen werden: die Fülle der verschiedensten Werke und die Mannichfaltigkeit der sich schneidenden Kultur- und Stilkreise gab dieser Reise reiche Reize, giebt aber jeder Mittheilung über künstlerische Thatsachen einen unbestimmten Unterton. Gewiß, klar und rein bleibt die Erinnerung an edle Formen, Linien, schön oder stark vertheilte Massen und die wundersam getragene Stimmung mancher Architekturen, die nicht Bauwerke sind, sondern Märchen . . . Doch ist Derlei schon Emotion.

— —

Die modernen Sachen, Alles, was seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden ist, gilt gar nichts. Die neue Architektur ist im besten Fall pittoresk. Das heißt: die Natur, die sie umgiebt, einige Nothwendigkeiten des Klimas sind so stark, daß die langweiligen klassizirenden Bauformen nicht zur Wirkung kommen. Oder, in Lucknow, zum Beispiel: gräuliche türkisch-parvenuhafte Dekorationen werden halbwegs erträglich durch die Raumvertheilung, die großen Flächengruppen, die noch von alten Beispielen her wirken. Aber nein. Ehrlich gesagt: man wendet sich mitleidig von solchen Schöpfungen unglücklicher Nachkommen ab, nachdem man die drei Welten buddhistischer oder frühbrahminischer, maurischer und mogulischer Kunst erlebt hat. So wie ich später mit einem tiefen Schrecken und einer unbeschreiblichen Verzweiflung in Berlin einige Tage an den neuen Gruppen, Häusern, Museen herumgestrichen bin; lächerlich und armsälig wie noch nie hatte die Baukunst unseres deutschen Bereiches auf Den gewirkt, der vier Wochen vorher in Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Höhlen reichgegliederte, in rastloser Phantasie durchgearbeitete Säulen angestaunt, die weite Größe stiller Moscheen durchschritten und vor den Marmorwundern der Stadt Agra die zarte, vielsagende Kraft einer Baukunst, die nie literarisch, aber stets dichterisch-schöpferisch war, gespürt hat.

Die Kunst, die man in Indien und Ceylon sieht, bewundert, in tiefer Ergriffenheit sich als Schatz aneignet, ist nicht die reine Blüthe einer Rasse. Ist vielmehr ein sonderliches Produkt von kriegerischen Wellen, Kultur- und Glaubenskämpfen, metaphysischen Begierden eines Geschlechtes oder launenhaften Gelüsten eines einzelnen Menschen, der in eine Gegend verweht ist, in der er kein anderes Heimathrecht hat als einige ungestüme brutale atavistische Laster und das schöpferische Recht des Genies, das überall zu Hause ist, wo eine günstige Konstellation ihm einen Machtbereich öffnet. Darum ist diese Kunst auch gar nichts, was sich irgend mit ästhetischen Vergleichen, Formwünschen, Fragen nach Sinn und Zweck mühsälig behandeln läßt. Darum gilt kein einziger Einwand, den man gegen irgend eins der Werke aus irgend einem noch so klugen oder gebildeten Fachverstand oder Empfinden vorbringen könnte. Die Grabmäler, Tempel, Götzen sind da und — um mich ganz im Sinne der sensualistischen Kunstlehre der Zukunft

auszudrücken — verändern unseren Blutrhythmus, erzeugen so ein Lustgefühl. Später kann man nur zu beschreiben, kaum zu analysiren versuchen, wie diese merkwürdigen Sachen aussehen.

Die Formen, die aus der Rasse geflossen sind und einer drängenden Phantasie bestimmte Umrisse geben sollten, wurden, kaum gefestigt, von den hellenischen starken Vorbildern, die über Makedonien und Persien nach Indien und Ceylon kamen, umgerüttelt. In Höhlen, die dem Buddhismus und dem frühen Brahmanismus dienten, und in deren Pfeilerordnungen, Säulengruppen, den Grundrissen mit den schreinartigen Kammern als Centrum jedes Abtheils, — in solchen Höhlen sieht man plötzlich ein Ornament aus dem Bereich griechischer Kunst. Brahma, mehr noch Buddha hat manchmal einen griechischen Zug um den Mund, sein Kleid ist in athenischen Falten um den schweren dickbäuchigen Körper gelegt, der ja dann, keinem griechischen Gesetz gehorchend oder auch nur angenähert, die Fülle, das Embonpoint einer reichlichen Nahrung als Haupteigenschaft des Gottes symbolisiren muß. Der Schritt von der Höhle (Elephanta, Karlee, Ellora und anderen) bis zum oberirdischen Tempel ist der Weg der technischen Kultur. Sowohl die brahminische, also die eigentliche Hindureligion als die buddhistische hat ihn zurückgelegt.

Die primären Glaubensvorstellungen sind (man muß Das sagen, da Jeder die wirresten Vorstellungen über die indischen Religionverhältnisse hat, bevor er sie erlebt) die des Brahma-Bekenntnisses gewesen. Ein Fetischismus nach unseren Begriffen, beherrscht von dem Gefühl einer dualistischen Welt, in der unter Menschen (und daher auch unter Göttern) das gute und das böse Prinzip kämpft. Als Hauptprinzip: der ständige Wechsel der Erscheinungen. Nicht nur alles Irdische verändert die Form, Mensch wird zu Thier, Thier zu Mensch, sondern auch die Götter. Brahma hat sich unzählige Male verwandelt. Das große Wort, der letzte Sinn dieser Metaphysik ist die Verehrung der Fruchtbarkeit, der schöpferisch zeugenden Kräfte. Hier hat, wie man später hören wird, die Kunst den Weg von der unbeholfensten Naturdarstellung zur einfachen Symbolik gemacht.

Man weiß, daß der abergläubigen Brahma-Metaphysik in der dunklen, aber von allen thatsächlichen Beziehungen zur Welt gelösten und darum reinen, nicht korrupten buddhistischen Lehre die Nachfolge geworden ist. Buddhistischer Kunst verdankt man eine Reihe der seltsamsten Denkmale, zumal in Ceylon, Südindien und Burma. Vielfach große Anlagen, nach der Zeit ihrer Entstehung aber ganz verschieden im Wesen. Der Buddhismus hat in Indien nur kurze Zeit rein geherrscht. Dem tiefsten Wesen nach weniger ein Glaube als eine Weltanschauung, dazu aristokratisch und eigentlich mit Willen nur für die Elite der Bevölkerung zugänglich, hat er heute in Indien selbst keinerlei nennenswerthe Bekenner. Das Volk glaubt dem Brahminen, dessen Kaste klug genug war, nicht nur buddhistische Stimmungen, die auch ihrer Religion gehört hatten, neu aufzufrischen, sondern auch Buddha selbst zu einer der Brahma-Verwandlungen zu ernennen. So ist heute der buddhistische Kreis, sehr zum Staunen des Europäers, der in jedem Hindu einen Buddhisten erwartet, auf Ceylon, Burma und einige geringe Inseln im Festlande beschränkt. Wie sehr aber die beiden Vorstellungskreise sich auch in alter Zeit schnitten und deckten, fühlt man bei der Betrachtung der alten Denkmale, vor Allem der wundervollen Tempel und Figuren auf Gwallor; an diesen überreich wirkenden Säulengruppen, Häusern und Plätzen mit ihren Statuen und Relief-

tafeln spürt man die stets nach neuen metaphysischen Vorstellungen begierige Seele des Hindus. Er, der nie an Symbolen und Figuren genug hat, kann sich nicht mit der einen Gestalt des Buddhas begnügen. Vishnu, Shiva und mancherlei andere Götter sitzen neben dem Buddha, werden hier verehrt, sind die Heiligen dieser fürs Erste grotesk wirkenden vielfigurigen Säulenhallen, an denen keine Zollbreite an Mauer, Stufe, Säule frei geblieben ist von Darstellungen sowohl aus dem Gebiete des Buddhismus als des Brahma-Glaubens. Das sind nun nicht ethnologisch interessirende Beobachtungen: sie scheinen mir das tiefe Bedürfniß der Rassen, ihrer Seele Luft zu machen durch künstlerische Befreiung, zu zeigen.

Der reine Buddhismus ist der darstellenden Kunst naturgemäß entfremdet. Er ist gegen die Sinnlichkeit gewendet, damit gegen die schöpferischen Kräfte, ist in seiner höchsten Blüthe ja ein Preis kontemplativer Sterilität. Solcher Stimmung ist früh schon, wenn auch nicht unabhängig von der Kunst europäischer Völker, der vollendeteste Ausdruck gefunden worden in der bekannten sitzenden, auf der Lotusblume dahinschwimmenden Figur, die das Gefühl des Buddhismus für den weisesten Propheten rund und stark herausbringt. In Rangoon (Burma), wo auf jener geheimnißvollen, stets bewegten Riesenpagode Tausende von „Gautamas" wohnen, goldene, silberne, rothe, kleine und riesige, arme und reiche, giebt es nur eine einzige wesentlich andere Form. Das ist allerdings die schönste Schöpfung der ganzen indischen Menschendarstellung: der liegende Buddha, dessen Lächeln ein Spiegel der tiefsten Weisheit, geringschätzender, amusirter Weltverachtung, unpersönlichen Mitleidens, geistiger Höhe ist. Was sonst an rein buddhistischen Darstellungen gesehen wird, sind eintönige Variationen, plumpe Grobschlächtigkeiten der niedrigen, nicht bis zum wirklichen Gefühl des Buddhismus entwickelten Proletarier; es ist ja auch natürlich, da die im Leben wirkende, nicht eigenmächtige und eigenberechtigte Kunst ein Ende haben muß, wenn sie den unübertrefflichen Ausdruck, der ihr abverlangt worden ist, hergegeben hat. Zu diesem Bild ist das Volk allerdings erst auf mannichfachen Umwegen gekommen, nach Versuchen, Aufnahme fremder Motive und Abstoßung unwesentlicher. Die interessantesten Erscheinungen, die von Gwallor und Andere, die in der selben Linie liegen und oben im Norden Indiens gefunden worden sind und die man gewöhnlich mit dem letzten Reste der noch heute in Indien lebenden Jains oder Tschainas in Verbindung bringt, zeigen eine Vermischung von brahminischen und buddhistischen Motiven. Nicht nur werden in den selben Tempeln beide Götter verehrt und die figuralen oder ornamentalen Symbole Beider neben einander geduldet: man findet auf dem selben Relief, auf der aus dem selben Stein gehauenen Darstellung in parallelen Figuren die sieben Jains, sieben Buddha-Figuren und eine achtarmige Hindugöttin oder Shiva. Der Horizont der Menschen bedarf so sehr einer steten Erweiterung ins Metaphysische, daß sie so viele Göttervorstellungen wie möglich sammeln, sich assimiliren und plastisch machen. Diese mittelalterlichen Jain-Skulpturen haben einen merkwürdigen Schönheitbegriff, dem man wiederum auf Schritt und Tritt hellenische Einwirkungen anmerkt. Diese von der unseren nicht allzu entfernte Schönheit gelangt allerdings in der Darstellung des menschlichen Körpers, wenigstens über das Primitivste hinaus, nicht zu Geschlechtsunterscheidungen, noch viel weniger natürlich zu irgendwelchen Individualitätunterscheidungen. Die schönen Figuren, um einige Namen, die ja allerdings gar keine besondere Vorstellung geben, zu nennen, eine Atinatha oder Krishna-

banatha aus der Nähe von Gwalior oder die Kolossalstatuen in Gwalior selbst haben, ob sie nun männliche oder weibliche Gottheiten darstellen, die selben auch bei den ungeheuren Dimensionen schlank wirkenden Beine, etwas zu kurz in der Proportion, hoch gewölbte, aber gar nicht weiche Brustkasten, eine merkwürdige Bauchfalte, sehr kleine und schön gegliederte Füße. Die Stellung ist einmal aufrecht, die Arme eng an den Körper gedrückt, wie wir es von allen egyptischen, assyrischen und vorhellenischen Statuen aus im Gefühl haben, dann wieder kauernd, mit gestreckten oder umgeschlagenen Beinen, die dem meist dicken Unterleib eine uns grotesk erscheinende Ausdehnung gestatten, aber immer nach dem Ziel der großen Ruhe im Ausdruck trachtend, der ja dem Glauben der Menschen den hauptsächlichen Unterschied zwischen Gott und Mensch darstellen mußte. Der Mensch wandelt sich unablässig, hat nie Ruhe; der Gott genießt den Zustand stiller Endgiltigkeit, nach dem die Wünsche seiner Anbeter unablässig trachten. Hier nun wieder die große Differenz zwischen Buddha- und Brahma-Glauben, die sich denn auch natürlich in der religiösen Kunst (der einzigen, die es giebt) ausdrückt; Jain und Buddha bleiben ungefähr in dem Zustande, den sie einmal erreicht haben. Die sieben verschiedenen Jains, die verschiedenen Buddhastufen dieser Sekte kann man mit unserem Europäerauge, selbst wenn sie neben einander stehen, nur nach langer Betrachtung in den Differenzen ihres Ruhezustandes unterscheiden. Auf der anderen Seite sind die Götterbilder der verschiedenen Brahmaverwandlungen mit ihren unzähligen Armen, Händen, Symbolen und Verschlingungen von Thier- und Menschenkörper von der allergrößten Vielfältigkeit und Niemand darf behaupten, jede einzelne Abwandlung gesehen zu haben. Merkwürdig sind die kleinen Schilde, Sterne, Kränze auf der Brust, den Handflächen und den Fußsohlen, die den meisten dieser mittelalterlichen Skulpturen buddhistischer Kreise eigenthümlich sind und die neben den nicht allzu häufigen Ornamenten auf Wandflächen eigentlich die hervorstechendsten Beweise eines über die religiösen Bedürfnisse hinausgehenden Forminteresses und Gestaltungdranges bilden. Den stärksten Eindruck, den ich von buddhistischer Kunst gehabt habe, weit stärker noch als der in Höhlen, ungemessen reicher als der des eigentlich sehr geringen und nur durch das Gefühl seiner Heiligkeit gehobenen Tempels in Kandy, wo der falsche Zahn des Buddha angebetet wird, boten mir die gigantischen Figuren, die in Gwalior aus einem steinigen Fels in einen hohen Bergabhang gehauen sind. Sie stammen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und sind der Zahl nach noch heute eben so überwältigend wie der Größe nach. Es sind in verschiedenen Gruppen an den verschiedenen Abhängen des Berges angeordnete Götterbilder, mythologische Darstellungen. Noch heute, trotzdem sie vielfach verstümmelt wurden, machen diese Figuren den tiefsten Eindruck, beweisen die ganze Sinnfälligkeit der Religion, vermitteln das Gefühl ihrer in alle Lebensfunktionen hineinreichenden Gewalt. Hier spürt man, stärker als in den heiligsten Wallfahrtorten der noch lebenden Buddhisten oder Brahma-Anbeter, welche ungeheure und geradezu sinnliche Macht diese religiöse Welt übt. Man geht auf einer großen Landstraße an Felsen hinab: und an der Seite stehen nicht zwei oder drei, sondern unzählige Götterbilder, deren Höhe zwischen sechs und sechzig Fuß schwankt. Die Zahl und Beschreibung versagt hier vollständig. Man kann Keinem, der es nicht gesehen hat, sagen, wie groß ein Götze ist, dessen Länge vom Scheitel bis zur Sohle siebenundfünfzig Fuß beträgt und dessen Fuß allein neun

Fuß mißt. Das Merkwürdige aber ist, daß man im ersten Augenblick gar nicht die Dimensionen spürt, sondern etwas innerlich Ueberwältigendes, das man sich trotz allem Intellekt nicht aus den Maßen erklärt, weil die Figur eben so durch ihre absolut an keine Größen gebundene Intensität wie durch die Gewaltigkeit wirkt. Bemerkt sei noch, daß diese Figuren naturalistische Absichten noch deutlicher als die meiste übrige Kunst des Landes aufweisen, daß keinerlei Hülle die Körper verdeckt und daß schon wegen des Ausmaßes der Statuen dieser Naturalismus in der Abbildung menschlicher Körper zu ganz außergewöhnlichen Eindrücken führt. In der That haben diese Statuen selbst in einem Lande, in dem die Darstellung erotischer und sexueller Motive, von allen Abwandlungen der kühlen Darstellungen an bis zur vergnügten Ausmalung sonderlicher Spiele, immer ihren Platz an der Landstraße behauptet hat, schon sechzig Jahre nach der Fertigstellung einen moralischen Feind gefunden, den Kaiser Babar, der denn auch die Zerstörung eines Theiles der Figuren und die Verstümmelung anderer angeordnet hat. Sein Wille ist zum Glück nur unvollständig erfüllt worden. Diese in der primitivsten Art aus dem Stein gehauenen und mit ihm noch immer verbundenen Figuren wirken weit stärker als irgend Etwas, das die egyptische Welt an religiös-mystischen Formen hervorgebracht hat. Doch fehlt auch hier jeder noch so versteckte Versuch einer Individualisirung. Der ganzen buddhistischen Kunst ist das Ziel der Persönlichkeitsdarstellung fern geblieben. Sie hat in letzter Höhe einen Typus gefunden: den Gott.

— —

Die reine Hindu-Kunstmanifestation ist ganz anders. Ob man sich nun um die frühsten Erzeugnisse, um mittelalterliche oder um die allerneusten kümmert, um kostbare oder ein paar Heller werthe, die jetzt um die Tempel herum verkauft werden und die in keinem Hinduhause fehlen sollen: hier sieht man immer, unbekümmert um Körpermaß, um Schönheit, um einen noch so unbewußt und naiv herauskommenden Drang nach einem körperlichen Ideal, den Wunsch, die groteske Veränderlichkeit der Welt plastisch auszudrücken, die den Stoff für das hauptsächliche Staunen, die Philosophie eines Hindu also abgiebt. So wirken die Vishnus und Krishnas aus alter Zeit, ob sie nun aus Sandstein, Messing, glänzend polirtem schwarzen Marmor oder, wie jetzt, aus bunt gefügtem Alabaster oder Stein, aus Erde oder Thon gefertigt sind. Die geringen Veränderungen der Typen entsprechen mehr der Verschiedenheit der Orte, in denen die Werke entstanden sind, dem Material, den Nuancen der Rasse als einer mählich fortschreitenden Kunstentwickelung, die höchstens so weit gediehen ist, daß das Moment der Größe an Bedeutung etwas abgenommen hat und Ausdruck und Farbe wichtigere Mittel zum Erzielen jenes Gefühls von Schrecken wurden, das das wichtigste Ziel geblieben ist. In den Höhlen in Elephanta, in Ellora spürt man, daß, trotz den Einwirkungen persischer oder hellenischer Formen, Das, was wir grotesk nennen, also die äußerste Steigerung ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten der Natur, das Wesentlichste ist; das übermenschlich Große, das Außermenschliche der Organe, die Vielheit von Händen und Füßen, die Verbindungen von Köpfen und Körpern macht für die Menschen den Begriff der Gottheit aus. Daneben handelt es sich um das Darstellen mythologischer Vorgänge, der Abenteuer und Offenbarungen, Verwandlungen der verschiedenen Götter.

Der mythologischen Kunst ist von allem Anfang bis auf die heutige Zeit

das Wichtigste die Darstellung der Zeugung- und Geschlechtsvorgänge geblieben. Sie bilden das Centrum der Hindu-Metaphysik und des Hindu-Horizontes überhaupt. Das Tiefste, was diese Religion aus dem Menschengefühl in Verehrung umgesetzt hat, ist der Tantra-Kultus, die Anbetung der weiblichen und männlichen Fruchtbarkeitenergien. (Das Motiv des Stieres fehlt, wie bei aller Symbolik der Männlichkeit, auch hier nicht.) Diese Beziehung zum Sexuellen ist das erste und letzte Wort aller Darstellungen, bedeutet noch heute im Gottesdienst der Hindus das Wichtigste. Hier ist auch die Kunst von der Figurendarstellung bis zur Erzielung eines Symbols gediehen, des Lingham, den man von ungeheuren Dimensionen an bis zu den kleinsten Fetischen überall verehren und mit Blumen bekränzen sieht. Und eben so zeigt die Ueberfülle der kleinen Götzen aus alter Zeit fast immer irgend eine dahin ziehlende Anspielung, wobei es Heuchelei wäre, zu behaupten, daß es sich immer um die tiefe und ernst getönte Erinnerung an das Schöpfungproblem handelt. An mancherlei Orten, besonders aber in einem kuriosen Tempel am Gestade des Ganges in Benares, ist in holzgeschnitzten Reliefs eigentlich Alles dargestellt, was die Erotik auf ihrem großen Zuge von Egypten über Pompeji, die Renaissance und Aretino bis zu den ewigen Boulevard-Witzen an Stoffen gewonnen hat. Die üblichen Quadrillen der Geschlechter, das erste Mal, der Hohn des Dritten und Vierten, der Spott über den Blöden, Madame Potiphar: all die lüsternen Erfindungen der *ars amandi* stehen, als Ausdruck einer Phantasie, wie er sonst nirgends mehr zu sehen ist, hier am heiligen Ort. Von diesem Thema wäre noch Verschiedenes zu sagen, wenn es in Europa gesagt werden dürfte.

– –

Eine andere Welt. Der Zeit nach nicht viel später. Manches aus dem Götzenkreise entsteht, als schon, nur wenige hundert Kilometer entfernt, die ersten Zeichen einer wunderbar keuschen und zarten mogulischen Architektur gegeben sind. Die maurische Baukunst hat schon früh in Sandstein schöne Denkmale errichtet, Moscheen, Mausoleen, entwickelt sich aber erst in Agra und Delhi unter dem Könige Akbar, seinem Sohn und dessen Nachfolgern zu einer Höhe, die durch nichts Europäisches übertroffen wird. Akbar erbaut die Palaststadt Fathipur Sikri, in der Grundrisse und Flächenanordnungen, vielfach gegliederte und oft reizvoll geschmückte Säulen, blaue Emaildächer und pagodenartige Häuschen den Formenreichthum und die Geschicklichkeit eklektischer Stilarchitektur offenbaren Hier ist dem profanen Leben eine Kunst gewidmet worden, die in diesem Lande sonst nur den Göttern gehört; hier ist an Klugheit, Geschmack und Einfall mehr geleistet worden, als wir an spätgriechischen Bauanlagen bewundern. Der archaistische oder historische Reiz, das Gefühl, daß aus einer verlassenen Kulturwelt uns ein Ganzes voll von tausend Stimmungen zurückbehalten worden ist, braucht gar nicht mitzusprechen, wenn man einfach die absoluten Qualitäten dieser Bauwerke betrachtet. Hier ist nicht allein das Bedürfniß, Raffinement zu wecken und zu befriedigen, das in der Architektur an sich schon eine der höchsten Stufen bedeutet, sondern Phantasie, Einfall, sogar Zierlichkeit wirksam. Daß wir ein nuancirtes Leben schattenhaft in dieser toten Stadt erstehen sehen, hat ja seinen Grund nur darin, daß die Bauten eine solche Suggestion haben, die Befriedigung so vieler und feiner Bedürfnisse als tägliche Möglichkeit beweisen. Weit größer aber als diese ersten Bemühungen eines

phantastischen und nicht mit Unrecht Ludwig dem Vierzehnten verglichenen Orientmonarchen ist, was seine Nachkommen erbaut haben.

Nämlich die Marmorwunder der Paläste in Agra und Delhi, vor Allem den Taj Mahal. Den Namen hat kaum Einer je gehört; bei uns wenigstens. Wo in unseren Kunstbüchern von einigem Betracht dieses entzückende Werk genannt ist, wird es als ein pittoreskes Gewächs orientalischer Kultur bezeichnet, wird als Hauptreiz der weiße Schimmer des Marmors gegen die grüne Vegetation der Umgebung erwähnt. In Wirklichkeit aber ist dieses Grabdenkmal, das im Jahr 1630 vom Kaiser Shah Jehan erbaut worden ist, ein Werk von einer Grazie, einer innerlichen Vollendung, einer edlen Schönheit, die um nichts geringer ist als die gothischer Kathedralen oder prachtvoller Renaissancehöfe. Das Material ist weißer Marmor, die Form ein Viereck mit abgeschnittenen Winkeln, in der Mitte ein großer Dom, an den Seiten vier kleinere. Das Ganze steht auf einem riesigen Plateau, das auch aus weißem Marmor ist und in dessen vier Ecken vier Minarets stehen, jeder 33 Fuß hoch. Nun muß man die Maße hören. Die Platform aus weißem Marmor, auf der der Taj Mahal steht, ist 18 Fuß hoch und bedeckt einen Raum von 313 Fuß; die Fläche, die der Taj Mahal selbst bedeckt, ist 168 Fuß; der Hauptdom hat einen Durchmesser von 58 Fuß und eine Höhe von 80 Fuß. Ueberlegt man die Dimensionen, vergleicht sie mit denen unserer großen Kirchen, so bekommt man das Gefühl von etwas Gigantischem. Steht man aber an dem Portal, das noch ein kleiner Strom von stillem Wasser und märchenhafte Gärten von dem Plateau des Taj Mahal trennen, so ist das erste Gefühl, daß man einem zierlichen, edelsteinartigen, süßen Werk gegenübersteht, und man geht in einem wahren Taumel des Entzückens durch den Garten, tritt hinauf und steht vor einem weißen, schimmernden Palast, den man wie ein köstliches Gefäß aus dem edelsten Stoff am Liebsten in die Hand nehmen und streicheln möchte, weil man das Gefühl hat, daß die Augen hier allein nicht alle Schönheit zu den Sinnen bringen können und man auch für sein Gefühl, für die Nerven der tastenden Hände ein Glück aus diesem Juwel holen könnte. Das klingt sehr überschwänglich, etwas kindlich; und die Photographien können den Eindruck ja auch nie geben. Man kann noch ein paar Thatsachen mittheilen: daß die Schnitzereien dieses Marmors von der zierlichsten Zartheit sind; daß eingelegt in alle Flächen buntes Steinwerk in der Pietra Dura-Technik schimmert, die an die frühesten Mosaiken des Trecento erinnert; daß das Licht in den leisesten Tönen durch alle Gitter des Hauses dringt; daß die feinste Elfenbeinkunst nicht die Reize dieses geschnittenen Marmors hat; daß der Glanz der Sonne und das fahle Licht des Mondes immer neue Herrlichkeiten entdecken läßt; daß die acht Nischen der Seiten und die vier großen Portale, durch zwei Stockwerke gehend, von einer wunderbaren Gleichheit in der Anlage und im Ornament sind und daß man dennoch keinen Augenblick müde wird, den Linien, den Flächen, den Schatten mit den Augen nachzufolgen. Daß man schließlich sich vom Aeußeren dennoch losreißt, ins Innere tritt und nun einen Gitterschrein sieht, wiederum aus weißem Marmor wie dieses ganze Interieur, wiederum in den zartesten Linien und den feinsten Ranken geschnitten und eingelegt; daß Chrysopase, Rubine, Smaragde, Opale, Topase die Farbe für die Blumen geben, die den Zierrath der Gitter und der Särge bilden; daß es drin bald dämmert und man nur manchmal einen Edelstein blutroth oder märchengrün aufleuchten sieht; und daß

bald wieder ein vielfach gebrochener Lichtstrahl den Marmor erschimmern läßt. Man muß oft dort gewesen sein, muß die Augen geschlossen haben bis zum letzten Augenblick und sie dann plötzlich mit einem Mal geöffnet haben, um die ganze Pracht in einem Augenblick aufzusaugen; oder man muß langsam, Schritt vor Schritt, schon aus weiter Ferne die bekannten Linien gesucht haben. Muß aus der dunklen Nacht plötzlich den weißen Glanz haben erscheinen sehen, um dann zu wissen, daß hier ein Haus von nie erschöpfbaren Reizen, erfüllt vom tiefsten Sinn der Schönheit, in der Stille steht, ein Geheimniß der Kunst, von dem nur Wenige wissen.

Der Taj Mahal ist von einem Kaiser erbaut worden, um die geliebteste Frau zu ehren. Taj Mahal ist eine Abkürzung für Taj Bibi Ke Roza; dieser Titel klingt schon süßer, zärtlicher, näher dem wirklichen Eindruck. Die Zeit, in der es erbaut worden ist und in der die Menschen das Gefühl für diese Schönheit hatten, mußte denn auch irgend eine Deutung dieses nie geahnten Werkes erfinden. So sagte man, der Kaiser habe gar kein Haus bauen wollen, sondern ein Bildniß seiner Geliebten. Der Moslimglaube gestattet keine Portraits; und so wollte er ein Symbol dieser wunderbar sanften, geheimnißvollen, vielleicht launischen, sicher aber immer schönen und reizvollen Geliebten geben. Da schuf er den Taj Mahal. Hier liegt die Favoritin begraben, liegt auch er selbst. Und man muß auch in ein paar Worten die menschliche Tragik erzählen, die dieser Kaiser erlebte. Er erbaute das Werk und hat es vollendet in Freiheit nicht mehr gesehen; sein Sohn nahm ihn gefangen und sperrte ihn drüben auf dem Fort in den Palast ein, der auch ein unbeschreibliches Wunderwerk ist, gefügt aus kleinen Marmorsälen, mit Edelstein geschmückten Veranden, zarten Badezimmern, vielfachen Ausblicken, ruhigen Sitzplätzen und Gitterthüren, die in neue zärtliche Gemächer führen. Hier, wo sich auf einem großen Fort altindische Palastmauern mit diesen Zeichen mogulischer Architektur berühren, war er in einem kleinen Erker gefangen, von dem aus der Blick in der Ferne den weißen Glanz des Taj Mahal sieht; hier starb er mit einem letzten Blick hinüber.

Man müßte auch von den Ornamenten schwärmen, diesen Blumenranken elegantester Linie, die im Taj Mahal sind oder drüben auf dem Fort in den Harems-gemächern, in den Badezimmern, durch die das kühle Wasser floß, oder in den Perl-Moscheen, wie sie in Agra und Delhi stehen; die in Agra etwas reicher, in Delhi aber das Rundeste und Vollendetste an Farbe, Ton, Proportion, Linie und Form sind, das man nur denken kann. Was die Leute in Kairo an den Resten maurischer Architektur so bewundern, scheint Dem ein armer Versuch, der vorher die Stärke dieser indischen Kunst gespürt hat.

Mit Allem, was wir uns unter Baukunst denken, hat das Werk ja nichts zu thun. Der Zweck, die Nützlichkeit gilt gar nichts; der schöne Schein, Gefühl ist Alles. Die Klugen sagen: Der Taj Mahal ist nur eine Fassade; innen ists dunkel und man sieht kaum die beiden Särge, für die er erbaut worden ist. Sie finden das Grab des Akbar grotesk, weil man fünf Stockwerke hinaufsteigen muß, um dann einen leeren Sarkophag zu sehen; die Leiche selbst liegt unten im Keller. Ein braver Deutscher hat mir in Agra gesagt, das Königsschloß am Chiemsee sei viel schöner und der ewige Marmor werde allmählich langweilig. Warum ich diese Läppereien wiederhole? Weil sie an das Gefühl erinnern, das man bei uns überhaupt der orientalischen Kunst gegenüber hat und das man denn auch in den meisten

unserer Kunstbücher über die indische Architektur vorsichtiger und wissenschaftlicher ausgesprochen hört. Sie ist den Kritikern etwas Pittoreskes, etwas Merkwürdiges, ein Kapitel aus der Kuriosität. Niemand aber spricht aus, daß hier eine Kunst zu Werken gediehen ist, die in einzelnen Exemplaren den unseren an Innigkeit und Zartheit, an reiner Form überlegen sind. Daß also nicht die englische oder europäische Kultur in Indien als Siegerin eingedrungen ist, sondern wir hingehen, um eine Schönheit zu sehen, die unserem Wesen fremd und unserer Sehnsucht nah ist.

— —

Kleinigkeiten. Zeichen einer künstlerischen Gesinnung, die mit bewußter Kunstübung noch wenig zu schaffen hat und deren Eindruck später unsäglich stark wiederkommt: die rosenroth gefärbten Fassaden in Jeypore. Frontflächen der Häuser, die oft genug von der Masse, dem Kern des Gebäudes durch Alter und Verfall längst gelöst sind und deren Schnitzerei den Blick ins Freie, auf einen kühlen, blauen Winterhimmel oder auf die schmierigen Höfe der Handwerkstätten offen läßt. Oder aus Holz geschnitzte Portale, an denen jeder Zoll mit einer Phantasie, deren Stoff weit öfter Form und Linie als Figur und Gefühl ist, bedeckt wurde. Aber Das ist doch Kunst, sagt man. Nein: es ist der primärste Ausfluß menschlichen naivsten Spieltriebes. Ist das Gefühl des Kindes den Dingen gegenüber: daß nämlich Etwas mit ihnen geschehen muß. Daß keine Flächen leer bleiben, keine Naturform ungeändert, unverbessert, vermenschlicht sozusagen bestehen bleiben darf. Gewiß wird aus solchem spielerischen Antrieb dann die Kunst. Ist sies in Indien, im indischen Indien je geworden? Fast scheints ein Kampf um Begriffe, Unterscheidungen, da doch so manches tiefblaue oder rubinrothe Email entzückt, alte Waffen es an Schönheit aufnehmen können mit den edelsten Toledanerklingen (auch die Dämmerstunden am Marktplatz von Toledo, im kleinen Laden waren von unvergänglichem Reiz). Aber man muß doch anmerken, daß Indien keine Malerei hat; doux pays! Daß bei der himbeerfarbigen Anstrichfarbe jeyporischer Häuser diese Art, das Leben künstlerisch zu spiegeln, ihr letztes Ende gefunden hat. Daß übers Dekorative hinaus die schöpferische Kraft nicht zielte. Daß die Textilkunst persisch, afghanisch, maurisch eher ist als rein indisch. Daß auch dem Kunsthandwerk die Farbe nur als Kontrastmittel diente, das einzige Email ausgenommen. Ueberall bleibts bei der Einfarbigkeit stehen oder beim Wechsel von Hell und Dunkel, Licht und Schatten. Das sind die Motive der eingelegten Metallarbeiten. Wenn manchmal im Zuge der historischen Wechselwirkungen Maurisches in Indisches, Chinesisches in beide verschwisterte Welten eindringt, so ist Das nur ein Wetterleuchten. Oben bei Tibet giebts Götterchen, die den chinesischen ähnlich sehen. Einer mit dickem Bauch steht vor mir: er hat auf dem grauen Stein ein paar rothe Flecken; es sind die Flecken des Materials, die dem Künstler nicht das Wichtige waren. Alle die tausend Gautamas auf der Pagode in Rangoon oben sind golden, mit Edelstein geziert. Wie die scheusäligen Fratzen am Gangesufer in Benares, jenem heiligen Ziele von zweihundert Millionen gottessehnsüchtiger Menschen, meist blutroth angemalt sind. Das sind aber nur Mittheilungen über ihre Größe, Stärke, Erhabenheit, Schrecklichkeit. Die Farben sind Hieroglyphen, dienen nicht der Darstellung. Da hat man in solchem aperçu einen Haupteindruck indischer Kunst: sie zeigt an, statt darzustellen . . . Doch man darf sich gewiß nicht einbilden, in ein paar Worten das vielgestaltige Wesen Jahrhunderte währender Kunstübung einzusaugen.

— —

In Ahmedabad. Hier stehen alte maurische Grabmäler. Grauer Stein, geschnitzt, als wäre es Holz, in dessen gefügige Fasern das Messer, jedem Impuls folgend, Linien schneiden kann. Hier schon merkt man, was dann die mogulische Architektur des Taj Mahal, der Perlmoscheen so charakterisirt: daß die Arbeitkraft, unser werthvollstes, theuerstes Material, gar keinen Preis gehabt hat. Die Mühe der nicht bezahlten hungernden Sklaven, die fronten, ist billig gewesen. Könige ließen hier Grabmäler bauen. Sonderbare Bäume stehen zwischen Sarkophagen in Höfen, deren Grenzen jene vielen Gitter bilden, die die Gelegenheit für so viele Ornamentvariationen abgaben. Da sind Kreise, Quadrate, unbeholfen gestellte Blattkränze. Dann, in der Großen Moschee, die ein paar Nischen und Erker hat, bei denen man an frühe Gothik denken muß, beobachtet man die Wege, die spielerisch betrügende Macht der Kunst, die den Bildhauer, der nur Zeichen, Sprüche meißeln will, gegen seinen Willen einen Dekorateur werden läßt, der seine Lettern so setzt, wie es der Rhythmus seines Blutes, sein Formgefühl, die Fläche nach ihren Gesetzen verlangt. So entsteht, unbewußt dämmernd, ein Stil. Ungewollt, aus Gedanken, Mittheilungen, religiösen Anweisungen, Zierrath und Ornament, das nun auf unsere Sinne wirkt.

Im selben müden, morschen Ort, der übrigens die Heimath der kostbaren goldgewirkten Knobics, der prunkvollen Damaste ist, steht ein neues Gotteshaus, mit viel Aufwand erbaut von den „Jains", der kleinen Sekte indischer Buddhisten (sie sind es nur ungefähr, von Weitem sozusagen). Ein trauriges Zeichen neuer Kultur, importirten Europas. Holzschildwachen, von jener Größe, die man unter dem Christbaum amerikanischer Milliardäre vermuthet, stehen, blau und roth gemalt, vor dem weißen Thor. Und sagen: Wir sind die Hüter der Götter. Man lächelt noch über die Puppen, wenn man schon im Hof ist, die Schuhe ablegt und in den Tempel tritt. Ein Säulengang und Nische an Nische enthält den gleichen Götzen, der, die Knie überschlagen, geistlos dasteht. Jene in Rangoon, jene liegenden Buddhas mit dem wehmüthig-fremden, geheimnißvoll traurigen Lächeln sind wahrhaftig Götter. Diese sind arme, in irgend einer Fabrik gekaufte Götzen. Im Allerheiligsten klappert ein Kristall-Lustre, billige Spiegel sind der Stolz der Priester, die gerade den Tempel zu einem Feste waschen. Sie nehmen vom Hals ihrer Götter das Geschmeide; und selbst der Schmuck des verborgensten Götzen, zu dem man auf kleinen Treppchen hinabsteigt und den man nur durch Gittter auf einige Distanz hin sehen kann, erweist sich in der Sonne als buntes geschliffenes Glas. Aus Böhmen kommt diese Herrlichkeit indischer Geheimnisse, — wie die in Kupfer getriebene Gebetmühle des tibetanischen Lamas, die mein Reisegefährte in Darjeeling oben gekauft hatte und in der dann zu lesen war: „Made in Germany".

In diesem Lande hat die Kunst nie die Natur zu fassen, in der Malerei zu vergewaltigen gesucht. Manchmal, so jenem maurischen König Akbar, einem großen Kunstpolitiker des Ostens, sind Wünsche aufgeflattert, wenn er europäische, eher noch chinesische Farbenkunst sah. Aber bei Wünschen blieb er stehen. Seltsam genug. Schließlich aber ist es bisher den Europäern auch noch nicht gelungen, mehr als bunte Ansichtkartenkunst zu geben. Niemand hat noch die tragische Atmosphäre indischer Vergangenheit, den Schimmer der Farben, die wirre Stimmung der Tropen eingefangen; Niemand sie auch nur angedeutet Selbst die Beziehung der Bildhauerei und des Kunsthandwerkes zur Natur ist gering.

Die simpelsten Blatt- und Blumenornamente empfindet man als sekundär, nicht in der Seele des Volkes spontan erblüht, sondern aufgepfropft. Die Natur ist weit weg. Und verleiht doch erst jeder dieser Bauten den besonderen Glanz. Ein Baum mit olivengrauen Blättern, der im Hofe steht, ein Busch, der die Thormauern überwuchert, eine Palme, die, kerzengrade, unglaublich hoch ragt, der Fluß, der silbern hinzieht und den Palast vom Horizont trennt, die blaue Ebene im Weiten: Das sind die natürlichen Hintergründe und sie geben dem Gesicht jene Beziehung zum Gefühl, die das Werk an sich (wenn es das gäbe) nicht besitzt: die Atmosphäre.

Diese Natur aber und diese immer anders kreuchende Menschlichkeit ist so stark in der Stimmung, daß man an jedem Abend, wenn es ganz, ganz finster ist und auch die mysteriöse Dämmerzeit mit ihren vielen, grotesken und ängstigenden Schatten verstrichen ist, auf einer langen Fahrt oder, weil man sich, immer noch nach Gesichten hungrig, mit dem Rickshawwägelchen an Märkten, neben bunten Laternen, lustigen Häusern oder dem stillen Meer entlang hat ziehen lassen, daß man, sage ich, dann, wenn alle Lichter verlöscht sind, ganz aufgeregt die Bilder, Ausschnitte, Silhouetten vor sich sieht und nicht begreift, daß Keiner Das malt, Keiner in Kunst umsetzt und nur die Literatur, die doch sonst stets um einen Schritt zurück ist, diese Stimmung fassen konnte. Nun erst spürt man die Märchen, spürt den indischen Romanzenkreis Goethes, spürt Buddhas Welt, erfüllt schon damals von jenem tiefen Pessimismus, daß Alles gleitet und nichts gewiß ist als das unfehlbare Dahinschwinden auch des stärksten Augenblicks . . .

Paris. W. Fred.

Der Fischer.

Die junge Erde trank den Winterschnee
Und duftges Weiß die Kirschenbäume sprühen;
Wie flüssig Silber liegt der stille See,
In frischem Gold die Weidenblätter glühen.
Und Falter kommen, gelbbestäubt die Schwingen,
Dahergegaukelt über Feld und Rain,
Tief in den süßen Blüthenkelch hinein
Sie mit den kleinen Sammetköpfchen dringen.
In leichtem Kahn die glatte Fluth hinaus
Ein Fischer treibt, fern von dem Uferhügel;
Er wirft das Netz, es breitet weit sich aus:
Und jäh zerbrochen ist der Wasserspiegel.
Er denkt ans treue Weib in ferner Klause,
Die wie die Schwalbe nicht ihr Heim verläßt,
Und wie er reich beladen bald nach Hause
Mit Nahrung eilt zu ihr ins traute Nest.

(Nach Li-Tai-Pe)

Hamburg. Theodor Suse.

Jwo Amidjas Sohn.*)

In Tenje, wo die Amidjas ihre Besitzung haben, lebte vor zwanzig Jahren eine alte Serbin, die hieß Mara und, wenn ich nicht irre, Komossar. Die ganze Welt nannte sie Tschorawa Mara; denn sie war auf einem Auge blind. Sie hatte eine halbe Kette Grund, also ziemlich viel für solche Leute, aber es ging ihr dennoch miserabel, denn ihre Söhne waren ihr nach Amerika durchgegangen und sie mit ihrer Tochter konnte die Feldarbeit allein nicht leisten.

Damals war der junge Amidja, Jwo, der jetzt Majoratsherr ist, auf der Universität in Klausenburg. Sein Alter wollte ihn nämlich durchaus Banus werden lassen: und dazu muß man in Ungarn studirt haben.

Natürlich war das Ganze einfach lächerlich. Die Universität hat er wohl überhaupt nie gesehen. Wenn man ihn von Tenje weg nach Klausenburg schickte, fuhr er geraden Weges nach Budapest, wo es viel amusanter ist, und wenn er wieder nach Hause kam, sagte er allabendlich nach dem Souper Gute Nacht, schloß seine Zimmerthür, zündete die Studirlampe an und war sofort zum Fenster hinaus, auf und davon und bei der Tschorawa Mara. Das war in Tenje allgemein bekannt. Jeden Sonntag sang der Dudelsackpfeifer im Wirthshaus: „Unsere Sofa liebt den jungen Grafen.“ Sofa aber war die Tochter der Tschorawa Mara Im Kroatischen reimt sich Das und klingt viel hübscher.

Jwo Amidja hatte an der Geschichte einen doppelten Spaß. Die Sofa war an sich schon nicht zu verachten; das Mädel hatte Augen im Kopf, die Einen ordentlich fraßen, und einen Mund wie ein Herz-Aß. Aber geradezu possierlich wars, wie sich ihre Mutter, die Tschorawa Mara, benahm Jn Tenje lachten sie sich bucklig über sie. Oft machte sich irgend ein Herr, zum Beispiel: ein Beamter, den Witz und hielt bei Mara um die Hand der Tochter an. Dann lächelte die Alte geschmeichelt und sagte: „Sie sind sehr gütig, aber meine Sofa ist schon vergeben; sie wird Gutsherrin.“ Die Alte bildete sich nämlich steif und fest ein, Jwo werde das Mädel heirathen; bildete sichs ein, seit er ihr einmal einen Dukaten Angeld gegeben hatte, wie es bei den Bauern so Sitte ist. Der schöne Wahn zerstob allerdings, sobald Sofa interessant wurde. Als sie ihre Zwillinge bekam, war Jwo schon lange Doktor und bei der Botschaft in Konstantinopel, als dritter Attaché. Sofa ging ins Wasser. Weil sie Jwo nicht zu finden wußte, aber hauptsächlich, weil die anderen Mädchen sie Katze schimpften. Bei den Bauern ist es eine große Schande, Zwillinge zu gebären; man nennt solche Weiber Katzen. Jwo hatte von Alledem keine Ahnung. Woher auch? Sofa hatte ihm, als das Malheur geschehen war, wahrscheinlich keine Sterbenssilbe verrathen. Mama Amidja war einfach indignirt über die schmutzige Liaison des Herrn Sohnes und schwieg sich in ihren Briefen nach Konstantinopel gründlich aus. Mit Ferko aber, dem älteren Bruder, war Jwo übers Kreuz. So kam es, daß er nach der Hochzeit Ferkos mit Kiki Sokolowitsch, also viele Jahre später, nach Tenje zurückkam und dort erst erfuhr, daß er glücklicher Vater und fast doppelter wäre, wenn sich der eine Sprößling nicht zufällig beim Aepfelstehlen totgeschlagen hätte. Glücklicher Vater blieb er aber.

---

*) Eine slavonische Skizze aus dem Buch „Adelige Geschichten“, das Herr Roda Roda nächstens bei Albert Langen in München erscheinen läßt.

Nun, solch ein Nachwuchs ist nicht sehr angenehm, besonders im Ort nicht. Das läuft dann entweder in Lumpen umher und ist ein ewiger Vorwurf; oder man fängt an, den Kerl zu versorgen: und dann hat es mit den Belästigungen und Ansprüchen kein Ende. Iwo that, was noch immer das Klügste in solchen Fällen ist: gar nichts. Der Bub gab Ruhe, eine Mutter war nicht da und die Tschorawa Mara war so alt, daß sie sich um nichts mehr scherte. So wäre denn das Ganze mit der Zeit wohl ziemlich in Vergessenheit gerathen, wenn Iwo nicht geheirathet hätte. Weiß Gott, ob die deutschen Frauen alle so sind? Die man hier zu Lande zu sehen bekommt, haben durchweg ein Radel zu viel. Der Stammhalter sah seinem zärtlichen Papa leider kompromittirend ähnlich. Die junge Gräfin ging nur einmal durch Tenje spaziren und hatte ihn schon entdeckt. Er lud gerade, so gut ers konnte, Mist auf, um den Garten der Tschorawa Mara zu düngen.

„Welch schönes Gesichtchen!“ rief die Gräfin; und sagte zum Kammermädchen: „Ach, fragen Sie den Knaben doch, wie sein Vater heißt.“

Das Kammermädchen fragte; und der Bengel antwortete pünktlich und nicht ohne Stolz: „Gospodin Grof Iwo Amidja de Tenje.“

Jede andere Dame hätte es nicht gehört. Aber deutsche Frauen sind gründlich.

Eine Viertelstunde später wußte sie Alles und machte Iwo Szenen, bis ihm nichts übrig blieb, als den Jungen ins Schloß zu nehmen. Dazu mußte Iwo der Jüngere erst auf Martin umgetauft und gründlich mit Salbe behandelt werden.

Es war ja zweifellos eine Dummheit von der Gräfin Käte. Jeder vernünftige Mensch muß Das zugeben. Aber eigentlich hatte die kleine Frau wahrhaft großartig gehandelt. Wer sie deshalb auslacht, bedenkt nicht, wie edel und hochherzig diese Frau dachte, als sie, so jung, wie sie war, wo sie doch wenigstens mit der Möglichkeit künftigen Kindersegens rechnen mußte, einen außerehelichen Erben ihres Mannes ins Haus nahm. Wie gesagt: schön wars. Klug nicht.

Martin war also im Schloß. Wenn es nach Gräfin Käte gegangen wäre: der Bauernbub hätte ganz wie ein richtiger Graf gezogen werden müssen. So weit gab nun Iwo denn doch nicht nach. Er behandelte ihn gut, ging sogar im Anfang auf Kätes verschrobene Ideen ein, aber später fand er doch den richtigen Standpunkt wieder und setzte den guten Martin auf Lohn.

Als Komtesse Gertrud zur Welt kam, übersiedelte Martin endgiltig in den Gesindeflügel. Nun wars ein eigenthümliches Schauspiel, wie es bei Amidjas zuging. Wenn Iwo nicht zu Haus war, durfte die Dienerschaft von Martin nie anders als von „Seiner Gnaden, dem jungen Herrn“ sprechen, und „Graf Martin“ lernte Französisch. Kam Iwo heim, so mußte „der junge Herr“ den selben Tisch abdecken, auf dem er vorhin Bonbons gegessen hatte.

In Tenje, dem trostlosen Sumpf, ist noch Niemand alt geworden. Komtesse Gertrud zählte sechs Jahre: da wurde Käte sterbenskrank. Nun geschah Etwas, das auf Iwos Charakter wirklich ein recht häßliches Licht wirft und selbst seine besten Freunde empört hat. Die Gräfin, dieser Engel von einer Frau (denn was sie gefehlt, hatte sie doch nur in ihrer maßlosen Güte gethan), forderte auf ihrem Totenbett in Gegenwart des Kaplans und auch Martins von Iwo den Eid, daß Iwo seinen Sohn anerkennen werde. Und diesen Eid schwor Iwo. Aber kaum hatte Käte die Augen geschlossen, als er Martin zum Stallburschen machte.

Iwo hatte ja eine Entschuldigung für sich: anerkennen konnte er den un-

ehelichen Sohn nicht. Dazu muß man die Einwilligung Seiner Majestät haben und der König muß erst gekrönt werden, der dem Enkel einer einäugigen Serbin den Grafentitel zuspricht. Immerhin: Iwo hätte den Martin in ein Pensionat, in eine Kadettenschule, ins Kloster stecken können oder selbst irgendwohin nach Oberungarn zu einer Herrschaft als Diener; aber in den eigenen Stall: Das ist gemein. Das ist mehr als teuflische Rache.

Daß die Reitknechte den Jungen nicht mit Handschuhen anfaßten, kann man sich denken. Einmal band ihn angeblich der Paradekutscher an die Krippe und zwang ihn, dumpfigen Hafer zu essen, weil Martin ihn den Pferden vorgeschüttet hatte. Und so soll noch manches Andere passirt sein. Aber am Besten, man wiederholt das Gerede nicht.

Früher hatte die Dienerschaft dem Martin gern heimlich Eins ausgewischt. Seit ihn aber die Kutscher in der Arbeit hatten, that er Allen aufrichtig leid. Selbst die Beschließerin von Tenje, eine bekannte Megäre, zog sich hohe Röhrenstiefel an, um ihm darin ein paar Bissen in den Stall zu schmuggeln. Sonderbar: Martin hing auch da noch an der kleinen Gertrud. Man sollte doch glauben, ein hungriger, verprügelter Junge werde sich, wenn er schon irgendwie loskommen kann, in die Küche schleichen oder auf dem Heuboden verkriechen. Aber nein. Der arme Teufel hatte, als echter Amidja, eine gefährliche Passion: er spielte für sein Leben gern mit der Gertrud. Die war ein frühreifes Persönchen und schwieg davon gegen Iwo fein still; und wenn die Aja den Umgang nicht dulden wollte, schlug die Kleine um sich wie nicht gescheit.

Einmal kam Iwo aus Agram nach Hause: und das Erste war, sein Mäderl auf die Knie zu nehmen. Die Aja stand dabei.

Da beginnt die Kleine, irgend einen blödsinnigen Kinderreim zu singen: „Djüh, Hutschi, Zombor fohre, hod sei rode Rock verlore.“ Im Nu fährt Iwo auf: der Reim kommt von der Tschorawa Mara. Man muß den Auftritt von der Aja geschildert hören. Sie sagt, in einem Augenblick habe sie noch nie einen Menschen sich so furchtbar verändern sehen.

Iwo sprach kein Wort. Er tobte nicht, er that nichts; weil er nicht konnte oder weil er sich vor seinem eigenen Zorne fürchtete? Nachmittags aber befahl er, Martin aus dem Hause zu jagen. Martin ging (Das haben mehrere Leute gesehen) heulend in der Richtung auf das Haus zu, worin seine Großmutter, die Tschorawa Mara, gewohnt hatte. Der schreckliche Vorfall aber, der sich am nächsten Tag abspielte, ist vollkommen unaufgeklärt.

Gegen Mittag sprang Komtesse Gertrud noch munter im Park umher. Am Abend fand man, nach verzweifeltem Suchen, ihre Leiche im Fischteich. Ob Martin das Kind etwa im Park erwürgt und dann, am hellen Tag, zwei Stunden weit weggeschleppt hat ob er es mit sich fortlockte und dort erst umbrachte: wenn es nicht irgend einmal gelingt, Martin auszuforschen, wird Das ewig ein Räthsel bleiben.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls wollte, daß die arme Kleine gerade dort gefunden wurde, wo sich ein paar Jahre vorher Sofa, Martins Mutter, ertränkt hatte. Das sieht fast wie Vergeltung aus.

Denn in gewissem Sinn (Das heißt: vom idealistischen Standpunkt aus gesehen) war doch Iwo am Selbstmorde der Sofa schuld gewesen.

Roda Roda.

Der Apothekerklaps.*)

Herr Dr. Hellpach stellt in den Vordergrund seiner Schilderung der Apothekerpsychose die Halbheit der Vor- und der Ausbildung. Er schreibt also auch der ungenügenden Bildung einen Hauptantheil an der Entstehung gewisser Abnormitäten zu. Das muß ich nach meinen Erfahrungen entschieden als unrichtig bezeichnen. Die Vorbildung des Apothekers ist keine andere als die Tausender von Realschulabiturienten, die in alle möglichen Berufe eintreten, ohne daß man sie deshalb für leichter disponirt zu einer abnormen Entwickelung erklären könnte. Der Grund ist nur in der Ausübung des Berufes selbst zu suchen. Uebrigens findet man unter den Apothekern sogar Leute von hoher Bildung, Leute, die in vielen Wissensgebieten zu Hause sind. Da ist der eifrige Stenograph, der alle Systeme kennt, der leidenschaftliche Sammler von Naturalien, auch der Alterthumsfreund und Geschichtkenner, der mit manchem Fachmann an Kenntnissen den Kampf wagen könnte. Doch all dieses Wissen ist unproduktiv, gewissermaßen potenziell nur angehäuft, nicht kinetisch nutzbar. Warum? Weil die Berufsthätigkeit in ihrem überwiegenden Theil nur eine geringe Zahl von Handgriffen und kleinen Ueberlegungen fordert, die an und für sich ziemlich einfach sind und erst durch ihre Häufung eine Leistung vorstellen. In lebhaften Geschäften führt die Gewöhnung an diese kurze, fortwährend zu unterbrechende, mechanische und in ihrer Wiederholung lähmende Thätigkeit verhältnißmäßig früh zu Erschöpfung; mitunter auch, gerade bei begabteren Persönlichkeiten, zu einer Psychose. Diese besteht in einer vollständigen Umformung des normalen Fähigkeitenlebens. Wer diese Metamorphose mit ihrer Bekämpfung des oft ungemein heftigen Widerwillens gegen die mechanischen Arbeiten des Pillendrehens, Salbenreibens (bis Einem die Sache, wie ein Gleichniß sagt, das fast keins mehr ist, in Fleisch und Blut übergegangen ist) nicht durchgemacht hat, weiß nicht, daß in diesem Ertöten angeborener Fähigkeiten zu Gunsten des Erwerbes anderer ein Stück Tragik steckt, wie wohl in jeder Psychose. Doch ein großer Theil unserer Berufsanomalien lebt gar nicht in uns, sondern in den Schädeln unserer Beurtheiler. Sobald man mit Leuten zusammentrifft, denen unser Beruf unbekannt ist, kann man alsbald in lebhafter und angeregter Unterhaltung sein, jedenfalls ohne von dem Betreffenden für nicht normal gehalten zu werden. Stellt man sich aber als Apotheker vor, dann kann man in neun von zehn Fällen darauf rechnen, nach ein paar Minuten zu hören: Ach, wissen Sie, die meisten Apotheker sind zu komische Leute!

II. In Ihrer Zeitschrift erschien am dritten Februar ein Aufsatz über Berufspsychosen vom Dr. Willy Hellpach. Die allgemeinen Auseinandersetzungen in diesem Aufsatz mögen richtig sein oder nicht. Ich weiß es nicht und nehme sie auf Treue und Glauben hin. Auch bei den praktischen Beispielen mag die Begründung der Ursachen des Caesarenwahnsinns stimmen. Mir sind gekrönte Häupter noch nicht oft begegnet und die Serenissimi sind im Witzblatt wohl lustiger als im Leben. Anders steht es mit der Erklärung, die Herr Dr. Hellpach vom Apothekerklaps oder, wie man bei uns sagt, vom Apothekersparren giebt. Ich kenne viele Apotheker und kenne auch ihren Betrieb. Unter allen mir bekannten war nur einer, der den bekannten Sparren hatte; ich glaube aber fast, er hätte ihn auch in einem anderen Beruf gehabt. Sehr verbreitet scheint also diese Berufskrankheit nicht zu sein.

*) Der am dritten Februar hier veröffentlichte Artikel „Berufspsychosen", ist namentlich von Apothekern, in vielen Briefen kritisirt worden. Um auch einer von Hellpachs abweichenden Auffassung zum Wort zu verhelfen, will ich zwei davon abdrucken.

Hellpach wird sagen: Aus einzelnen Beispielen kann nicht giltig geschlossen werden. Richtig. Zwar thuts jede Statistik. Ob mit Recht, ist eine andere Frage. Aber dann darf mir Herr Dr. Hellpach auch nicht mit seiner Meinung kommen, die aus einer nicht größeren Zahl von Beispielen rationalistische Schlüsse zieht. Er hat eben Pech gehabt mit seinen Apothekerbekanntschaften. Das ist bedauerlich. Aber ein ganzer Stand darf nicht darunter leiden.

Sammelbegriffe wie Gattungbegriffe zu brauchen, ist vom Uebel. Der Gattungbegriff betont die wesentlichen gemeinsamen Eigenschaften der Einzelexemplare, der Sammelbegriff die zufälligen. Hellpach sagt auch: „Die Männer“ oder „Die Weiber“. Wie zahllose Differenzirungen und Abstufungen der Persönlichkeiten sind hier zu finden! Und wie unbedeutend ist dagegen der Allgemeincharakter! Eine ähnlich starke Verschiedenheit fällt innerhalb der einzelnen Berufsgruppen auf.

Denken Sie einmal an den eleganten Herrn Ministerialrath und dann an den Amtsrichter, der Jahre lang draußen bei seinen Bauern sitzt und dessen Beinkleider sich durch ungleiche Länge auszeichnen. Beide sind Juristen. Soll ich nun sagen: Der Jurist kleidet sich elegant oder: Der Jurist hat ungleiche Hosenbeine? In meiner Heimathstadt hatten wir einen Hausarzt. Der hatte einen Stock mit einem silbernen Knopf. Beim Besuch ließ er ihn regelmäßig stehen. Und ich mußte ihn nachtragen. In der Mundecke hatte er einen Cigarrenstummel, seine Stimme war schrill und die Haut seiner Hände hart. Mein Vater wurde in die Nachbarstadt versetzt. Und unser Hausarzt hatte dort auch harte Hände, schrille Stimme und den appetitlichen Cigarrenstummel. Nur der Stock hatte einen Elfenbeingriff. Stehen ließ er ihn aber auch. Meine kindliche Logik schloß: Ein Doktor ist unangenehm; er hat Hände, die wehthun, er schreit, er riecht nach feuchtem Tabak und man muß ihm den Stock nachtragen. Später habe ich liebenswürdigere Medizinerexemplare kennen gelernt. Und vorm Verallgemeinern mich besser gehütet.

Im Apothekerberuf sind die Unterschiede der Persönlichkeiten besonders auffallend. Zum Theil wohl, weil die nivellirende Fachunterhaltung hier fehlt. Die ist nur im Kreis der Fachgenossen möglich. Sonst hat kein Mensch ein Interesse daran. Der gewichtigere Grund dieser starken Differenzen liegt aber in der Verschiedenheit der heimathlichen Milieus. Ein großer Theil der Pharmazeuten rekrutirt sich aus Apothekersöhnen. Die Apotheke ist langjähriger Familienbesitz. Ich kenne ganze Apothekerdynastien. Das giebt dann dem Wesen etwas Bodenständiges, einen feudalen Anstrich (feudal im alten Sinn des Wortes). Wie denn auch dem kleinen Mann besonders auf dem Lande der Apotheker viel mehr Respektsperson ist als der Arzt. Er muß ein Grundstück besitzen. Er kann kein so Hereingeschneiter sein wie der Arzt oder der Beamte. Die anderen Pharmazeuten sind meist wohl von besonderem Interesse in ihren Beruf geführt worden; manchmal auch Leute, die auf der Schule hängen blieben. Solche, deren Väter nicht das nöthige Geld hatten, um durch Privatunterricht das Abiturium schließlich doch noch durchzudrücken. Vor schwach Begabten ist aber kein Beruf sicher. Juristen und Aerzte auch nicht.

Hellpachs Vermuthungen über die Genesis des Apothekerklapses scheinen mir nicht einmal als Vermuthungen werthvoll. Denn wie soll eine Berufskrankheit durch Vorgänge erklärt werden, die vor dem Eintritt in den Beruf liegen? Die Beobachtung, daß auffällig viele Apotheker klein seien, ist wirklich nicht ernst zu nehmen. Auf welchen Prozentsatz von Einzelexemplaren kann sich im besten Fall diese Beobachtung stützen? In meiner Heimathstadt haben die Apotheker fast ausnahmelos reichliches Gardemaß. Ich werde mich trotzdem hüten, zu sagen: Apotheker sind lang gewachsen. Analogieschlüsse sind immer gefährlich. Und eine Verallgemeinerung ganz vereinzelter Thatsachen ist noch

nicht einmal ein Analogieschluß. Was Hellpach von der Halbheit des pharmazeutischen Berufes sagt, beruht auch nicht auf allzu genauer Kenntniß. Zunächst macht sich hier die leidige Ueberschätzung bescheinigten Wissens breit. Du lieber Gott: das Abiturium! Als ob danach die Bildung eine ganze wäre! Die letzten Schuljahre geben dem künftigen Berufsmann eine Ahnung von allgemeiner Bildung mit auf den Weg. Nur bei den Begabtesten, insbesondere bei den „Schulmeistern", erstreckt sich das Bedürfniß nach Wissen neben dem Fach auf die späteren Jahre. Angenommen, der Pharmazeut habe das Abiturientenexamen gemacht. Dann lernt er zwei Jahre, muß ein theoretisches Gehilfenexamen bestehen und noch vor der Universitätzeit drei Jahre praktisch im Fach thätig sein. Will er dann die Doktorwürde haben, so ist sein Studium nicht kürzer als das in anderen Fakultäten. Geht er früher von der Schule ab, so hat er außer der dreijährigen Gehilfenzeit auch drei Jahre zu lernen. Er kommt dann schon älter und gereifter auf die Universität als andere Studenten. Und da ihm bis zum Staatsexamen nur vier Semester und reichliche Arbeitpensa zugemessen sind, ist er meist ein fleißiger Student, der weder Zeit noch Lust hat, mit seiner Eigenschaft als Akademiker noch besonders zu prunken. Nach dem Studium aber wird, wie Hellpach sagt, der Apotheker wieder zum Krämer. Danach scheint der Nervenarzt den Apothekerberuf doch nur von außen zu kennen. Er weiß offenbar nur von Dem, was vor den Augen des Publikums, was in der Offizin vorgeht. Daß auch ein Laboratorium zur Herstellung der Arzeneimittel und zu chemischen Untersuchungen den ganzen Tag in Betrieb ist, weiß oder beachtet er nicht. Gerade als ob ich etwa den Leiter eines großen Betriebes nach der Zeit, in der er mit dem Publikum in Berührung tritt, beurtheilen wollte, vielleicht nach seinen Sprechstunden.

Uebrigens berührt Hellpach hier wirklich einen wunden Punkt im modernen Apothekerberuf. Aus der früheren Apothekerkunst ist in den letzten Jahren ein Apothekergewerbe geworden. Schuld trägt das Eindringen des Großbetriebes in eine Berufsart, in der nur der allersorglichste Kleinbetrieb am Platz ist. Die eigentliche Schuld trifft hier die Aerzte und die Krankenkassen. Es ist freilich bequem für den Arzt und billig für die Krankenkasse, wenn ein generalisirendes Mittel verordnet wird; dem Kranken hätte vielleicht ein seinem individuellen Zustand genau angepaßtes mehr genützt. Einerlei. Der Apotheker muß das Mittel nach Kaufmannsweise abgeben. Dafür ist er dann der Verantwortung ledig. Der Verantwortung: die ists, die dem Apothekerberuf das Gepräge giebt; und gerade von ihr hat Herr Dr. Hellpach nicht gesprochen. Diese Versäumniß ist schlimm, weil sie typisch ist. Verantwortung tragen, ist eine That, nicht ein Wissen. Und nur wer die bei den Theoretikern aus dem Gebiet exakter Wissenschaften typische falsche Werthung theilt, wird das Wissen über das Thun stellen. Vier Berufe sind es, denen Leben und Gesundheit einer größeren Menschenanzahl anvertraut ist: der Apotheker, der Zugführer, der General im Kriegsfall und der Arzt. Nur wenige Juristen kommen je in die Lage, über Tod und Leben eines Menschen entscheiden zu müssen. Während aber beim Zugführer, beim General und beim Arzt nur gröbliche Fehler Schaden stiften können, kann beim Apotheker die leiseste Unachtsamkeit die schwersten Folgen haben. Wer Tag und Nacht in Gefahr ist, durch ein Milligramm zu viel, durch ein Zittern des Armes bei der Wägung ein Menschenleben zu gefährden, darf sich über reizbare Nerven nicht wundern. Ist der Apothekersparren eine Berufskrankheit, so mag sie in der kleinlichen Hantirung bei so großer Verantwortung ihre Ursache haben. Von Haus aus nervöse Menschen werden in den Apotheken gar nicht angenommen und Lehrlinge, bei denen sich starke Nervosität zeigt, sofort entlassen. Welcher Apotheker möchte auch die Verantwortung für ner-

böse Gehilfen und Lehrlinge tragen? In den großen Apotheken ist, wie mir erzählt wurde, dem Nachtdienst thuenden Gehilfen der Genuß von Alkohol am Abend untersagt.

Ich glaube, ein Beruf, der so den ganzen Menschen verlangt, kann wohl kaum ein halber genannt werden. Halb ist freilich, darin hat Herr Dr. Hellpach Recht, die wirthschaftliche und soziale Stellung. Der Apotheker ist Beamter; der Staat beaufsichtigt ihn. Der Apotheker ist Kaufmann; die Krankenkasse sucht ihm seinen Verdienst abzuhandeln. Der Apotheker ist Wissenschaftler; er darf aber seine Wissenschaft, seit die Chemie sich selbständig abgezweigt hat, nur wenig verwerthen. Staat, Aerzte, Krankenkassen, Publikum: Alle reden ihm in seine Berufsthätigkeit hinein. Hier kann nur die Verstaatlichung helfen. Sie erleichtert dem Apotheker die Last der Arbeit und die der Verantwortung. Dann wird der Apothekerklaps aus einer fable convenue zum alten Vorurtheil werden. Monsieur Hommais ist kein deutscher Typ.

Der Apothekerberuf ist nicht schöpferisch. Sinds etwa viele andere Berufe? Schafft der Durchschnittsjurist neue Gesetze? Oder erfindet jeder Praktische Arzt neue Heilmethoden? Ist nicht auch ihr Schaffen ein Arbeiten nach dem Rezept! Pressen sie nicht einzigartige Fälle in typische Formen? Schöpferische Begabungen dringen überall durch. Ich nenne nur ein paar Apotheker: Liebig und Pettenkofer, Ibsen und Fontane. Ich glaube, sie dürfen sich sehen lassen. Und an tüchtigen Männern fehlts auch sonst nicht.

Nicht verletzte Empfindlichkeit, die der Verfasser fürchtete, veranlaßte mich zum Schreiben. Nur einen richtigeren Blickpunkt und ein reicheres Beweismaterial wollte ich Denen zeigen, die über einen vielverlästerten und wenig gekannten Beruf reden möchten.

Werthzuwachssteuer.

Von der Zuwachsrente, dem unearned increment, spricht man, seit die Bodenreformer sich bemühen, eine gerechtere Ausnutzung des steigenden Bodenwerthes zu Gunsten der Volksmassen herbeizuführen, und meint damit die Werthsteigerung des Bodens, die, ohne Arbeit des Einzelnen, ohne Verbesserung des Erdreiches, nur durch äußere Umstände entsteht. Das Wachsen der Städte und Gemeinden, die Anlage von Straßen, Schmuckplätzen, Kanalisation, der Bau von Straßen- und Eisenbahnen, von großen Geschäftshäusern und Hotels, all diese Faktoren steigern in ihrem engeren Umkreis den Werth des Bodens; und diese Werthsteigerung wird nur durch die Kulturarbeit Aller bewirkt. Adam Smith hat über das unearned increment gesagt: „Alle Vortheile der dichteren Bevölkerung und der Arbeitstheilung dienen in letzter Linie nur dazu, die Grundrente zu erhöhen". Wer ein Beispiel solcher Entwickelung sehen will, braucht nur auf die rasch angewachsene Reichshauptstadt zu blicken, wo im Centrum und an der Peripherie der Bodenpreis enorm gestiegen ist. Der englische Herzog von Westminster gilt als der reichste Mann des Vereinigten Königreiches, weil ihm der größte Theil des Bodens in der londoner City gehört, dessen Werth nach und nach eine zehnstellige Ziffer erreicht habe. In Berlin kostete vor noch gar nicht langer Zeit eine Fläche von vier Quadratmetern an den Königskolonaden 50 000 Mark; ein Stückchen Boden, das etwa der Grundfläche einer Kammer entspricht, wurde also bezahlt wie in der

Provinz ein ganzes Haus. Wie hoch mag in Berlin die Summe des unverdienten Werthzuwachses sein? Genaue Zahlen fehlen noch; ein Statistiker hat den Bodenwerth des etwa 18 Millionen Quadratmeter bebauten, in Privatbesitz befindlichen Landes auf rund 7 Milliarden Mark berechnet (die Verschuldung dieses Grundbesitzes betrug 1905 etwa 5,48 Milliarden). Nun gab es Zeiten, wo der Quadratmeter Land in Berlin ungefähr 40 Mark kostete. Das wären bei dem erwähnten Gesammtbesitz etwa 720 Millionen und das unearned increment betrüge über 6¼ Millarde Mark. Die Ziffer ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen; denn der Bodenwerth ist seitdem noch beträchtlich gestiegen. Die Bodenreformer sagen nun: Wenn die Stadt Berlin den Boden kommunalisirt hätte, besäße sie heute 7 Milliarden mehr und könnte auf alle Steuern verzichten, da der vierprozentige Jahresertrag des Gemeindebodens die Steuereinkünfte reichlich ersetzen würde. Bisher war die Zuwachsrente von jeder Steuer frei; jetzt erlebt Herr Damaschke die Freude, die Berechtigung seiner bodenreformerischen Wünsche offiziell anerkannt zu sehen. Der berliner Magistrat hat den Stadtverordneten einen Gesetzentwurf vorgelegt, der, neben einer Grundsteuerordnung nach dem gemeinen Werth und neben einer revidirten Umsatzsteuerordnung, die Einführung einer Werthzuwachssteuer fordert. Für diese Steuer haben die Bodenreformer seit Jahren gekämpft. Die Grund- und Hauseigenthümer sind nun natürlich unruhig geworden; ihre Vereine erklären in Protestresolutionen, die Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses würde eine ungerechtfertigte Belastung sein. Wenn aber die Besteuerung unverdienten Gewinnes ungerecht ist: wie soll man dann die Besteuerung des durch Arbeit verdienten Einkommens nennen? Freilich kann die Grundsteuer nicht auf Andere abgewälzt werden: der Grundbesitzer hat sie allein zu tragen. Bei der Besteuerung von Waaren trägt der Konsument die Last, denn der Produzent kann ihn durch Einschränkung der Produktion zwingen, höhere Preise zu zahlen. Wenn ein Hausbesitzer sich durch Erhöhung der Miethen schadlos zu halten versuchte, würden ihm vielleicht die Miether fehlen. In seinen Principles of Political Economy sagt John Stuart Mill: „Eine Steuer auf Grundrente fällt ausschließlich auf die Eigenthümer des Bodens. Es giebt keinerlei Mittel, diese Steuer auf Andere abzuwälzen"; und Ricardo sagt das Selbe mit den Worten: „Eine Steuer auf die Grundrente würde ganz und gar auf die Grundeigenthümer fallen; sie könnte auf keine Konsumentenklasse abgewälzt werden." Der Aerger der Grundbesitzer ist also begreiflich.

Trotzdem werden diese Kapitalisten sich irgendwie mit der Werthzuwachssteuer abfinden. Jetzt tadelt man besonders laut, daß der unbebaute eben so wie der bebaute Boden behandelt werden soll; man will den Bodenwucher und die wildeste Terrainspekulation preisgeben, den „organisirten Grundbesitz" aber geschont sehen. Nun ist das Ziel ja, der Allgemeinheit einen gewissen Prozentsatz des Bodenhandelsgewinnes zu sichern; bebaute Grundstücke pflegen in Berlin aber so hohe Einkünfte zu bringen, daß die vom Magistrat vorgeschlagene Mehrbelastung nicht allzu fühlbar werden kann. Die Steuerpflicht beginnt erst, wenn der Werth sich um mindestens zehn Prozent erhöht hat, allerlei Schutzmaßregeln sind, namentlich für älteren Besitz, in Aussicht genommen und die Steuersätze nicht sehr hoch. Sie schwanken von 5 bis 20 Prozent, je nachdem die Werthsteigerung 10 bis mindestens 180 Prozent des früheren Erwerbspreises oder des „gemeinen Werthes" (Verkaufspreises) zur Zeit der letzten Eigenthumsübertragung ausmacht. Für bebaute Grundstücke

gelten diese Sätze aber nur, wenn seit dem letzten Eigenthumswechsel höchstens fünf Jahre vergangen sind. Beträgt der Zeitraum mehr als fünf und höchstens zehn Jahre, so werden zwei Drittel der Steuer erhoben; bei weiter zurückliegenden Terminen ist nur ein Drittel zu zahlen. Dressels Haus Unter den Linden 50 ist im vorigen Jahr für 900000 Mark verkauft worden; 1835 hatte es 78000 und 1843, beim vorletzten Eigenthumswechsel, 192000 Mark gekostet. In siebenzig Jahren war bei diesem einen Grundstück also ein unverdienter Werthzuwachs von 822000 Mark (etwa 12000 Mark jährlich) zu verzeichnen. Unverdient nenne ich ihn, weil er in keinerlei Zusammenhang mit dem in diesem Hause schon lange heimischen Restaurantbetrieb steht. Nicht, weil Rudolf Dressel ein guter und beliebter Wirth war, ist das Grundstück werthvoller geworden (nicht in erster Reihe jedenfalls; die Häuser nebenan werden kaum billiger sein), sondern, weil die Gegend in ihrem Wohn- und Ladenmiethwerth über alles Erwarten gestiegen ist. Diese Wertherhöhung ist der Kulturarbeit Aller zu verdanken, die aus der Straße Unter den Linden das Prunkstück einer Weltstadt gemacht hat. Das erwähnte Haus ist seit 1843 um 708000 Mark im Preis gestiegen. Hier käme also der Maximalsatz von 20 Prozent der Werthzuwachssteuer (141600 Mark) in Frage, der aber auf den dritten Theil, also auf 47150 Mark, reduzirt würde, weil der dem letzten vorausgegangene Eigenthumswechsel mehr als zehn Jahre zurücklag. Macht es nun einen wesentlichen Unterschied, ob der Verkäufer oder sein Erbe einen Gewinn von 708000 oder, nach Abzug der Steuer, von nur 660450 Mark bekommt? Ließe man bebaute Grundstücke ganz frei, so müßte man auch zwischen solchen, die nur den Eigenthümer wechseln, und denen unterscheiden, die verkauft werden, um Neubauten Platz zu machen. Am Potsdamer Thor hat Aschinger für sein Hotelterrain die Quadratruthe bis zu 50000 Mark bezahlt. Diese Preise waren nur zu erzielen, weil die Gegend als Verkehrscentrum einen unverdienten Werthzuwachs erlebt hat, der nicht geringer gewesen wäre, wenn eine Schrulle das Terrain bis jetzt unbebaut gelassen hätte.

Die empörten Grundbesitzer sollten bedenken, daß Frankfurt am Main und Köln die Werthzuwachssteuer schon haben und ohne merkbare Schwierigkeit ertragen. In Köln hat sie freilich nicht rückwirkende Kraft und trifft nur die seit dem ersten April 1905 entstandenen Werthsteigerungen; und in Frankfurt beginnt sie erst zu wirken, wenn an einem Grundstück mehr als 30 Prozent verdient sind. Doch Berlin kann auch mehr fordern, weil hier der Grundwerth rascher und höher als anderswo gestiegen ist. Der Magistrat beruft sich auf die Thatsache, daß die Besteuerung des unverdienten Werthzuwachses von der Finanztheorie nicht mehr bekämpft wird. Das ist richtig; und gerade die Gemeinden, in denen die Preissteigerung die Einführung der Steuer erleichtert, müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Die Besteuerung nach dem Marktwerth hat Berlin im vorigen Jahr beschlossen; die Steuer allein würde aber den unbebauten Grundbesitz nicht so heranziehen, daß die Bodenspekulation dadurch eingeschränkt würde. Da eine Bauplatzsteuer sich als unausführbar erwiesen hat und die bestehende Umsatzsteuer mehr den Erwerber als den Verkäufer des Grundstückes belastet, so bleibt die Steuer auf das unearned increment der einzige Weg zu gerechter und gleichmäßiger Belastung des Grundbesitzes.

Selbst die Härten eines solchen Gesetzes müßten hingenommen werden, wenn es dazu beitrüge, die Mobilität des angeblich immobilen Besitzes einzuschränken, und Spekulanten die Lust nähme, Grundbesitz nur zum Zweck raschen Weiterverkaufes zu erwerben. Dann müßte die Werthzuwachssteuer aber auch für die ber-

liner Vororte gelten, wo die Bodenspekulation in höchster Blüthe steht. Am Teltowkanal sind die Grundstückpreise ungemein schnell gestiegen. Ist solcher „Konjunkturgewinn“ etwa nicht die Folge unverdienten Werthzuwachses? Am Mittellandkanal und an dem Großschiffahrtweg Berlin-Stettin ist die wildeste Bodenspekulation entstanden. Und rings um Berlin ist jeder Kartoffelacker längst zur Baustelle geworden. Schon vor dreißig Jahren haben schöneberger Bauern das Land, das ein halbes Jahrhundert vorher 3000 Thaler gekostet hatte, für 6 Millionen Mark verkauft.

Vor ein paar Jahren, so erzählt man mir, wurden zwischen dem Bahnhof Rixdorf und einer projektirten Haltestelle für ein Stück Land, das der Besitzer für 50000 Mark ausgeboten hatte, 1300000 Mark gezahlt. Eine Million bekam der Gärtner, dem das Terrain gehörte, in Tausendmarkscheinen; er wollte aber lieber Gold haben. Daß durch die Werthzuwachssteuer erste Besitzer, also kleine Leute, getroffen werden, ist bei dem heutigen Stande der Bodenspekulation ziemlich ausgeschlossen. In erster Linie würden die Terraingesellschaften getroffen, denen es meist ja recht gut geht. Daß eine Bodengesellschaft von einem zum anderen Jahr ihre Dividende um 20 Prozent erhöhen kann, kommt in der Provinz wohl kaum vor. Die berliner Aktiengesellschaft Schönhauser Allee ist in dieser glücklichen Lage; sie hat für das Jahr 1904 nur 10, für 1905 aber 30 Prozent Dividende gegeben. Und solche Werthsteigerungen werden nicht, wie die Gegner der neuen Steuer sagen, dadurch bewirkt, daß die Bodengesellschaften die Terrains nutzbar gemacht haben. Wenn diese Gesellschaften Straßen und Schmuckplätze anlegen, so thun sies, um den unverdienten Werthzuwachs, den erst das Wachsthum der Stadt ermöglicht, rascher zu erreichen. In diesem unearned increment wurzelt ihre Hoffnung. Sogar das Preußische Leihhaus trachtet nach solchem Gewinn. In der Generalversammlung erklärte neulich der Vorsitzende dieser Aktiengesellschaft, Konsul Samelson, alle Angebote, das Grundstück Beuthstraße 14 zu verkaufen, seien von der Verwaltung abgelehnt worden, obwohl einzelne über eine Viertelmillion Nutzen verhießen; denn der Werth werde sich noch beträchtlich erhöhen, wenn die Untergrundbahn bis zum Spittelmarkt geführt sei. Ist es nun ungerecht, solchen Werthzuwachs, der mit dem Leihhausbetrieb nicht das Geringste zu thun hat, zu besteuern? Zum Schluß will ich noch daran erinnern, daß die Werthzuwachssteuer auch in Kiautschou eingeführt ist und dort die ungesunde Bodenspekulation gehindert hat, unter der andere ostasiatische Plätze leiden. Mir scheint diese Steuer die gerechteste, die zu erdenken wäre.

Ladon.

*

Solche Betrachtungen sind schon deshalb lehrreich, weil sie zeigen, wie weit, in aller Stille, wir in die sozialistische Auffassung gerathen sind. Noch vor ein paar Jahren wäre im berliner Rathhaus für die jetzt offiziell anerkannte Idee kaum ein Grüppchen zu haben gewesen. Außer dem Einkommen, dem immobilen und dem mobilen Besitz auch noch den Werthzuwachs besteuern? Unverdient nennt Ihr ihn? Ists etwa denn kein Verdienst, früher als Andere zu spüren, wie weit das Wohnbedürfniß der Großstadt sich strecken, wohin die Bebauunglinie sich schlängeln wird? Wer so scharf sieht, soll nicht nur das Risiko, die nie ganz auszuschaltende Möglichkeit großen Verlustes haben, sondern, auch wenn er gewinnt, besondere Steuerfron tragen? Ihr besteuert die Intelligenz! Bamberger hätte sein Haupt verhüllt, wenn liberale Männer Solches beschlossen hätten. Und heute schlägt der berliner Magistrat es vor und durchs Rothe Haus hallt kein Zetergeschrei.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. März 1906.

Lotte.

„Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause; und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaal wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gabs jedem mit solcher Freundlichkeit und jedes rufte so ungekünstelt sein ‚Danke!‘ indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrot vergnügt entweder wegsprang oder, nach seinem stilleren Charakter, gelassen davonging, nach dem Hofthor zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie hereinbemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperstück zu geben, und sie wollen von Niemandem ihr Brot geschnitten haben als von mir.“ Diese Sätze schrieb, am sechzehnten Junius 1771, der junge Werther an seinen Freund Wilhelm. Hundert Jahre danach schlossen die deutschen Fürsten „einen ewigen Bund zum Schutz des Bundesgebietes und des innerhalb dieses Gebietes giltigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes“. Der Bund erhielt den Namen Deutsches Reich; und in der Urkunde seiner Verfassung, an die Volk und Fürsten gebunden wurden, liest man noch heute: „Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der

Mehrheitbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetz erforderlich und ausreichend. Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor." Jedem mündigen, nicht durch Gerichtsspruch bescholtenen Deutschen ward damals also das Recht zuerkannt, an der Reichsgesetzgebung mitzuwirken; und die so entstandenen Gesetze hat der Bundespräsident, der den Titel Deutscher Kaiser trägt, auszufertigen und zu verkünden. Nun sind wieder fünfunddreißig Jahre verstrichen: und jetzt hat der Kanzler des Deutschen Reiches in öffentlicher Rede sich Lotten verglichen, dem Mädchen von schöner Gestalt, das die hungernden Kinder umdrängen, und diesen Kindern die Schaar deutscher Bürger. Nur von ihm wollen sie Brot; und kein Anderer darf ihnen das Vesperstück vom schwarzen Roggenlaib schneiden.

Wenn der Bericht über diese Rede aus Rußland gekommen wäre, hätte ein Hohngelächter geantwortet. So weit haben die Moskowiter es mit ihrer glorreichen Revolution nun gebracht. Dafür hat man gekämpft, sind unzählbare Menschenopfer gefallen. Ein Minister steht auf und vergleicht die Bürger, die nächstens zur Dumawahl schreiten sollen, elf- bis zweijährigen Kindern, deren „Rotznäschen" den jungen Werther nicht vom Kuß abschreckt; vergleicht sich selbst der Ernährerin dieses Gewimmels, ohne deren sorgliches Walten der Schwarm verhungern würde. Nett, daß Graf Witte (oder Durnowo) unseren Goethe kennt. Wer aber ist in dem niedlichen Vergleich denn der Papa, der nach Lottens Abfahrt erst vom Spazirritt nach Haus kommt und dessen Arbeit doch wohl das Brot ins Haus geschafft hat? Etwa Nikolai Alexandrowitsch, der unsichtbare Zar? Der, dünkt uns, hat verdammt wenig zur Mehrung des Volkswohlstandes gethan. Dem könnte man nachrechnen, wie oft er die russische Menschheit auf ihrem Gange gehemmt, in ihrem Streben geschädigt hat. Und hätte er hundertmal besser regirt: darf irgend ein Herrschender sich heute noch den Ernährer des Volkes nennen? Darfs gar ein Minister, der im Volksdienst steht und sein Los preisen mag, wenn ihm vergönnt ist, der Exponent wichtiger Volkswünsche zu werden? Drüben, hätte man gesagt, gilt noch immer also das Glaubensbekenntniß des Absolutismus. Hätte gegen das Goethecitat vielleicht Schiller angerufen: „Für despotisch regirte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang." Oder Montesquieu: Il n'y a point de plus cruelle tyrannie que celle que l'on exerce à l'ombre des lois et avec les couleurs de la justice. Oder Junius: „Der König und seine Lords sind nicht die Besitzer, sondern die Bevollmächtigten des Staates. Das Erbgut gehört uns und sie dürfen es weder veräußern noch vergeuden." Oder Macaulay: „Kluge Tyrannen haben sich stets bemüht, ihrem gewaltthätigen Handeln populäre Formen zu geben." Oder Einen von 48.

Doch die Rede ist in Berlin gehalten worden und der Deutsche hat kaum noch Lust, an die Kritik landsmännischer Ministerreden seine Zeit zu verschwenden. Das Unwahrscheinlichste ist da längst ja Ereigniß geworden. Wir stehen vor der Gefahr eines Wirthschaftkrieges mit den Vereinigten Staaten, deren Stolz deutsche Schmeichelreden noch über die Kraft hinaus gesteigert haben. Der preußische Handelsminister erhebt sich und spricht: Wir sind auf die amerikanische Union angewiesen, denn wir können ohne ihre Baumwolle und ihr Kupfer nicht leben. Die Rede wird im Reichstag „höchst unpassend" genannt, wird von ein paar Aufrechten hart getadelt. Niemand aber fordert, daß ein Minister sofort entamtet werde, der nicht ein Aederchen eines Politikers hat und nicht einzusehen vermag, welches Unheil er stiftet, wenn er über den Ozean schreit: Wir sind machtlos gegen Euch, sind ohne Eure Produkte verloren und Ihr könnt uns nach Willkür deshalb die Bedingungen künftigen Wirthschaftverkehres vorschreiben! Niemand. Wozu auch? Daß dieser Minister dem Pflichtenkreis seines Amtes so fremd ist wie ein Husarenlieutenant der Aufgabe, die Effektenabtheilung einer Großbank zu leiten, weiß Jeder, wußte der Unselige selbst, als er sich gezwungen wähnte, das Abenteuer solcher Ministerschaft zu wagen. Wir können ihn nicht wegbringen (wirklich nicht?), also dürfen wir ihn auch nicht ärgern, sondern müssen versuchen, ihn für unser Interesse zu ködern, und hoffen, daß er sich nach und nach einarbeiten wird. Und der Kanzler? Wo ist denn ein besserer, einer, der mit dem Kaiser behaglicher auskäme? Der Vergleich mit Lotte war ja nicht klug. Schließlich wars aber nur eine Rede; und bei uns wird heutzutage so viel geredet, daß verständige Leute sich schon lange abgewöhnt haben, darauf noch zu hören.

Das ist die Ansicht des ruhigen Bürgers, der seinem Gewerbe nachgeht und jeden Morgen Gott dankt, daß er nicht fürs Reich zu sorgen braucht. Einiges aber ließe sich vielleicht doch dagegen sagen. Wenn das Volk nicht die Kraft hat, sich tüchtige Minister zu schaffen und untüchtige zu beseitigen, dann ist Alles, was in Parlamenten und Presse getrieben wird, unersprießliches Geckenspiel. Wenn unter deutschen Staatsmännern und Diplomaten kein stärkerer zu finden ist als der für das deutsch-amerikanische Handelsprovisorium und die Konferenzoperette verantwortliche, dann mögen Balkankönige über unsere Armsäligkeit lächeln. Wenn dieser Mann aber, in einer nicht improvisirten, sondern bei der Lampe vorbereiteten Rede, behauptet, er und die mit und unter ihm Regirenden schafften dem Volke Brot, er werde von den nach Nahrung gierigen Klassen umdrängt, die nur von seiner Hand ihren Hunger gestillt wünschen, dann muß ihm laut geantwortet werden. Ob er sich nicht über seinen Liebreiz täuscht, ob Alle, ob auch nur Viele ihn im Bilde des Mädchens von

schöner Gestalt wiedererkennen würden, mag zweifelhaft bleiben. Doch ganz sicher täuscht er sich über Umfang und Begrenzung der ihm zugewiesenen Aufgaben. Er hat nicht mit Kindern zu thun, sondern mit erwachsenen Menschen, mit einem Volk, das sich die Volljährigen gebührenden Rechte in schweren Kämpfen erstritten hat. Nicht von ihm und nicht von seinen Leuten erwartet die Nation Brot; auch nicht, daß diese durchlauchtigen und excellenten Herren je nach Alter und Appetit die Schnitten abmessen und vertheilen. Sie ist schon sehr zufrieden, wenn die Regirenden sie nicht hindern, sich selbst ihr Brot zu erwerben. Das gilt sogar von den Zeiten starker und kluger Regirung. Bismarcks Genie hätte einem minder tüchtigen Volk nicht viel zu wirken vermocht; daß es gegen eine Welt von Widerständen sein Planen so schnell durchsetzen konnte, dankte es der nationalen Leistung, der Gemüthskraft, dem trotzigen Muth, der zähen Beharrlichkeit des Industriellen und Händlers, des Gelehrten und Arbeiters. Dankte es ihr aufrichtig. Hat ein Regirender in Rheinland, Westfalen, Schlesien die Bodenschätze gehoben, die Deutschland reich gemacht haben, den Bund zwischen Laboratorium und Fabrik geschlossen, durch den die Machtstellung deutscher Industrie möglich wurde, die Handelsstädte zur Blüthe gebracht und die Wege ausgekundschaftet, auf denen das Produkt deutschen Fleißes in der Fremde Absatz suchen konnte? Sein höchster Ruhmestitel war erreicht, wenn man ihm nachsagte, er habe für die Vorbedingungen solchen Wagnisses gesorgt. Und heute? Hört man nicht von allen Seiten, von ernsten, der Regirung nur allzu willfährig ergebenen Männern über die Hindernisse klagen, die das unstete Schalten der „Maßgebenden" ihnen bereitet? Gewiß war es nöthig, die Landwirthschaft (die nicht, wie der Kanzler meint, das „Sorgenkind", sondern die Amme des Staates ist) das Leben zu erleichtern. Als man sich aber in den neunziger Jahren skrupellos zu der Wirthschaftpolitik des Caprivismus entschloß, nährte man Exporthoffnungen, die nun, da die Richtung des Weges geändert wird, schlimm enttäuscht werden können. Hat der Kanzler, der die Konsequenzen zwölfjähriger Wirthschaftgestaltung nicht sah, etwa Denen das Vesperstück geschnitten, die schon jetzt nicht mehr wissen, wo sie im nächsten Jahr ihre Waare lohnend verwerthen sollen? Ist er Denen Vorsehung und Nothhelfer, die seit bald einem Jahr all ihre Berechnungen vereitelt sehen, weil er in der internationalen Politik so unglücklich war, daß zum ersten Mal wieder die Furcht vor einem europäischen Krieg aufkam, zum ersten Mal die Frage erörtert wurde, ob einer Koalition einst gelingen könne, Deutschland einen beträchtlichen Theil der Weltmärkte zu sperren? In diesem Jahr ist, nur durch die Angst vor politischen Konflikten, mehr deutsches Kapital verloren worden, als der Handel mit Marokko in Menschenaltern ein-

bringen könnte; der Handel also, zu dessen Schutz der Hader, wie man uns sagt, begonnen wurde. Und in solcher Zeit stellt der Kanzler sich hin und spricht lächelnd: Ich weiß ja, Ihr Kindlein, daß Ihr von mir Eure Brotschnitte erwartet, die Elf- und die Zweijährigen sie nur aus meiner Hand nehmen wollen; und Euer Erwarten wird nicht getäuscht. Nach Proportion des Alters und Appetits bekommt jedes Würmchen und jeder Schlingel sein Stück. Ganz wie bei Goethe.

Goethes Lotte hat sich zum Tanzvergnügen geputzt und muß sich mit der Fütterung beeilen; denn vor dem Haus wartet schon die Kutsche, die sie zum Fest bringen soll. Da wäre ein Vergleich also möglich; nur da. Von dem Kanzler des Deutschen Reiches wird weder verlangt, daß er den Bürgern Brot schaffe, noch auch nur, daß ers nach seinem Ermessen unter sie vertheile. Mit solchen Sorgen braucht er sich den Kopf nicht zu belasten. Dringendere Arbeit ruft ihn. Er hat dafür einzustehen, daß seine Gehilfen nicht ohne seinen Rath und seine Zustimmung ausgewählt werden und der rechte Mann an die rechte Stelle kommt Daß über, neben oder unter ihm nicht eine Politik getrieben wird, die er seufzend hinnimmt und offiziell vertritt, weil er nur durch solche Resignation sein Amt bewahren kann. Daß nicht durch gutgemeinte, aber unvorsichtige Reden der Verdacht bewirkt wird, Deutschland strebe nach der den Nachbarn unerträglichen Weltrichterrolle. Daß nichts geschieht, was die emsige Arbeit des deutschen Volkes erschweren, und Alles, was sie erleichtern, ihr die Ertragsmöglichkeit mehren kann. Wenn er diese Pflichten erfüllt, hat er genug gethan und jeder billig Denkende wird ihn loben. Die Leistung eines Pädagogen und Futtermeisters wird von ihm nicht gefordert. Der Deutsche hat selbst, wie sein Dichter sang, sich den Werth geschaffen und muß nun bitten, auch in Zierreden ihn nicht als ein Zipfelkind zu behandeln, dem das Rotznäschen gesäubert und mit einer Brotschnitte das Mäulchen gestopft wird. In Oesterreich, in Rußland sogar mußten die Vormünder sich entschließen, ihre Pfleglinge für großjährig zu erklären und ihnen einen Theil des Rechtes zu freier Selbstbestimmung einzuräumen. Und wir sollten, im Jahrhundertschatten des Tages von Jena, uns kindisch nach einer Lotte sehnen?

Lotte, schrieb mir ein Winzer, nennt unsere Weinbauersprache den Langtrieb, der in den Blattachsen die Geizen erzeugt, die, weil sie dem Hauptstamm die Nahrung entziehen, ohne selbst Früchte zu tragen, entfernt werden; wir sagen dann: Der Weinstock wird gegeizt. Und wir, die von Goethe und Werther nicht sehr viel wissen, sind schon recht froh, wenn die Regirung uns nicht an solche Lotte erinnert, die unter ihren Ranken und zweizeiligen Laubblättern recht stattlich aussieht, aber noch keines Menschen Arbeit gefördert hat.

Reichsfinanzreform.

Die Reform der Reichsfinanzen ist in der wissenschaftlichen Literatur und in der Presse schon so oft erörtert worden, daß Neues kaum mehr darüber zu sagen ist. In der Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit stimmen alle Sachverständigen überein; kaum zwei aber können sich über die Art der Durchführung einigen. Die Nothwendigkeit ergiebt sich, wenn man die Entwickelung der Einnahmen und Ausgaben im Deutschen Reich vergleicht. Immer weniger genügten die ordentlichen Einnahmen zur Deckung der Ausgaben, immer mehr mußte das Reich andere Deckungmittel heranziehen. Als solche kamen zunächst die Matrikularbeiträge in Betracht. Die Einzelstaaten hatten nach Artikel 70 der Verfassung, „so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind", für alle Ausgaben aufzukommen, die nicht aus dem Ertrag der Zölle, der gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und der aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden Einnahmen gedeckt werden können. Diese Verhältnisse haben mit dazu beigetragen, die Verbündeten Regirungen zu einer Reform zu drängen. Denn eine geordnete Finanzverwaltung der Einzelstaaten wurde durch die jährlich stark wechselnden Anforderungen des Reiches für Matrikularbeiträge und durch die Unsicherheit darüber, wie sich Beitragsforderungen und Ueberweisungen des Reiches zu einander verhalten würden, außerordentlich erschwert. Das wäre noch fühlbarer geworden, wenn wirklich die ganze Differenz zwischen Ausgaben und Einnahmen des Reiches von den Einzelstaaten durch Matrikularbeiträge aufzubringen gewesen wäre. Thatsächlich aber pflegte die Reichsfinanzverwaltung seit längerer Zeit einen großen Theil der jährlichen Ausgaben durch Anleihen zu decken. Sie ging dabei nicht selten über das nach den Grundsätzen gesunder Finanzwirthschaft erlaubte Maß hinaus, wonach ordentliche wiederkehrende Ausgaben auch durch regelmäßige Einnahmen zu decken sind. Nicht nur zur Deckung eines einmaligen außerordentlichen Bedarfes wurden Anleihen aufgenommen, sondern vielfach auch zur Bestreitung von Ausgaben, die als jährlich wiederkehrend angesehen werden mußten, wie gewisse Ausgaben der Heeres- und Marineverwaltung. Durch diese Finanzpolitik wurden zwar die Einzelstaaten von der Matrikularbeitragspflicht etwas entlastet, die Reichsschuld stieg aber, namentlich seit Ende der neunziger Jahre, ungemein schnell (sie beträgt heute ungefähr $3\frac{1}{2}$ Milliarden Mark) und damit natürlich auch das Zinsenerforderniß, so daß jetzt etwa 113 Millionen Mark allein für Zinsen alljährlich aufzubringen sind.

Das Reich war, wie schon angedeutet, in diese ungünstige Finanzlage gekommen, weil der gewaltigen Vermehrung seiner Ausgaben, namentlich für Heeres-, Flotten- und Kolonialzwecke, nicht eine ausreichende Vermehrung der Einnahmen entsprach. Die Einnahmequellen des Reiches, die Zölle, die großen

Verbrauchssteuern auf Salz, Zucker, Tabak, Branntwein und Bier, die Erwerbseinkünfte aus Post, Eisenbahnen, Bankwesen u. s. w. sind nämlich so beschaffen, daß man sie nicht ohne Weiteres erhöhen und dem wachsenden Bedarf anpassen kann. Dem Steuersystem des Reiches fehlt also ein bewegliches Element, eine Gruppe von Steuern, die bei wachsenden Anforderungen erhöht werden können und dann reichere Erträge abwerfen. Die indirekten Steuern, zu denen die großen Verbrauchssteuern auf wichtige Genußmittel gehören, sind für diesen Zweck nicht brauchbar, denn einer Erhöhung des Steuersatzes folgt hier unter Umständen eine Verminderung des Konsums, die der Erhöhung der Steuererträge entgegenwirkt. Auch belasten diese Steuern stets die ärmeren, minder leistungsfähigen Klassen relativ stärker als die reicheren und steuerkräftigeren. Die Zölle aber waren und sind durch Handelsverträge festgelegt. Sie sind überhaupt zu einem großen Theil nicht in erster Linie als Einnahmequelle gedacht. Das gilt noch mehr von den erwerbswirthschaftlichen Einkünften des Reiches. Schon lange vernehmen wir deshalb die Forderung, man möge dem Einnahmesystem des Reiches ein bewegliches Element hinzufügen, ein Steuer, deren Sätze man bei steigendem Bedarf erhöhen kann, ohne daß sich die erwähnten Nachtheile der Verbrauchssteuern ergeben. Ein solches bewegliches Element sind nun die direkten Steuern, ist namentlich ihre wichtigste Form, die allgemeine Einkommensteuer. Das Verlangen nach einer Reichseinkommensteuer ist daher alt. Die Einführung direkter Reichssteuern wäre auch nicht nur erwünscht, sondern sogar ein Gebot gerechter Steuervertheilung, wenn das Reich die einzige Steuerhoheit in der deutschen Volkswirthschaft wäre. Aber da sind noch die Einzelstaaten, die ältere Rechte an die deutschen Steuerzahler haben. Die direkten Steuern bilden die Grundlage ihres Steuersystems; nach und nach wurden in den Einzelstaaten die Ertragssteuern durch die allgemeine Einkommensteuer und eine das fundirte Einkommen stärker belastende Vermögenssteuer ersetzt.

Nun war der Bedarf des Reiches ursprünglich gering. Man wollte es auch gar nicht finanziell selbständig machen; die Matrikularbeiträge, die, nach der Verfassung, die Bundesstaaten zu leisten hatten, sollten für sie ein Mittel sein, das Reich finanziell in Abhängigkeit zu halten. Auch dem Reichstag war dieser Zustand erwünscht, weil die Bedeutung seines Einnahmebewilligungrechtes sich verringert hätte, wenn dem Reich von vorn herein bestimmte Steuern zur Verfügung gestanden hätten. Als daher 1879, nach dem Uebergang zum Schutzzollsystem und der Erweiterung der allgemeinen Verbrauchssteuern, eine starke Vermehrung der Einkünfte aus diesen Quellen zu erwarten war, wurde durch die sogenannte Frankenstein-Klausel (§ 7 des Zollgesetzes vom neunten Juli 1879) bestimmt, daß von dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuern nur 130 Millionen Mark jährlich an das Reich fallen, die Ueberschüsse, nebst

den Erträgen der Reichsstempelabgaben und der Branntweinsteuer, den Einzelstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit der sie auch zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden, zufließen sollten. So sind auf der einen Seite Ueberweisungen vom Reich an die Einzelstaaten, auf der anderen Matrikularbeiträge der Einzelstaaten an das Reich eine ständige Einrichtung geworden Die Höhe beider Zuwendungen hat sehr gewechselt. Wie ungünstig dieses System auf die Finanzwirthschaft der Einzelstaaten gewirkt hat, ist bekannt; unbestritten auch die Thatsache, daß die Vertheilung nach der Kopfzahl ungerecht ist. Das System der Matrikularbeiträge und Ueberweisungen hat dann durch die Leges Lieber von 1896 und 1900 und durch die „kleine Reichsfinanzreform" des Freiherrn von Stengel 1904 mehrfache Wandlungen erfahren. Jeder Versuch, die Matrikularbeiträge abzuschaffen, ist aber gescheitert und mußte, aus den angeführten Gründen, scheitern.

Daß das Reich bisher in der direkten Besteuerung nicht neben die Einzelstaaten getreten ist, sondern sich darauf beschränkt hat, neben den Zöllen wenigstens einen Theil der großen Verbrauchssteuern für sich in Anspruch zu nehmen und einheitlich zu organisiren, ist auch finanztheoretisch wohlbegründet. Denn für die großen Verbrauchssteuern war eine einheitliche Gestaltung für das ganze Reichsgebiet besonders erwünscht. Auch heute hält die finanzwirthschaftliche Theorie im Allgemeinen für das beste Verhältniß eins, das dem Reich die indirekten Steuern und die Zölle, den Einzelstaaten die direkten Steuern als Einnahmequelle zuweist. Das ist in der Praxis aber nicht ganz zu erreichen, denn auch in den Einzelstaaten gelten noch verschiedene Verbrauchssteuern und bei dem wachsenden Bedarf des Reiches müßte die Bevölkerung schließlich allzu schwer mit indirekten Steuern belastet werden. Da diese aber die ärmeren Klassen relativ stärker treffen, ergiebt die Beschränkung des Reiches auf Verbrauchssteuern ein in hohem Grade unsoziales Steuersystem. Die schon in einem Einheitstaat schwierige Aufgabe, direkte und indirekte Steuern so mit einander zu verbinden, daß die Gesammtbelastung der einzelnen Personen den Grundsätzen der Gerechtigkeit entspricht, ist im Deutschen Reich, wo zwei koordinirte Staatsgewalten sich über ihre Steuerrechte einigen müssen, natürlich noch weniger leicht zu bewältigen.

All diese Gründe zwangen die Reichsverwaltung, jetzt, wo es sich um eine Vermehrung der Einnahmen handelt, sich nicht mit einer bloßen Erhöhung der schon vorhandenen Steuern zu begnügen, sondern auch neue zu suchen. Sie wählte zunächst die Erbschaftsteuer, deren Stellung im Steuersystem bestritten ist. Von Manchen wird sie als eine direkte Steuer aufgefaßt und der Einkommen- und Vermögenssteuer angegliedert; richtiger bezeichnet man sie wohl als Verkehrssteuer, weil sie im Augenblick des Besitzüberganges erhoben wird. Immerhin ergiebt sich eine sehr enge Beziehung zur Einkommen- und

Vermögenssteuer, da die allgemeine Erbschaftsteuer das beste Mittel ist, die richtige Versteuerung des Einkommens und Vermögens nachträglich zu kontroliren. Das wird bei der geplanten Steuer auch möglich bleiben; denn den Einzelstaaten, die diese Steuer erheben, ist nicht verwehrt, Zuschläge zu den Sätzen des Entwurfes einzuführen und die Steuer auch auf Abkömmlinge und Ehegatten, die der Entwurf freiläßt, auszudehnen Ueberhaupt wird diese Steuer gewissermaßen nur subsidiär für das Reich in Anspruch genommen. Sie soll das bewegliche Moment im Steuersystem schaffen und an das Reich soll nur der Theil ihres Ertrages fallen, der zur Deckung des ordentlichen Ausgabenbedarfes nöthig ist, wenn die anderen Einnahmequellen nicht ausreichen. Den einzelnen Bundesstaaten muß aber mindestens ein Drittel ihrer Roheinnahmen an Erbschaftsteuer bleiben. Das Gesetz soll 72 Millionen Mark einbringen, wovon die Einzelstaaten also mindestens 24 behalten. Durch die Heranziehung der Abkömmlinge und Ehegatten würde der Ertrag um mindestens 30 bis 40 Millionen gesteigert werden. Daß der Reichstag, statt anderer Steuern, diese Heranziehung beschließt, ist noch möglich. Dem Umstand, daß die Landwirthschaft durch Erbschaftsteuern verhältnißmäßig stärker betroffen wird als der mobile Kapitalbesitz, muß dann Rechnung getragen werden, wie der Entwurf es auch beim Anfall eines land- und forstwirthschaftlichen Grundstückes an Eltern und Geschwister schon thut. Jedenfalls ist die Erbschaftsteuer, wenn die indirekten Steuern nicht genügen, zur Vermehrung der Reichseinnahmen besonders geeignet, weil sie bisher von den meisten Einzelstaaten (und gerade den größten) über Gebühr vernachlässigt worden ist. Ihr am Nächsten steht die Wehrsteuer, die von der Regirung leider nicht in ihr Programm aufgenommen worden ist. Daß eine solche Abgabe ungerecht sei, kann man gewiß nicht behaupten; denn sie ist nur von Denen zu leisten, die von den Aufwendungen für den Militärdienst befreit sind. Die Regirung hat wohl die Schwierigkeit der Durchführung gescheut; diese Schwierigkeit ist, wie das Beispiel Oesterreichs und der Schweiz zeigt, aber nicht unüberwindlich.

Die Reichsverwaltung hat aber auch auf eine Erhöhung der schon bestehenden indirekten Steuern nicht ganz verzichtet. Die Biersteuer soll 64 Millionen mehr als bisher bringen. In dem System der Getränkesteuern kämpfen technische und praktische Erwägungen wider einander. Eigentlich sollte von den alkoholischen Getränken das Bier, das an Alkohol ärmste, billigste und nahrhafteste, die niedrigste, der Wein, der mehr Alkohol enthält und sich eher dem Luxusbedarf nähert, eine höhere, der schädliche Branntwein aber die höchste Steuer tragen. Im Interesse der Landwirthschaft wird bei uns, im Vergleich mit vielen anderen Staaten, der Branntwein aber relativ niedrig besteuert Der Wein ist in Preußen, dem Hessen, der Noth gehorchend, folgen mußte, im Interesse der vielen kleinen Winzer überhaupt steuerfrei. Verhältnißmäßig

am Höchsten wird in Deutschland das Bier besteuert; doch ist die Belastung sehr ungleich. Baden und Elsaß-Lothringen, die die höchste Steuer haben, 2,50 Mark pro Hektoliter, Bayern und Württemberg etwas weniger, die Norddeutsche Brausteuergemeinschaft aber noch nicht 80 Pfennige. Danach ist die beträchtliche Erhöhung, die die Finanzreform in der Norddeutschen Brausteuergemeinschaft vorgesehen hat, wohl berechtigt, zumal in Süddeutschland trotz den hohen Sätzen ein Rückgang des Konsums nicht eingetreten ist. Die Steuer soll, wie in Süddeutschland, die kleinen Brauereien mit wesentlich geringeren Sätzen belasten.

Auch die geplante Erhöhung der Tabaksteuer ist theoretisch unbedingt gerechtfertigt. Denn der Tabak ist als Gegenstand des allgemeinsten und verbreitesten Luxuskonsums vielleicht das beste Objekt indirekter Besteuerung. Im Verhältniß zu seiner Steuerfähigkeit ist der Ertrag des deutschen Konsums aber sehr gering. Die Tabaksteuer bringt nur 12 Millionen Mark ein; wozu allerdings noch der Betrag der Zölle kommt. Tabaksteuer und Zoll belastet in Frankreich die Bevölkerung um mehr als das Sechsfache, in England um das Fünffache schwerer als in Deutschland. Nur bei uns giebt es noch die Rohmaterialsteuer, die in den meisten Fällen als Gewichtssteuer, daneben als Flächensteuer vom Pflanzer erhoben wird; diese Steuerform ist so unvollkommen, daß sie eine beträchtliche Erhöhung der Erträge nicht erzielen kann. Der Uebergang zur Fabrikationsteuer wäre erwünscht und wohl auch schon beschlossen, wenn die Tabakindustrie sich nicht an die alte Steuerform gewöhnt hätte. Der Entwurf bringt aber eine Erhöhung der Gewichts- und Tabakflächensteuer und vor Allem eine Erhöhung der Zollsätze für die verschiedenen Tabaksorten. Dazu kommt als neu eine Cigarettensteuer; das Cigarettenpapier soll Stempelsteuer tragen, der Zoll auf ausländische Cigaretten von 270 auf 1200 Mark für den Doppelcentner erhöht werden und der Komplex dieser Steuern und Zölle die Einnahmen um 43 Millionen erhöhen.

Das stets beliebte Gebiet der Verkehrssteuern bleibt auch diesmal nicht unbeachtet. Zu den Wechsel- und Effektenstempeln kommen solche auf Frachturkunden aller Art (bisher waren nur im Verkehr mit dem Ausland Frachturkunden stempelpflichtig), Quittungen, Personenfahrkarten für inländische Eisenbahnen und Dampfschiffe; auch das dem Personentransport dienende Automobil soll besteuert werden. All diese Steuern, vielleicht mit Ausnahme der Automobilsteuer, sind als kleinliche, den Verkehr beschränkende und den Mittelstand schädigende Maßregeln zu verwerfen. Mit der größten Entschiedenheit der Stempel, der von allen Quittungen über einen Betrag von mehr als zwanzig Mark zehn Pfennige eintragen soll und dessen Erhebung die meisten Postanweisungen um fünfzig Prozent vertheuern würde. Etwas anders verhält es sich mit der „Erlaubnißkarte für Kraftfahrzeuge". Hier ist die Grundtaxe nach der Größe der Automobile abgestuft und der Zuschlag wird nach

der Zahl der Pferdekräfte bemessen. Diese Steuer, die auch für ganz große Automobile nur höchst selten über 400 Mark jährlich betragen wird, ist im Verhältniß zu den Anschaffung- nnd Betriebskosten so gering, daß sie das Wachsthum der Automobilindustrie nicht hemmen kann. Aber sie ist eine Luxussteuer und es wäre vielleicht richtiger, diese Besteuerungart den Einzelstaaten und Gemeinden zu überlassen, von denen manche ja schon jetzt Equipagen, Kutschpferde und andere Luxusgegenstände besteuern.

Diese Aufzählung der Steuerpläne spricht deutlich genug gegen die Behauptung des Reichsschatzsekretärs, daß die Vorlage ein organisches Ganzes sei, aus dem man nicht einen Stein herausnehmen dürfe, ohne einen Zusammenbruch des Ganzen befürchten zu müssen. Offenbar hat Willkür und Opportunität die Steuern zusammengebündelt und der Reichstag könnte ruhig einzelne aus dem Bündel nehmen und durch andere, die ihm zweckmäßiger scheinen, ersetzen. Ob er es thun wird: darüber möchte ich in diesem Stadium keine Vermuthung mehr äußern. Die besten Aussichten hat die Reichserbschaftsteuer; die heftigste Agitation wendet sich gegen die Bier- und Tabaksteuer, namentlich gegen die Absicht, den inländischen Tabak höher zu besteuern; die Wehrsteuer wird von vielen Seiten gefordert und würde, wenn die Reichstagsmehrheit sie vorschlüge, vom Bundesrath wohl nicht abgelehnt werden. Gegen die Reichseinkommen- oder Vermögenssteuer, die besonders laut von den Sozialdemokraten, aber auch von Liberalen und Centrumsmitgliedern gewünscht wird, wehren sich die Einzelstaaten entschieden und der Finanztheoretiker muß ihnen Recht geben. Immerhin kann die Frage gestellt werden, ob nach den vorgeschlagenen Reformen das Verhältniß zwischen direkten und indirekten Steuern und die Gesammtbelastung der Steuerträger durch beide auch nur einigermaßen den Anforderungen der Gerechtigkeit entspräche, ob nicht namentlich durch die Erhöhung der Biersteuer das Verhältniß weiter zu Ungunsten der ärmeren Klassen verschoben würde und ob die Erbschaftsteuer in ihrer geplanten Form wirklich ein genügendes Gegengewicht böte. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus wäre die Erweiterung der Erbschaftsteuer zu einer, die auch Abkömmlinge und Ehegatten mit niedrigen Sätzen belastet, kleine Vermögen ganz freiläßt, große aber stärker heranzieht, ernstlich zu fordern.

Von konservativen Abgeordneten wird vielfach eine Erhöhung der Börsensteuer vorgeschlagen. Daß Umsatz und Emission von Aktien und Schuldverschreibungen an sich eine höhere Steuer tragen könnten, scheint mir trotz Allem, was dagegen geschrieben wurde, zweifellos. Aber man muß bedenken, daß die Spekulation durch solche Belastung ins Ausland getrieben und die volkswirthschaftlich wichtige Stellung unserer Börsen als Centralmärkte des Geld- und Kapitalverkehrs zu Gunsten des Auslandes geschwächt würde.

Auch eine Reichswaarenhaussteuer ist vorgeschlagen worden. Schon die

einzelstaatlichen Waarenhaussteuern sind aber, wenn sie über eine bloße stärkere Heranziehung des Großbetriebes hinausgehen, und durch ihre Form der Belastung nach dem Umsatz sicherlich ungerecht. Gerecht und erwünscht wäre nur, alle Großbetriebe stärker als bisher zu den allgemeinen Gewerbesteuern heranzuziehen. Da diese aber den Einzelstaaten und den Kommunen überlassen sind, so kann die Finanzwissenschaft einer Steuer, die nur die Waarenhäuser (in der höchst willkürlichen Abgrenzung dieses Begriffes) von Reiches wegen belastet, unmöglich zustimmen.

Nach dem früher Gesagten scheint vollkommen berechtigt, daß im Reichstag von verschiedenen Seiten die Steuerfreiheit des Weines in Preußen getadelt wurde. Eine Reichsweinsteuer in Form der Versandsteuer, die eventuell die billigsten Weine ganz frei ließe, die theuren aber höher belastete, würde auch den Grundsätzen gerechter Besteuerung entsprechen. Denn sie würde viel weniger als andere Verbrauchssteuern die großen Massen treffen, viel mehr den Charakter einer Luxussteuer haben. Auch die von Manchen geforderte Erhöhung der Branntweinsteuer ist wegen der Steuerfähigkeit dieses Produktes und ganz besonders vom Standpunkte des Alkoholgegners aus berechtigt. Die Regirung erklärte aber, das Brennereigewerbe nicht schon wieder durch eine Steueränderung benuruhigen zu wollen. Immerhin dürfte, wenn die agrarischen Interessen es nicht verhindern, eine Aenderung und Erhöhung der Steuer hier nur eine Frage der Zeit sein.

Beachtung verdienen noch die Vorschläge, einen Ausfuhrzoll auf Kohle und Kali zu legen. Deutschland, sagt man mit Recht, ist der einzige Kaliproduzent und das Ausland fordert ihm steigende Mengen dieser Waare ab. An sich wäre gegen einen solchen Ausfuhrzoll als reinen Finanzzoll nichts einzuwenden; aber unser Kalibesitz ist doch kein Monopolgut, weil leicht andere Düngemittel als Ersatz gewählt werden können, wenn wir dem Auslande den Bezug vertheuern. Auch könnten namentlich die Vereinigten Staaten, unser größter Abnehmer von Kali, Repressalien beschließen und uns, zum Beispiel, den Bezug von Kupfer und Baumwolle, auf den wir angewiesen sind, durch Ausfuhrzölle vertheuern. An die Erschöpfung unserer reichen Kalilager ist nicht zu denken. Was Deutschland an Kali exportirt, ist reiner Gewinn für unsere Volkswirthschaft; je mehr dieser Export wächst, desto besser also für uns. Auch die Erschöpfung der Kohlenlager braucht uns heute nicht zu schrecken; aber auch hier wären Repressalien zu fürchten. Außerdem sichert die Kohlenausfuhr uns die gleichmäßige Produktion; ein Zoll, der die Ausfuhr auch in ungünstigen Zeiten einschränkte, würde uns bei einer neuen Hochkonjunktur eine viel schlimmere Kohlennoth bringen als der Winter 1899. Man darf einen Kohlenausfuhrzoll deshalb höchstens als eine vorübergehende Maßregel empfehlen, die in Zeiten der Hochkonjunktur uns zunächst die Versorgung des Inlandes sichert.

Auf welchen Wegen sich nun auch das Reich die nöthigen Mittel herbeischaffen mag: jedenfalls darf die Reichsschuld nicht in der bisher üblichen Weise vermehrt werden. Der Entwurf sieht von 1907 ab eine Tilgung von jährlich $^3/_5$ Prozent vor; die dazu erforderlichen Beträge sollen alljährlich in den Etat eingestellt werden. Auch solche Tilgungbestimmungen bleiben aber werthlos, wenn die Reichsschuld im bisherigen Tempo vergrößert wird; die Einführung der Tilgungpflicht kann sogar zu noch größerer Sorglosigkeit verleiten. Wie die Verhältnisse bei uns in Deutschland liegen, ist an ein erhebliches Steigen der Staatsrentenkurse in absehbarer Zeit nicht zu denken. Industrie und Handel entwickeln sich so intensiv, daß das in unserer Volkswirthschaft verfügbare Kapital stets voll für sie in Anspruch genommen wird und größere Anleihen nur den allgemeinen und damit auch den Staatskredit vertheuern. Daß unser Kapitalreichthum noch immer nicht an den der Vereinigten Staaten, Englands und Frankreichs heranreicht, hat der Reichsschatzsekretär selbst mit Recht hervorgehoben. Durch die neuste Entwicklungtendenz unseres Wirthschaftlebens, durch Kartelle, Fusionen, große Interessengemeinschaften, ist aber auch mehr Sicherheit und Gleichmäßigkeit in den Ertrag wichtiger Unternehmungsgebiete gekommen; und dadurch hat sich der Unterschied in der Sicherheit der Kapitalsanlage verringert. Als sicher und gleichmäßig galt früher nur die Staatsrente; jetzt fehlt es nicht an Industriepapieren, die dem Anleger mindestens die selbe Sicherheit bieten. Diese Wandlung wird oft noch zu wenig beachtet. Wahrscheinlich werden die deutschen Staaten nicht so bald wieder zu so günstigen Bedingungen wie um die Mitte der neunziger Jahre Kapital aufzunehmen im Stande sein; daraus ergiebt sich für die Finanzverwaltung die Aufgabe, in der Unterscheidung von ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben und Einnahmen strengere Grundsätze als bisher walten zu lassen und den Anleihebedarf möglichst zu verkleinern.

Dem Reich aus Erwerbswirthschaften neue Einkünfte zu verschaffen, dürfte unmöglich sein. Insbesondere scheitert das Streben nach einer Reichseisenbahngemeinschaft oder auch nur danach, daß die einzelnen Bundesstaaten einen Theil ihrer Eisenbahneinnahmen an das Reich abgeben, an dem Widerstande der Einzelstaaten und an der Verschiedenheit der Verhältnisse. Erst recht müssen die anderen Erwerbseinkünfte, Bergwerke, Domänen, Forsten und Wasserkräfte, den Einzelstaaten vorbehalten bleiben. Namentlich in der Ausbeutung der Wasserkräfte dürften sich die Einzelstaaten (und die Gemeinden) eine Einnahmequelle schaffen, die sie gar nicht entbehren können; denn wahrscheinlich wird der Geldbedarf des Reiches auch nach der jetzigen Reform noch steigen und es ist sehr möglich, daß das Reich später doch in die direkte Besteuerung der Einzelstaaten weiter eingreifen muß, für die dann die Erwerbseinkünfte wieder eine erhöhte Bedeutung gewinnen werden.

Freiburg i. Br. Professor Dr. Robert Liefmann.

Die lettische Psychose.

Schon sind die Racheschwerter geschliffen! Bald beginnt die Große Verrücktheit und die Diebesbande muß für alle Schmach des Volkes bezahlen; dann wird das Liebegeschrei der Betrüger verstummen vor der Gewitterstimme des Hasses!" Diese Hymne sang die politisch-literarische Monatschrift „Der lettische Arbeiter" zu dem Motto: „Bereitet Euch zur Maifeier!" Die „Große Verrücktheit" nennt das revolutionäre Blatt die lettische Revolution; im häuslichen Kreis der Gesinnungsgenossen wird also ein Ausdruck gebraucht, wie er treffender nicht zu finden war. Er lehrt uns nicht nur das äußere Wesen der Revolution erkennen, sondern berührt ihre Psyche. Denn dem lettischen Volksbewußtsein selbst ist die Revolution identisch mit der „Großen Verrücktheit". Sie ist die Stunde des Glückes, der Herrschaft und der Größe des lettischen Volkes, die Stunde, wo der Deutsche vertrieben wird, die Vernunft schweigen muß und alles Alte aufhört; ist die Erfüllung eines mitternächtigen Zerrbildes, in dem alle Hemmungen der Moral und des Rechtes beseitigt sind und das Wachsthum des eigenen Ich, alle Größenverhältnisse verschiebend, den Wunsch zum ausschließlichen Vater der Dinge macht. Solche Träume, in denen das Ich sich vom Joch der Vernunft, der Moral und des Könnens entbindet, kennt Jeder. Naturen, denen Moral, Gesetz und Religion etwas Aeußeres sind, verfallen nur zu leicht ihrer gespenstigen Verlockung. Diese Menschen wollen „sich ausleben", im wachen Leben den Traum fortträumen und enden im Wahnsinn. Selten sieht man einen ganzen Volksstamm in solcher Stimmung. Wir habens erlebt. Der lettische Bauernaufstand ist nicht als Krankheiterscheinung des wirthschaftlichen Lebens aufzufassen, sondern, wie in der „Zukunft" vom Herausgeber gleich anfangs richtig gesagt wurde, als eine schwere Massenpsychose.

Kulturelle Unselbständigkeit, kindliche Nationaleitelkeit und eine Vorliebe für den schönen Schein brachten das lettische Volk von je her in ein schiefes Verhältniß zur Wirklichkeit; es dünkelte sich groß und war doch nur klein. In der vernünftigen Wirklichkeit kommt Recht, Moral und Kultur, Wohlstand und Behagen dem Letten vom Deutschen. In dem Bewußtsein des lettischen Bauern haftet daher das Herrenthum am Deutschen. Ein reicher Lette bleibt ein „halber Herr", dem der Bauer nicht über den Weg traut. Dem Deutschen aber brachte dieser Bauer das in einem patriarchalischen Herrschaftverhältniß erwachsene Vertrauen entgegen, das durch seine Unbedingtheit jeden Mißbrauch ausschließt und dem Herrn die Pflicht der väterlichen Fürsorge gebieterisch auferlegt. Der lettische Wirth, sogar einer, der einen Bauernhof von durchschnittlich zweihundert Morgen besitzt und selbst Knechte hält, küßte dem deutschen Gutsbesitzer aus freien Stücken die Hand und nannte ihn gnädiger Baron, großer Herr. Der Deutsche war sein Berather, sein Arzt, sein Vormund und Pfleger, war immer der warme Rock, der ihn vor der Unbill der Zeiten schützte. Aber ein Volk lebt nicht vom Brot allein. Je mehr sein eigener Wohlstand stieg, desto überflüssiger schien dem Letten der Deutsche. Denn in den Feiertagsstunden seines Gemüthes ist für den Deutschen kein Platz; er verwendet sie nicht, um den von Deutschen empfangenen Wohlthaten nachzusinnen. Wenn er sich von der Prosa des Lebens abwendet, denkt er sich das Land ohne den Deutschen; alte Geschichten tauchen aus der Vergessenheit der Jahrhunderte, der Deutsche erscheint als gewaltsamer Eindringling, als Sklavenhalter, der das große lettische Volk knechtet. Von

Rechtes wegen gehört das Land dem Letten; alles Eigenthum des Deutschen, seine Felder, sein Korn, sein Vieh, sein Schloß: Alles gehört dem Letten, dem Volk, von dessen Schweiß der Deutsche sich mästet. Ist der Deutsche fort, dann wird das lettische Volk reich und glücklich; ein Kind, hieß es drum, kann ausrechnen, welchen Nutzen die Beseitigung der Deutschen den Letten brächte. So lange aber der Augenschein lehrte, daß die feste deutsche Hand das lettische Leben in Ordnung hält, küßte der Bauer sie dennoch. Auch der Gebildete war botmäßig, hielt sich in seinem Innersten aber dafür schadlos. In den achtziger Jahren begann die Russifizirung und machte, mit allen Schreckensmächten, sich auch alle Geister der Lüge nutzbar. Unter meinen Papieren bewahre ich eine Proklamation, die ein Pope 1882 den Letten zusteckte. Da heißt es: „Zerreißt die alten Glaubensbande, Ihr Brüder, die Fesseln, die Euch mit Euren Ausbeutern und schlimmsten Feinden zusammenkoppeln! Besprecht Euch unter einander, seht, daß Ihr einig werdet, geht, vier- bis fünfhundert Seelen, zum griechisch-orthodoxen Priester und sagt: Wir bitten unseren Kaiser und Herrn und die russischen Bischöfe, daß man uns in die orthodoxe Kirche aufnehme; nur die rechtgläubige Kirche kann unser Volk zum Volke machen, nur sie schützt uns davor, von den Deutschen Parias gescholten zu werden." So wurde damals gewirthschaftet. Während die russische Invasion dem Lettenvolk heimlich die letzten Reste nationaler Selbständigkeit in Religion, Sprache und Recht zu zerstören trachtete, geberdete der Eroberer sich schlau als Anwalt bedrückten Nationalstolzes. Ein ganzes Beamtenheer trug damals die Segnungen russischer Kultur ins Volk, pries mit lauter Stimme die eigene Waare an und schürte im Stillen das glimmende Feuer des Deutschenhasses. Die Letten sollten, ohne es zu merken, Russen werden; und damit sie nichts merkten, mußte man ihnen den Deutschen als ihren Todfeind und Tyrannen zeigen. Der erste glorreiche Erfolg war: völlige Vernichtung des Rechtsgefühles; der zweite: ungeheures Anwachsen eitlen Größenwahnes. Und hinter dem Beamten marschirte der Schulmeister ins Land. Der russische Schulmeister: ungebildet, sittenlos, meist politisch wie moralisch ein Nihilist. Was konnte Gesetz und Recht nun noch gelten? Herrliche Tage warteten ja des Lettenvolkes. Wenn die Tyrannenmacht gebrochen, der Deutsche vertrieben oder erschlagen war, wurde sein Eigenthum, sein Grund und Boden unter die Letten vertheilt, die dann keinem Herrn mehr zu dienen brauchten. Daß sie für den deutschen den russischen Herrn eintauschen könnten, Wirrniß für Ordnung, Roheit für Milde: daran dachten die Bethörten nicht. Namentlich der gebildete Lette berauschte sich an der neuen Lehre eines nationalen Kommunismus; sie war wie geschaffen für die Bauernsöhne, die studirt hatten und doch, so lange der jetzige Rechtszustand aufrecht blieb, verdammt waren, ihr Leben lang „halbe Herren" zu sein. Dieser Zustand aber konnte erst aufhören, wenn mit den Deutschen abgerechnet war. Ist dazu nicht höchste Zeit? Sind sie nicht am starken Baum des lettischen Volksthumes ein Schmarotzergewächs? Waren ihre Väter nicht Räuber, die uns nur das nackte Leben ließen? Ist ihre ganze Existenz denn nicht eine einzige Kette gemeiner Verbrechen? Ihr Recht nicht gefälscht, ihre Moral nicht verlogen? Sie oder wir! Unsere nationale Zukunft ist verloren, wenn wir nicht stark genug sind, das Joch abzuschütteln. So weit hatte die russische Wühlarbeit es gebracht. Jeder Angriff auf deutsche Rechte wurde heimlich unterstützt, jeder Groll gegen deutsche Unbill genährt. Und aus der dünnen Schicht der „Studirten" und halb Gebildeten drangen diese Ideen nach und nach tief

ins Volk; überall war die Losung: Der Deutsche muß fort, muß, wenn er nicht gutwillig weicht, mit Gewalt ausgerodet werden, wie eine Giftpflanze. Noch zwar zeigte man uns die Grimasse der Demuth; was aber dachte man sich dabei? „Wir küssen die Hand dieses Mannes, nennen ihn den gnädigen Baron und den großen Herrn, wissen aber, daß er ein Dieb ist, ein Sklavenhalter und Räuber, daß seine Häuser, seine Gärten und schönen Pferde von Rechtes wegen uns gehören und daß wir vor unserem eigenen Bewußtsein in Schmach und Schande leben, so lange wir unser Eigenthum nicht zurückerobert haben. Doch der Tag der Rache und Sühne naht. Heute küssen wir noch die Herrenhand und grinsen demüthig; bald aber sollt Ihr erfahren, was hinter dieser Demuth lauert." Nationale Erhebung und sozialer Umsturz: davon haben die Letten seit den Tagen dieser Drachensaat geträumt; und diese Träume haben sie für die Qual täglichen Heuchelns entschädigt. In ihren „Kampfliedern" fand ich die Sätze: „Ich reiße die Sonne vom Himmel und treibe sie auf die Köpfe der Sklaven, damit die Flamme den Feigen das Blut erhitze und sie vorwärts eilen heißt. Ich reiße die Sonne vom Himmel, damit sie ohne Ende glühe und über blutigen Leichen auf dem Weg zum Glück alle Nebel vernichte. Nebel auf dem Weg zum Glück ist die ganze alte Gesellschaftordnung. Nebelflecke, die Jeder greifen kann, sind ihre Repräsentanten, der Pastor und der Gutsbesitzer, der Kanzelherr und der Sklavenherr. Ein Schwarzer klettert auf die Kanzel und sagt, daß unsere Seele dem Satan überantwortet sei. Er ißt unsere Hühnerchen und stielt unsere Rubelchen und sagt, daß wir trinken!" Und in den „Arbeiterliedern, herausgegeben von der lettisch-sozialdemokratischen Partei", heißt es: „Dein Ende ist da, Du groschenlüsterner Gutsbesitzer! Mit Feuer und Schwert hast Du unser Land beraubt, siebenhundert Jahre lang hast Du uns unsäglich gequält, den Schweiß unserer Väter hast Du, mit Blut gemischt, getrunken und das Volk ausgehungert, bis es verreckte. Jetzt verkaufst Du Deinen Raub. Das aber ist nur eine andere Form der Sklaverei; denn für Deine Renten und Abgaben müssen wir fronen und wir zucken in Hungerkrämpfen unter dem unerträglichen Joch, das in unserem eigenen Land auf uns lastet. Unsere Väter zeigen aus ihren Gräbern mit blutigen Fingern auf Dich; erst heute aber können wir rufen: Weh Dir Deutschem! Wir wollen das Brot unseres Landes, die Früchte unserer Arbeit nicht länger Schmarotzern geben. Und Du, schwarzer Lügenbrauer, den wir in unserer Einfalt für einen Gottesmann gehalten haben, Du bist kein gerechter Gottesknecht, sondern lüstern nach dem Geld in der Hand der Reichen und lehrst mit unerhörter Schamlosigkeit das Evangelium, das die Reichen schon vor Jahrhunderten zur Bedrückung der Armen erdacht haben. Mit Deinen sauberen Lügen von den Himmelsfreuden, die uns für alles irdische Leid entschädigen sollen, hast Du unsere Väter wie Schafe zu den Füßen der Räuber gehütet. Weh Dir Bösewicht! Flieht eilends, Ihr verfluchten Volksaussauger; zur Befreiung der gequälten Heimath sind die Werkzeuge schon unterwegs: Dolche, Kugeln, Bomben, Dynamit. (Dieses Blatt ist in Schloß Salisburg dem Pastor und allen übrigen großen Spionen zugeschickt worden, damit sie künftige Thaten von diesem Dokument ablesen können.)" Inzwischen hatte der mandschurische Krieg Rußlands Macht gelähmt, hallten die Städte des Zarenreiches von Aufruhr und Meuterei wider. Der Propaganda des Wortes gesellt sich auch bei uns die Propaganda der That.

Bewaffnete Haufen lettischer Proletarier fahren aus der Stadt aufs Land hinaus, reißen die Prediger vor den Augen der Gemeinde von der Kanzel und hausen

überall als Räuber und Meuchelmörder. Die staatlichen Gewalthaber sehen thatlos zu, vielleicht, weil sie machtlos, vielleicht, weil sie zufrieden sind, der Volksleidenschaft ein Ventil geöffnet zu sehen und selbst in Ruhe wohnen zu können. Oben Unthätigkeit und schweigende Duldung, unten das Gefühl innerer Mitschuld, das täglich erneute böse Beispiel und der Blutdunst, der die Hirne umnebelt: ists da ein Wunder, daß die Zahl der Verbrechen wächst und der Höllenwirbel immer weitere Kreise zieht? Gewiß nicht. Aber auch die Furcht ruft noch zu den Waffen. Der Deutsche, so heults durch alle Gassen, macht sich bei nächtlicher Weile auf, rottet sich zu schwarzen Haufen und mäht unser Volk, wie zur Erntezeit der Schnitter die Garben! Ists noch nicht genug? Noch immer nicht genug der Schmach deutscher Herrschaft? Das Volk steht auf. Der große Tag ist endlich angebrochen! Nieder mit allen Zeichen unserer uralten Schande! Nieder! Vieh und Pferde der Gutsbesitzer werden erschossen, ihr Hausrath wird zerschlagen, die Gutshäuser werden niedergebrannt, auch die Wirthschaftgebäude und Knechtswohnungen, denn es giebt keine Knechte und keine Gutswirthschaft mehr: das lettische Volk hat sein Eigenthum zurückerobert. Staunend blickt das Volk um sich und sieht den Traum zur Wirklichkeit geworden. Flammen überall, Flammen und Rauch; und die deutschen Herren fliehen mit Weib und Kind, ohne Habe, ohne Zehrpfennig sogar, wie sie gehen und stehen. Einzelne Deutsche werden auf der Flucht gegriffen: und das Volk führt sie im Triumph mit sich, spielt mit ihnen, verurtheilt sie heute und begnadigt sie morgen, nimmt die Begnadigung zurück und verurtheilt sie abermals zum Tod. Das kann es; denn der deutsche Herr ist jetzt ja ein willenloses Spielzeug in der Hand des mächtigen, souverainen Volkes. Manche Gefangene werden erschossen, andere entlassen und aus dem Lande verbannt. Die alten Gemeindeverwaltungen werden aufgelöst und durch Exekutivkomitees ersetzt; in allen Gemeinden wird geschwind die lettische Republik proklamirt; sechstausend lettische Bauern brechen ins litauische Gebiet ein, um den Theil Litauens, der in alten Zeiten von Letten bewohnt war, der neuen Republik einzuverleiben. Wer nicht fliehen will, wird niedergemacht; auf dem Boden, der einst Letten gehörte, soll kein Fremder mehr hausen. Wir sind das große, das auserwählte Volk und haben das Recht, den lange ersehnten Triumph in heißem Rausch bis auf die Neige zu schlürfen Noch einmal will ich die „Arbeiterlieder" citiren: „Sieh, wie wächst mit jedem Augenblick die Schaar der Freiheitkämpfer! In ihren Augen blitzt das heilige Feuer, in ihren Händen liegt das Gewicht der Welt! Dies ist die Donnerstimme, die zu uns spricht: Keine Herren sind mehr, weder hohe noch niedrige! Dieser Sturmwind wird die Sklavennacht enden, wird mit Donnergebraus allen Sklaven die Kette lösen!"

Ganz so ist es nicht gekommen. Als das Land in hellen Flammen stand, bequemten die petersburger Machthaber sich endlich, uns Hilfe zu senden. Lange genug hatten sie gezögert. Und was hatten wir inzwischen erlebt! Selbst von Schwarzsehern war eine so jähe Entwickelung der Psychose nicht für möglich gehalten worden. Wie Hunnenhorden zogen die Bauern durchs Land. Hunderte von Gutshäusern wurden verbrannt, die Felder verwüstet, der Viehbestand und alle mobile Habe vernichtet. Nicht Raubgier setzte diese Schaaren in Bewegung, sondern blinde Lust an der Zerstörung. In Allasch, dicht bei Riga, wurden Bilder von Lenbach und anderen Meistern von den Wänden gerissen, zu Stößen geschichtet, mit Petroleum begossen und in Brand gesteckt. Und dieser Vorgang blieb nicht etwa vereinzelt. Ueberall

raste die Wuth, bis alles ihrer Pranke Erreichbare in Trümmern lag. Von allen Seiten strömten und schlichen vernichtete Existenzen in die Städte: Gutsbesitzer, Beamte, Pastoren, Lehrer. Menschen, die in kurzen Stunden alles Ererbte und in mühsamer Lebensarbeit Erworbene verloren hatten. Von ihnen erfuhren wir erst die Einzelheiten Dessen, was draußen geschehen war. Man hatte die Gesetze aufgehoben, die Beamten weggejagt, die Behörden zum Kinderspott gemacht. Kein Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes galt mehr; keiner. Hebammen und Prostituirte saßen im Gemeinderath. Ein Haufe kleiner, von einander unabhängiger Republiken war ringsum entstanden, Recht und Gesetz der Verachtung, dem Hohn preisgegeben, von gewissenhafter Arbeit, von Treue, Pflicht und Glauben nicht mehr die Rede. Männer, denen die Rottenführer eben erst feierlich Leben und Freiheit zugesichert hatten, wurden wenige Minuten danach aus dem Hinterhalt niedergeschossen. Das zu dieser Gräuelwirthschaft nöthige Geld wurde erpreßt, geraubt, zum großen Theil auch von ausländischen Verbündeten den Revolutionären geliefert. Der schwärzeste Tag in dieser dunklen Zeit war der, wo wir vernahmen, daß der Kriegsschatz, mit dem der Vandalenfeldzug gegen uns geführt wurde, aus den Ersparnissen deutscher Menschen stamme. Die lettischen Mordbrenner rühmten sich selbst ja laut, die deutsche Sozialdemokratie habe ihnen Hunderttausende zur Verfügung gestellt; und alle Erkundigungen bestätigten die Thatsache, daß wirklich große Summen aus Deutschland ins Lager der Aufständigen geflossen waren. Mancher von uns hatte vorher seine Sympathie mit den muthigen Versuchen einer sozialen Hebung und Befreiung der Massen nicht ängstlich verborgen. Nun wurden die Spargroschen deutscher Arbeiter bewilligt und benutzt, um uns, die Pioniere deutscher Kultur in Feindes Land, zu vernichten. Können im Vaterland unseres Stammes die Führer der Bewegung Das verantworten? Haben die Männer, deren Interesse sie doch vertreten wollen, sich die Pfennige vom Mund abgedarbt, damit im Osten hier deutsche Landwirthe, Lehrer, Pfarrer heimlos ins Elend hinabsinken? Und glauben sie wirklich, den „Zarismus“ dadurch zu schwächen, daß sie dem deutschen Element in den Ostseeprovinzen die Lebenskraft lähmen und den Größenwahn der Letten nähren? Um mit diesem Gewimmel böser Narren fertig zu werden, ist auch heute noch selbst der arme Nikolai Alexandrowitsch stark genug.

Das hat sich deutlich gezeigt: als, nach allzu langem Zaudern, aus Petersburg der Befehl gekommen war, Leben und Eigenthum der Deutschen zu schützen, war die Wildheit des Aufruhrs bald gebrochen. Uns hätte man übrigens vielleicht noch länger unserem Schicksal überlassen; die selbstherrlichen Republiken aber, die lettische und esthnische Anarchie konnte man nicht ruhig dulden. Sollen wir nun getröstet aufathmen? Können wirs? Ich will gar nicht von dem furchtbaren Elend reden, dessen Schauplatz unser unglückliches Land seit Monden geworden ist. Nicht davon, daß noch jetzt Räuberbanden bis an die Stadtmauern streifen, Niemand seines Lebens für den nächsten Morgen sicher ist und aus den glimmenden Funken über Nacht ein neuer Brand aufflackern kann. Auch bei den Lügen will ich mich nicht aufhalten, die leider sogar bis in deutsche Blätter den Weg gefunden haben und so alberne Märchen verbreiten wie das, die „deutschen Barone“ seien Leuteschinder gewesen und hätten selbst ihre Gutshöfe angezündet. Wir kennen die Schächer, die solche Gerüchte ins Ausland schmuggeln (das jüdische Element war auch hier an der Organisation des Aufstandes stark betheiligt), und wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Seit Monaten weiß Jeder von uns, daß er sich nur auf seine Waffe verlassen darf,

hat Jeder, sobald er das Haus verläßt, die Hand am Revolver, fühlt Jeder, daß ihm beim Aufgang der neuen Sonne beschieden sein kann, als ein Opfer blind wüthenden Deutschenhasses sein Blut zu lassen. Nicht vor dem Tod zittern wir. Wie aber sollen wir, auf die auch so viele Russen mit scheelem Blick sehen, unter einem Volk weiterleben, das uns diesen Anblick geboten hat? Wie soll, selbst wenn das Land äußerlich wieder zur Ruhe kommt, zwischen Deutschen und Letten je wieder ein erträgliches Verhältniß entstehen? Können wir, können unsere Söhne vergessen, was den Deutschen hier angethan ward, die sich redlich bemüht hatten, Ordnung zu schaffen und den Wirthschaftertrag des Landes zu heben? Dieses Fragezeichen quält uns mehr als alle Nöthe der Stunde. Wir wollen uns nicht mit Scheinheiligkeit putzen. Wie überall, sind auch hier in der Behandlung der Landproletarier Fehler gemacht worden. Sicher nicht mehr als in der deutschen Heimath; die Behauptung, die lettischen Barone seien Blutsauger und grausame Bedrücker, ist, wie jeder Kenner des Landes und seiner Menschen weiß, thöricht erfunden. Die weit überwiegende Mehrheit unserer Leute wurde so bezahlt, genährt und behandelt, daß sie es dabei recht gut aushalten konnte. Redlich haben wir uns bemüht, sie zu kultiviren. (Nicht, wie in Petersburg gelogen wird, zu germanisiren. Das wäre auch gar nicht möglich gewesen.) Hatten die Zaren nicht feierlich gelobt, die Selbständigkeit Livlands für ewige Zeit zu achten, den Gerichten das deutsche Recht, Kirchen und Schulen die evangelische Religion zu erhalten? Haben unsere Väter sich gesträubt, als die Leibeigenschaft aufgehoben, der Bauer zum Hofbesitzer wurde? An eine Germanisirung ward nie gedacht; davor warnte schon die Furcht, die deutsche Herrschaft zu gefährden. Deshalb hielt man die Letten und Esthen den neuen Volksschulen fern. Nur offen bekämpft, nur verächtlich gemacht sollte das Deutschthum nicht werden, das in Jahrhunderten mühvoller Kulturarbeit diesen Boden erobert hat. Doch da kam zuerst das russische Gesetzbuch, dann die russische Amtssprache und endlich die griechisch-orthodoxe Religion. Die Panslavisten jubelten, als die Zahl der Konvertiten so gewaltig anschwoll; noch lauter, als sie, schon unter Alexander dem Zweiten, durchgesetzt hatten, daß die Sonderrechte der Ostseeprovinzen nicht mehr anerkannt wurden. Da fing es an, das falsche Spiel! Die Letten und Esthen wurden gegen die Deutschen gehetzt, Manassein rief den Schwarm russischer Beamten und Popen ins Land, der Bau griechischer Kirchen wurde patronisirt, das Vermögen der lutherischen Landeskirche unter russische Verwaltung gestellt und unsere Konsistorien mußten den Weisungen des Heiligen Synods gehorchen. Machtlos sah die Ritterschaft dem Treiben zu. Und Mancher von uns gab unter vier Augen den Russen noch Recht. Mancher sprach seufzend: Sie handeln, wie sie müssen; ihr Caesaropapismus kann sich nicht halten, wenn er nicht in seinem Bereich Alles russifizirt. Die Kurzsicht solcher Auffassung hat sich jetzt nur allzu deutlich gezeigt. Die zarische Politik hat auch hier für die Revolution gearbeitet. Wenn die deutsche Kulturarbeit still und emsig fortgewährt und, ohne von der Regirung brutal gestört zu werden, die Massen zu vernünftiger Erkenntniß realer Kraftverhältnisse erzogen hätte, dann wären die wüsten Gräuel der letzten Zeit unmöglich gewesen. Die Russifizirung hat den Zustand geschaffen, der zur Psychose führte; hat einen Volksstamm, der durch feige Meuchelmorde und barbarische Zerstörungslust bewiesen hat, wie unwürdig er wahrer Freiheit noch ist, in Größenwahn und blinde Raserei getrieben. Wie sollen wir, deren ganze Existenz nun einmal im Baltenland wurzelt, mit diesen Menschen fortan weiterleben? Und

die Krisis ist noch nicht überstanden. In heimlich verbreiteten Proklamationen wird die Mordlust gegen die Deutschen gestachelt und schon kommt wieder die Kunde von Raub und Mord. Auf den Trümmern selbst gönnt man uns keine Ruhe. Was bleibt zu hoffen? Erfahrene Aerzte wissen, daß so schwere Psychosen unheilbar sind.

Riga. Meinhard von Segeberg.

Fünf Briefe.

I. Ich wurde gebeten, den folgenden Aufruf abzudrucken:

„Wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß bekennen: Wir akademisch gebildeten Männer tragen an dem Alkoholelend in Deutschland die schwerste Schuld. Was in den höheren Kreisen der Gesellschaft als entschieden gemein betrachtet wird, kann sich auch in den unteren Klassen auf die Dauer nicht halten. Somit könnten wenigstens die schwersten Formen der Alkoholverderbniß in Deutschland längst getilgt sein, wenn die höheren sozialen Schichten die Erkenntniß und den Muth besäßen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und in ihrer eigenen Mitte Zustände, die ihrer nicht würdig sind, auszurotten. Daß die höheren Gesellschaftkreise im Allgemeinen bisher hierzu nicht gelangt sind, dafür trifft wiederum die Verantwortung eine besondere Gruppe unter ihnen, eben die akademisch Gebildeten. Denn die auf dem Trinkzwang beruhenden Trinksitten des Universitätlebens, denen die Männer dieses Standes während ihrer Studienzeit fast ausnahmelos gehuldigt und die sie vielfach in ihr späteres Leben mit hinübergenommen haben, erzeugen durch das berechtigte soziale Ansehen ihrer Träger eine verderbliche Suggestion auf andere Kreise und verhindern Viele, das Wesen der Alkoholgefahr richtig zu würdigen. Die akademischen Trinksitten vergiften einen großen Theil Derer, aus denen sich unsere geistige Elite bilden soll, und wirken durch das böse Beispiel auf die anderen Stände Verderben bringend ein, zunächst auf die Stände der gleichen sozialen Schicht und dann auch auf die andere Bevölkerung. Durch die akademischen Trinksitten schädigen die höheren Stände das Gesammtleben der Nation in einer Weise, wie es kein anderes germanisches Volk heute auch nur annähernd noch zu erleiden hat. Es ist Heuchelei schlimmster Art, sich über die Trunksucht der Arbeiter zu entrüsten, so lange wir das Vorbild dieser Trunksucht, die akademischen Trinksitten, dulden. Und unter den Trägern der akademischen Trinksitten stehen wir Juristen allen anderen voran. Wer unser Universitätleben kennt, weiß Das. Darum ist es an der Zeit, daß auch wir Juristen beginnen, diese Schuld zu sühnen, so weit es möglich ist. Wir müssen in unserer Eigenschaft als Juristen eintreten in den Kampf gegen den Alkoholismus, einen Kampf, der jetzt, Gott sei Dank, in allen deutschen Landen entbrannt ist. Die einzige Waffe, die in diesem Kampf sicheren Erfolg verbürgt, ist, wie alle Erfahrungen lehren, das Wirken für die Abstinenzidee durch das Wort und vor Allem durch das eigene Beispiel. Nicht etwa darum, weil sich nachweisen ließe, daß jedes Quantum Alkohol, auch das allergeringste, jedem Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten unbedingt schade, sondern darum, weil der Abstinenz, nicht aber der ‚Mäßigkeit‘ ein klarer Gedanke zu Grunde liegt. Die Klarheit aber ist der Sieg. Darum, Berufsgenossen, Juristen und Kameralisten, tretet

dem Verein Abstinenter Juristen des Deutschen Sprachgebietes bei!“ Der Aufruf ist unterzeichnet von dem Geheimen Justizrath Karl Buddee, Landgerichtsdirektor in Greifswald, dem hamburger Landrichter Dr. Hermann M. Popert, den Rechtsanwälten Eggers (Bremen) und Bartning (Hamburg). Diese vier Herren bilden den Vereinsvorstand und nehmen Beitrittserklärungen an. Vierzehn Juristen verschiedener Rangklassen, vom Oberlandesgerichtsrath bis zum Referendar, hatten sich dem Aufruf bereits angeschlossen, als er mir vom Vorstand zur Veröffentlichung zugeschickt wurde.

II. Am siebenzehnten Februar hatte Ladon hier einen Artikel veröffentlicht, in dem auch Streits Hotel erwähnt und die Vermuthung ausgesprochen wurde, an diesem hamburgischen Unternehmen sei die Hamburg-Amerika-Linie und der Generaldirektor Ballin betheiligt. Herr Rechtsanwalt Dr. Max Silberstein, der zu den Vollstreckern des von Frau Sophie Streit hinterlassenen Testamentes gehört, schreibt mir nun: „Die an Streits Hotel begonnene Bauarbeit dient nicht, wie Ladon anzunehmen scheint, dem Zweck eines Neubaues, sondern lediglich einer durchgreifenden Renovation, die bis zum ersten April 1906 beendet sein wird. Weder die Hamburg-Amerika-Linie noch der Generaldirektor Ballin persönlich ist irgendwie an Streits Hotel betheiligt, das für Rechnung der Erben unter Aufsicht dreier gerichtlich bestellten Testamentsvollstrecker weitergeführt wird.“

III. Herr Fritz Arens schreibt mir aus Bremen:

„Damaschkes Ideen über Bodenreform haben langsam, aber stetig Anhänger gewonnen und es scheint, als sollten sie jetzt einen amtlichen Stempel erhalten; denn das Projekt der Werthzuwachssteuer spukt überall herum und ist nun ja auch, mit, wie ich zugeben muß, guten Argumenten, von Ladon in der ‚Zukunft‘ empfohlen worden. Da mag es nicht uninteressant sein, auch einmal eine andere Stimme zu hören. Ich werde namentlich auf die Verhältnisse im kleinen bremer Freistaat Bezug nehmen, wo die Debatte über die Werthzuwachssteuer gerade jetzt sehr lebhaft ist und der Gesetzentwurf demnächst vor das Plenum der Bürgerschaft kommt. Auf der Suche nach neuen Steuerquellen tauchte der Gedanke einer Werthzuwachssteuer auf, als in den letzten Jahren, in Folge der neuen großen Hafenbauten, die Stadt Bremen sich immer rascher ausdehnte und die Ländereien einen Werth erzielten, der zu dem Urwerth des Bodens in keinem gesunden Verhältniß steht. Ich will nicht leugnen, daß das Prinzip der Werthzuwachssteuer richtig ist und praktisch wie steuertechnisch viel für sich hat. Längst hat die beständige Bodenpreissteigerung besonders in und bei den größeren Städten und die Gefahr der daraus erwachsenen Bodenspekulation uns vor die Frage gestellt, ob und wie weit es möglich sei, diesen Werthzuwachs, der im Wesentlichen nicht das Verdienst des einzelnen Grundstückbesitzers, sondern durch die Thätigkeit der Gesammtheit geschaffen ist, durch veränderte Besteuerung stärker als bisher für die Gesammtheit nutzbar zu machen. Wenn durch die Arbeit der Gemeinde plötzlich Landterrain erheblich im Werth steigt und die Besitzer dieser Grundstücke so zu sagen in den Wohlstand hineinschlafen, so ist es recht und billig, wenn sie dafür eine Abgabe an die Allgemeinheit zurückerstatten, als geringes Aequivalent für die durch sie bewirkte Werthsteigerung. Betrachtet man aber den bremer Gesetzentwurf, so staunt man über seine radikalen Bestimmungen; er soll rückwirkende Kraft haben, läßt auch den kleinsten Gewinn nicht steuerfrei und erlaubt nicht, Zinsverlust und andere Opfer anzurechnen. Darin unterscheidet sich der bremer Entwurf wesentlich von anderen. In der alten Hansestadt hat Handel und Gewerbe von je her unbeschränkte Freiheit genossen. Nun stellt der Gesetzentwurf jede Bodenspekulation an sich schon als etwas Schlimmes hin, das durch die Steuerschraube verhindert werden muß. Aber gerade in Bre-

men ist man darauf angewiesen, spekulative Unternehmungen zu begünstigen; weshalb soll man da eine gesunde Bodenspekulation (von einer ungesunden war bisher nichts zu merken) erschweren? Mancher Grundeigenthümer muß ja erhebliche Opfer bringen, um den Werth der Gegend, in der sein Grundstück liegt, zu steigern. Wächst der Werth dadurch, daß die Arbeit Anderer die Aufschließung der Gegend erleichtert, so ist Das natürlich ein Glücksfall, der aber auch sonst in Handel und Gewerbe eintreten kann und eintritt, ohne daß man gleich nach einer neuen Besteuerung ruft. Man hat der neuen Steuer vorgeworfen, daß sie eine Steigerung der Grundstückpreise und damit der Wohnungmiethen bewirken werde: darauf wird geantwortet, nach John Stuart Mill und Ricardo seien Steuern auf Grundrente nicht abwälzbar, sondern müßten vom Besitzer getragen werden. Wenn man aber die durch eine Gesamtheit geschaffene Werthsteigerung zum Theil für die Gesamtheit in Anspruch nehmen will: was geschieht dann, wenn durch Maßregeln der Gesammtheit eine Werthverminderung von Grundstücken eintritt? Trägt in diesem Fall, der ja nicht selten ist, die Gesamtheit auch einen Theil des Schadens? Ferner ist der Unterschied zwischen Spekulation in Grundstücken und der in anderen Objekten nicht sehr beträchtlich. In den meisten Fällen ist auch recht zweifelhaft, wie viel vom Werthzuwachs der Grundstücke öffentlichen Aufwendungen, wie viel der Bevölkerungzunahme, wie viel der persönlichen Anstrengung und dem Wagemuth des Eigenthümers zu danken ist. Verdient ein Kaufmann durch Fehlschlag der Ernte in Getreide oder Baumwolle, so ist Das auch kein von ihm wirklich geschaffener Werth. Soll die Sonderbesteuerung auch auf Gewinne dieser Art ausgedehnt werden? Der bremer Gesetzentwurf leidet vor Allem daran, daß er rückwirkende Kraft besitzt, den Bruttogewinn versteuern will und die Anrechnung von Zinsverlusten verbietet, die doch selbst einen großen Bruttogewinn völlig verschlingen können. Mit solcher Besteuerung des unearned increment kommt man nicht zu gerechter und gleichmäßiger Belastung des Grundbesitzes Auch ist jede Gemeinde eine Individualität für sich; und was in einer Stadt erträglich und nützlich sein mag, kann in einer anderen unerträglich sein und verhängnißvoll werden."

IV. Auch aus Berlin bekam ich, von einem Herrn, der einst an der Erschließung des äußersten Westens voran mitgewirkt hat, einen Brief, dem ich ein paar Sätze entnehmen will. „Wer dem sozialistischen Gedanken der Werthzuwachssteuer zustimmt, muß doch einräumen, daß sie in vielen Fällen höchst ungerecht wirken müßte. Wenn, zum Beispiel, die Besitzer der Grundstücke am Lützowplatz, deren Werth in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen ist, zu den Kosten der Anlagen, die aus dem Kohlenplatz einen Schmuckplatz machten, herangezogen worden wären, so hätte ich solche Lastenvertheilung gerecht gefunden. Eben so, wenn man die Leute besonders besteuerte, die nach dem Franzosenkrieg Terrains erwarben, Baugesellschaften gründeten und, ohne irgend eine eigene Arbeitleistung, theuer verkauften. Hat aber, zum Gegenbeispiel, die Kurfürstendamm-Gesellschaft, auf den Wunsch des alten Kaisers, nicht so viele Millionen an ihr Unternehmen gewagt, daß es manchem berliner Finanzmann damals fast abenteuerlich riskant schien? Soll ein Gärtner, der vierhundert Quadratruthen à vierzig Mark gekauft, seinen Besitz zwanzig Jahre lang mühsam gepflegt und seine Beiträge für Straßenanlagen und ähnliche Dinge bezahlt hat, nun, weil er endlich mit Nutzen verkaufen kann, der Gemeinde Werthzuwachssteuer bezahlen? Sie hat ja nichts für ihn gethan; höchstens kann er dem Staat dankbar sein, der ihm schnelle und häufige Eisenbahnverbindungen mit Berlin verschafft hat. Ich halte es für sehr bedenklich, Intelligenz und Wagemuth durch Sondersteuern zu strafen, und möchte die für den neuen Plan Schwärmenden fra-

gen, ob nicht oft auch die Gewinne der Banken und Rhedereien zum unearned increment gerechnet werden müßten. Wer nach Gerechtigkeit strebt, müßte zunächst doch jedesmal fragen, ob die Gemeinde, die eine Sondersteuer verlangt, für die Werthsteigerung des Grundbesitzes auch wirklich Etwas gethan habe. Ein überzeugter Sozialist mag freilich behaupten, der unternehmende Kopf leiste nichts und jeder Gewinn sei nur dem Arm der Masse zu danken. Daß solche Anschauung aber heute schon in den Rathhäusern herrscht, ist ein seltsames Zeichen der Zeit."

V. „Nein! Es ist wirklich nicht mehr zu ertragen! Sollen wir, soll das Ausland glauben, es gehöre zum Nationalcharakter des Deutschen, Fremde anzurempeln? Man kann kaum noch eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne einem Artikel zu begegnen, der die Ueberlegenheit deutscher Leistungen und deutscher Art in die Welt hinausposaunt und über die Inferiorität fremder Völker sich in hellem Jauchzen ergeht. Da lese ich gerade in der Abendausgabe eines im Ausland stark verbreiteten berliner Blattes mit Bezug auf eine Schenkung des Kaisers an den deutschen Palästina-Verein: ‚Für die französischen und mehr noch für die italienischen Kongregationen, die an deren Stelle zu rücken hofften, ist diese deutsche Niederlassung ein harter Schlag, um so mehr, als zu erwarten steht, daß die mit deutscher Gründlichkeit geleitete Schule der Benediktiner ihr Unternehmen in Bälde aus dem Feld schlagen wird.' Hat denn der Schreiber, hat der verantwortliche Redakteur der Zeitung gar kein Empfinden für Takt und Taktlosigkeit? Ich will einmal annehmen, die Ueberlegenheit deutscher Leistung sei erwiesene Thatsache: steht es dem Tüchtigen an, sich selbst seiner Tüchtigkeit zu rühmen? Hat der wirklich Tüchtige nöthig, sich zu rühmen? Seine Leistungen, seine Erfolge singen ja seinen Ruhm und selbst die Konkurrenten müssen, so unlieb es ihnen sein mag, ihm Anerkennung zollen. Nur der Maulheld muß prahlend sich in den Vordergrund drängen, weil Andere ihm nur den Hinterplatz einräumen würden. Die Großsprecherei unserer Presse bewirkt nur, daß man geneigt ist, dem Deutschen eine viel geringere allgemeine Bildung zuzuschreiben, als er aufzuweisen hat; das laute Geschwätz schadet uns also nur. Noch schlimmer ist aber die Gefahr, daß breite Massen des deutschen Volkes nach und nach anfangen, sich in einem ewigen Glanze zu sehen und allen Ernstes zu glauben, keine andere Nation leiste auf irgend einem Gebiet so viel oder gar mehr als die deutsche. Ein starkes Selbstgefühl ist jedem Volk nützlich; im höchsten Grade schädlich aber ein Hochmuth, der sich gottähnlich dünkt und alle Nachbarn über die Achsel ansieht. Daß diese Nachbarn Den, der ihnen Tag vor Tag von seiner Tüchtigkeit, Gründlichkeit, Ehrlichkeit vorprahlt, allmählich hassen lernen, ist nur natürlich. Ist denn nicht Jedem der ewig Bramarbasirende ein höchst widerlicher Geselle? Als die Engländer beim Beginn des Burenkrieges vom Mißgeschick verfolgt waren, habe ich, der ich damals in einer englischen Kolonie lebte, oft genug Veranlassung gehabt, Landsleute vor ungünstigem Urtheil über englische Kriegstüchtigkeit zu warnen, das mir recht leichtfertig begründet schien. Dürfen wir uns heute wundern, wenn die Engländer, in der Erinnerung an deutsche Preßstimmen aus jener Zeit, höhnisch über unsere langsamen Fortschritte in Südwestafrika frohlocken? Im deutschen Parlament konnte ein Abgeordneter, ohne getadelt zu werden, die Kolonialbeamten einer befreundeten Nation der Korruption zeihen. Und was wird den Russen seit dem Beginn des Japanerkrieges, was den Franzosen seit dem Tag von Tanger gesagt! Mir scheint diese Ueberhebung mit allen guten Geistern deutschen Wesens in schroffstem Widerspruch und ich möchte die Vertreter der Oeffentlichen Meinung vor dem Verharren auf diesem Unheilsweg warnen. In ausgezeichneter Hochachtung Dr. G. Lennhoff."

Theater.

Ihr werdet erleben, wie der Mythos, an dessen Wiege lydische Hirtenflöten erklangen, in firnem Alter noch einmal der Musik sich, seiner Mutter, vermählt, nachdem er den Wahn, seinen Vater, lächelnd getötet hat. Mit diesem Satze schloß, vor vierzehn Tagen, die kurze Erzählung aus der Lebensgeschichte des Oedipusmythos, nach dem Herr Hugo von Hofmannsthal die junge Hand zu strecken gewagt hat. Vatermord: ists nicht das Schicksal der Mythen? Um lange leben zu können, müssen sie über die Leiche des Wahns wegschreiten, der sie einst im heißen Schoß einer Volkheit zeugte. Sonst kümmern sie in gilbenden Büchern hin und wohnen nicht in lebendigen Herzen. Der Glaube an Griechenlands Götter ist tot. Keiner von ihnen fände Gehör, wenn er auf unsere Bretter träte, um heillos verwirrten Menschen den Weg in die Klarheit zu weisen. Jeder müßte unserem Unglauben erst die Gottheit bewähren; die Gewißheit uns geben: Solches vermag nur ein Gott zu wirken. Die Menge, die den alten Dichtern lauschte, überliefs schon beim Hören der heiligen Namen; ihr lebten Apollon und Dionysos, Artemis und Lyssa. Wenn Sophokles den blinden Teiresias aufs Schaugerüst brachte, war der Greis Keinem im Rund ein Fremdling. Der Enkel des Udaeos, eines der Spartoi, die aus den Zähnen des von Kadmos getöteten Drachen erwuchsen. Dessen Same hatte den Phorbas gezeugt, dem die Nymphe Chariklo den Teiresias gebar. Den führte der Zufall an die Hippokrene, als seine Mutter mit Pallas in dem Quell badete. Der schändende Blick mußte gestraft werden. Der Finger der Göttin löscht das Licht in dem Auge, das sich an göttlicher Nacktheit geweidet hat. Doch Pallas ist mild und öffnet dem Sohn, dessen Blindheit die Mutter Chariklo beweint, des Geistes Auge. Lehrt ihn im Vogelflug lesen und giebt ihm den starken Weichselstab, der ihn wie der weiseste Führer vor dem Straucheln bewahrt. Mit diesem Stab trennt er zweimal im Verlauf von sieben Jahren ein Schlangenpaar. Tötet beim ersten Mal das Weibchen: und wird selbst zum Weib; tötet beim anderen Mal das Männchen: und wird wieder zum Mann. Beider Geschlechter geheimstes Wesen kennt er nun, hat im eigenen Leib Mannheit und Weibheit gefühlt; und jeder Fittich spricht ihm wie eine Menschenzunge. Theben hebt ihn auf den höchsten Priestersitz und noch der Siebenhundertjährige lenkt die Seele der siebenthorigen Stadt. In jeder Griechenbrust dröhnt die Erinnerung an diese Wundermären, wenn der sophokleische Oedipus den Seher rufen läßt, „den Einzigen, dem Wahrheit angeboren“. Auch der Großinquisitor, der vor König Philipp hintritt, dünkt uns, im Riesenschatten der römischen Kirche, über

Menschenmaß groß. Gegen ihn aber waffnet schnell sich lutherischer Haß; und der Katholik findet die Gestalt des mitleidlos strafenden Priesters von Ketzerhänden verzerrt. Teiresias war allen Griechen der heilige Greis. Der Prophet, der Alles voraussieht, Alles enträthselt. Ueber den der Tod keine Gewalt hat. Dem am Rande des Erebos noch, unter Schemen, Persephoneia das innere Auge wach hält. Dem Odysseus den schönsten Widder geopfert hat. Der naht nun der Kadmeia. Steht schon auf der Schwelle der Königsburg. Das wandernde Gehäus der Gottheit. Seht seinen Stab! .. So frommes Schaudern streitet nicht mehr für den modernen Dichter. Uns hat Chariklo niemals, die athenische Göttin nur in bangen Schülerträumen gelebt. Uns ist Teiresias ein blinder Alter, der sich den Sklaven eines uns stummen Gottes nennt. Dennoch umwittert der Hauch seines Mundes uns, als theilte ein sachter Windstoß am Nachthimmel stilles Gewölk und aus dem Sternenzelt riefe uns dann eine majestätische Stimme. So könnte der Großinquisitor wirken, wenn das Christenthum seit Aeonen gestorben wäre. Dann brächte er unserem Gedächtniß Alles, was ganze Völker Jahrtausende lang band und eine große Kultur keimen und reifen ließ, vom Himmelsgewölb herab, aus Grüften herauf. Dann erst wäre er eine Mythengestalt, wie Teiresias uns heute ist. Den Griechen war ers nicht. Die zitterten in jeder Lebensregung vor ihm, weil er ihnen lebte, das morsche, doch unzerbrechliche Gefäß regirender Gottheit war, die Zunge apollinischer Weisheit. Der Glaube muß sterben, damit der Mythos leben kann.

Im Drama des Herrn von Hofmannsthal werden die Griechengötter genannt und im Windesrauschen klirrts oft, als kämpfte, weit hinten, Dionysos noch gegen Apollon. In getäubten Ohren entsteht rasch drum das Urtheil: ein Schicksalsdrama; nichts für uns also, die an kein Fatum glauben und denen ein nur von außen stoßender Gott nichts zu gewähren, nichts zu weigern hat. Die so sprechen, haben das Gedicht nicht mit dem Herzen gehört. Hier waltet kein Wolkenfatum; das Handeln dieser Menschen ist nicht von anderen Mächten determinirt als das der uns nächsten Erdenkinder; auch ihnen blinken und drohen nur aus der eigenen Brust des Schicksals Sterne entgegen. Der Dichter glaubt nicht blind, wie Priester es fordern, an die alten Götter, hat nur von ihnen geträumt und sieht sie durch den Traum seiner Geschöpfe schweben. Er glaubt nicht und ist doch ehrfürchtig fromm: deshalb athmet, lebt ihm der Mythos.

Ein junges Pflänzchen ward in fremden Boden versetzt, träumt in korinthischer Erde aber noch vom Kithairon. Der Enkel der Dionysier findet sich nicht ins ruhige Gleichmaß der Tage. Tief unter der Schwelle des Bewußtseins wacht die Ahnung: Nicht in dieser lauen Stille ist Deine Heimath!

Der Knabe wünscht, daß sie trüge. Den trunkenen Schwätzer, der ihm das Thronrecht abspricht, ihn einen Findling schilt, schlägt er nieder; und fühlt sich im Innersten doch so unsicher, daß er ins Weite flieht. Jäh im Zorn und zügellos, wenn ihm das Blut aufschäumt, aber ohne die zur Schöpferthat rüstige Kraft: so ist er, so waren die Ahnen. Keusch aus Hochmuth; weil von allen Jungfrauen keine so königlich schreitet wie seine Mutter, kann ihm keine genügen. Keusch aus Schwäche; der nur in Ehrfurcht und Schauder sich ganz geben kann, fürchtet die nie Berührten. Ohne Hemmung im Hirn; weil die kleinste Unbill ihn zu blinder Raserei treibt, tötet er auf dem Weg nach Theben zwei Menschen. Kaum mannbar: und schon von dreifacher Blutschuld befleckt. Des Fürchterlichsten fühlt er sich fähig und sehnt sich drum in Thaten, die ihn zu neuer Reine gebären könnten. Menschen entreißt der Wanderer der Feuersbrunst, die Flamme weicht von ihm, wie einst des Wassers Fluth, einem zwischen Leichengeiern von Schreckensqual Erblindeten giebt er erlösenden Tod, wird, selbst ein Mensch, Menschen zum Schicksal: und wähnt nun, das Größte vollbringen zu können. „Mir ist, als drängen Thaten, tausendfach, unzählbar, mit den Sternen aus der Nacht!" Er wird die Stadt befreien, das Ungeheuer töten, das ihr die Jünglinge raubt. Und was vollbringt er? Für Jeden, den er aus dem Feuer riß, fallen Hundert als Opfer seines ungehemmten Triebes. Dem Einen, dem sein Arm in ersehnten Tod half, schickt er Tausend nach, die so gern sich ans Leben klammerten. Einer Stadt, einem ganzen Stamm wird er Schicksal, Verhängniß. Wie die Flamme, das Wasser, weicht auch das Ungeheuer vor ihm; er kanns nicht töten, hört es nur sterben. Warum wichen sie, Elemente und Landplagegeister? Weil ihre Zerstörermacht sich mit der irren Menschensinnes nicht messen kann. Weil der Kadmeionide die Sünden des kadmischen Hauses furchtbarer rächt, als die entfesselten Kräfte der hellen und dunklen Welt je vermöchten. Und der zum Werk so grauser Vernichtung Bestimmte träumt den seligsten Traum. Träumt, da er sich der Mutter vermählt, mit einem Glücke gekrönt zu werden, dessen Glanz nie bleichen, dem keine Abendstunde je Reue gebären kann. Seine Wuth war röther als die Feuerzunge, die gierig um das Gebälk leckt; in seinen Adern die Fluth gefährlicher als im Bett böotischer Ströme. Jauchzend taumelt er ins Verderben. Als er den Vater getötet hatte, fühlte er nach langem Siechthum sein Herz aufblühen. Nun er die Mutter umfängt, ist ihr bräutlicher Kuß ihm Weihe und Segen. Sind hier Götter? Nicht so greifbar lebendige wie auf dem Weg nach Fores, den Macbeth und Banquo beschritten. Waltet ein unabwendbares Fatum? Kein anderes als das gespenstisch fortwirkende, das Alvings Sohn treibt, im Haus der Mutter sich der Tochter des Vaters zu paaren.

Ueber allen Häuptern waltet es, über dem Scheitel der Dionysosenkel, der Kinder des Menoikeus und aller ihnen Verpflichteten. In ihrem Blute lebts; und das Blut bindet und scheidet die Menschengeschlechter. Da ist Antiope, die den Laios gebar, um Laios nun trauert. Ein Stab stützt den hageren Leib; ists nicht noch immer der Thyrsos der Ahnin Agaue? Blutlos scheint ihr starres Alter, ausgedörrt, ganz verglüht, wie eine Leichenfackel über geschlossener Gruft. Dennoch lebt sie, trotzt dem Tod und schwört, ein Gott nur und ein Geschick werde den Stab ihr einst aus der Knochenhand winden. Einsam ist sie im Haus, einsam, seit drei Söhne, im Wasser, im Feuer, im Nachtwind, ihr starben, auf thebischer Erde; nur wenn sie die Stimme ins Gewölk hinauf schickt, spricht sie noch zu verwandtem Blut. Die Letzte der Bakchen unter Menschenkindern, die sie verachtet, weil sie unfruchtbar sind, untüchtig zur Herrschaft, unberührt von den Schauern uralter Gottheit. Die fremde Frau, des Menoikeus Tochter, hat den Fluch über die Kadmeioniden gebracht; sie, die von innerer Lebensfülle doch gleißt, vermochte nur ein totes Kind ihrem Leib zu entbinden: drum athmet kein König, kein Königsgedanke mehr in Thebens Burg. So wähnt Antiope; und vernimmt nun, daß ihr Sohn selbst Jokastens lebenden, kräftigen Knaben, weils die Priester ihm riethen, aus der hellen Königswelt gestoßen habe. Winkt da nicht Hoffnung? Der Schoß, der einmal Frucht trug, kann neue tragen, das Weib, das Laios so oft heiß umfing, einen echten Labdakiden gebären. Die Leichenfackel glüht auf. Wie in einem alten Stamm, der im Winter welk schien, unter warmem Lenzhauch der Saft aus der Wurzeltiefe bis ins Geäst steigt, so strömt, da eine Hoffnung die Herzkammer entriegelt hat, das goldene Bakchosblut in die Adern der Greisin, daß sie schwellen und strotzen. Herab das Trauergewand; und heißt mir die Totenklage verstummen! Wer darf jammern, wenn droben die Vettern dem kadmischen Stamm die Möglichkeit jungen Triebes gewähren? Wer einem Toten nachweinen, wenn das Geschlecht weiterlebt? Die lange gehaßte Königswitwe wird ihr nun zu dem heiligen Gefäß, das den nahen Segen aufnehmen soll. Die dürren Finger heben den Stab (ists nicht der Thyrsos Agaues?), den der von der Hoffnung gestärkte Leib nicht mehr braucht, und die eben noch müden Füße regen sich, wie eines flinken Knaben, zum feierlichen Reigen. „Ich habe Dich geweiht für Laios' Bette; nun weih' ich Dich für ihn, dem Platz zu machen Laios hat sterben müssen.“ Nur ein Aufglühen wars. Als der Ersehnte genaht und vom ahnenden Sinn des Volkes gekrönt ist, erlischt in der Burg das alte Leben. Ein Gott kam, ein Geschick und wand ihr den Stab aus der Hand. Oedipus hat, der Enkel, draußen den Wanderstecken, dessen Stachel einst den

Laios ins Hirn traf, den Göttern geopfert: und drinnen entsinkt der Dionysierin der Stab. Kadmos hat wieder Samen; Antiopens Lebensrecht ist verwirkt. Sie hat auf der Erde nichts mehr zu thun. Um das brechende Auge knüpft der Wahn eine neue Binde. Das goldene Blut blüht wieder in Menschengestalt und hell liegt der Weg vor dem alten, den Göttern verwandten Herrschergeschlecht. In diesem Bewußtsein scheidet die Greisin. Scheidet stolz; denn sie hat einen König geboren und einsam gegen ein Schicksal gekämpft.

Einsam kämpfte auch Oedipus diesen Kampf; auch er dünkt sich, da er vom Felsnest der Sphinx in die Königsburg niedersteigt, Sieger über sein Schicksal: und auch ihm umschleiert nur neuer Irrwahn den Blick. Immer hat er geirrt, der Knabe, der Mann. Als er, um nicht den Vater zu töten, die Mutter zu freien, vom Hof des Polybos floh; als er Laios einen Unfruchtbaren nannte, dessen trauriges Weib, mit Staub in den Haaren, Tag und Nacht vor den Göttern gelegen habe; als er nach der grausen That sein Haupt vom Fluch befreit fühlte; als er, vor dem die Sphinx nur weicht, weil sie ihn kennt, in dieser nützlichen Erkennung den alten Fluch wieder erneut empfindet und den Tod herbeiruft; und endlich, die von Brautfieber geschüttelte Mutter im Arm, Himmelsseligkeit vor sich sieht. Immer hat er gewünscht, gehofft, der Sohn seiner Thaten zu werden, und blieb immer der Sohn bakchischen Blutes. Eine in fremdem Boden erwachsene Pflanze freilich; doch Antiopens echter Enkel. Wenn er im Lande geblieben wäre, hätte er wohl gehaust wie die Ahnen; in anderer Luft färbte sein Wesen sich anders. Der Zweifel an seiner königlichen Abkunft hat einbildnerische Kräfte geweckt, die nicht mehr entschlummern wollen. Dann das furchtbare Erlebniß in Delphoi. Der Dionysier ist zum Träumer geworden, der in selbst geschaffene Phantasiewelten flüchten und heute nicht sein möchte, der er gestern noch war. Vergebens. Das Blut bestimmt auch den Traum und der Wille ist stärker als die Vorstellung. Die erste That seines aufschäumenden Blutes ist der Vatermord, vor dem er floh; der erste Weg führt ihn, der jede Menschengemeinschaft zu meiden gelobt hat, nach Theben, ins Ehebette der Mutter.

Ein anderer Träumer tritt ihm dort entgegen. Einer, den er im Wirbelsturm des Glückes Bruder nennen möchte und der in tieferem Sinn, als Beide ahnen, sein Bruder ist. Auch ein in fremdes Erdreich Verpflanzter. Als Knabe ist Kreon mit der Schwester Jokaste nach Theben gekommen und die Dämonenzunft, die durch dieses Haus webt, hat auf seine junge Seele gewirkt. Auch ihm bringt ein Orakelspruch das erste große Erlebniß: ihn senden die Priester zu Laios, um zu künden, Jokastens Sohn müsse sterben, wenn der König sein Leben bewahren wolle. Eine Botschaft, die ihm die Schwester für

immer entfremdet, in seinem Herzen aber früh eine Hoffnung sprießen läßt. Kein Erbe für die Krone des Kadmos? Dann ist sie sein. Schon bereitet er sich. Was braucht man denn für die Königsrolle? Pracht zuerst. Kreon kauft, was zu kaufen ist, hüllt sich in fürstliche Kleider, läßt an seinen Fingern Juwelen funkeln und dingt in Aethiopien den theuersten Hofnarren. Weiter? Eine dem fremden Thronforderer günstige Volksstimmung. Durch Gold und Schmeichelrede ist sie zu schaffen; und Kreons Mund knausert so wenig wie Kreons Hand. Laios stirbt rascher, als der Schwäher erwarten durfte. Sein Morgen dämmert heran. Und nun erst fühlt er, was ihm für das Königsamt fehlt, was ihn hindert, unter Dionysiern und Drachensprossen je heimisch zu werden. Ihr Hirn verwüstet die Hybris, seins der Zweifel. An Allem zweifelt er: an der Kraft redlichen Empfindens, an der Reinheit des Willens zur Hingebung an einen Menschen, eine Sache, an der Möglichkeit uneigennütziger That. Wer so viel gekauft hat, hält Alles für käuflich; auch Magierkunst und Götterorakel. Wer ächzend selbst um die Stimmen des Pöbels geworben hat, fürchtet stets, eine tiefere Kopfneigung und ein höheres Angebot könne sie ihm wieder entwenden. Kreon weiß, daß ihm nur gehört, was seine Zunge oder sein Beutel gekauft hat; glaubt, es so sicher zu wissen, daß er den Einzigen, der sich ihm selbstlos opfert, in der letzten Lebensstunde noch wie einen Heuchler höhnt. Wer sollte für ihn denn sterben? Für ihn, in dem kein Blutstropfen eines Königs ist? An Keinem zweifelt er mehr als an sich selbst; und diesen Zweifel ahnt er in jedem Anderen. Als er die Sphinx bestehen ging, fühlte er, daß der vor ihm hergehende Schwertträger nicht an seinen Sieg glaube, sah es an dem zagen Schritt, der ängstlichen Rückenbeugung des Jünglings; und durchbohrte mit seinen Dolch diesen zweifelnden Wirbel. Daß draußen für ihn ein Knabe sein Herzblut fließen ließ, ahnte er nicht; und hätte ers gewußt, so wäre die Skepsis schnell mit dem schnöden Verdacht herbeigesprungen, der junge Sklave schminke sich mit einer That für die Herrngunst. Laios ist tot. War Kreon nur zum Schicksalsboten gut genug und soll selbst dem Reich niemals Schicksal werden? Schon ruft ihn das Volk, läßt das Gerücht die Dioskuren für ihn in den Dörfern werben. Doch thatlos steht er, zaudert und zweifelt; und knirscht dann in ohnmächtigem Grimm, als Oedipus, der Gaukler aus Bettlersheim, mit raschem Griff ihm die Volksgunst und den Königsreif stiehlt.

Am Nachthimmel seiner Wünsche schimmert noch eine Hoffnung. Auch Diesen bettet die Sphinx wohl ins kalte Geklüft. Sein Auge solls sehen; drum trägt er, als Diener vermummt, selbst dem Fremdling die Fackel. Auch Oedipus tötet auf diesem Weg einen Menschen; nicht aber, wie Kreon einst auf dem

selben Felspfad, um den Reflex seines Zweifels zu morden, sondern, weil er einem vom Weib Geborenen aus unerträglicher Qual in den Tod helfen will. Und nun hat Kreon tückisch die Fackel gelöscht und die Beiden sind im Dunkel allein und über ihnen haust nur das Räthsel der Natur. Zwei Träumer. Doch der Traum des Dionysiers war tiefer, ist stärker. Oedipus sieht sich im Traum als König, als den größten aller Menschen und des Glückes auserwählten Sohn. Kreon hat sich alt geträumt, welk, einen kraftlosen Diener fremder Gewalt. Dem Dionysier leiht die von innen ausstrahlende Phantasie den Schein heldischen Vermögens, dessen erstes Leuchten ihm das Herz der Thebaner gewinnt. Kreon ist durch die Ueberfülle der Phantasie gelähmt; er ist feig, weil die Einbildungskraft ihm alle Möglichkeiten und Hindernisse vors innere Auge zwingt. Den vom ersten und letzten Worte der Sphinx Versteinten, der sich selbst wehrlos in seine Hand giebt, kann er nicht töten: „Mein Traum ists, der ihn stärker macht; mein Traum setzt mir den Fuß auf meinen Nacken." Und der Traum wird Wirklichkeit. Als Diener des neuen Mannes beugt der Sohn des Königs Menoikeus den Fuß und über Kreons Mantel schreiten Oedipus und Jokaste in die heißen Wonnen der Brautnacht. Doch wieder hat Wahn das Auge verschleiert. Der, dem das Räthselwesen Platz und Amt räumte und den jetzt der Rubinreif schmückt, wird nicht als König enden. Der ihm knieend huldigt, wird ihn beerben, ihm, dem Ueberlebenden, Schicksal werden. Weil die im Blut wohnenden Götter es wollen; weil Oedipus glaubte, durch Thaten sich von seinem Geschick loskaufen zu können, und Kreon in seiner bängsten Stunde erkannte, daß für Thaten nichts feil ist und als Kaufpreis hoher Dinge nur die ganze Seele genügt. Der von Heldenkraft und vom Glück umleuchtet scheint, umfängt im Bette des Vaters die Mutter. Der schwach und jämmerlich war, so lange seine Phantasie sich sternwärts bäumte und vor dem steilen Gewölb dann doch wieder zurückschrak, bückt sich nun in Demuth und sucht im Dunkel die Krongewalt der Seele wiederzuerwerben. Kreon ist aus dem Lebenstraum gerüttelt, den Oedipus, nun lächelnd, weiterträumt.

Träumen nicht Alle, die in diesem Nachtgedicht leben? Die Königinnen, Teiresias, der Magier, Kreons Knabe? Träumte Laios nicht, als er seinen alten Diener von einem Jüngling erschlagen sah, sein eigenes Schicksal, und raste nur, weil ihm die Ahnung aufstieg, daß er vergebens den Schoß seines Weibes verdorren ließ, vergebens seinen Stamm geköpft und die beste, die einzige Frucht in die Steinwüste geworfen hat? Und träumen die Labdakiden, die Geharnischten und das Volk nicht die Sphinxgefahr, die aus der Gruft furchtbarer, widernatürlicher Gräuelthaten ans Licht kroch und wieder ent-

schwand, als im Frühroth Blutschande in die Burg einzog? Alle träumen; die lieblichsten und die finstersten Träume Jokaste, die stille Frau, die im stummen Haus der Dionysier um ihre Weibheit, ihre Mutterschaft so unsäglich gelitten hat; die unter Unreinen rein blieb, bis auch sie Dionysos blendete. Alle hören wir athmen; schwer athmen, röcheln, als liege auf jeder Brust ein Alb und sperre die Luftbahn. Dieses Athems Wehen giebt dem Gedicht seinen Rhythmus. Und hier glaube ich ein Ziel des Dichters zu erkennen. Den tiefsten Born alter Mythologie wollte er aufgraben. Neben einander hausen einander fremde Geschlechter, paaren sich in wilder Brunst und lassen sich wieder. Aus dem Blut und der Lebensangst gebären sich laute Träume. Und von einer zur anderen belasteten Brust webt der Mundhauch leise den Mythos.

... Die Mängel des Werkes merkt selbst der Kurzsichtige. Die Architektur ist nicht einfach, nicht stark genug und endet in wirres Barock. Die Sprache, die wundervoll tönend die Höhepunkte erschreitet, ist von Anklängen, biblischen und modernen, nicht frei, nicht immer so schlank und keusch, wie dieser Dichter sie aus geruhiger Brust holen könnte. „Bildung“ wird vorausgesetzt; wer den Oedipusmythos garnicht kennt, findet sich wohl schwer zurecht: und das Drama soll jedem hellen Sinn doch zugänglich sein. (Gegen diesen Einwand könnte der Dichter sich wehren. Denn da er sein Gedicht an das sophokleische knüpfen, die alte Tragoedie der Bühne retten wollte, konnte er nicht selbstherrisch mit dem Stoff schalten wie früher mit dem des Atridenverhängnisses. Er baute nicht auf eigenem Grund, lehnte sein Haus an ehrwürdiges Gemäuer. Und noch jetzt zweifle ich, ob die Verbindung gelingen, diese Jokaste und dieser Kreon den Rückweg in die alte Welt finden kann.) Der Zwang, die Nothwehr, die Oedipus treibt, den Vater zu töten, wird nicht sichtbar. Daß er schon vorher einen Menschen, der frech, und einen, der roh war, getötet hat, entadelt moderner Empfindsamkeit seine Schicksalsthat, die sein erster Totschlag sein müßte (war aber nöthig, um ihn als blinden Knecht seiner Blutwallung zu zeigen, den nicht erst der delphische Spruch ins Verderben reißt). Der fein erdachte Magier schädigt die Wirkung des aus großer Vision in einer ergriffenen Seele gezeugten Teiresias. In Kreons Gemach sind die Farben zu bunt gemischt; man denkt an Shakespeares und Ibsens Kronprätendenten, einen Augenblick an Byrons Brut und, wenn der Zwerg hineinhüpft, gar an Beardsley. Da ist zu viel Kultur und zu wenig schlichte Einfalt. Auch den „Mangel an Griechheit“ mag tadeln, wer, nach Winckelmann, Humboldt und Curtius, Duruy und Burckhardt, Nietzsche und Wilamowitz, ganz genau weiß, wie die „wirklichen“ Griechen waren. Dieses Mangels hat sich schon Grillparzer geziehen

(und ich rathe Jedem, der die Mythenleistung des Herrn von Hofmannsthal schmäht, unbefangen einmal zu prüfen, was die Kleinbürgerseele des Altösterreichers aus dem Stoff des Goldenen Vließes gemacht hat; der Vergleich kann dem jungen Wiener nur nützen); und daß Goethe nicht Modellgriechen schuf, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Ernstlich betrübt mich nur, daß auch diese Frucht nicht völlig reif auf den Markt kam. Darin kann selbst ein Alter vom Mittelwuchs Grillparzers den Modernen Muster sein. Der hatte sich lange um die Materie bemüht, bei Apollodorus, Strabo und Seneka Erleuchtung gesucht, ehe er seine Medeentragoedie zu schreiben anfing. Jetzt muß jeder Herbst ein Drama reifen; und schon der Grundriß eines großen Menschheitgedichtes fordert doch ein Stück Lebensarbeit. Noch Ibsen that es nicht unter zwei Jahren; ruhte nicht, bis er seinem Wollen die knappste und stärkste Form gefunden hatte. Die hätte ich diesem Oedipus gewünscht. Und bin ganz sicher, daß Herr von Hofmannsthal sie, eine Form ohne Sprünge und Beulen, aus edlem Metall nur gefügt, die seinem Stoff passendste, gefunden hätte, wenn die Geduld in ihm mächtiger gewesen wäre als der Drang nach dem Kranz.

Den darf, trotz der Hast des Griffes, Keiner ihm weigern. Sein Gedicht ist junger Herrlichkeit voll. Horcht nur still auf den Rhythmus seines Ganges und betrachtet die Atmosphäre, die um die Menschen ist! Aus Provinzen der selben Welt kommen sie; und man fühlt hier die Verwandtschaft, dort die Unterschiede der Geschlechter und Generationen. In der Gruppe der Alten sondern die Individuen sich, doch der Grundton des Wesens ist gleich; Antiope und der greise Diener des Polybos stammen aus einer Zeit, einer Glaubenszone. Zu uralten Göttern haben diese Alten gebetet und ihr Leben lang nie gezagt, den Sinn himmlischer Weisung nie mit stumm lästernder Vernunft zu deuten versucht noch gar geglaubt, nach freier Wahl das Gewand ihrer Seele von heute auf morgen wechseln zu dürfen. So aber thun die Jungen: Jokaste, Oedipus, Kreon; und ein Knabe, ein Knecht bildet sich ein, mit seinem Blute das Erntefeld seines Herrn düngen zu können. Was zwischen den Menschen ist, aus dünnen Fäden über die von Worten bewegte Luft hinweg von einer zur anderen Seele Brücken webt, kommt hier, nur dem Blöden unsichtbar, ans Licht. Nur ein Tauber kann zweifeln, ob diese Menschengruppen zusammengehören; zu laut redet die Stimme des Blutes, das Erbe der Ahnen. Und welcher Reichthum im Innersten des Gedichtes! In Delphoi die erste, noch dunkle Ahnung mannweiblicher Widernatur, die im Sphinxleib dann deutlicher droht. Teiresias, der Weib und Mann ward, dem delphischen und dem thebanischen Räthsel also verwandt ist, erhorcht aus dem Jammergeschrei eines Volkes den Ruf

großen Mutterleides. Die kinderlos fröstelnden Königinnen und, nach geendetem Zwist, ihr Zwiegesang auf das gesegnete Weh der Mutterschaft. Oedipus und Kreon. Zwei Ohnmächtige, von denen nur Einem die Ohnmacht bewußt wird. Zwei Träumer; vielleicht zwei Dichter. Beide wollen sich ja ihr Lebensglück dichten und Beiden spült die Blutwelle den Preis weg, nach dem sie haschten. Zwei Redner. Der Vorwurf, sie sprächen zu viel, ist ungerecht; ihre Zunge läuft hinter dem Schatten der That drein und auch von ihnen gilt, was in Hofmannsthals allzu früh hingemordetem Drama „Das gerettete Venedig" Pierre zu Jaffier über die Wortbuhlerei sagt. Zwei Unfruchtbare. Kreon kann nur Leben zerstören, Oedipus nur Unheil zeugen. Und hier einen sich alle Stimmen zum mächtigen Chor. Weh den Unfruchtbaren! Männer- und Frauenstimmen. Der Greis selbst, dem Wahrheit eingeboren, singt mit. Den Leib, der bald Frucht tragen wird, kann kein Priester segnen; von ihm strömt der Segen auch auf den Heiligsten über. Ehe der Schoß der Mutter versiecht, mag der Sohn ihn befruchten. Durch Gräuel und Blutschande schreitet die Menschheit vorwärts. Ohne so grausige Blutmischung stürbe sie aus; und was sind Götter über leerem Land? Auch der jüdische Mythos läßt uns Blutschande vermuthen; außer Kains Mutter und Schwester lebte kein Menschenweib.

Den Schluß des Dramas hatte ich dionysischer gehofft. Eine lachende Sphinx, die ganze Meute des lydischen Rebenreifers durch das Blut des frevlen Paares gehetzt und rings in den Lüften der jauchzende Hohn der Bakchen. Allzu feierlicher Ehrfurcht voll und mit zu vielen Sentiments behängt, steigen Oedipus und Jokaste, als kämen sie vom bayreuther Festhügel, in die Kadmeia hinab. Doch wie das Gedicht ward, dürfen wir seiner uns freuen. Nach der Elektra fragte ich, ob Herr von Hofmannsthal nur stark schien, weil er heftig sein durfte. Er hat nun bewiesen, daß er auch in Ruhe Kraft und Größe nachbilden und deshalb königliche Menschen vor unseren Blick stellen kann. Das Schönste aber ist: er hat die Wünschelruthe, die den Urquell des Mythos entdeckt, und nun rauschts ihm aus allen Klüften entgegen ... Ich wüßte nicht, was ich heute loben sollte, wenn ich vor dieser Dichtung lau geblieben wäre.

Von der Aufführung, der im Ensemble besten, die ein so viel heischendes Werk in Berlin seit langen Jahren erlebt hat, kann ich heute nicht ausführlich erzählen. Nur sagen, daß sie ihr Licht von Frau Sorma empfängt, deren reifste und edelste Gabe diese Jokaste ist, und daß Herr Reinhardt, ders in Einzelnem diesmal versah, im Haupttreffen wieder dem Dichter der in seinem Bretterreich ebenbürtige Bundesgenosse wurde. Er fühlte, daß der Mythos sich dem Geist der Musik, der seine Kindheit wiegte, vermählen muß, und ließ

den Nothschrei und den Jubel des Volkes (das kein die Vorgänge deutender, das Handeln erläuternder Griechenchor ist) deshalb ins Musische überschwingen. Das gelang vollkommen. Und in den Ruhepausen zwischen dem Sturmnachtchor der toten Könige, den Frauenklageliedern um Laios, dem dunklen und hellen Sang der Thebanerseele wirkt sich nun der Kadmeionide sein Schicksal.

*

Nach der Tragoedie das Satyrspiel. „Der Ruf des Lebens, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler." Von dem feinen Künstler also, der uns den „Schleier der Beatrice" und „Lebendige Stunden" gab. Der rechte Ton ist nicht leicht zu finden. Im ersten Akt vergiftet ein geiles Frauenzimmer den kranken Vater, um in der Nacht neben einem Lieutenant zu liegen. Im zweiten Akt knallt, im Kasernenzimmer dieses Lieutenants, ein Oberst, der vorher den Mann von Eisen gemimt hat, seine Frau nieder, weil sie, immer mit demselben glücklichen Lieutenant, die Ehe gebrochen hat. Da die hysterische Mörderin die Geschichte hinter einem Vorhang belauscht hat, kann sie mit ihrem Buhlen rasch noch ins Bett. Sie kommt von der Leiche des Vaters und findet ihn vor dem noch nicht erkalteten Leib der Geliebten; aber im Bettchen ists warm. Zwischen dem zweiten und dritten Akt erschießt sich zuerst der doppelt, dann ein einfach geliebter Lieutenant und ein Fabelkürassierregiment jagt in den Opfertod. Im dritten Akt stirbt, an der Schwindsucht, wie sichs gehört, eine Prostituirte, die sich für Opheliens Base ausgeben möchte, die Mörderin zeigt sich im Trauerkleid und im Martyrglanz und scheint nach der einen Nacht (der Lieutenant war auch gar zu strapazirt) keinen Hunger nach Männerfleisch mehr zu spüren; und ein philosophischer Doktor versichert, daß eine Frau auch leben kann, ohne zu morden und Hure zu werden. Einem Forstadjunkten ist während all des Geredes das Herz im strammen Heldenleib gebrochen.

Der rechte Ton ist nicht leicht zu finden. Soll ich einfach sagen, daß ich selten Erbärmlicheres, Widrigeres und zugleich Langweiligeres auf einer Bühne sah? Wozu? Herr Schnitzler hat sich offenbar ja einen Spaß gemacht. Aus schimmelnden Resten und ranzigen Feuilletonphrasen ein Ragout angerichtet: zu sehen, ob die sich gar so modern, sachverständig, verwöhnt Dünkelnden auch diesen eklen Fraß herunterschlängen, wenn auf der Speisekarte eine berühmte Firma steht. Der Direktor des Lessingtheaters war natürlich mit im Karnevalsgeheimniß; und Beide sind nun froh, daß ihre Kundschaft die Probe bestanden und vernehmlich gerülpst hat. Nur Herr Rittner war für die Schnurre nicht zu haben. Er zeigte, als Forstadjunkt, daß der Einfall, öffentlich seinen Beruf zu prostituiren, ihn zur Scham, nicht zur Fröhlichkeit stimme. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. März 1906.

Die neuen Ritter.

Euer Hochgeboren vermag ich diesmal nicht zu folgen. Ich kann weder Ihren Unwillen über die neusten Nobilitirungen und Dekorirungen theilen noch mich der Sorge hingeben, daß sie in den für uns ernstlich in Betracht kommenden Kreisen böses Blut machen werden. Wenn eine zuchtlose Presse solche Dinge gierig aufgreift und gehässig glossirt, so müssen wir, denen gegen sensationelle Machenschaften dieser Art wirksame Mittel fehlen, uns damit eben abfinden. Die Elemente, an die solche Wühlarbeit sich wendet, sind für uns doch nicht zu gewinnen; ihrer Krittelsucht vermöchte selbst die vorsichtigste und stärkste Regirung den Stoff nicht zu entziehen. Trösten muß und kann uns die Wahrnehmung, daß der Einfluß der patriotischen Presse von Jahr zu Jahr zunimmt und den radikalen Stimmen, mindestens aus den unswichtigsten Schichten, kaum noch ein lauter Widerhall antwortet. Ihrem scharfen Blick wird ja nicht entgangen sein, um wie viel schwächer und ungefährlicher die Opposition seit den Tagen des doch so vielfach vom Glück begünstigten ersten Kanzlers geworden ist. Nach dieser Richtung sehe ich keine bedrohliche Wolkenbildung. Wird die Sache in die Parlamente geschleppt, so ist die Antwort a priori gegeben: Kronrechte sind der Diskussion entrückt und die Entschlüsse Seiner Majestät wurden durch die Uebernahme der Verantwortlichkeit rechtzeitig gegen öffentliche Kritik gedeckt. Das würde genügen. Nicht Euer Hochgeboren freilich; und auch mir nicht, wie ich freimüthig bekenne. Der Masse aber mehr als die erprobte Formel zu gewähren, empfiehlt sich nicht. Sie würde unsere Erwägungen nicht verstehen und wir müßten fürchten, den Demagogen durch eine ausführliche Darlegung unserer Gründe die Möglichkeit neuer Giftmischerei zu schaffen. Bei den vertraulichen Beziehungen, die, zu meiner Freude,

zwischen uns bestehen, nehme ich aber keinen Anstand, Euer Hochgeboren für den Privatgebrauch mit rückhaltloser Offenheit diese Gründe zu schildern.

Die Knappheit unserer Budgetwirthschaft hat im Reich und in Preußen einen höchst unbequemen Zustand herbeigeführt. Tausend Wünsche treten im Lauf eines Jahres an uns heran und in hundert Fällen möchten wir gern helfend eingreifen: aber die Mittel fehlen. Selbst im Ausland sind unsere Missionen so karg bedacht, daß sie im Kampf mit reicheren Konkurrenten leicht ins Hintertreffen gerathen. Ein böses Kapitel, das ich heute nur streifen will. An allen Ecken und Enden müssen wir knausern und jeder Versuch, die unserem diskretionären Ermessen anvertrauten Fonds zu erhöhen, stößt auf kaum überwindliche Schwierigkeiten. Ist nicht, trotzdem jeder Unbefangene doch die Leistung unseres Auswärtigen Amtes anerkennen müßte, sogar die Forderung vermehrter Geheimfonds für dieses Amt benörgelt worden? Die Herren Abgeordneten behandeln uns wie der Vormundschaft bedürftige Verschwender und sehen ihre Hauptaufgabe darin, den Daumen auf den Staatsbeutel zu halten. Das onus dieses Zustandes ist besonders fühlbar geworden, seit die impulsive Thatkraft Seiner Majestät auf den verschiedensten Gebieten fördernd zu wirken bemüht ist. Das Land spürt nur den Segen und ahnt nicht, welche Hindernisse zu überwinden waren, ehe diese geniale Initiative sich heilsam durchsetzen konnte. Da soll ein Denkmal errichtet, dort eine Kirche gebaut werden. S. M. wünscht, in den Ostmarken ein industrielles Unternehmen zu retten, Grundbesitz vor dem Uebergang in polnische Hände zu bewahren, ein Krankenhaus zu gründen, ein theures Bild für das Museum zu erwerben, eine wissenschaftliche Expedition zu unterstützen, ein Gotteshaus prächtiger zu schmücken; ersparen Sie mir weitere Details. Unsere spärlichen Staatsmittel sind für andere Zwecke verbraucht; oft für solche, die man der Oeffentlichkeit nicht preisgeben darf. Woher nehmen und nicht stehlen? Nur ein Vehikel bietet sich: wir müssen den Ehrgeiz anzapfen; nennen Sies meinetwegen die Eitelkeit. Reiche Leute, deren Lebensführung keinen allzu sichtbaren Fleck zeigt, werden, diskret und mit der gehörigen Vorsicht, ersucht, sich an dem der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Werk nach ihren Kräften zu betheiligen. Solcher Wunsch findet selten taube Ohren. Der Fall des israelitischen Bankdirektors, der vom Vermittler spöttisch den Konsistorialrathstitel forderte, ist vereinzelt. Meist sind die Herren bereit und ihre Ansprüche erfüllbar. Der stiftet ein Kirchenfenster, Jener einen Mosaikwandschmuck. Einer subventionirt die Orientgesellschaft, ein Anderer die Syphilisforschung. Museen und Kirchen, Denkmale und Zierbrunnen, Kranken- und Erziehunghäuser werden gebaut, Meisterbilder und Rittergüter gekauft. Das Alles wäre ohne die Spenden dieser reichen Leute

nicht möglich. Ganz umsonst thun sies nicht. Ein Titel oder Orden muß gewährt werden; in Fällen besonderer Leistung auch eine Privataudienz bei S. M. oder ein Adelspatent. Das ist menschlich. Und muß die Noblesse dieser Männer und Frauen uns nicht verpflichten? Erwerben sie sich als Donatoren schließlich nicht eben solche Verdienste um den Staat wie der Geheimrath, ders in der (sit venia verbo) Ochsentour gemächlich bis zur Excellenz bringt?

Ihr Landsmann Zachariae von Lingenthal, der am eigenen Leib die Freuden der Nobilitirung erfuhr, hat einmal gesagt, Reichthum sei die sicherste Grundlage der Erbadelsmacht. Wenn Sie um sich blicken, werden Sie diesen Satz überall bestätigt finden; auch in England, wo man in Westminster, als die reichen Brauer geadelt wurden, laut genug über peerage und beerage gespottet hat. Doch dürfen Sie nicht glauben, daß ich die innere Gefahr des neuen Systems verkenne. Sein Geheimniß ist schon in zu Vieler Mund und wird, in unserer ehrfurchtlosen Zeit, bald le secret de polichinelle sein. Schon weiß man, welcher bescheidene Titel für fünfzigtausend Mark zu haben ist, rechnet nach, was für die Krone Zweiter, den Wilhelmsorden, den Adel bezahlt wurde, und kennt sogar die Vermittler, weil wir genöthigt waren, auch sie auszuzeichnen. Diese Entschleierung nimmt den Dingen allmählich den Nimbus. Sie sinken im Werth (wir standen bereits vor der Frage, ob wir uns auf Ratenzahlungen einlassen sollen) und eines Tages kann die Mode aufkommen, alle Auszeichnungen, aber auch alle sekreten Leistungen abzulehnen. Was dann? Wir können uns doch wohl nicht an die breite Mittelschicht wenden, die noch an der Mode von gestern hängt, und nach einem veröffentlichten Tarif arbeiten. Dabei käme, weil wir die Preise noch wesentlich herabsetzen müßten, auch nicht viel heraus. Die Gefahr ist also vorhanden. Nur sehe ich sie auf ganz anderer Seite als Euer Hochgeboren. Das Gefühl, mit Kohlenhändlern, Bänkern und Bauunternehmern zu rangiren und morgen vielleicht neben einem Großrollfuhrherrn im Ordenskapitel zu sitzen, hat für Unsereinen ja etwas Odioses. Doch nur im ersten Augenblick. Eine hohe Schranke trennt diese Leute quand même für immer von uns; auch im Urtheil der Menge, die den Parvenu stets zur Zielscheibe des Witzes wählt. Und für den Staat ists am Ende weniger schädlich, daß die Eitelkeit ihm steuert, als daß, wie leider auch schon geschehen, seine Hauptlieferanten mit sanfter Gewalt im Bedarfsfall geschröpft werden. Schelten Sie uns drum nicht, weil wir das Geld da suchen, wo es noch zu finden ist. Wir sind arm und müssen betteln; denn Diderots Rath, den Armen die Schmach de tendre la main zu ersparen, wird von den Geldkönigen noch recht selten befolgt. Und wie wir uns schämen ...

Byzantinischer Stil.

Der byzantinische Stil spukt in unseren Tagen in Dingen, die auf die Meisten verblüffend modern wirken. Bei Theodor Fischer ist er so Etwas wie eine heimliche, verschämte Liebe. Bei Anderen zeigt sich diese Hinneigung ohne Scheu. In den entzückenden münchener Kirchhofschöpfungen von Gräffel giebt er den Ton an. Man wird aber, wenn vom byzantinischen Stil die Rede ist, sich selten klar bewußt, daß die Kunst dieses Stils, obwohl sie sich so viel fremdartiger ausnimmt, einen unmittelbareren Zusammenhang mit der griechischen Kunst hat als die Kunst der Renaissance, die über anderthalb Jahrtausende hinweg den Weg zum Griechenthum suchen mußte. Und noch oft genug gebraucht man das Wort „byzantinisch" ungefähr so, wie man das Wort „gothisch" im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert gebraucht hat. Von der Verachtung, in der damals die Gothik stand, kann man sich heute kaum noch einen Begriff machen. Man schlage aber nur Voltaire und etwa Bossuet nach, die zwei vollkommensten Vertreter ihrer Jahrhunderte. Ein schrofferer Gegensatz von Weltanschauung und Persönlichkeit, als ihn diese Beiden vertreten, läßt sich nicht denken; aber in ihrer absoluten Geringschätzung der Gothik, als des Ausdruckes tiefster Barbarei in der Kunst, stimmen sie vollkommen überein. Jede Zeit hat eben ihre besonderen Bornirtheiten. Ein Mann, der als Schriftsteller kleiner, als Philosoph aber größer oder wenigstens unbefangener ist als die Beiden, hat uns in unseren Tagen noch einmal ein ähnliches Beispiel gegeben. Ich meine Taine. Sein Tadel des byzantinischen Stils steht in seiner „Italienischen Reise"; und da man die beiden Bände jetzt mit Haut und Haar ins Deutsche übersetzt hat, mag eine Auseinandersetzung mit dem angesehenen Historiker und Aesthetiker nicht ganz unzeitgemäß sein.

Taine beginnt seine Betrachtungen in Sankt Apollinaris zu Ravenna. Er ist nicht blind gegen die formalen Tugenden dieser Mosaiken, die bis jetzt noch von wenigen Kunsthistorikern erkannt, aber von allen Künstlern um so heißer bewundert wurden; er weiß sogar einen Theil davon treffend hervorzuheben. Es handelt sich um die Friese zu beiden Seiten des Hauptschiffes; ich übersetze aus dem Original: „Eine Prozession von heiligen Frauen, auf der einen Seite, bewegt sich gegen die Heilige Jungfrau; eine solche von Männern, auf der anderen Seite, findet ihr Ziel und Ende in Christus. Weder hier noch dort auch nur eine Spur von der charakteristischen Häßlichkeit und sklavisch-naturalistischen Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit, wie sie das spätere Mittelalter (soll wohl heißen: die gothische Kunst) so oft verunstalten. Die Frauen sind regelmäßig gebildet, vielleicht allzu schlank, aber voll schöner Ruhe. Sie haben eine fast antike Würde. Die Haare sind in Flechten um die Stirn gewunden; man erkennt die Haartracht der Nymphen. Ihre Stola

fällt in langen, ernsten Falten nieder. Eben so ernst gehalten sind die lebensgroßen männlichen Figuren; und die Engel, die die Heilige Jungfrau und die Gestalt Christi betend umgeben, sind mit langen, weißen Gewändern angethan und tragen weiße Binden um die Stirn."

Man sieht: der Philosoph vermag das Künstlerische zu fühlen; nur von der feingestimmten Farbenmusik und ihrer reichen Harmonie, die hier das größte Wunder ist, sagt er nichts; dafür scheint ihm der Sinn zu fehlen. Weiter:

„Die Künstler wissen noch, wie eine Figur zu drapiren ist. Die Form der Gesichter, die Anordnung der Haare verräth die gute Tradition. Aber von einem saftvollen Körper unter der Drapirung, von einem gesunden Leben ist keine Rede. Diese Künstler haben kein lebendes Modell angeschaut; die Kirchenväter haben es ihnen untersagt. Sie kopiren einen übernommenen Typus und von Kopie zu Kopie wiederholen sie sklavisch und mechanisch die Umrisse die sie in ihrem lebendigen Sinn und Zusammenhang längst nicht mehr begreifen, die ihre kranke Phantasie mehr und mehr fälscht. Sie sind aus Künstlern Handwerker geworden und in dieser Dekadenz vergaßen sie die Hälfte ihrer Kunst. Keine Spur mehr einer Physiognomie. Die Gesichtszüge sind oft so barbarisch wie die Zeichnungen eines Kindes, das sich übt. Die Figuren sind keine Menschen mehr, sondern nur Schablonen des Menschen im Allgemeinen. Wenn man durch die Schablone hindurch nach dem Menschen sucht, entdeckt man etwas sehr Trauriges, nämlich außer dem Unvermögen des Mosaikers die Degeneration; eine dekadente Kunst hat zum Gegenstand eine dekadente Menschheit. All diese Gestalten sind idiotisch, halbverkommen, ausgemergelt, krank. Sie haben keine Aktivität, keinen Willen, keinen Gedanken, keine Seele. Sie können sich nicht aufrecht halten, wenn sie hundertmal stehend gebildet sind. Die Erschöpftheit ihres Blutes und ihrer Lebenskraft ist so auffallend, daß man unwillkürlich an heimliche Laster denkt. Die Engel sind große Halbsimpel mit aufgerissenen Augen und hohlen Wangen. Ueber den Engeln sieht man verschiedene Heilige; sie scheinen von langer Krankheit aufgestanden zu sein. Ohne sie gesehen zu haben, würde man nicht glauben, daß ein solcher Zustand von Schlaffheit, eine solche Erschöpfung aller physischen und seelischen Kräfte bei einem lebendigen Menschen möglich sei. Die Heilige Jungfrau ist von merkwürdiger Engbrüstigkeit; sie hat nur noch Augen, fast keine Nase, keinen Mund. Ihre langen, schmalen Hände, ihr eingefallenes Gesicht sind die einer Schwindsüchtigen im letzten Stadium. Sie macht die Geberde einer Gliederpuppe oder eines Skelettes mit beweglichen Knochen und Bändern. Ihr großer violetter Mantel verräth nichts von den Formen ihres Körpers."

Aber wenn man von einer Sache Etwas fordert, das gar nicht zu ihrem Wesen gehört, so stellt man eben unvernünftige Forderungen. Der Mann hat einen annähernden Begriff von griechischer Kunst und mit diesem Begriff mißt er nun einen ganz anderen Stil, eine Kunst, die ganz Anderes will, also auch ganz andere Ausdrucksmittel braucht. Die Annahme, Nachahmung der Natur sei das Ziel aller Kunst, ist ein Irrthum. Das lehrt schon die griechische Antike. Erinnern wir uns an den Altar der Venus im Thermenmuseum. Die wunderbare Wirkung, die von diesem Werk ausgeht, hat mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Anatomie, von der Taine in seinen Betrachtungen

nicht loskommt, wenig oder gar nichts zu thun und Holbein war noch lange kein Idiot, weil er in seinem Totentanz den Oberschenkel konsequent aus zwei Knochen und den Unterschenkel aus einem bestehen läßt.

Taine sagt von der Kunst des Giotto und seiner Schule, daß sie keine Menschen, sondern Ideen darstellen wollte. Das ist nun gerade in Beziehung auf diese Kunst nicht richtig. Diese Kunst wollte just das Gegentheil, wenn auch hier und da Einer aus der Schule, wie Orcagna, eine Ausnahme machte. Diese Schule war geradezu berauscht von der Darstellung des Menschen an sich und besonders des dramatisch bewegten, des leidenschaftlich handelnden Menschen. Aus der Darstellung von Ideen wollte sie herausgelangen zur Darstellung des bewegten Lebens Und dieses Ziel hat sie in allmählichem Fortschritt durch zwei Jahrhunderte auch wirklich erreicht.

Bei der Betrachtung byzantinischer Kunst ist Taine merkwürdiger Weise nicht auf den Gedanken gekommen, daß es ihr um die Darstellung von Menschen gar nicht, daß es ihr nur um die Darstellung von Ideen zu thun sei.

Er philosophirt viel über den christlichen und heidnischen Charakter der Kunst. Die ganze italienische Kunst vom sechzehnten Jahrhundert ab ist für ihn heidnisch. Er ahnt den tiefen Gegensatz beider Typen. Er spricht auch keinem von beiden die Existenzberechtigung ab. Aber wo ihm nun, wie bei den Byzantinern, der christliche Typus in seiner ganzen Strenge und Reinheit vor Augen steht, erkennt er ihn nicht, begreift nicht seine Nothwendigkeit, ondern verurtheilt ihn, weil er in ihm nicht findet, was er gar nicht darin uchen sollte, nämlich die Qualitäten und Tugenden des anderen Typus. Die byzantinische Kunst ist nicht so geworden, wie sie ist, weil sie von Handwerkern, statt von Künstlern, ausgeübt wurde, sondern sie wurde, was sie werden mußte, wenn sie christlich sein wollte. Die griechische Zeichensprache war dann nicht mehr für sie brauchbar; sie mußte sich eine neue Sprache schaffen, einen neuen Stil. In diesem Stil nun aber die Wirkung von Ungeschicklichkeit und Verkommenheit zu sehen, ist eine der größten Dummheiten der modernen Aufklärung.

Die griechischen Götter waren Menschen. Sie wurden durchaus als solche gedacht, nur vollkommener, nämlich schöner, kräftiger, mächtiger und von ewiger Jugend und Gesundheit. Um sie darzustellen, nahm man den Menschen als Modell. Er genügte dazu vollkommen. Die verschiedenen Typen des Menschen, zu reinerer Harmonie und Schönheit gesteigert: da hatte man die Götter. Ihre Gestalten durften nirgends die Grenzen der Menschheit durchbrechen. Der Mensch war das Maß aller Dinge. Eine ungeheure Kluft trennt die religiösen Vorstellungen des Christenthumes von den heidnischen. Die selbe Kluft mußte nothwendig die christliche von der griechischer Kunst trennen. Bei den Griechen Alles klar, Gestalt und Oertlichkeit, Alles eng, aber auch scharf umrissen. Im Christenthum verlieren alle Vorstellungen sich in der gestaltlosen

Unendlichkeit, in den dunklen Tiefen der Mystik. Ein gestaltloser Gott. Ein orientalischer Gott. Ein Gott, von dem durch Jahrtausende, was allein das Richtige war, kein Bild gemacht werden durfte, weil er nicht verengt, vermenschlicht, verendlicht werden sollte. Dieses orientalischen, gestaltlosen Gottes bemächtigten sich die Griechen, diese Bildner κατ ἐξοχήν. Wie sollten sie ihn bilden und wie all die Ideen, die sich um ihn gruppirten? In die menschliche Gestalt war er nicht zu fassen. Er lebte ja außer allen Grenzen der Menschheit. Daß die frühen griechischen Christen Dies begriffen, daß sie nicht so naiv sein konnten wie die späteren Italiener und andere Europäer, ist bei ihrer philosophischen Bildung nicht zu verwundern. Wie sehr sie begriffen, beweist ihre Kunst. Sie waren nicht einen Augenblick von der naiven Täuschung befangen, der neue Wein könne sich in die alten Schläuche gießen, die neue Vorstellungwelt sich in der alten Zeichensprache ausdrücken lassen.

Der menschliche Körper war also, wenn er auch noch so ideal gefaßt wurde, nicht mehr im Stande, das Göttliche unmittelbar darzustellen. Und so hatte denn der Körper an sich für die religiöse Kunst alle Bedeutung verloren. Nur noch als Hieroglyphe, als Symbol, als Zeichen war er verwendbar. Er hatte nicht mehr die Herrlichkeit Gottes in sich darzustellen, er sollte sie, die unsinnlicher Natur war, nur geheimnißvoll und auf symbolische Weise ahnen lassen. Da mußte er auch eine andere Behandlung erfahren als bei den Heiden. Er war nicht mehr seiner selbst wegen da und hatte nur noch die Bedeutung einer Hieroglyphe. In der That ist die byzantinische Kunst eine hieroglyphische Kunst, wie sie eine hieratische ist.

Gegenüber der byzantinischen Kunst hat Taines Philosophie versagt. Nicht das Unvermögen der Künstler hat den Charakter dieser Kunst bestimmt, sondern die Aufgabe, die sie von der Religion erhielt und die mit ihrer antisinnlichen, ihrer übersinnlichen Tendenz der Seele der Kunst ein tötliches Gift einflößen mußte. Doch mit fast schadenfroher Genugthuung sehen wir auch bei dieser Gelegenheit, wie tief der Mensch in der Sinnlichkeit steckt, selbst da noch, wo er ihr ganz entronnen zu sein glaubt. Indem diese byzantinische Kunst die höhere Sinnlichkeit, die in Formschönheit und Formfreudigkeit zum Ausdruck kommt, von sich weist, verfällt sie einer viel tieferen und primitiveren Sinnlichkeit, der Freude an der schönen Oberfläche, an Farbe, Glanz und Spiel der Linien. Und Das ist sogar ihre Rettung. Denn bei der niedersten Sinnlichkeit kann noch Kunst bestehen; ohne alle Sinnlichkeit nicht. Da diesen Künstlern die lebendig schöne Form mit ihren eigenthümlichen sinnlichen Reizen versagt war, warfen sie sich mit ihrem ganzen künstlerischen Instinkt darauf, die Fläche, die ihnen zur Verfügung stand, so reich mit sinnlichen Reizen auszustatten, und erzielten mit Farbenkomposition und mit der Linienführung in Ornamenten und Figuren eine wundervolle dekorative Wirkung.

Man denkt hier zunächst an die Mosaiken. Aber auch von allen Reliefskulpturen gilt das Selbe. Ich denke an eine Thürgewandung am bamberger Dom. Da sind, glaube ich, die Apostel und Propheten abgebildet. Den einzelnen Gestalten fehlt der persönliche Ausdruck des individuellen Lebens, die Körper sind wie durch die Schablone gezeichnet; aber aus dieser Schablonenarbeit spricht ein starker Rhythmus der Linien, die den Stein nicht nur schmücken, sondern geradezu mit sinnlichem Leben erfüllen. Dieser spezielle Zweck der Kunst ist hier so vollkommen erreicht wie nur irgendwo in der griechischen Kunst; und doch mit ganz anderen Mitteln.

Ueber die Altarsäulen in der Markuskirche schreibt Taine:

„Am Hauptportal tragen vier Säulen den Baldachin; sie sind über und über, von der Basis bis zum Kapitäl, mit Figuren bekleidet. Wenn man diese Figuren einzeln nimmt, sind sie barbarisch. Das Auge ist beleidigt von der Unfähigkeit und Unzulänglichkeit, die sich in ihnen offenbart. Den Händen fehlen alle Proportionen; die Köpfe sind manchmal ein Drittel des ganzen Körpers; fast alle sind gewöhnlich, manchmal gemein, blödsinnig. Der Bildhauer ist ein Trottel und kopirt die Trottel aus dem Pöbel. Er giebt, ohne es zu wissen, Karikaturen. Der eine Heilige ist eine Art Quasimodo, der andere ein Wasserkopf, wieder andere sind formlose Ungeheuer, zum Leben unfähig, gleich den Abnormitäten, die man in den Anatomischen Museen aufbewahrt. Aber man entferne sich um sechs Schritte: und der Gesammteindruck ist bewundernswerth. Man ist hingerissen von dieser Ueberfülle unkenntlicher Gestalten, deren Lineament das goldene Laubwerk des Kapitäls fortsetzt und dessen Schönheitzauber durch das flackernde Licht der Altarlampen noch erhöht wird."

Auch hier verkennt Taine, trotz seinen Vorurtheilen, nicht die eigenthümliche Stärke dieser Kunst. Das macht seinem künstlerischen Gefühl alle Ehre. Wenn er aber an anderer Stelle sagt: „Man sieht da gewisse Flachreliefs, die ein gemeiner Steinmetz von heute nicht gemacht haben möchte", so ist Das ein großer Irrthum. Und staunend las ich die folgenden Sätze: „Man machte barbarische Kapitäle. Man verachtete das griechische Modell, dessen Einfachheit man nicht mehr verstand." Dieser sonst Alles verstehende (und verzeihende) Philosoph scheint also der Meinung, jedes Kapitäl, das nicht mit dem dorischen, jonischen oder korinthischen übereinstimmt, sei eine Abnormität. Die Byzantiner hätten also beim griechischen Kapitäl bleiben sollen. Dabei weiß Taine, daß jede Form, wenn nicht der Geist ihres Erfinders sie belebt, zum toten Gespenst und für die Kunst werthlos wird; daß produktive Kunst Neues schafft und schaffen muß, selbst wenn sie meint, vorhandene Formen nachzuahmen. Ein anderer Geist schafft sich immer auch eine andere Form. Wirkliche Nachahmung ist stets geistlos. Diese Beobachtung kann man schon bei den meisten römischen Kapitälen machen; auf den ersten Blick scheinen sie den griechischen auf ein Haar ähnlich. Aber das zarte Spiel der Kräfte in diesen, ihr inneres Leben mit einem Wort, ist in den römischen meistens nur schwach und oft genug mißverständlich nachempfunden.

Und die ganze moderne Kunst hat in ihren verschiedenen Phasen klar bewiesen, daß man noch lange kein griechisches Kapitäl macht, indem man ein solches nachahmt. Taine tadelt die Byzantiner, die sich von solcher Nachahmung früh emanzipirten; er müßte sie loben.

Wenn wir den Griechen darin ewig nachschwatzen, daß wir Alles barbarisch nennen, was sie so genannt haben, alles Nichtgriechische also, dann sind wir schlechte Philosophen und noch schlechtere Historiker. Im Louvre sind Kapitäle vom alten Königpalast zu Ekbatana, die Taine oft genug gesehen haben wird. Man kann auch sie barbarisch nennen. Man kann die ganze assyrische und egyptische Kunst, wovon im Louvre wahre Wunderwerke zu sehen sind, so nennen. Aber wer nicht sofort sieht, daß er hier vor ganz großer Kunst, vor ganz großem Stil steht, Der mag an Eberleins Reiterbildern sein Herz erfreuen. Und wer hier nicht sieht, daß diese Assyrer ihre Könige wuchtiger, gewaltiger, übermenschlicher, mit einem Wort: „größer" gebildet haben (und auch hier war Alles Handwerk und Tradition) als die Griechen ihre Götter (mit der einzigen Ausnahme des Zeus von Otrikoli), Der kann heute kein Winckelmann mehr werden.

Die byzantinische Kunst ist in ihrem Stil und Wesen bedingt durch die neue Religion aus dem Orient. Man kann den orientalischen Ursprung dieser Religion nicht genug betonen. Denn nun bietet sich von selbst der Gedanke dar, daß der Orient nicht nur mittelbar durch die Religion, sondern auch unmittelbar durch seine Kunst, die als assyrische und egyptische räumlich nah lag, auf den neuen Stil einen starken Einfluß gehabt haben muß. Schon in Südfrankreich, vor gewissen Kirchenportalen, vor dem von St. Trophimes in Arles und dem von St. Gilles, hat sich mir diese Ueberzeugung aufgedrängt. Besonders in der streng stilisirten Bildung der vier Evangelistensymbole, überhaupt in der Vorliebe für das stilisirte und symbolisch gemeinte Thier war egyptisch-assyrischer Geist unverkennbar. Und ganz überraschende Aufschlüsse giebt das Museum von Sorrent. Das ist ein ganz kleiner Raum, den die wenigsten Besucher von Sorrent kennen; denn nur wenig und für die Meisten gar nichts ist dort zu sehen. Die Hauptsache sind ein paar alte Skulpturenfragmente, die aus einem verschwundenen byzantinischen Dom stammen mögen. Fragmente eines Frieses in Flachreliefs: geflügelte Nilpferde (oder wie man sonst das Thier nennen will). Sie sind wunderbar in der Zeichnung, ganz vereinfacht und ganz Leben. Hier ist assyrischer oder egyptischer Einfluß mit Händen zu greifen. Wer diesen Einfluß auf die byzantinische Kunst übersieht, wird sie nie ganz verstehen. Taine hat ihn wohl herausgefühlt; aber dieser Philosoph und Historiker meint noch heute, wie ein Zeitgenosse Voltaires, große Provinzen der Kunst mit dem Wort „barbarisch" abthun zu können.

München. Benno Rüttenauer.

Bachs Ahnen.*)

In der Kunstbewegung der letzten fünfzig Jahre, die uns räumlich von den imponirenden Höhen eines Haydn, Mozart, Schubert, Beethoven mehr und mehr entfernte, tauchte bei der gleichzeitigen Vorwärtsbewegung unserer Schritte gegen Bayreuth und Weimar hin im Hintergrund ein Koloß auf, der, je weiter wir schritten und schreiten, zu wachsen und das gewaltige Gebirgsmassiv der wiener Schule zu überragen scheint. Der Gipfel des Kolosses ist immer noch in Wolken versteckt, aber wir sehen bestimmt, daß es kein Doppelgipfel ist. Dieser Koloß ist Johann Sebastian Bach. Wenn man heute noch üblicher Weise unter allerlei schön klingenden Sprüchen den Meister Händel mit dem Propheten Johann Sebastian Bach zusammenkoppelt, ja, zu einer Art siamesischen Zwillingpaares zusammendichtet, so sollte man bedenken, daß sogar schon in der Musikgeschichte dieses edle, aber gänzlich ungleiche Zwillingpaar auseinanderoperirt ist. Man lese nur aufmerksam das keines Rühmens bedürftige Werk von Spitta oder die alte, edel enthusiastische Schrift Forkels über Bach, die in ihrer zum Theil fast leidenschaftlichen Sprache der Begeisterung sich auf eine „Vergleichung Bachs mit Händel gar nicht einlassen will" und kann. Wie mit Recht Bachs und Wagners deutsche Kunst vielfach in direkte Beziehung zu einander gesetzt werden, so ist auch der verwegenste Kontrapunkt des Orchesters von Richard Strauß, selbst seines Schlagzeuges, oder seine energievolle Durchführung einer musikalischen Idee, auf den Eckstein gegründet, den, wie Kretzschmar treffend mit Bibelworten sagt, die Bauleute einst verworfen haben.

Ein solcher Koloß nun, der seine Spitzen in die Wolken sendet, bedarf eines riesigen Unterbaues. In der That faßt Johann Sebastian, indem er seine deutsche Kunstmission erfüllte, die Errungenschaften deutscher und auch fremdländischer Kunst, auf vielen heute kaum mehr gekannten Tonsetzern fußend, kühn zusammen. Dieser Koloß konnte dann wiederum Quellen als Leben spendende Kraft in entfernt liegende neue Gebiete und junge Pflanzungen unserer Kunst entsenden. Zu dieser groß-

*) Vor zweihundert Jahren, im Februar 1706, wurde der Organist Bach vor das arnstädter Konsistorium geladen und ihm vorgehalten, daß er, der zur Reise nach Lübeck einen vierwöchigen Urlaub erbeten hatte, „wohl viermal so lange außen geblieben sei". Auch wurde ihm vorgeworfen, er habe „in den Choral viele wunderliche variationes gemacht, viele frembde Thöne mit eingemischet, daß die Gemeinde darüber konfundiret worden, nicht selten einen tonum peregrinum, ja, sogar contrarium einfließen lassen, gar nichts musiziret, dessen Ursach er gewessen, jedenfalls, weile mit den Schülern er sich nicht komportiren wolle, und eine frembde Jungfer auf das Chor biethen und musiziren lassen." Die Folge war, daß Bach aus dem Amt schied und in die Freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen zog. „Er suchte sich anderswo ein Nest, in das er die fremde Jungfer, zweifellos seine Verlobte, als Meisterin führe." Das erzählt Professor Philipp Wolfrum in dem Büchlein „Johann Sebastian Bach", das er (in der von Richard Strauß herausgegebenen Sammlung „Die Musik") in den nächsten Wochen bei Bard, Marquardt & Co. erscheinen läßt. Einem sehr zierlich ausgestatteten Buch, das uns ein sorgsam gezeichnetes Bild des großen Organisten giebt. Außer den Hauptwerken (Forkel und Spitta) sind alle Quellen benutzt worden, die bis in unsere Tage die Bachforschung erschlossen hat. Das Fragment, das hier abgedruckt wird, soll das Buch der Aufmerksamkeit empfehlen.

artigen künstlerischen Emanation bedurfte es aber eines ganzen großen Geschlechtes zäher, energischer, muthiger und entsagungsfähiger Künstlernaturen, offener und zugleich harter Köpfe und weicher Herzen. Und so tritt uns das Geschlecht der Bach entgegen, das, einer vielhundertjährigen Eiche gleich, seine Wurzeln tief in die deutsche Erde senkt. Betrachten wir seine unverdrossen ideale Thätigkeit.

Manche der Leser, die ihre Jugend auf dem Lande, in Pfarrdörfern, Marktflecken oder auch kleinen Städten verlebten, hatten wohl vereinzelt noch Gelegenheit, die Thätigkeit eines „Kantors" oder Chorregenten und Organisten zu beobachten, von der sie sich heute sagen müssen, daß sie eine unbegreiflich vielseitige, ungeheuer anstrengende, aber allerdings von großem Segen für Einzelne wie für die Allgemeinheit begleitet war. So ein Kantor setzte eine Ehre drein, seiner Gemeinde zur Erbauung und Gott zu Ehren die „Orgel zu schlagen"; er konnte aber auch seine Orgel stimmen und repariren. Er bildete und pflegte einen Knabenchor, mit dem er, die Dorfmusikanten beiziehend, Kirchenmusik machte, mit dem er Hochzeiten und bei Sturm und Wetter „Leichen" sang. Er versicherte, daß er in den Kirchenmusikalien „nichts Passendes" finde; in Wahrheit aber lag ihm viel Musik auf dem Herzen und er komponirte denn Choralvorspiele und Postludien, Grabarien und Kirchenmusiken still für seinen Gebrauch. Um seinen Geist zu erfrischen, schrieb er sich die Nächte hindurch dicke Bände der Musikstücke ab, in denen sein Ideal beschlossen schien; das Notenpapier rastrirte er sich selbst. Er entpuppte sich auch wohl eines Tages beim Kirchenpatron im Schloß, wohin er gerufen ward, um das Auftreten eines berühmten durchreisenden Virtuosen zu ermöglichen, als einen „sehr geschickten" Klavierspieler und nebenbei auch als Klavierstimmer; freilich: als Instruktor für das gnädige Fräulein fand man ihn doch etwas zu „altmodisch". Aber die Hauptsache: der Kantor hatte nebenher mehr als hundert Knaben und Mägdlein in fast dreißig Wochenstunden zu unterrichten und er war ein gewiegter Pädagoge. Das hinderte ihn nicht, auch noch seine Geige im Quartett und sein Violoncell-Solo zu streichen, seine Guitarre zu spielen und seine Lieder den Freunden zu Liebe dazu zu singen. Wenn ein freier Nachmittag oder gar die Ferien kamen, sah man ihn leidenschaftlich bestrebt, diese oder jene neu gebaute Orgel kennen zu lernen, Neues zu hören und seine Kunst an der Anderer zu messen. So kam er unter den Kollegen auch in den Ruf eines bedeutenden Organisten, der ihm wohl gar das Ehrenamt eines Orgelrevisors von der Regirung einbrachte. Freilich: von all der Arbeit konnte er mit seiner Familie noch lange nicht leben, und um sich ehrlich, und wie sichs für einen Träger seiner Würde in der Gemeinde ziemt, durchbringen zu können, übernahm der Kantor noch allerlei Nebenämter. So ein Kantor hatte aber bei aller äußerlichen Misere auch noch die Kraft, bei Gelegenheit einen Krach mit pfarrherrlicher Anmaßung oder mit bureaukratischem Hochmuth zu riskiren, und war überhaupt aus einem merkwürdigen Holze geschnitzt. Ein solcher Kantor giebt uns selbst bei aller Zwerghaftigkeit seiner musikalischen Persönlichkeit ein (wenn auch immer noch einseitiges) Bild Derer vom Geschlechte der „Bache", jener Musikerfamiliengilde, die die Kantoreien und Stadtpfeifereien Mitteldeutschlands durch Jahrhunderte zu Ehren brachte, der welschen Kunst zum Trotz, die überall, aber namentlich in Deutschland, die alte, treuherzige, einheimische Kunst, besonders des „Hinterlandes", auf lange hinaus brachlegte. Und wenn uns aus diesen von Kirche und Staat leider jetzt im selben Maß vernachlässigten Kreisen

heute kein Johann Sebastian Bach erwachsen kann, der, wie Forkel schwärmt, der erste aller deutschen und ausländischen Künstler ist und bleibt (der Schwerpunkt unserer deutschen Musikpflege ruht auch nicht mehr bei Kirche und Schule, bei den protestantantischen noch weniger als bei den katholischen), so genügt doch der Hinweis auf jüngst vergangene Zeiten, auf die Erscheinung Bruckners, um zu zeigen, daß der geschilderte Zusammenhang zwischen dem einfachen Schullehrer- und Organistenhaus und unserer großen Kunst allen Widrigkeiten zum Trotz noch besteht.

Während der großen Periode der kirchlichen polyphonen Chorgesangskunst stand bekanntlich Deutschland etwas zurück: hauptsächlich die Niederlande und Italien, gipfelnd in den beiden Meistern Orlandus Lassus und Pierluigi da Palestrina, standen in vorderster Reihe. Namentlich die Niederländer predigten das Evangelium des Kontrapunktes aller Kreatur, auch den Italienern, von deren religiöser und künstlerischer Metropole Rom ihnen der Tenor, das Thema zugewiesen worden war: der (gregorianische) Choral der Kirche. Ziemlich gleichzeitig mit dem Tode jener Meister (1594) setzen Renaissance-Bestrebungen musikalischer Art in Italien ein, die zur Emanzipation der Instrumentalmusik von der Vokalmusik, zu einem vereinfachten Gesangsstil und dann zu einer Mischung jener beiden Musikarten führten. Der vereinfachte Gesangsstil, mit dem man an die antike Musik anknüpfen wollte, ergab sich allmählich als Rezitativ und als arioser und liedmäßiger Gesang. Das begleitete Rezitativ ist aber thatsächlich eine Wiedergeburt des unbegleiteten alten lateinischen Sprechgesanges (Chorals) der Kirche, in freierer Art, mit neuen Mitteln belebt, auf anderer Grundlage (der Oper, des alte mit neuer Zeit verbindenden Oratoriums) versucht.

Von hier an finden wir die Deutschen emsig bemüht, es ihren Lehrern gleich zu thun. Sie zogen nach Italien, um neben alter Kunst auch die neue zu erlernen: etwa, um „Spitzen" zu nennen, von dem nürnberger Meister Hans Leo Hasler an, der für die Kirche mehr in altem als neuem Sinn und nebenbei „Lustgärten" von Gesängen und „Venusgärten" von Tänzen komponirt, bis zu Heinrich Schütz, dem „Vater der deutschen Musikanten", der die italienischen Reformen der deutschen Kunst vermittelt, und bis zur „geistlichen Konzertmusik", zur biblischen Szene, zur neueren „Passion", ja, zur „Oper" vordringt, ohne freilich überall seine deutsche Art völlig durchsetzen zu können.

Aber dieser Siegeslauf um die Palme sollte jäh unterbrochen werden. Der Dreißigjährige Krieg warf Deutschland zu Boden; es ward ein Tummelplatz und eine Beute für die rohen Söldnerhaufen aus aller Herren Ländern. Die jungen Blüthen der deutschen Kunst wie der Wissenschaft wurden geknickt. Nach dem Friedensschluß treffen wir überall Demoralisation, dumpfe Gleichgiltigkeit, Jammer, Elend beim Volk, das in Wirklichkeit dezimirt ist; an den Höfen reißt Genußsucht und Sittenlosigkeit ein, gestützt auf „welsche Kunst und welschen Tand", — deutsches Wesen und deutscher Geist scheinen erstorben. Und doch sollte er bald seine Auferstehung feiern. Er lebte und webte ja still und heimlich noch in der deutschen Musik, die sich durch Jahrhunderte in Kantoren und Organisten und namentlich in einem weitverzweigten deutschen Geschlechte der engen bürgerlichen Sphäre ein Gefäß zubereitet hatte. Als die Zeit erfüllet war, trat in Johann Sebastian Bach dieser deutsche Geist am Großartigsten in die Erscheinung. Das zunächst auf einen „irdischen Messias" hoffende Geschlecht hat ihn freilich nicht sofort zu begreifen vermocht.

Die weitausgebreitete deutsche Familie der Bach ist schon im sechzehnten Jahrhundert nachzuweisen, und zwar in verschiedenen Orten in der Gegend von Arnstadt in Thüringen; in Wechmar bei Gotha scheinen schon vor 1550 unseres Meisters direkte Vorfahren gesessen zu haben. Der in der bachischen Familienchronik als Ahnherr bezeichnete Veit Bach wanderte also nicht, wie manchmal noch zu lesen, aus Ungarn ein, sondern kehrte von dort, wo er sich niedergelassen hatte, wieder in die Heimath zurück, da er dort als Lutheraner in Folge der Gegenreformation seines Glaubens nicht leben konnte.

„Er hat sein meistes Vergnügen an einem Cythringen (kleiner Guitarre) gehabt, welches er auch mit in die Mühle genommen und unter währendem Mahlen darauf gespielt. Es muß doch hübsch zusammen geklungen haben, wiewohl er doch dabei den Takt sich hat imprimiren lernen. Und Dieses ist gleichsam der Anfang zur Musik bei seinen Nachkommen gewesen." „Im Anfang war der Rhythmus", sagt Hans von Bülow; und wenn wir heute durch die Untersuchungen Büchers wissen, daß viele Rhythmen, des Verses und des Taktes, in geregelten Arbeitbewegungen wurzeln, so erscheint uns das Musiziren während des Mahlens nicht als eine Profanation der Kunst, sondern die Arbeit erweist sich als ein geweihter Boden, dem künstlerische Thätigkeit entsprießt.

Von seinen zahlreichen Kindern wird Hans zu Kaspar Bach nach Gotha „in die Lehre gethan", um dort hoch auf dem „Schloßthurm" sein Handwerk zu erlernen. Nach „ausgestandenen Lehrjahren" kehrt Hans heim; er ist nun „Spielmann". Um allen Eventualitäten des Erwerbes aber als ein ehrlicher Mann gewachsen zu sein, erlernt er auch die Teppichmacherei. Bei ihm finden wir in hervorragendem Maße den im ganzen Geschlecht wie auch bei unserem Johann Sebastian oft zu Tage tretenden Zug zu Fröhlichkeit und volksthümlichem Humor. Aus seiner nicht minder zahlreichen Nachkommenschaft kommen drei im musikalischen Berufe thätige Söhne in Betracht: 1. Johann (gestorben 1673 als Direktor der „Rathsmusikanten" und zugleich Organist in Erfurt, wo man später die Stadtpfeifer kurzweg als „die Bache" bezeichnet); unter seinen Nachkommen ist sein Enkel, der Eisenacher Johann Bernhard Bach (gestorben 1749), als ein heute fast unbekannter unter den Meistern jener Zeit hervorzuheben. 2. Christoph (Großvater unseres Johann Sebastian gestorben 1661 in Wechmar) und 3. Heinrich (Organist in Arnstadt, gestorben 1692).

Dieser Heinrich Bach überlebte, siebenundsiebenzig Jahre alt, seine meisten Kinder, aber seinem Sarge folgten immerhin achtundzwanzig Enkel und mehrere Urenkel. Es ist dem bachischen Geschlecht der patriarchalischen Sitte gemäß Grundsatz und auch moralische Pflicht, sofort nach der ersten Anstellung zu heirathen, meist gemäß den Sitten der Zunft in die Zunft hinein, was dann bedeutete: in die Verwandtschaft. Der meist sehr reiche Kindersegen führte in der Regel zu einer weiteren Konsequenz, ein zweites, ja, drittes Mal zu heirathen: sie scheuten trotz der Ungunst der Zeiten nicht vor der Gründung eines Hausstandes zurück; nicht selten auch erwählen Brüder Frauen, die im Schwesternverhältniß zu einander stehen. Von dem bereits seit langer Zeit weit in die thüringischen Gaue, ja, bis in fremde Länder hineinwachsenden Geschlecht werden seit Veit Bach in der Familienchronik die Mädchen und die Söhne, die Bauern und Handwerker wurden, gar nicht erwähnt, manche Seitenlinien vergessen; es wird auch auf manche taube musikalische

Frucht (einer „ist auch der Musik zugethan, hat sich aber niemalen zu einer Funktion begeben, sondern sein meistes Plaisir in Reisen gesucht") und Familienmisere (ein „Chirurgus" Bach „wohnet jetzo zehn Meilen hinter Königsberg in Preußen im Amt . . . hat aber das ganze Haus voll Kinder") hingewiesen. Wir können hier nur einzelne hervorragende Meister des Geschlechtes berühren, von deren Thätigkeit uns zum Glück Beweise verblieben. Dieses Geschlecht hat die Geschichte des deutschen Volkes, von den Höhepunkten der Reformationzeit bis in die Sümpfe des Dreißigjährigen Krieges hinein, an sich miterlebt; es hat sich aber auch nicht nur mit ihm wieder erhoben: es wurde der Stolz des deutschen Volkes. Wir begreifen, welche Triebkraft nöthig war, damit das Geschlecht namentlich die Zeit des Dreißigjährigen Krieges einfach nur zu überdauern vermochte.

Uebergehen wir also die „Kleinkunst" und verschollene Kunst des Geschlechtes und halten wir uns nicht bei Hoffnungen auf, die da durch glückliche Funde etwa noch realisirt werden könnten. Erfreuen wir uns aber noch an der Mittheilung Philipp Emanuels Bach, daß von einer in Meiningen sich festsetzenden Seitenlinie, zu der Johann Sebastian durch den Hofkantor Johann Ludwig Bach wieder künstlerische Beziehungen pflegen sollte, Musik und Malerei zugleich betrieben wurden. Der Sohn dieses etwas weitläufigeren „Vetters" unseres Meisters, Gottlieb Friedrich Bach (1714 bis 1785), war herzoglicher Hoforganist und Kabinetsmaler. Er und namentlich sein in beiden Aemtern ihm nachfolgender Sohn Johann Philipp Bach brachten die deutsche Pastellportraitmalerei zu hohen Ehren. Johann Philipp (1752 bis 1846) war als Portraitmaler einer der anerkanntesten und fleißigsten Meister; in seinem nicht ganz vollständigen Einnahmebuch hat er, abgesehen von zahlreichen Bleistift-Zeichnungen, allein 985 Pastellgemälde als von seiner Hand stammend aufgeführt. Von Beiden schreibt Philipp Emanuel, der große Sohn Johann Sebastians: „Vater und Sohn sind vortreffliche Portraitmaler. Letzter hat mich vorigen Sommer besucht und gemalt und vortrefflich getroffen." Philipp Emanuel selbst zeigte sehr viel Interesse an dieser Kunst und sein Sohn Johann Sebastian wurde der bedeutendste Schüler des Landschafters und Historienmalers Oeser. Leider starb Johann Sebastian in jungen Jahren.

Das Menschenmöglichste endlich an Talenten leistete ein Bruder des genannten Johann Ludwig Bach: Nikolaus Ephraim Bach, seit 1708 bei der Aebtissin zu Gandersheim in Stellung, wurde, wie Spitta mittheilt, 1713 Lakai, zugleich mit der Aufsicht über die „Malereien und Statuen-Galerie" beauftragt, ferner muß er sich in „Musik und Komposition gebrauchen" lassen, weiter wird er noch „Mundschenk", dann Organist und „Kellermeister", muß endlich die Bedienten in Musik und Malerei unterrichten und schließlich die Rechnungen führen.

Der vielfach von Armuth und Trübsal heimgesuchte Arnstädter Heinrich Bach, ein offenbar ganz auf der Höhe der Kunst jener Zeit stehender Komponist und Organist, der mit seiner Kunst „gnädiger Herrschaft, Hohen und Niedrigen, ja, der ganzen Bürgerschaft aufgewartet" haben wollte, war gesegnet mit zwei Söhnen, die sich der Genius der deutschen Kunst ganz besonders zur keuschen Hülle erkoren hatte zur Zeit gänzlicher Ermattung des deutschen Volkes und Wesens: Johann Christoph und Johann Michael, Beide Schüler ihres Vaters, Beide in sich gekehrte, still und treu an ihrem Platz schaffende, sich ihres künstlerischen Ranges kaum bewußte Naturen. Weder sie noch andere besonders veranlagte uns bekannte Ver-

treter des bachischen Geschlechtes bis zu Johann Sebastian haben zu ihrer Ausbildung Italien, das Gelobte Land der Kunst, besucht. So eifrig sie Alle die Fortschritte in der Kunsttechnik studirten und Fremdes ihrer Kunst zu assimiliren suchten: sie blieben der heimischen Scholle und „ihrem Schlage" treu.

Johann Christoph, der Genialere der Beiden, „der profonde Komponist", wirkte von 1665 bis zu seinem Tode (1703) in Eisenach als Organist, hiervon ein Jahr lang neben Johann Pachelbel. Leider ist nicht sehr viel von ihm erhalten. Die herrliche zweichörige Motette „Ich lasse Dich nicht" lief bekanntlich lange unter Johann Sebastians Namen zu dessen Ruhm um. Eine große biblische Szene (als „Motette" bezeichnet) für 2 fünfstimmige Chöre, 2 Geigen, 4 Bratschen, Fagott, 4 Trompeten, Pauken, Baß und Orgel: „Es erhub sich ein Streit", die nach der Offenbarung Johannes 12, 7 bis 12 den Kampf zwischen dem Erzengel Michael und dem Teufel schildert, ist ein gewaltiges Tonstück, das mit allen von den Italienern und ihren deutschen Schülern (Schütz, Hammerschmidt) überkommenen Mitteln arbeitet, ohne den hier mehr „auf das Oratoriengebiet gedrängten" bachischen Geist zu verleugnen. Philipp Emanuel Bach schreibt 1775 an Forkel hierüber: „Das zweiundzwanzigstimmige Stück ist ein Meisterstück. Mein seliger Vater hat es einmal in der Kirche aufgeführt. Alles ist über den Effekt erstaunt." Unser Meister hat in seiner bekannten Kantate „Nun ist das Heil und die Kraft" (doppelchörig mit Orchester) die aus dem Werk des Oheims empfangenen Anregungen nicht verleugnet. Zwei andere doppelchörige Motetten lassen den Eisenacher Bach vollständig mit dem Rüstzeug des großen Venezianers Giovanni Gabrieli ausgerüstet erscheinen: gleich vollendet in der technischen Darstellung wie im durchgeistigten Ausdruck, ragen sie über ihre Zeit und Umgebung weit hinaus. Auch einige andere eigenartige, eindringliche, plastisch gestaltete Vokalwerke von ihm sind gerettet. Weniger von seinen Instrumentalwerken, die meist in Choralbearbeitungen für Orgel und Variationen für Klavier bestehen. Genügen sie den höchsten Ansprüchen ihrer Zeit und sind sie anregend für unseren Johann Sebastian wie für Andere gewesen, so treten sie doch hinter die Vokalwerke zurück, in denen Johann Christoph ein besonderes Plätzchen neben seinem großen Neffen beansprucht.

Johann Michael, von 1673 bis zu seinem Ende 1694 Organist und Gemeindeschreiber in Gehren bei Arnstadt, ist in ähnlicher Art thätig; er ist nach der Chronik „gleich seinem älterem Bruder ein habiler Komponist". Zeigt er in seinen (meist Choral-) Motetten, unter denen sich namentlich als eigenartig hervorhebt „Unser Leben ist ein Schatten", eine Motette, in der ein sechsstimmiger und ein dreistimmiger Chor einander gegenübertreten, nicht immer die sichere Hand und den weiten Blick wie Dieser, so entschädigt er durch manchen neuen, interessanten Zug. Johann Sebastian, der eine Tochter des Hauses, also seine Cousine, als Gattin heimführen sollte, hat diese Motettenkompositionen wohl gekannt, und während der Schwiegervater und Oheim bei seiner Chorbehandlung des Textes „Nun, nun, nun hab' ich überwunden" straflos ausgeht, muß unser Meister später für eine in der Familie (und auch anderswo) gebräuchliche Textbehandlung den Tadel eines Mattheson über sich ergehen lassen wegen der Kantate „Ich hatte viel Bekümmerniß", wo er mit dem dreimaligen energischen Chor-Akkordanschlag des „ich" nicht dieses herausheben, sondern die Aufmerksamkeit für das Kommende erregen will. Nach J. G. Walthers Lexikon (1732) hat Johann Michael auch „starke Sonaten und

Klaviersachen" gesetzt, die heute verschollen sind; wir besitzen neben den Motetten, ein- und mehrstimmigen Arien, einer kantatenartigen Kirchenmusik („Ach bleib bei uns") nur noch einige Choralbearbeitungen für die Orgel von ihm, in denen er sich mehr an den schon genannten Orgelmeister Pachelbel anlehnt. Im Uebrigen ist Johann Michael (neben vielen Anderen des Geschlechts) durch eine Kunstfertigkeit bemerkenswerth, die auch bei Johann Sebastian durchbricht, die des Instrumentenbaues: er baut Klavichorde und Geigen.

Von den Nachkommen dieser Oheime Johann Sebastians kommen nur solche Johann Christophs in Betracht: ein Sohn, Michael, wird Orgelbauer; ein anderer, Johann Christoph, zieht in die Fremde; Beide sind verschollen; ein dritter, Johann Friedrich, wird Organist und vergeudet als Trunkenbold seine Talente; der älteste, Johann Nikolaus, macht dem Geschlecht als Kirchenkomponist, als Organist, als Komponist eines komischen Singspiels („Der jenaische Wein- und Bierrufer"), als Klavier- und Orgelbauer in der Stellung eines Universitätorganisten in Jena alle Ehre (gestorben 1753).

Der mittlere der genannten drei Söhne Hans Bachs, Christoph, vertritt mit seinen Nachkommen gegenüber den Brüdern mehr die weltliche Musik, das Stadtpfeiferthum, und stieg damit eine Stufe tiefer, in eine namentlich in jener Zeit nicht unbedenkliche Sphäre. Gegen das „Bierfiedlerthum" und die wüsten Ausartungen eines Musikbetriebes ordinärster Gattung mußte sich die Zunft durch allerlei Verbände und Statuten schützen. Der Großvater Johann Sebastians trat aber offenbar keinem solchen Verbande bei. Die große bachische Musikerfamilie bildete ein natürliches „Instrumental-Musikalisches Kollegium"; seine Statuten waren nicht geschrieben, sondern fast allen von ihnen eingeboren und anerzogen: Pflichtgefühl und Sittenreinheit. Sie hatten auch ihren „Pfeifertag": und Forkel, der ja den ältesten Söhnen Johann Sebastians noch nahstand, erzählt, daß sich die in Thüringen, Ober- und Niedersachsen und Franken verbreiteten zahlreichen Glieder des Geschlechtes alljährlich einmal versammelten. Als Ort wurde gewöhnlich Erfurt, Eisenach oder Arnstadt bestimmt. „Da die Gesellschaft aus lauter Kantoren, Organisten und Stadtmusikanten bestand, die sämmtlich mit der Kirche zu thun hatten und es überhaupt damals noch eine Gewohnheit war, alle Dinge mit Religion anzufangen, so wurde, wenn sie versammelt waren, zuerst ein Choral angestimmt. Von diesem andächtigen Anfang gingen sie zu Scherzen über, die häufig sehr gegen ihn abstachen. Sie sangen nämlich nun Volkslieder, theils von possirlichem, theils auch von schlüpfrigem Inhalt zugleich mit einander aus dem Stegreif so, daß zwar die verschiedenen extemporirten Stimmen eine Art von Harmonie ausmachten, die Texte aber in jeder Stimme anderen Inhalts waren. Sie nannten diese Art von extemporirter Zusammenstimmung Quodlibet. Einige wollen diese Possenspiele als den Anfang der komischen Operette unter den Deutschen betrachten. Allein solche Quodlibets waren unter den Deutschen schon weit früher in Gebrauch." Auch Johann Sebastian hat dieser Sitte und dieser humoristischen volksthümlichen Kunstbethätigung bekanntlich ein Denkmal errichtet im Schlußsatz seiner „Goldbergvariationen".

Christoph Bach, der als fürstlicher Bedienter (und als solcher auch Musikus in der Hofkapelle) zu Weimar, in den letzten Jahren seines Lebens als „gräflicher Hof- und Stadtmusikus" in Arnstadt (gestorben 1661) thätig war, ist uns als Kom-

ponist nicht vorgestellt. Seine weniger beachtete Domäne mag jene Kunstgattung hauptsächlich gewesen sein, mit der Johann Sebastian Bach seine Bauernkantate einleitet: eine Art Tanzpotpourri.

Von ihm zweigt mit dem Sohne Georg Christoph 1689 eine Linie nach Franken (Schweinfurt) ab. Diesem ältesten Sohn (geboren 1642) folgten 1645 Zwillinge (Johann Ambrosius und Johann Christoph), die, bis in ihr Mannesalter zum Verwechseln einander ähnlich, auch von gleicher Gemüthsverfassung gewesen sein sollen. Beide waren hauptsächlich Geigenschüler ihres Vaters. Johann Christoph kam 1671 als ein bei der Stadt und Kirche aushelfender Hofmusikus in den Dienst des Grafen von Schwarzburg-Arnstadt, wo er 1693 stirbt, Johann Ambrosius 1667 als Hof- und Stadtmusikus nach Erfurt, wo er Nachfolger eines Vetters wird. Der Sitte gemäß begründete er alsbald seinen Hausstand: 1668 holte er aus einer dem Geschlecht schon seit Längerem befreundeten dortigen Familie seine ein Jahr ältere Frau, Elisabeth, Tochter des Kürschners Valentin Lämmerhirt.

Johann Ambrosius zieht 1671 oder 72 nach Eisenach, seinen erfurter Platz wiederum an einen Vetter abtretend. Er war nicht gerade auf Rosen gebettet. 1684 muß er sich an den Rath wenden: es werde ihm fast unmöglich, durch seinen Dienst Weib und sechs Kinder zu ernähren, wegen Landestrauern fielen oft Hochzeitmusiken mit ihren Accidentien weg, die „Bierfiedler" seien mit dem Lohn unzufrieden, gingen eigenmächtig auf Verdienst aus; man möge ihn wieder nach Erfurt ziehen lassen, denn dort habe er nicht nöthig, Gesellen und „frembt Gesind" zu halten. Doch wurde ihm anscheinend ermöglicht, in Eisenach zu bleiben. Er hatte acht Kinder, von denen vier im jugendlichen Alter verstarben; ihm blieben: Johann Christoph (geboren 1671), Maria Salome (geboren 1677), Johann Jakob (geboren 1682) und unser Johann Sebastian.

Professor Philipp Wolfrum.

Diskretionäre Fonds.

Posten, die nur rechnerischen Werth besitzen und nicht als greifbare Vermögensstücke in Betracht kommen, trüben die Klarheit jeder Bilanz. Solche Schwierigkeit schaffen namentlich die Reservefonds in ihren verschiedenen Abstufungen als gesetzliche und Spezialreserven, als Delkredere- und Erneuerungfonds, Amortisation- und Dividendenreservefonds, Betheiligungreserven und Beamtenpensionfonds, und wie sie sonst heißen mögen. Der Phantasie ist ein weiter Spielraum gelassen, weil all diese „Fonds", die ihren Namen zu Unrecht tragen, nicht in bestimmten Vermögensobjekten angelegt zu sein brauchen, sondern nur in der Bilanz stehen, um anzuzeigen, daß bestimmte Theile des Jahresgewinnes nicht an die Aktionäre vertheilt, sondern zurückbehalten und als Reserven eingestellt worden sind. Die Unvertheilbarkeit und Unverwendbarkeit des Reservefonds, die sein Wesen ausmacht, könnte zunächst auf den Gedanken führen, daß es sich um einen bestimmten, greifbaren Theil des Vermögens handle; denn was nicht vertheilt werden darf, muß doch da sein: sonst hat die Bestimmung keinen Zweck. In Wirklichkeit kommen Aktivposten aber nicht in Betracht. Der Gesetzgeber bestimmt im Paragraphen 261

des Handelsgesetzbuches: „Der Betrag eines jeden Reserve- und Erneuerungsfonds ist unter die Passiven aufzunehmen.“ Das schließt nicht aus, daß der selbe Reservefonds daneben auch auf der Aktivseite steht (was immer geschieht, wenn er ein besonders angelegter Fonds ist); aber die Regel bildet die lediglich passive Eigenschaft: und darin liegt ein nicht zu verkennender, wenn auch schwer zu beseitigender Nachtheil. All diese „diskretionären“ Fonds (anders kann man sie nicht nennen, da sie ja in der Hauptsache dem diskretionären Ermessen der Verwaltungen ausgeliefert sind) geben dem Unerfahrenen ein falsches Bild von der Vermögenslage einer Gesellschaft. Daß den Reservefonds die solide Unterlage fehlt, lehrt uns schon das verlegene Schweigen des Gesetzes. Außer dem erwähnten beschäftigt sich auch Paragraph 262 des Handelsgesetzbuches mit dem Reservefonds. Dort wird bestimmt, was in den Reservefonds einzustellen ist: vom jährlichen Reingewinn mindestens der zwanzigste Theil so lange, wie der Reservefonds den zehnten Theil des Grundkapitales nicht überschreitet; das Agio bei der Neuausgabe von Aktien; der Betrag von Zuzahlungen, wenn sie nicht zu außerordentlichen Abschreibungen oder zur Deckung außerordentlicher Verluste dienen sollen. Kein Wort aber findet man über die Art, wie die Reserven anzulegen sind; der Bericht der Kommission stellt einfach fest, daß der Reservefonds nur ein Bilanzposten zu sein braucht; das Gesetz verlangt nicht, daß er besonders verwaltet und angelegt werde, auch nicht, daß die von ihm kommenden Zinsen ihm wieder zufließen.

Man könnte nun fragen: Wozu überhaupt diese der Sicherheit dienenden Reservefonds, wenn sie nicht greifbar vorhanden sind? Die Antwort darauf kann nur lauten: Weil unter den sehr geringen Möglichkeiten, den Aktionären eine Garantie für die ordentliche Verwaltung ihres Vermögens zu bieten, die Festsetzung bestimmter, vom jeweiligen Ertrag zurückzuhaltender Beträge immer noch die am Nächsten liegende ist. Daß die stillen Reserven wesentlich werthvollere Bestandtheile des Gesellschaftvermögens sind als die offenen, ist durch Beispiele leicht zu erweisen. Die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft besitzt in ihren Betheiligungen, die sämmtlich sehr niedrig zu Buch stehen, stille Reserven, die allein schon einen großen Theil des Aktienkapitals ausmachen. Effekten und Waaren, die nur zum Anschaffung- oder Herstellungpreis in die Bilanz eingestellt sind, enthalten oft sehr erhebliche stille Reserven, wenn der Verkaufswerth beträchtlich über den Buchwerth hinausgeht. Auch Konsortialbetheiligungen, die schon abgewickelt, aber noch nicht abgerechnet sind, bergen nicht selten solche Reserven. Ist eine Transaktion dieser Art mit 100000 Mark in der Bilanz bewerthet, aber zum fünffachen Betrag abgewickelt worden, so darf sie nicht eher mit dieser Summe in der Bilanz erscheinen (also: dem Gewinn zugetheilt werden), als bis das Geschäft regulär abgewickelt ist. Ein Beispiel: der Verkauf von Kohlenfeldern der Internationalen Bohrgesellschaft, der dem Schaaffhausenschen Bankverein und der ihm verbündeten Dresdener Bank einen außergewöhnlich großen Gewinn brachte; dieser Gewinn darf noch nicht in die diesjährige Bilanz gestellt werden, weil das Geschäft zwar abgewickelt ist, die endgiltige Verrechnung aber erst nach Erlegung des Kaufpreises erfolgen kann. Solche stille Reserven haben mit den offenen Reservefonds eben so wenig zu thun wie der Prämienreservefonds der Versicherungsgesellschaften, von dem das Privatversicherungsgesetz sagt, daß er in Geldern, Werthpapieren, Urkunden u. s. w. anzulegen, von jedem anderen Vermögen gesondert zu verwalten, am Sitz des Unter-

nehmens aufzubewahren und daß im Konkursfall der Umfang des vorhandenen Prämienreservefonds festzustellen sei. Dadurch wird deutlich zum Ausdruck gebracht, daß es sich hier nicht um einen nur rechnerisch wichtigen Bilanzposten, sondern um etwas Vorhandenes, um Vermögen handelt.

Die Reservefonds sollen Mittel für unvorhergesehene Fälle bereit halten. Wenn eine Aktiengesellschaft Verluste hat, werden sie aus dem Reservefonds gedeckt, so weit er dazu ausreicht; später muß der Fonds natürlich neu aufgefüllt werden. Nun giebt es aber Unternehmen, die chronisch an Unterbilanzen kranken und bei denen deshalb die Reservefonds aufgezehrt sind und bleiben. Hier zeigt sich der geringe Werth der bloßen buchmäßigen Reserven: wäre nämlich ein greifbarer Fonds vorhanden, so könnten neue Betriebsmittel zunächst ihm entnommen werden und man hätte die Möglichkeit, die Unterbilanz zu tilgen, ohne sich von Neuem an die Aktionäre wenden oder eine Anleihe aufnehmen zu müssen. Statt so zu thun, verschiebt man nur die Ziffern in der Bilanz; dadurch wird natürlich weder der Geschäftsgang noch der Vermögensstand der Gesellschaft besser. Kein Vorsichtiger kann behaupten, die im Verhältniß zu der Gesammtziffer deutscher Aktienunternehmen ja nicht sehr große Zahl der Zusammenbrüche hätte sich wesentlich verringert, wenn die Reservefonds gesondert angelegt und verwaltet worden wären; aber gerade bei diesen Katastrophen hat sich gezeigt, daß der herrschende Modus von Vollkommenheit weit entfernt ist. Der Prozeß der Leipziger Bank bot darüber lehrreiches Material. Bei der Regreßklage, die einige Aktionäre gegen den Aufsichtrath erhoben hatten, kam zur Sprache, daß das Gesetz für die Verpflichtung des Aktionärs eine bestimmte Grenzlinie zieht; es beschränkt die Haftpflicht auf das eingezahlte Aktienkapital. Deshalb, so wurde weiter argumentirt, könne zweifelhaft sein, ob auch nur der Reservefonds als ein „Separatvermögensobjekt“ für die Gläubiger mit Beschlag belegt werden dürfe. Welche Verwirrung der Begriffe! Hier wird also der Reservefonds als ein eigenes, besonderes Vermögensobjekt betrachtet, obwohl er nur auf der Passivseite der Bilanz erscheint und ohne Weiteres im Geschäftsbetrieb mitverwendet wird, also weder gesondert angelegt noch gesondert verwaltet ist. Leipziger Bank und Trebergesellschaft hätten wohl auch Konkurs angesagt, wenn der Reservefonds in Effekten oder in Bargeld angelegt gewesen wäre; die Auffassung der Rechtsanwälte bekam also nie praktische Bedeutung. Daß sie überhaupt aber entstehen konnte, ist, bei aller Unerfahrenheit, die den Juristen gerade in Bilanzfragen eigen zu sein pflegt, ein Beweis für Mängel im System. Der Fall der Leipziger Bank liefert noch ein anderes Beispiel. In ihrer Konkursbilanz stand unter den Passiven ein Beamtenpensionsfonds mit 868984 und ein Beamten-Unterstützungsfonds mit 96570 Mark. Das sind auch „offene Reserven“; erst nach den Bankzusammenbrüchen wurden solche Fonds vielfach in gedeckte und besonders verwaltete Posten umgewandelt. In der Bilanz der Leipziger Bank aber hatten sie nur den Zweck, eine genaue Berechnung der Konkursdividende zu ermöglichen.

Deutlich zeigt sich die durch die Reservefonds geschaffene Unklarheit bei der Neuausgabe von Aktien. Das Agio, also die über den Nennbetrag der Aktien hinausgehende Summe, muß, nach gesetzlicher Bestimmung, dem Reservefonds zufließen. Nehmen wir nun an, eine Aktiengesellschaft, deren Grundkapital 20 Millionen Mark beträgt, will dieses Kapital um 10 Millionen erhöhen. Die neuen Aktien werden einem Konsortium zu 150 Prozent übergeben; 5 Millionen müßten also dem Reservefonds

überwiesen werden. Da aber keine Bestimmung zwingt, im Reservefonds dieses Agio in irgendwelchen Werthen anzulegen, so wird es ganz einfach dem Gesellschaftvermögen einverleibt und kommt mit in den Geschäftsbetrieb. Das heißt: die Gesellschaft hat in Wirklichkeit nicht 10, sondern 15 Millionen Mark neues Geld bekommen. Die meisten Aktionäre achten darauf nicht; sie wissen höchstens, daß das Agio in den Reservefonds gehört, nicht aber, daß dieser Fonds nur ein rechnerischer Begriff ist, das Aufgeld also in Wirklichkeit genau so ins Geschäft fließt wie der offiziell aufgenommene Mehrbetrag. Ginge es bei den Emissionen peinlich korrekt zu, so müßte gesagt werden: Die Gesellschaft braucht (um bei dem erwähnten Beispiel zu bleiben) 15 Millionen, die sie sich durch Ausgabe von 10 Millionen Mark Aktien zum Kurs von 150 Prozent beschaffen will. Wenn das Gesetz vorschriebe, daß der Reservefonds in festverzinslichen Werthen anzulegen sei, so müßten die 5 Millionen des Aufgeldes gesondert bleiben und die Gesellschaft wäre gezwungen, wenn sie wirklich 15 Millionen und nicht nur, wie sie angegeben hat, 10 Millionen braucht, 15 Millionen neue Aktien zu emittiren. Dadurch würde natürlich das Kapital mehr verwässert und deshalb ließe sich gegen diese Maßregel Mancherlei sagen. Mit offenen Reserven werden manchmal die merkwürdigsten Kunststücke gemacht. Wie im Kaleidoskop wechseln, zum Beispiel, die Zusammenstellungen in der letzten Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft. Da wird nämlich eine „besondere Reserve für die Effekten- und Konsortialbestände" in Höhe von 2,50 Millionen und die „besondere Kontokorrentreserve" im Betrag von 1,07 Millionen dem „gesetzlichen Reservefonds" überwiesen, der sich dadurch von 25,51 auf 29 Millionen erhöht. Hier verschwinden also zwei besondere Reserven, um in einem gesetzlich vorgeschriebenen Reservefonds aufzugehen; da dieser Fonds in Wirklichkeit aber nicht vorhanden ist, so stellt sich das Ganze nur als eine buchmäßige Umschreibung dar, deren Zweck ist, zu zeigen, daß die Kontokorrentdebitoren und die Effekten- und Konsortialbestände der Berliner Handelsgesellschaft jetzt nicht mehr besondere Rückstellungen erfordern. Außerdem ist die Wirkung auf den Unbefangenen wohl größer, wenn der gesetzliche Reservefonds allein 29 Prozent des Grundkapitals ausmacht, als wenn erst die „Gesammtreserven" diese Quote ergeben. Das sind kleine Eitelkeiten, die um so harmloser wirken, je geringer die Bedeutung des Reservefonds ist. Auch der Abschluß der Kommerz- und Diskontobank liefert brauchbares Material. Das Institut hat im Jahr 1905 die Verschmelzung mit der Berliner Bank durchgeführt. Das Aktienkapital wurde zu diesem Zweck von 50 auf 85 Millionen erhöht und der Ueberschuß, der sich aus dem Geschäft ergab, mit dem Aufgeld dem Reservefonds zugeführt. Daß durch die Ueberweisung dieser rund 4 Millionen der Fonds sich auf 11,90 Millionen, also 14 Prozent des Aktienkapitals, erhöhte, ist für das Urtheil über die Wirkung der Transaktion weniger wichtig als die Thatsache, daß die Liquidität der Bilanz sich verringert hat. Man pflegt jedoch die Aufmerksamkeit der Interessenten auf das Nebensächliche, die Vergrößerung des Reservefonds, zu lenken, um das weniger Erfreuliche, die stärkere Anspannung der liquiden Mittel, besser verhüllen zu können.

Unter den verschiedenen Arten offener Reserven bietet die Disagioreserve bei den Hypothekenbanken den greifbarsten Vortheil. Wenn ein Pfandbriefinstitut seine Obligationen über Pari zurückkauft oder unter Pari verkauft, so entsteht für die Bank ein Verlust, das sogenannte Disagio, dem wiederum die Beträge, die aus

dem Verkauf von Pfandbriefen über Pari oder dem Rückkauf unter Pari entstehen, als Agio zu Gut kommen, wenn diese Agiogewinne der Disagioreserve zugeführt werden. Agiogewinne und Disagioverluste werden vor der Einstellung in die Bilanz natürlich gegen einander aufgerechnet, so daß nur die überschießenden Beträge in der Bilanz stehen. Diese Konten erscheinen unter verschiedenen Bezeichnungen in der Vermögensaufstellung: als „Pfandbrief-Agio-Konto“; als „Rückstellung des Disagios aus zurückgekauften Papieren“ neben einander; oder als „Disagio-Reserve.“ Das Hypothekenbankgesetz giebt für das Agio einzelne Ausnahmebestimmungen, wie sie für das Aufgeld bei Neuemissionen gelten. Wir haben gesehen, daß das bei der Neuausgabe von Aktien entstehende Agio dem Reservefonds zugeführt wird. Bei Hypothekenpfandbriefen muß das Emissionaufgeld nicht unter allen Umständen und in seiner ganzen Höhe als Passivposten in die Bilanz eingestellt werden. Ein Zwang besteht nur, wenn die Bank auf das Recht verzichtet, ihre Pfandbriefe zu jeder Zeit zurückzuzahlen. Aber auch wenn ihre Schuldverschreibungen unkündbar sind, muß das Agio nur so weit als Bilanzposten vorgetragen werden, wie es den Betrag von einem Prozent des Nennwerthes der Pfandbriefe übersteigt, durch deren Ausgabe das Agio entstand. Ein Prozent des Agiogewinnes ist also im Jahr der Emission schon frei verfügbar. Diese Ausnahme ist berechtigt, weil dem Reingewinn eine gewisse Entschädigung für die Heranziehung zu den Kosten der Emission geboten werden soll. Jedenfalls bietet eine Disagioreserve den Vortheil, daß Kursverluste auf Hypothekenpfandbriefe nicht aus den laufenden Erträgnissen gedeckt zu werden brauchen; die Aktionäre haben also eine gewisse Sicherheit für die Stabilität des Kurses und der Rente ihrer Aktien.

Sehr deutlich wird der Unterschied zwischen einem bloßen Buchungposten und einem wirklichen Aktivum bei den „Erneuerungfonds“, die in Industriegesellschaften eine große Rolle spielen. Jedes Unternehmen, das mit Maschinen arbeitet, muß Jahr vor Jahr besondere Abschreibungen machen, weil der Werth der Maschinen sich von Jahr zu Jahr verringert. Die Abschreibungen können nun so erfolgen, daß man das Maschinenkonto mit dem vollen Betrag auf die Aktivseite setzt und unter den Passiven einen „Erneuerungfonds“ erscheinen läßt, der den Minderwerth der Maschinen gegenüber dem Buchwerth darstellt; oder so, daß man das Maschinenkonto selbst alljährlich niedriger in die Bilanz einstellt. Entweder: Maschinenkonto 100 000, Erneuerungfonds 20 000; oder einfach: Maschinenkonto 80 000 Mark. Der Erneuerungfonds zeigt also hier nur an, wie hoch die Entwerthung des Aktivpostens oder, mit anderen Worten, wie weit der angegebene Buchwerth Scheinwerth ist. Von diesem nur für die Bilanz brauchbaren Erneuerungfonds unterscheidet sich der „angelegte Erneuerungsfonds“, der seinen Gegenwerth unter den Aktiven in einem als „Effekten des Erneuerungfonds“ bezeichneten Posten findet. Dieser Fonds verdient seinen Namen mit Recht; denn er repräsentirt einen Fundus, einen Vermögenswerth, der dazu dient, die zur Beschaffung von neuen Maschinen oder Ersatzanlagen nöthigen Mittel zu liefern. Zweierlei ist, ob eine Gesellschaft nur für die erforderlichen Abschreibungen auf ihre Betriebsmittel sorgt oder ob sie Fonds verfügbar hat, mit deren Hilfe sie neue Maschinen kaufen und die alten repariren lassen kann. Dieses Beispiel macht den wesentlichen Unterschied klar, der zwischen einem nur nominellen und einem wirklich greifbaren Reservefonds besteht.

Auf das sozialpolitische Gebiet hinüber reicht der Beamtenpensionsfonds, mit

dem leider oft Unfug in den Bilanzen getrieben wird. Viele Aktiengesellschaften haben für ihre Beamten Pension- und Unterstützungfonds eingerichtet, die aber nur in Ausnahmefällen gesondert verwaltet werden; meist sind es bilanzmäßige Posten, wie der gesetzliche Reservefonds. Die Angestellten haben ja kein Recht auf Pension und Unterstützung; dem Gutdünken der Verwaltung ist überlassen, wen und in welchem Umfang sie aus den Fonds bedenken will. Da außerdem die „Rücklagen" für die Beamten zur Verfügung der leitenden Gesellschaftorgane bleiben, so können sie, im Nothfall, auch zu anderen Zwecken, etwa zur Zahlung von Dividende, verwendet werden, ohne daß die Angestellten sich dagegen sträuben dürfen. So lange nicht allgemein bestimmt wird, daß an die Stelle der oft recht unzugänglichen Pensionfonds richtige Pensionkassen treten, ist keine Sicherheit geboten, daß diese Posten nicht auch zur Bilanzverschleierung oder mindestens zur Bilanzverschönerung dienen. Daß die Steuerbehörde die Beträge, die für den Pension- oder Unterstützungfonds ausgeworfen sind, jetzt mit zur Steuer heranzieht, hat seinen Grund in dem nicht scharf ausgeprägten Charakter dieser Rückstellungen. Wenn alle Aktiengesellschaften ihren Angestellten einen rechtlichen Anspruch auf Pension gäben, mußten die in Frage kommenden Fonds stets bereit gehalten werden und die Gesellschaften könnten verlangen, daß die alljährlich den Pensionkassen zugeführten Beträge als abzugfähige Betriebskosten von der Steuer befreit blieben. Da solcher Anspruch aber sehr selten gewährt wird, hat das Oberverwaltungsgericht seine Auffassung, die sich früher der Steuerfreiheit zuneigte, geändert und entschieden, daß die den Unterstützungfonds zugewiesenen Beträge mit versteuert werden müssen. In der Berliner Handelsgesellschaft wird die Pensionkasse der Angestellten gesondert verwaltet. Das zeigt schon die Bilanz, da hier auf der Aktivseite ausdrücklich die Effektenbestände, aus denen sich der Vermögensbestand der Kasse zusammensetzt, angegeben sind. Damit werden diese Effekten der Verwaltung entzogen und bleiben ihrem eigentlichen Zweck ungefährdet erhalten. Der Schaaffhausensche Bankverein hat seine Angestellten beim Deutschen Privatbeamten-Verein in Magdeburg versichert; auch bei anderen Instituten bestehen Einrichtungen, die größere Sicherheit bieten als die einfachen Pensionfonds. Daß diese Fonds im Betrieb der Bank mitarbeiten, ist ein unbestreitbarer Nachtheil, selbst wenn die Institute an sich so gut fundirt sind, daß eine Verwendung zu anderen als den eigentlichen Zwecken beinahe ausgeschlossen erscheint. In der Diskontogesellschaft besteht ein „eiserner Fonds" für die Angestellten, der die Hälfte jeder Tantieme aufnimmt und mit 5 Prozent verzinst. Den Angestellten wird also immer nur der halbe Betrag ihrer Tantieme ausgezahlt; den im „eisernen Fonds" befindlichen anderen Theil mit 5 Prozent Zinsen fürs Jahr erhalten sie erst, wenn sie aus der Bank scheiden. Diese Einrichtung könnte man sich gefallen lassen, wenn der Gedanke nicht unangenehm wäre, daß die Gesellschaft mit diesen Geldern ihrer Beamten arbeitet und dabei wahrscheinlich mehr als 5 Prozent Zinsen jährlich verdient.

Um den Reservefonds die Bedeutung zu geben, die sie nach dem Sinn des Gesetzes eigentlich haben sollen, ist von Fachleuten (nicht nur von Theoretikern wie Warschauer) vorgeschlagen worden, daß die Reserven in sicheren Werthen angelegt werden sollen; in den Bilanzen hätte auf der Passivseite dann ein Reservekonto und auf der Aktivseite ein Reservefonds in gleicher Höhe zu erscheinen. Gegen diese Art der Anlage könnten zwei Bedenken sprechen: erstens die Gefahr, die für die Indu-

strie mit ihren auf die Banken angewiesenen Kreditansprüchen entstünde, wenn die Institute die für die Reserve bestimmten Beträge, die allein bei vierzig deutschen Banken Ende 1904 rund 450 Millionen Mark ausmachten, aus ihrem Geschäftsbetrieb zögen und festlegten; und zweitens die Schwierigkeit, die sich bei dem Verkauf von Reservefonds-Effekten ergäbe, wenn viele Aktiengesellschaften zu gleicher Zeit gezwungen wären, ihre Bestände zu realisiren. Außer der schweren Verkäuflichkeit der Papiere bei einem Massenangebot käme noch die Verschlechterung des Kursstandes und die Beeinträchtigung des inneren Werthes der auf den Markt geworfenen Anleihen und Pfandbriefe in Betracht. Trotzdem wäre eine Reform denkbar, wenn sie sich zunächst auf die Forderung beschränkte, daß der gesetzliche Reservefonds bis zum zehnten Theil des Grundkapitals in ganz sicheren Papieren angelegt werden und unantastbar bleiben muß. Schon damit wäre dann viel erreicht. Ladon.

Notizbuch.

Das berliner Ereigniß der ersten Märztage war das Gastspiel des moskauer Künstlerischen Theaters. Sehr merkwürdig. Aus dem Eislande der Barbarei (so sollen wir, nach dem Gebote der Oeffentlichen Meinung, ja das Zarenreich sehen) kam eine Truppe, deren Spielkunst keinen Wunsch unerfüllt läßt; die modernste Technik beherrscht; die heißeste Leidenschaft und die leiseste Seelenregung durch Wort und Geberde zu zwingendem Ausdruck bringt. Diese Leute sprechen vorzüglich und meistern ihren Körper wie ein Virtuose sein Instrument. Nie wird die Bescheidenheit der Natur überschrien, nie aber auch die Hitze in Reflexion gekühlt. Ein Regisseur, der sich nie applaussüchtig vordrängt, hat die Farben zu wundervoller Einheit abgestimmt, für den passendsten Rahmen gesorgt und der starken Persönlichkeit stets den nöthigen Luftraum gelassen. An solchen Persönlichkeiten fehlt es nicht, trotzdem „naturalistisch" gespielt wird. Herr Stanislawskij ist einer der großen Bretterkönige, deren man, auf allen Bühnen Europens, während eines Menschenlebens kaum ein Halbdutzend sieht. Und seine Mitspieler sind von so ansehnlichem Wuchs, daß er nicht vereinsamt scheint. Genug für heute. Ueber dieses Gastspiel wird noch Mancherlei zu sagen sein; es ist wirklich ein Ereigniß. Deshalb wollte ich, ehe die Spielzeit verstreicht, darauf hinweisen. Auch die Politiker sollten sich diese Aufführungen ansehen. Vielleicht käme ihnen die Erkenntniß, daß ein Land, in dem solche Literatur und solche Bühnenkunst wachsen konnte, immerhin Etwas wie eine Kultur haben muß. Nur ists eine, die sich von unserer, der europäischen, wesentlich unterscheidet. Worin? Das Gastspiel der Moskowiter lehrts selbst den Blöden auf dem Instinktweg verstehen.

* * *

Vor zwölf Jahren schrieb mir Herr Leuß, der in Hannover eine antisemitische Zeitung redigirte, er habe in der „Zukunft" objektive Urtheile über den Antisemitismus gefunden und hoffe deshalb, daß ich auch ihn, der seit dem Jahr 1882 für die antisemitische Bewegung thätig sei, über dieses Thema reden lassen werde. Das that ich; und nahm bald danach noch einen kleinen Artikel über Preßprozesse von ihm an. Im Herbst desselben Jahres wurde er wegen Meineides zu drei Jahren Zuchthaus und fünfjährigem Ehrverlust, später wegen Verleitung zum Meineid noch zu einer Zusatzstrafe verurtheilt. Ich kannte den Mann nicht und sein politisches Wirken konnte mir nicht behagen. Doch der

Meineid ward in einem Ehebruchsprozeß geleistet, das Erkenntniß, das dem Verurtheilten eigensüchtige Motive zusprach, schien mir mangelhaft begründet und hart (Meineid kann, wenn mildernde Umstände vorliegen, auch mit Gefängniß bestraft werden): und so trat ich öffentlich für den aus der Bürgergemeinschaft Gestoßenen ein. An sichtbarer Stelle wohl ziemlich als Einziger. Aus dem Zuchthaus schrieb Herr Leuß an mich. Er habe die Zuversicht, daß ich einen Geächteten nicht abweisen und ihm erlauben werde, auch in der „gelben Jacke“ mir seine Hochachtung auszusprechen. Schilderungen seines Seelenzustandes folgten. Er habe auf die justitia civilis stets wenig Gewicht gelegt und nun eingesehen, „daß die sittliche Durchschnittsqualität des Zuchthäuslers eine höhere ist als die der Kulturmenschheit insgesammt.“ Er klagte über bedenkliche Symptome eines Lungenleidens, hoffte aber, „eine naturwissenschaftliche Entdeckung von großer Tragweite“ der Welt noch mittheilen zu können. Briefe eines psychisch Leidenden, der die Distanz zu sich selbst und zu den Vorgängen verloren hatte. Wer nicht daran gewöhnt ist, entschließt sich nicht ganz leicht zur Korrespondenz mit einem im Zuchthaus Internirten. Die Aufsichtbehörde liest und registrirt die Briefe; und die Gewißheit, daß der Verkehr mit einem der Ehrenrechte Beraubten kontrolirt wird, ist nicht sehr angenehm. Aber der Mann hoffte auf einen tröstenden Widerhall seiner Stimmung; durfte ich ihn enttäuschen, weil er mir persönlich unbekannt, sein Wirken als politischer Journalist mir ärgerlich war? Den sogar von den Parteigenossen Aufgegebenen aus Bequemlichkeit enttäuschen? Ich antwortete; und er dankte mir „von Herzen“ für meine „wohlwollenden Briefe“. Im Juni 1902 wandte er sich wieder an mich. Die Polizei habe ihn aus Berlin und dessen Vororten ausgewiesen, er möchte gegen diese Ausweisung öffentlich protestiren, stehe aber zu keinem großen Blatt in Beziehung; ob ich ihm den nöthigen Platz einräumen wolle. Ja. Der Protest erschien in der „Zukunft“; und Herr Leuß lebt seitdem unangefochten in oder bei Berlin. Im Oktober 1903 erschien sein Buch „Aus dem Zuchthaus“. Der Verleger bat mich, vor der Versendung ein paar Seiten daraus abzudrucken und es der Beachtung zu empfehlen. Das konnte ich, wie die Lecture der Druckbogen mich lehrte, mit gutem Gewissen thun; that es gern und weiß, daß diese Empfehlung (der ich in einem in zwanzigtausend Exemplaren gedruckten Heft Raum schaffte) die Verbreitung des Buches beschleunigt hat. Daß der Autor nicht selbst das einführende Wort erbeten hatte, durfte mich nicht wundern: er war zur sozialdemokratischen Partei übergetreten und Bebel und Genossen hatten im September 1903 auf dem dresdener Parteitag gegen mich gewüthet.

Im Mai 1905 wurde mir, „zur gefälligen Besprechung“, ein kleines Buch geschickt, das Herr Leuß über den wegen Urkundenfälschung zu Zuchthausstrafe verurtheilten Freiherrn Wilhelm von Hammerstein veröffentlicht hatte. Ich konnte es nicht loben, beurtheilte es aber mit merkbarerem Wohlwollen als alle mir bekannten Kritiker; nannte es sogar, trotz allen Fehlern und Flüchtigkeiten, „lesenswerth“. Der Getadelte antwortete, in der sozialdemokratischen Wochenschrift „Europa“, in höhnischem, verächtlichen Ton. Als er ausgewiesen werden sollte, nannte er mich den Einzigen, von dessen Unabhängigkeit und Unparteilichkeit er hoffen könne, sie werde ihn in dieser Sache zum Wort kommen lassen. Als ich seine Hammerstein-Apologie (milder als hundert deutsche Blätter) getadelt hatte, war ich eine „Marionette“, auf deren Drahttanz er von seiner Höhe lächelnd herabsah. Die Antezedentien unseres Verkehrs traten mir ins Bewußtsein, die seltsame Art, sich dankbar zu erweisen, empörte mich und ich gebrauchte bei der Abwehr dieser absichtlich verletzenden Antikritik ein paar derbe Ausdrücke; lange nicht so derbe freilich, wie die Parteigenossen des Herrn Leuß sie im Alltagsverkehr anzuwenden pflegen. Ein Journalist hatte

mir gesagt, ihm, der den Verfasser gut kenne und, trotz manchen Schrullen, gern habe, sei der Unwerth des Buches leicht erklärlich. Hammerstein habe auf den jüngeren Mann offenbar so stark gewirkt, daß er ihm noch jetzt als ein staatsmännisches Talent ersten Ranges und als ein Märtyrer erscheine. So sei der sonderbare Kollege immer. Ganz von persönlichen Eindrücken bestimmbar. Auch für den Geheimrath Ehrhardt, den Leiter der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik, so eingenommen, daß er überzeugt sei, nur die Uebermacht der Firma Krupp hindere den Sieg des düsseldorfer Konkurrenten. In vielen Artikeln habe er für Ehrhardt gegen Krupp gekämpft. Das mißfiel mir nicht. Ich habe selbst schon einen Artikel aufgenommen, der Düsseldorf gegen Essen vertheidigte, und mich immer nur geweigert, persönlich in diesem Kampf Stellung zu nehmen. Wer da urtheilen will, muß von Beruf Finanzkritiker und Waffentechniker sein und genau wissen, was an der Ruhr, am Rhein und im Creuzot geleistet wird. Als ich den Angriff des Hammersteinbiographen abwehren mußte, erinnerte ich mich des Gespräches und schrieb, im Geschäftsbetrieb der Metallwaarenfabrik, für die er mit schönem Eifer eintrete, möge Herr Leuß Bescheid wissen; was er über Bismarck und Waldersee, Hammerstein und Kröcher vorgebracht habe, sei nicht ernst zu nehmen. Womit, ich wills nicht leugnen, der Zweifel angedeutet werden sollte, ob ihm nicht etwa auf beiden Gebieten die nöthige Sachkenntniß fehle. Diese Notiz erschien am dritten Juni 1905. Drei Tage danach rief der Redakteur der sozialdemokratischen Wochenschrift mich telephonisch an und erbat meinen Rath. Herr Leuß behaupte, von mir beleidigt, der Bestechlichkeit geziehen zu sein, und dränge den Redakteur, eine Erklärung aufzunehmen, die wiederum mich als bestechlich verdächtige. Unter diesen Umständen, sagte ich, darf ich Ihnen von der Aufnahme der Erklärung nicht abrathen. Uebrigens ist mir nie eingefallen, Ihren Mitarbeiter für korrupt zu halten; und wenn ich gar die Absicht gehabt hätte, ihm öffentlich, wie ers nennt, den Vorwurf der Korruption zu machen, dann hätte ichs mit der Deutlichkeit gethan, die mir in solchen Fällen stets wünschenswerth schien. Diesen Satz fügte der Redakteur der Erklärung seines Mitarbeiters an, die, am achten Juni, mittheilte, er habe die Privatklage gegen mich eingereicht. Am siebenzehnten Juni sagte ich in der „Zukunft“, Herr Leuß behaupte, ich hätte ihm „den Vorwurf der Korruption“ gemacht. „Natürlich ist mir nicht eingefallen, ihm diesen Vorwurf zu machen. Wenn ich ihn für bestechlich, von der Metallwaarenfabrik bestochen hielte, hätte ich mich mit seiner Literatur nicht erst lange abgegeben. Er kündet aber auch, er habe mich verklagt, ‚um die Legitimation des Herrn Harden zu einem solchen Vorwurf gegen mich feststellen zu lassen.‘ Und erzählt seinen Freunden, er habe schon absolut sicher festgestellt, daß ich bestochen, gekauft, von Banken mit einem Gewinn von siebenzehntausend Mark bei irgendwelchen Geschäften betheiligt worden sei. ‚Wenn nicht sechs Bankdirektoren und Prokuristen Meineide leisten, ist Harden ein toter Mann.‘ Requiescat in pace. Einen Mann, der sich so spottbillig verkauft, muß Jeder verachten.“ Zweimal also die öffentliche Erklärung: Sie irren, mein Herr; ich habe Sie nie für bestechlich oder bestochen gehalten. Das konnte jedem Anspruch genügen, selbst wenn mein ironisches Sätzchen wirklich (was kein Unbefangener zugeben wird) so arg mißdeutbar gewesen wäre.

Sechs Wochen nach der zweiten Erklärung wurde die Klage eingebracht. Der sozialdemokratische Journalist, der für die „Freiheit des Wortes“ ficht und publizistische Aeußerungen vor gerichtlicher Ingerenz bewahrt sehen will, hatte in meiner Abwehrnotiz, der Antwort auf seine Beleidigung, jedes harte Wörtchen inkriminirt. Kein gutes Beispiel. Wegen formaler Beleidigung sollten Journalisten (und gar Genossen) niemals klagen; mit welchem Recht dürften sie sonst einen empfindlichen Minister oder Schutzmann

tadeln? Von meiner „Qualifikation“ und den siebenzehntausend Mark keine Silbe. Auch nicht in dem zweiten Schriftsatz, der mir fast fünf Monate nach meiner Klage-Erwiderung zugestellt wurde. Erst dieser Schriftsatz verrieth, wie der Kläger zu seiner Mißdeutung meiner Worte kommen konnte. Er sei, hieß es, „im Kreis berliner Literaten vielfach“ verdächtigt worden, für die Metallwaarenfabrik nicht uneigennützig einzutreten. Das war recht leichtfertig, recht häßlich von den „berliner Literaten“; geht mich aber nicht an. Ich kenne aus diesem Kreis kaum ein Halbdutzend Personen, sehe auch die nur alle paar Jahre einmal flüchtig und erfahre von ihrem Reden und Trachten nicht das Geringste. Ich konnte die fernste Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigen, kann aber nicht an dem Versuch mitwirken, einen nicht von mir, sondern „im Kreis berliner Literaten“ ausgesprochenen Verdacht zu entkräften. „Mir ist der Gedanke, daß ein Mensch die Feder, mit der er für die Oeffentlichkeit schreibt, verkauft, schwer faßbar. Ich kenne nicht viele ruchlosere Verbrechen. Und mit einem Menschen, den ich in solchem Verdacht habe, würde ich mich nie anders beschäftigen als zu dem Zweck, ihn unschädlich zu machen.“ Das mußte nun endlich doch das Stichwort für die Qualifikation und die siebenzehntausend Mark sein. Die Verhandlung wurde auf den neunten Februartag angesetzt. Als sie beginnen sollte, überreichte der Kläger einen neuen Schriftsatz. Die Verhandlung konnte also nicht eröffnet werden. Trotzdem der Schriftsatz weder dem Gericht noch dem Beklagten bekannt war, las ich ein paar Stunden danach in den Zeitungen, er biete den Beweis an, „daß das Verhalten Hardens in einer Affaire der Berliner Handelsgesellschaft und der Aktiengesellschaft Körting nicht einwandfrei gewesen sei.“ Dabei ließ sich Allerlei denken. Ein flinker Herr schrieb denn auch noch am selben Tag, nach der Andeutung des informirten Gerichtsberichterstatters, einen Artikel (der mir dann aus Petersburg, Zürich und anderen Städten zugeschickt wurde) über den Fall Harden. Er hatte die Güte, an meine Bestechlichkeit nicht zu glauben. „Den Eindruck macht der Mann nicht. Selbst wenn seine Gegner, deren er sehr heftige hat, ihm nicht die Ehrenhaftigkeit, so müssen sie ihm doch die Klugheit zutrauen, daß er auf durchaus reine Hände hält.“ Rechnete dann aber doch mit der Möglichkeit, daß „sehr viele und sehr hohe Persönlichkeiten Grund zu Dankgebeten bekämen.“ Niedlich, so erörtert zu sehen, ob man ein Spitzbube ist.

Auf dem Heimweg von Moabit hatte ich nun den Schriftsatz gelesen, der, genau acht Monate nach der vagen Verdächtigung, endlich die Bestechungsgeschichte brachte. Herr Harden hat in der Hibernia-Angelegenheit der Berliner Handelsgesellschaft große Dienste geleistet. Dafür ist er an der Körting-Emission betheiligt worden. Das war so gut wie bares Geld. Nur bevorzugte Kunden, die freiwillig eine Sperrverpflichtung übernommen hatten, bekamen Aktien. „Herrn Harden wurde ein großer Posten zugetheilt und der hohe Agiogewinn alsbald gutgeschrieben. Den Angestellten der Bank wurde durch einen besonderen Befehl Stillschweigen auferlegt. Einige der Herren konnten aber ihrer Entrüstung kein Stillschweigen gebieten und haben gelegentlich Andeutungen gemacht, aus deren Kombination sich der komplete Sachverhalt ergab. Dieses Verhalten des Beklagten ist als Korruption anzusehen.“ Herr Leuß hat erklärt, die Vorgänge seien ihm schon im Mai 1905 bekannt gewesen. Und erst nach neun Monaten bringt er sie ans Licht; erst, als die Hauptverhandlung beginnen soll. Ich darf nicht annehmen, daß der Wunsch, die Beschuldigung mit möglichst geringer Gefährdung seiner Person auszusprechen, ihn getrieben habe, eine durch meine Erklärungen völlig erledigte Sache zum Gegenstand eines Privatklageverfahrens zu machen. An seiner Stelle aber hätte ich nicht so lange gewartet; einen Menschen, den ich für einen käuflichen Lumpen hielte, nicht so

lange unangefochten an der Spitze einer von Hunderttausend beachteten Zeitschrift gelassen. Zunächst mich freilich um die Feststellung des Thatbestandes bemüht.

Der ist ungemein einfach. Im Herbst 1904 empfahlen mir der Abgeordnete Dr. Max Jänecke, der Schwiegersohn des Geheimrathes Körting, und der auch den Lesern der „Zukunft“ bekannte Dr. Walther Rathenau, der mir seit zehn Jahren befreundet, seit vier Jahren Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft ist, während eines gemeinsamen Abendessens die nächstens zu emittirende Körting-Aktie als ein sicheres und gut verzinstes Anlagepapier. Da ich Geld anzulegen hatte, folgte ich dem Rath und subskribirte von den am vierten November 1904 öffentlich zur Zeichnung aufgelegten 8 Millionen Körting-Aktien 50000 Mark; durchaus im Rahmen meiner anderen Anlagen in soliden Industriepapieren. Ich bat ausdrücklich, meine Anmeldung nicht etwa als die eines Freundes, sondern wie jede andere zu behandeln, und erhielt die Versicherung, daß man mich wie alle die Leute behandeln werde, die der Emissionbank als kapitalkräftige, nicht spekulative Anlagekäufer bekannt seien. Am zehnten November wurde mir geschrieben, auf meine Anmeldung seien mir 30000 Mark zugetheilt worden. Wider Erwarten und Wunsch der Bank trieb die Spekulation den Kurs der Aktie von 135 auf 152. Mein Freund erzählte mir vierzehn Tage später, recht ärgerlich, von dieser Treiberei und sagte, ich solle mir die Frage vorlegen, ob ich das Papier zu diesem hohen Kurs gekauft hätte; sonst müsse ichs jetzt verkaufen. Der Rath war gut; denn heute steht die Aktie 10 Prozent unter dem Kurs der Emission. Meine Verkaufsordre wurde „börsenmäßig“ ausgeführt. Der Verkauf erfolgte in drei Theilbeträgen (beim größten Betrag zum Kurs von 150), ich erhielt jedesmal die Schlußnote mit Verrechnung und der 4622 Mark betragende Gewinn wurde am fünften Dezember auf mein Depositenkonto bei der Deutschen Bank eingezahlt, die mir den Eingang meldete. Ich hatte also ein zur Anlage erworbenes, durch die Spekulation wider alles Erwarten rasch im Kurs gesteigertes Papier mit einem weder für die damalige Hochkonjunktur noch für meine Vermögens- und Einnahmeverhältnisse irgendwie ungewöhnlichen Nutzen verkauft. Mir war weder ein besonders großer Posten zugetheilt noch ein „hoher Agiogewinn alsbald gutgeschrieben“ worden, sondern ich hatte vier Wochen nach der Emission meinen Aktienbesitz mit Nutzen realisirt; was ja wohl nicht ganz selten geschieht. Und natürlich war auch kein „Schweigebefehl“ ergangen; wozu denn bei einem typischen Geschäft, an dem die Bank und der Kunde profitirt? Ich hatte von der Handelsgesellschaft (deren mir befreundeter Direktor, nebenbei bemerkt, mit der Effektenabtheilung nichts zu thun hat) acht offizielle Schriftstücke, unter denen sechs verschiedene Namen standen, erhalten und die Schlußabrechnung war an die Deutsche Bank gegangen. Und trotzdem Schweigebefehl und Entrüstung? Ich weiß nicht, wie in Berlin bestochen wird; hatte aber immer gedacht, daß mans stiller abmache.

Ich bin in diesen Dingen pedantisch. Trotzdem ich im Direktorium einer berliner Bank einen Freund, in dem einer anderen einen Bruder habe, lasse ich mein Kapital von der Deutschen Bank verwalten, von deren Chefs ich keinen kenne, keinen je, wie doch mein Recht als Kunde wäre, um Rath gefragt habe. Jede erwiesene Gefälligkeit verpflichtet; und ich will den Bankgebietern nicht verpflichtet sein. Aber auch nicht geringere Rechte haben als andere Leute. Kann ich, so lange meine Mittel ausreichen, mich nicht an einer öffentlichen Subskription betheiligen, Aktien kaufen und verkaufen, wann es mir richtig scheint? Muß ich mich in unzulässiger Weise begünstigt fühlen, weil von etlichen Millionen freier Stücke auch mir ein paar tausend zugetheilt sind? Die ganze Sache war für mich unbeträchtlich. Einen Augenblick hat mirs wohl Spaß gemacht, auch einmal an der

Börse Geld zu verdienen. Aber wars nicht Körting, dann war es eben ein anderes Papier. Wer damals Geld disponibel hatte, mußte schließlich irgendwo mal profitiren. Das ist ja der einzige Trost für Einen, der jetzt auf seine entwertheten, viel zu theuer bezahlten Industriepapiere blickt. Wenn ich mich für 4622 Mark (und 75 Pfennige) verkaufte, müßte ich nicht nur ein ausbündiger Schuft, sondern ein Musterrindvieh sein. Schon die siebenzehntausend hatten selbst meinen Feinden nicht eingeleuchtet. Da man aber jede Gelegenheit zur Selbstkritik benutzen soll, habe ich mich immer wieder gefragt, ob ich in dem Körtinghandel irgend Etwas gethan habe, das auch nur den empfindlichsten Sinn ärgern könnte.

Ich finde nichts (und Alle, denen ich die Frage vorlege, lachen mich wegen dieser Skrupel aus). Verstehe insbesondere nicht, was diese ganze Geschichte mit der „Zukunft" zu thun haben soll. Ist hier für die Körting-Emission Stimmung gemacht worden? Habe ich je einen Mitarbeiter im freisten Ausdruck seiner Ueberzeugung beschränkt, einen der Herren, die hier über Banken und Börse schreiben, gebeten, sein Urtheil auch nur um eine Nuance zu färben? Von Korruption kann doch nur die Rede sein, wo die Feder, die literarische Leistung bezahlt wird. (Ich glaube übrigens, daß solche Fälle heute viel seltener sind, als unkluges Mißtrauen wähnt, und daß der Journalistenwitz Recht hat, der sagt: „Man wartet sein Leben lang täglich auf Einen, der bestechen will, und kein Einziger kommt." Bankdirektoren und Großindustrielle sind gegen Journalkritik so abgestumpft, daß sie kaum noch darauf achten. Die meisten Redakteure großer Blätter sind wohl auch klingenden Argumenten unzugänglich und schwache Seelen hielte gewiß die Furcht zurück, für ein paar braune Scheine die ganze Existenz aufs Spiel zu setzen. Vestigia terrent. Der Inseratenverkehr, der den Schreibern nichts einbringt, sorgt ja dafür, daß die Beziehungen der Großmächte sich nicht allzu sehr trüben.) Was ich mit meinem erarbeiteten Geld anfange, geht Keinen an; wenn ich mich in die wüsteste Spekulation erniederte, hätte kein Hinz und kein Kunz darob zu schmälen, könnte man höchstens sagen: Der Kerl ist ein Jobber geworden. Infam und korrupt wäre das Treiben erst, wenn ich mein Blatt zur Stimmungmache benutzen, mich für die Vertretung privater Geldinteressen bezahlen ließe. Das soll ja nun, nach der Behauptung des Herrn Leuß, in der berühmten Hibernia-Sache geschehen sein. Wer die Methode des Herrn Möller bekämpft hat, Der hat der Handelsgesellschaft „große Dienste geleistet": Das ist das Fundament seiner Beschuldigung. Nun war ich damals nicht allein. Hundert Stimmen haben den mit einer heimlichen Kurstreiberei verknüpften Plan des Ministers heftig bekämpft: der Herausgeber der Deutschen Agrarzeitung so gut wie der des „Plutus". Und in der Berliner Morgenpost hat Herr Leuß wüthende Artikel gegen Herrn Möller veröffentlicht. „Die Kritiken, die der Minister hat einstecken müssen (von allen Seiten), waren einig in der Einschätzung der Ungeschicklichkeit des Mannes. Das Verfahren des Ministers ist noch längst nicht scharf genug kritisirt worden; es erscheint als eine direkte Zuwendung von Millionen an einen dem Minister befreundeten Geschäftsmann. Durch das Hiberniaprojekt und die Art seiner Durchführung werden die Interessen der Steuerzahler und die öffentlichen Interessen überhaupt berührt und verletzt. Herr Möller ist durch die Hibernia-Geschichte unmöglich geworden. Herr Fürstenberg hat die Schlacht gewonnen und ist in aller Seelenruhe in die Ferien gegangen." Diese und viele ähnliche Sätze hat Herr Leuß geschrieben. Glaubte er, damit der Handelsgesellschaft einen Dienst zu leisten? Gewiß nicht. Warum aber, gestatte ich mir, zu fragen, muß es dann ein Anderer von sich geglaubt haben?

Ich wußte immer, daß ich der Bank, deren Interesse nach ganz anderen Zielen wies, keinen Dienst geleistet habe. Herrn Fürstenberg kannte ich damals noch gar nicht und mit

Rathenau stimmte ich, wie ich schon vor einem Jahr hier erzählen mußte, in wesentlichen Punkten nicht überein; auch war mein Ton ihm viel zu schroff. Doch haben wir Beide nie den Versuch gemacht, unsere auf vielen Gebieten divergirenden Ansichten in Einklang zu bringen. Auch in diesem Fall bat ich ihn, meine Artikel, die ihm und seinen Kollegen so unlieb seien, doch einfach nicht zu lesen; daß mir Jemand zutraue, ich schriebe nach des Freundes Diktat, brauche er nicht zu fürchten. Ende Oktober tadelte ich dann gar noch offen die Taktik der Hiberniapartei. (Im November soll ich das Trinkgeld bekommen haben.) Die Prämisse des Herrn Leuß ist falsch und die Frage nach der Möglichkeit einer Korruption gar nicht erst zu stellen; denn die Handelsgesellschaft hatte mir nie Etwas zu vergüten. Zum Schutz der Hibernia hatten sich bekanntlich fünf große Bankhäuser verbündet: Deutsche und Darmstädter Bank, Bleichröder, Handels- und Diskontogesellschaft. Mußte ich nun, weil auch ich, von meinem Standpunkt aus, den ihnen lästigen Plan Möllers bekämpft hatte, die Emissionen dieser fünf Institute ängstlich meiden oder nur da zeichnen, wo sicher nichts zu gewinnen war? Dann mußten es auch die Besitzer der Vossischen Zeitung, des Tageblattes, der Morgenpost, die solche Zumuthung wohl belächeln würden. Ich nehme diese Dinge wirklich pedantisch ernst. Trotzdem ich das Plänchen gleich nach seiner Geburt kennen lernte und bequem einen großen Posten Hibernia-Aktien kaufen konnte (an denen 80 bis 90 Prozent zu verdienen waren), habe ich nicht eine einzige gekauft, weil ich das Thema politisch behandeln und mich innerlich frei von jedem Interesse an der Zukunft der Bergwerksgesellschaft fühlen wollte. Daß ich aber auch, als die Sache schon erledigt war, nicht Körting-Aktien kaufen und, nach einer unerwarteten Kurssteigerung, verkaufen dürfe, nur weil eine Hibernia-Bank sie zur Zeichnung auflegte und ich gegen Möller & Co. ein paar Artikel geschrieben hatte: Das habe ich, mit nicht gerade tragischem Staunen, erst am neunten Februar 1906 vernommen.

Herr Leuß hatte beantragt, die Geschäftsinhaber der Handelsgesellschaft als Zeugen zu laden. Ich erwiderte, nach ausführlicher Darstellung des Sachverhaltes, diese Herren würden bekunden: Daß sie, weil nichts zu verschweigen war, nie einen „Schweigebefehl“ erlassen haben; daß sie nie Anlaß hatten, insbesondere nicht wegen meiner ihnen vielfach nicht genehmen, oft sogar recht unbequemen Hibernia-Artikel, mir, offen oder versteckt, prae- oder postnumerando, irgend eine Zuwendung zu machen; daß sie das vom Kläger konstruirte Bestechungmanöver, nach ihrer Kenntniß meiner Person, meiner Stellung als Herausgeber und Besitzer der „Zukunft“, meiner Vermögenslage, als eine absurde und lächerliche Unmöglichkeit nie in Erwägung gezogen haben noch ziehen konnten. Als der Schriftsatz, der diese Sätze enthielt, dem Kläger zugestellt war, erschienen in zwei berliner Zeitungen, deren Mitarbeiter Herr Leuß jetzt ist, Artikel, die „auf Grund eingezogener Erkundigungen“ meine Korruption in Fäulnißschimmer glänzen ließen. Das eine Blatt ist mir bisher nicht vors Auge gekommen; telephonisch wurde mir Etwas über den Inhalt erzählt. Das andere, „Die Welt am Montag“, wurde mir zugeschickt. Da las ich: „Herr Harden hat zugestehen müssen“; auch der Schweigebefehl war wieder Ereigniß. Wer den Inhalt einer Beschuldigung eine absurde und lächerliche Unmöglichkeit nennt und sich auf Zeugen dafür beruft, hat also „zugestehen müssen“. Da nun zum zweiten Mal Lärm geschlagen war, habe ich die Geschichte dieses Prozesses ausführlich erzählt; weil vielleicht Allerlei daraus zu lernen ist und weil ich einem großen Leserkreis so früh wie möglich die Gelegenheit bieten wollte, über die Grundlage einer öffentlich ausgesprochenen Beschuldigung nach einer affektlosen, nüchternen Darstellung sich selbst ein Urtheil zu bilden.

* * *

Ueber Algesiras sollte man jetzt nicht sprechen, bevor die Entscheidung gefallen ist. Für die Bilanz ists noch zu früh und alles Gerede bleibt zwecklos. Die Reporter sind sehr eifrig; heute Gewitterneigung, morgen Sonnenschein. Herr Révoil blickt heiter und Graf Tattenbach ist so verstimmt, daß er noch sichtbarer als sonst hinkt. Wunderschöne Geschichten. Sicher ist, daß der spanische Wirth und fast alle Gäste ungeduldig werden und zur Eile drängen. Kein Wunder nach sechs unfruchtbaren Wochen. Sicher auch, daß Frankreich seinen Herzenswunsch, die Bank- und die Polizeifrage zu verbündeln, durchgesetzt hat. Deutschland hatte bei dieser ersten Abstimmung, die nicht, wie in Berlin gedruckt wurde, eine leere Formalität, sondern ein merkenswerthes Omen war, nur Marokko und Oesterreich (auch das nur mit halbem Herzen und diplomatisirenden Redewendungen) auf seiner Seite. Rußland (trotz Wittes hubertusstocker Triumph), Amerika (trotz dem Alten Fritzen und dem jungen Specky), Italien (trotz dem „Dreibundfreund" Visconti-Venosta): Alle stimmten für Frankreich. Dennoch ist mir ein Räthsel, daß verständige Leute von der Konferenz eine irgendwie nahe Gefahr fürchten. Sehr ernst war sie, nach ihrem Programm, nie zu nehmen; ach, ein Schauspiel nur. Nie zweifelhaft, daß, so oder so, Alles in Ordnung kommen werde; keinen Augenblick. Und jetzt scheint auch der Rahmen für das Kompromiß längst fertig. In der Wilhelmstraße glaubt Niemand, die nächste Zukunft könne einen schwierigen Konflikt bringen. Im Grunde ist ja auch recht gleichgiltig, ob Deutschland in der Polizeiverfassung, Frankreich in der Staatsbankordnung ein paar Konzessiönchen macht. Ueber Marokkos Schicksal wird nicht in Algesiras entschieden. Da handelt sichs jetzt nur um die dem Europäer nie leichte Pflicht, das Gesicht zu wahren: die Sache provisorisch so zu regeln, daß man mindestens mit einem Schein von Recht sagen kann: Weder Sieger noch Besiegte. Wie solche Sachen gemacht werden, hat vor kurzer Zeit doch erst Portsmouth gelehrt; merkwürdig, daß gescheite Menschen sich schon wieder von der selben Angel ködern lassen. Eduard war in Paris und hat den kleinen Delcassé zum Frühstück eingeladen. Aber dieser Delcassé war ja gar nicht der Deutschenfresser, den unsere Offiziösen uns malten. Er hat drei englische Bündnißanträge abgelehnt, in herzlicher Intimität mit dem Fürsten Radolin verkehrt und erst Deckung gesucht, als er zu fürchten angefangen hatte, die Politik Holsteins werde über die des Kanzlers siegen und Frankreich eines Tages brüsk vor die Frage gestellt werden: Bündniß oder Krieg. Herr Delcassé sucht gewiß eifrig nur die Gelegenheit, die ihn von dem Verdacht, ein im Ministerium unmöglicher revanchard zu sein, endgiltig säubern kann. Und Eduard, der alles fürs Erste Begehrenswerthe erreicht hat, kam nicht, um an der Seine das Feuer zu schüren. Wahrscheinlich, als alter Geschäftsmann, mit einem klugen Verständigungplan in der Rocktasche. Er hat dem Neffen, sehr herzlich, wie uns versichert wird, zur Silbernen Hochzeit gratulirt und wird ihn in nicht allzu ferner Zeit wohl irgendwo sehen. Nur ein Bischen Geduld und keine Angst. Der Teig für den Feiertagskuchen wird in der Küche schon geknetet.

* * *

Herr Otto Corbach, der in Tsingtau eine deutsche Zeitung herausgab, schreibt mir:

„Am Schluß von Ladons Artikel über die Werthzuwachssteuer wird daran erinnert, daß diese Steuer auch in Kiautschou eingeführt sei und dort die ungesunde Bodenspekulation gehindert habe, unter der andere ostasiatische Plätze angeblich leiden. Thatsächlich hat die Landordnung in Kiautschou sich als das wirksamste Hemmniß der wirthschaftlichen Entwickelung erwiesen. Ihre bodenreformerische Auslegung ist auch nur eine nachträglich in Deutschland zurechtgemachte falsche Interpretation, die Keinen mehr überraschte als ihren Erfinder. Der wollte dem Gouvernement durch seine Schöpfung für eine

Zeit, wo noch kein anderes lohnend steuerfähiges Objekt vorhanden war, eine möglichst ergiebige Einnahmequelle sichern. Allerdings lag ihm auch daran, der Verwaltung eine unbeschränkte Macht über die bauliche Entwickelung Tsingtaus erhalten zu sehen; aber dazu machte er, russischer Kolonisatorenart nacheifernd, Gesetze für einen sehr harten Benutzungzwang und eine nach europäischem Großstadtmuster zugeschnittene Baupolizeiordnung. Welcher Geist da wirkte, lehrt die folgende Stelle aus einer Verordnung vom zweiten September 1898: ‚Erhebliche, von dem Gouvernement nicht vorher gebilligte Abweichungen von dem einmal genehmigten Benutzungplan sowie Nichtausführung desselben innerhalb der vereinbarten Frist haben den Verlust des Eigenthumes an das Gouvernement zur Folge.' Auch der Stil dieser Verfügung ist bemerkenswerth. Daß die hohen Steuern auf den Grund und Boden in Kiautschou (6 Prozent vom Schätzungwerth, 33 1/3 Prozent vom Werthzuwachs, 2 Prozent vom Werth bei Veräußerungen als Umschreibegebühr) nur aus finanziellen Gründen eingeführt wurden, geht deutlich aus dem Absatz 3 der Steuerverordnung vom zweiten September 1898 hervor: ‚Ueber die theilweise Umänderung der Grundsteuer in eine Miethsteuer wird nach Ablauf dieser (ersten Bebauung-) Frist das Gouvernement unter Berücksichtigung der Verhältnisse weitere Bestimmungen treffen'. Der einzige Grund, weshalb mit der beabsichtigten, im Gouvernementsrath mehrmals ernsthaft erwogenen Ersetzung der Grundsteuer durch die den Bodenreformern verhaßteste Steuerform bisher noch nicht begonnen wurde, ist der, daß sich als Folgen und merkwürdige Ergebnisse eines angeblich bodenreformerischen Experimentes ständige Wohnungnoth und drückend theure Miethpreise einstellten, auf deren Schwinden man bisher vergeblich harrte. Einer erhofften bodenreformerischen Wirkung der Landordnung arbeitete das Gouvernement aber auch von Anfang an gerade entgegen, indem es günstig gelegene Grundstücke für bureaukratische oder Luxuszwecke reservirte und benutzte, aber auch dadurch, daß es, genau wie private Bodenspekulanten bei Landverkäufen, nur gegen solche Meistgebote den Zuschlag ertheilte, die hinter ihren vorher festgesetzten, also spekulativen ‚Mindestpreisen' nicht zurückblieben. Im Sinn der Bodenreformer heißt Das: alles Land, das jeweilig zu niedrigeren Preisen als den vom Monopolinhaber, dem Gouvernement, willkürlich festgesetzten, begehrt wurde, blieb der schaffenden Arbeit gesperrt.

Freilich: die private Bodenspekulation wurde fast ganz unmöglich gemacht. Und wenn das Ziel nun wirklich erreicht worden wäre: wer hätte den Nutzen daraus gehabt? Henry George wendet einen großen Aufwand von Geisteskraft daran, um den von ihm für außerordentlich wichtig erachteten Satz zu beweisen: ‚Der Arbeitlohn wird nicht dem Kapital entnommen, sondern ist in Wahrheit ein Ergebniß der durch ihn bezahlten Arbeit'. (Arbeit bedeutet ihm alle wirthschaftlich nützliche körperliche oder geistige menschliche Anstrengung.) Sinnlos scheint mir, daß die modernen Bodenreformer gläubig diesen Satz nachsprechen, zugleich aber behaupten: Wenn Staat oder Kommune, genannt ‚die Gesammtheit', Empfänger der Zuwachsrente wäre, dann könnte mit dem sich dadurch ansammelnden öffentlichen Fonds, also einem Kapital, der Reallohn der Arbeit des ganzen Volkes um eben so viel erhöht werden. Dieser Denkfehler pflanzt sich nun gleich einer Wellenbewegung fort. Da soll Alles, was von der Bodenrente wenigen Privatbodenbesitzern zufließt, den Wohlstand des großen Restes des Volkes um so viel verringern, Alles, was davon der Staat ‚wegsteuert', den Wohlstand des gesammten Volkes um eben so viel mehren. Könnten die Bodenbesitzreformer wirklich den Wahrheitbeweis dafür erbringen, daß die Macht zur Verfügung über eine ungeheure Gütermenge, wie sie

die Bodenrente einschließt, von den wenigen privaten Grundbesitzern mehr als zu einem verschwindenden Bruchtheil, geschweige denn vollständig, zu Zwecken verbraucht wird, die nur diesen paar Menschen, nicht auch dem Volksganzen zu Gut kommen? Als ob die Grundrente, die einem Industriellen zufließt, dessen ganzes Sinnen und Trachten bei bescheidenen Lebensbedürfnissen schöpferischen Zwecken dient, den Nationalwohlstand nicht eher zu steigern fähig wäre als in dem Fall, wo diese Rente in den Machtbereich einer schwerfälligen, nicht gerade als hervorragend produktiv bekannten Bureaukratie geriethe! Das Beispiel von Kiautschou liefert auch da lehrreiche Aufschlüsse. Wäre privaten Unternehmern die Initiative zur baulichen Entwickelung Tsingtaus überlassen worden und hätte die Verwaltung sich nur das Recht einer Kontrole und gewisse staatliche Hoheitrechte gewahrt: hätten diese Privatleute dann Straßen gebaut, für die sich nie ein Verkehrsbedürfniß einstellen kann, und eine Stadt angelegt, die in ihrem Rahmen fünfzig- bis sechzigmal mehr Einwohnern Wohnung zu bieten vermöchte, als dort in absehbarer Zeit Beschäftigung finden können? Sie hätten solche Thorheiten mit ihrem Ruin bezahlen müssen. Und doch wären sie gezwungen gewesen, durch den Bau von Straßen und Häusern und öffentlichen Anlagen als Pioniere zu wirken, um dadurch Kapital und Arbeit anzulocken, die erst einem Boden Werth verleihen. Dagegen kann der Staat die Folgen unproduktiver Wirthschaft verschmerzen; er hat die Macht, jeden Ausfall durch neue Steuern zu decken. Ueber keinem Staatsbeamten schwebt das Damoklesschwert wirthschaftlichen Ruins, das ihn träfe, wenn er sich an den volkswirthschaftlichen Gesetzen allzu schlimm versündigte. Gerade nach bodenreformerischer Anschauung ist die Grundrente ein untrüglicher Maßstab für die Produktivität der Arbeit auf dem Boden, von dem sie erhoben wird. Ist es da nicht kläglich, daß die Regirung von Kiautschou im Jahr 1904/05 aus ihrer enorm hohen Grundsteuer nur eine Einnahme von 87 498,85 M., also nicht viel mehr als ein Zehntel ihrer Gesammteinnahmen, die ihre Verwaltungskosten nur zu einem Bruchtheil decken, erzielte? Wie unproduktiv gearbeitet wird, ergiebt sich auch daraus, daß von den im Adreßbuch von Tsingtau aufgezählten 840 männlichen Civilpersonen 54 im Baugewerbe, 52 im Kleinhandel, 33 im Großhandel, 22 im Hotel- und Schankgewerbe, eine kleine Zahl in anderen Gewerben beschäftigt sind, während der große Rest sich überwiegend aus Beamten zusammensetzt. Die Bauverwaltung, die nur Bauten ausschreibt und kontrolirt, in keiner Weise bei der Ausführung mitwirkt, nährt allein 109 Personen."

* * *

Das holde Lenzgefühl darf nicht schwinden, wenn man liest, der Baudevillist und Marineminister a. D. Lockroy habe in der Deputirtenkammer verlangt, Frankreichs Flotte müsse um das Doppelte stärker werden als die Deutschlands, und sei nach dieser Rede wie ein Retter des Vaterlandes gefeiert worden. Oder wenn englische Blätter unfreundliche Glossen über die deutsche Politik und den Kaiser bringen. Im Standard fand ich an einem Tag neulich zwei Geschichten dieses Kalibers. Nach einem Gespräch mit dem Baron de Courcel habe Wilhelm der Zweite dem Franzosen in den Pelzmantel geholfen. Und als im Trauerzug die Königin Alexandra von England zwischen dem Griechenkönig und dem Deutschen Kaiser in die Kapelle schritt, habe sie über den vom Neffen artig angebotenen Arm hinweggesehen und den ihres Bruders genommen. Sehr erfreulich klingts nicht (und könnte, wenn man vor unsanfter Gegenrede sicher wäre, mit besserer Wirkung als manches Andere dementirt werden); aber Kriege entstehen aus solchen Hofhistörchen nur auf den Brettern, auf denen der ruhlose Geist Scribes noch herumspukt.

* * *

Zwei Todesanzeigen:

Am neunten Januar 1906 fiel im Kampf gegen Hottentoten in der Nähe von Aurisfontein der Lieutenant im Ersten Südwestafrikanischen Feld-Regiment Bodo von Ditfurth. Er hat sehr bald, nachdem er den Boden Südwestafrikas betreten hatte, seine Treue mit dem Tode besiegelt. Windhuk, den neunzehnten Januar 1906. v. Mühlenfels, Oberstlieutenant und Kommandeur des Ersten Feld-Regiments.

Am siebenten Februar starb bei Eendoorn den Heldentod für Kaiser und Vaterland der Kaiserliche Lieutenant der Schutztruppe in Südwestafrika Herr Erich Bender. Tapfer, unerschrocken, wagemuthig, so kennen auch wir ihn und betrauern auf das Tiefste den frühen Tod dieses hoffnungvollen, im Kameradenkreise so bescheiden liebenswürdigen Offiziers. Sein Andenken wird stets in uns lebendig bleiben. Mainz, am siebenzehnten Februar 1906. Im Namen aller Kameraden des früheren Dritten Ostasiatischen Infanterie-Regiments: Freiherr von Ledebur, Generalmajor.

Wenn man diese Sätze liest, fühlt man sich wieder in deutscher Seelenzone.

* * *

Zu der Tochter des Großherzogs von Oldenburg, die sich dem einundzwanzigjährigen Prinzen Eitel Friedrich vermählt hatte, sprach, an der Hochzeitstafel, der Kaiser: „Du hast Dir einen Gemahl erkürt, dessen ehrenhafter Charakter, dessen feste Persönlichkeit Dir bürgen werden, daß Du Das finden wirst, was Du gesucht hast. Schon Viele, denen noch das Bild meines hochseligen Herrn Großvaters gegenwärtig ist, meinen, in ihm ähnliche Züge mit dem großen Kaiser zu erkennen.“ Bei der Eröffnung des Kaiserin Friedrich-Hauses nannte er Augusten die „große Kaiserin“ und sagte dann: „Niemand von uns, von den Kindern und Freunden meiner verstorbenen Frau Mutter, wird sich die Frage haben beantworten können, was die Vorsehung im Sinn hatte, als sie dieses herrliche Gebilde, diesen hohen Geist uns in so unendlich erschütternder Weise und so früh entriß. Die Antwort ist uns zum Theil heute gegeben. Durch die schwere Prüfung ist in ihr der Gedanke entstanden, zur Linderung der Noth ihrer Mitmenschen Abhilfe zu schaffen; und das Wort, das sie sterbend sprach, das Samenkorn, das sie streute, ist aufgegangen und hat Wurzel geschlagen. Dieses Wort hat Gefühle der Menschenliebe geweckt, die wiederum Thaten ausgelöst haben. Und daraus erkennen wir die weitausschauenden Pläne der Alles umfassenden Vorsehung, ohne die alles wissenschaftliche Können nichts und alle Kunst der Aerzte machtlos ist. In diesem Sinn spreche ich die Hoffnung aus, daß aus dem Tod meiner Mutter, aus der Anfeuerung ihrer Worte große Ströme und Quellen von Segen unserem Volk erschlossen werden und daß das Andenken an die edle Frauengestalt noch nach Jahrhunderten lebendig sein wird.“

* * *

Gratulationen zur Silbernen Hochzeit:

„Die Jahre, in denen wir das seltene, wenn auch theuer bezahlte Schauspiel hatten, den brausenden Reifeprozeß einer starken Individualität auf dem Thron zu sehen, sind vorüber; seltener sind die eruptiven Aeußerungen des unbezähmbaren Dranges seiner Persönlichkeit, sich durchzusetzen, geworden und es hat sich jene schöne Abgeklärtheit des reifen Mannesalters eingestellt, in der das Individuum auf der Höhe seines Seins sich ganz gefunden hat.“ (Augsburger Abendzeitung).

„Der Kaiser hat Deutschland aus einer Großmacht zu einer Weltmacht erhoben, getreu seiner Devise: ‚Mein schönster Lohn ist, Tag und Nacht für mein Volk arbeiten zu dürfen.‘ Die Kaiserin, eine Diakonissin im Purpur, ist unermüdlich für die Wohlfahrt ihres Volkes thätig.“ (Festrede eines Pastors in Neubrandenburg.)

„Immer tiefer ist der Kaiser in seiner Eigenart erkannt und gewürdigt worden und zu einer historischen Persönlichkeit herangewachsen, die ihrer Zeit den Stempel aufdrückt. Nicht für die Deutschen allein, auch für die anderen Nationen ist er, in einer halb-unfreiwilligen, aus Furcht, Sorge und Anziehungskraft gemischten Bewunderung, ‚der Kaiser.'" (Nationalzeitung.)

„Kaiser Wilhelm ist in jeder Beziehung der Landesherr im Geiste der Zeit, der Würde mit Einfachheit zu paaren weiß." (Berliner Börsenzeitung.)

„Dem Deutschen Kaiser ist es gelungen, seinen Herrschertugenden und seinen allgemein menschlichen Tugenden bei allen Kulturvölkern Anerkennung zu verschaffen und sich so in gewissem Grade die Stellung einer universalen Persönlichkeit zu sichern." (Dresdener Nachrichten.)

„Und wenn er in rastloser Pflichterfüllung als ein wahrer Friedenskaiser seines hohen Amtes waltet, so wird, Dessen sind wir sicher, die große Richterin Geschichte dereinst auch auf ihn das schöne Wort des englischen Dichters anwenden: Der Weg der Pflicht ward oft der Weg zum Ruhme." (Allgemeine Zeitung.)

„Mit starker Hand hat der Kaiser den Frieden gesichert und auf Erden dreifach verankert. Er ist nicht blos Empfänger, er ist auch Geber; und sein Gegengeschenk ist das größte, das es auf Erden giebt: es ist der Weltfriede. Der Tag der kaiserlichen Silberhochzeit bildet gewissermaßen den Grundstein, über dem sich der Friedenstempel erheben wird. Der dem Kaiser von Natur eigene Elan, der sich im Kriegsfall gewiß überraschend bewähren würde, ward in das Friedenswerk eingesetzt." (Das Kleine Journal.)

„Den tiefsten Schmerz brachten ihn die Märztage des Jahres 1890, als er sich von dem großen Kanzler trennte ... Ueberall trug die Politik den Stempel seiner Persönlichkeit. Die Industrie nahm in den neunziger Jahren einen ungeheuren Aufschwung; durch das Sportleben, das der Kaiser in allen seinen Zweigen selbstthätig förderte, wurden neue Gewerbebetriebe auf deutschem Boden gezüchtet. Die Kieler Woche, zu der die internationale Seglerwelt, selbst von jenseits des Ozeans, in deutsche Gewässer zieht, ist des Kaisers Werk. Die Automobilindustrie dankt ihre Fortschritte und ihr Gedeihen seinen Anregungen. Ueberall sehen wir, auf unzählbaren Gebieten, den regen Geist des Kaisers lebensfrohe Geistesregungen entzünden; und noch steht seine Lebensarbeit im vollen Sonnenlichte des Mittags". (Königsberger Allgemeine Zeitung.)

„Ein Schirmer des Weltfriedens, ein unermüdlicher erster Diener des Staates, ein verständnißvoller Förderer von Kunst und Wissenschaft, ein Oberster Kriegsherr voll soldatischer Energie, ein Schützer der Kirchen, ein Freund des Handels, der Industrie und Landwirthschaft, ein Beistand der Armen und Unterdrückten, voll Verständniß für die neue Zeit und ihre Bedürfnisse und dabei ein pietätvoller Pfleger alter Erinnerungen und Güter: so steht unser Kaiser vor unserer Zeit. Er ist in diesem Augenblick der mächtigste Monarch in Europa, hat selbst ein Franzose gesagt." (Berliner Lokalanzeiger.)

„Sei, Kaiser Wilhelm, hoch und hehr,
Gegrüßt im Festgesang!
Das Lied zu Deines Namens Ehr',
Es habe hellsten Klang!
Aus nächtlich dunkler Wolke
Stieg Dein Gestirn herauf;
Zum Heil uns, Deinem Volke,
Strahlts nun im Tageslauf.

Du lenkst den Wagen gleich Apoll,
Kaum folgt der Aar dem Flug.
Die Erde steht des Segens voll,
Wie nimmer sie noch trug.
Es siehts die Welt mit Staunen,
Der Feinde Schaar voll Neid.
Ein Zischeln rings und Raunen
Ob Deutschlands Herrlichkeit."

(Hermann Jahnke im Brandenburger Anzeiger.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. März 1906.

Chronika.

In der Kohlengrube von Billy=Montigny, bei dem Städtchen Courrières im Pas=de=Calais, sind zwölfhundert Bergmänner vom Schlagwetter getötet worden. Die Geschichte des Bergbaues verzeichnet auf ihren schwärzesten Blättern kein Unheil, das grausamer gewüthet hat. Tausend Familien ist der Ernährer entrissen, dem ganzen Kreis die Basis der Lebensmöglichkeit gelockert. Die neuen Minister werden Arbeit finden, die wichtiger und fruchtbarer ist als die lästige, fromme Gemüther verletzende Aufnahme des Kircheninventars; werden genöthigt sein, für strengere Berginspektion und modernere Schutzeinrichtungen zu sorgen. Bisher haben all die von den Sozialisten zärtlich gestützten Regirungen für die Aermsten noch nicht so viel gethan wie bei uns die vom Haß der Genossenschaar umheulten Zechenbesitzer; um die in Frankreich noch recht rückständigen Großkapitalisten nicht zu ärgern (nicht nur für die Kolonialangelegenheiten giebts an der Seine ja ein politisch mächtiges Syndikat), haben sie, Waldeck, Combes, Rouvier, dem Volk vorgeschwatzt, die republikanische Staatsform sei in fürchterlicher Gefahr und der Kampf gegen Mönche und Nonnen nothwendiger als jeder Versuch sozialer Reform. Das alte Spiel. Wenn eine Bourgeoisie sich in ihrem Besitzrecht bedroht fühlt, schreit sie, die heiligsten Menschheitgüter seien gefährdet, zeigt sie der gegen die schrankenlose Geldherrschaft erregten Masse den Pfaffen als Erzfeind und sucht sich das Gewimmel zu befreunden, das ihr morgen sonst in die Putzstube brechen könnte. Und jedesmal läßt das Proletariat sich dann kirren und als Helotenheer in einen Krieg treiben, in dem es nichts zu gewinnen hat. Für ein Weilchen wenigstens wird der Köder nun wohl nicht mehr locken. Der feurige Schwaden von Billy=Montigny weist Regirenden und Regirten den Weg. Der Verlust an Men-

schenleben ist größer als der mancher im Gedächtniß haftenden Schlacht. Une si terrible catastrophe, schrieb Hanotaux, rapproche, dans un même sentiment douloureux, tous les membres de la grande famille nationale. Lehrt auch verzankte Völker die einende Macht großen Schmerzes empfinden. Fühlt in der Wüste von Lens der Bergmann sich dem Kameraden aus Ruhrland nicht näher verwandt als dem Pariser, der im Opernhause seine Loge und sein Tricotmädchen hat? Er staunte gewiß nicht wie über Unbegreifliches, als aus dem Ruhrbezirk die erste Hilfe kam. Aus Herne und Gelsenkirchen; sechzehn Mann unter Führung des in der Strikezeit so laut gescholtenen Bergmeisters Engel und zweier Ingenieure. Die ruhten nach der Nachtfahrt nicht, bahnten sich den Weg in die Stollengruft und förderten in ein paar Stunden mehr Leichen ans Licht, als den Franzosen in zwei Tagen gelungen war. Frankreich ist dankbar und weiß den Werth ungewöhnlicher Leistung zu schätzen. Unsere Bergleute werden gefeiert, wie sonst nur betreßte Paradehelden. So tüchtig, heißts, sind diese Deutschen auf allen Gebieten; besser geschult, disziplinirt, ausgerüstet als wir; des Nordens Dauerbarkeit, von der ihr Dichter sprach, läßt sie in der Noth nicht so leicht erlahmen; wärs nicht, trotz unserem moderneren Feldgeschütz, doch vernünftiger, die schwere Kraftprobe zu meiden? Nous avons la flamme, ils ont la force. Vereint könnten wir einer Welt das Lebensgesetz vorschreiben ... Das ist noch nicht der Friede, nicht der Verzicht auf den Elsaß. Aber so muß es gemacht werden. Thörichte Artikel, die wegen Casablanca oder eines anderen Schmutznestes mit lieblich trügendem Namen den Krieg androhen und vom nahen Ende Frankreichs prahlen, schrecken nicht und schaden nur dem deutschen Handel, nur den deutschen Menschen, die zu Haufen allein in Paris Unterkunft und Nahrung gefunden haben. Auch die messages of love nützen nicht. Die Gründung der deutsch-französischen Grubengesellschaft und die Hilfeleistung der Ruhrbeckenmänner hat für die Verständigung mehr gethan als alle Depeschen, Noten und Tafelreden in achtzehn Jahren.

Nur keine Haupt- und Staatsaktion draus machen; nur nicht jetzt etwa sagen, die rheinischen Helfer seien einem Wink der berliner Regirung oder gar des Kaisers gefolgt. Das würde die Wirkung schwächen und vielleicht, durch Enthüllung der Absicht, verstimmen. Als die Lavafluth der Montagne Pélee auf Martinique vierzigtausend Menschen getötet hatte, telegraphirte der Kaiser an Herrn Loubet, sein Beileid sei um so lebhafter, als die Zahl der Toten „fast" die der in Pompeji einst von vulkanischem Wüthen Hingerafften erreiche. Das war nicht nur unrichtig (denn in der heißen Samniterstadt war die Zahl der Opfer zwanzigmal kleiner), sondern verdroß auch den Franzenstolz, der Hiobsposten nicht gern von Fremden unterstrichen sieht. Daß in Billy-

Montigny Deutsche bei der Bergungarbeit vornan waren, freut selbst Chauvins hitzige Enkel; wenn man erführe, daß die Regirung das Zeichen zur Reise gab, wäre jetzt, in den Tagen von Algesiras, der Eindruck verdorben. Ausdehnung der Interessengemeinschaften. Bündnisse der Industriellen und Finanzconcerns. Auf den Botschafterposten einen Praktiker, der weiß, was beide Völker zum Leben brauchen. Und dann hübsch still sein; weder Wuth noch Werbung. Nur so kommen wir über die marokkanische Dummheit hinweg.

*

Iliacos intra muros peccatur et extra. Der Chef des kaiserlichen Civilkabinets ist beinahe achtzehn Jahre im Amt; in dem schwierigsten vielleicht, das im Deutschen Reich zu finden wäre. Herr Friedrich Karl von Lucanus hat wohl weniger auszustehen als der (unter dem Namen Lucas bekanntere) Evangelist, Maler, Arzt, Reiseberichterstatter, der mit Paulus so viel reisen mußte; weniger auch als der Quaestor und Augur Lucanus, auf dessen Poetenruhm Nero eifersüchtig wurde und der sich, um dem Martertod zu entgehen, wie Onkel Seneca tapfer die Adern öffnen ließ. Schwer genug aber hat ers; und ein Buch de Lucani vita wäre sicher sehr lehrreich. Keiner steht dem Kaiser näher. Keiner kann so bequem die rechte Stunde nützen. „Heutzutage ist oben Alles zu machen, wenn man den richtigen Moment abpaßt." Excellenz Friedrich Karl könnte es. Alles geht durch seine Hand und beinahe jede Entscheidung hängt von der Art ab, wie er der Majestät die Dinge dargestellt hat. Ein unzuverlässiger, persönlichem Vortheil nachstrebender Mann auf diesem Posten: und wir sähen das Chaos wiederkehren. Herr von Lucanus ist vielleicht kein starker Geist, nur ein treuer und geschmeidiger Diener; hat zur Klage aber nie Grund gegeben. Die Eingeweihten selbst hörten nie von einer Begünstigung, Privatpolitik oder dunklen Mächlerei. Der halberstädter Bürgerssohn, der im Mai fünfundsiebenzig Jahre alt wird, bekommt zwanzigtausend Mark Gehalt; noch heute genau so viel wie 1889. Schon damals wars ein Pappenstiel; hundert berliner Rechtsanwälte haben eine höhere Jahreseinnahme. Im neuen Etat wurde die Erhöhung um zehntausend Mark gefordert. Um dem müden Mann, der nächstens gehen (und wahrscheinlich Herrn von Windheim den Platz lassen) wird, eine halbwegs anständige Pension zu sichern. Der Landtag sagte: Nein; zwanzigtausend Mark sind genug. Die Konservativen beriefen sich auf ihr konstitutionelles Gefühl: wenn der Chef des Civilkabinets nun gar dreißigtausend Mark erhalte, werde er so mächtig, daß „die Unmittelbarkeit des Verkehres der verantwortlichen Minister mit der Krone darunter leide, weil ein fremdes Glied sich dazwischen schiebe." Eine wunderliche Manier, Männerstolz vor Königsthronen zu zeigen; böse Men-

schen könnten, natürlich irrend, glauben, der Beschluß sei vom Aerger über die neue Standesgenossenschaft der Friedländer und Caro diktirt. Im ganzen Haus waren nur zwei Stimmen für die Zulage. Unglaublich klingts: und ist dennoch wahr. Statt froh zu sein, daß an dieser Stelle, wo mühelos Schätze zu fischen wären (ohne Angel zu fischen), ein anständiger, für den Lebensrest auf seine Pension angewiesener Mann sitzt, zwicken die Volksvertreter das ihm zugedachte Alterssümmchen wieder ab. Der Herr Ministerpräsident fühlt nicht, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Etatposition handelt; hat nicht Zeit noch Lust, persönlich für das Recht des Herrn einzutreten, dessen Gefälligkeit er so oft in Anspruch nehmen mußte. Die M. d. A., die sich die ungehörige, unnöthige, nur von ungeduldiger Laune bewirkte Etatüberschreitung bei der Schauspielhausverhunzung gefallen ließen, sind gewiß noch sehr stolz auf ihr Werk: denn sie haben dem preußischen Staat ja zehntausend Reichsmark erspart.

Und in diesem Preußen staunt man und schimpft, wenn Titel, Orden und Adelsbriefe ausgeboten werden und in Gentryklubs sogar für Luftschiffahrtversuche und invalide Chauffeurs gesammelt wird. Soll das sinnlose Knickerspiel denn nie enden? Dann mag man auf brauchbare Beamte nur lieber gleich verzichten. Das Leben ist heutzutage verdammt theuer und nicht jede Excellenz findet vor gethürmten Hindernissen einen Rücker. Der Chef des Civilkabinets, der, bei dem Regirungsystem des Kaisers, mit dem wir rechnen müssen, so ziemlich die wichtigste Person im Reich ist, wäre mit hunderttausend Mark noch kaum auskömmlich bezahlt. Wie viele Würdenträger sinds überhaupt? Die Offiziere hören, Preußen habe sich großgehungert, und werden ermahnt, dem glorreichen Muster ihre Lebensführung anzupassen; sehen den preußischen Hof aber nicht im engen Bann solcher Tradition und sollen, wenn der Kriegsherr zum Frühstück kommt, der Kasinokasse nicht allzu knapp steuern. Für die Botschaften muß man Leute suchen, die eine hohe Rente ererbt oder erheirathet haben; ob sie ihr Geschäft verstehen: la question ne sera pas posée. In der Industrie und in den Banken ist das Einkommen jedes irgendwie Verantwortlichen über alles Erwarten schnell gestiegen; der Offizier und der Beamte wird noch immer bezahlt wie in der frühen Gaszeit. Würden wir nicht bessere Geschäfte machen, wenn im londoner Botschafterpalais ein fähiger Industrieller wohnte, der dreißigtausend Pfund bekäme? Zu Haus verdient solcher Mann jährlich vielleicht zweihunderttausend Mark, von denen er hundertzwanzigtausend in guten Papieren anlegt. Ginge er unter den jetzt geltenden Bedingungen an die Themse, dann müßte er den letzten Sixpence für Repräsentation verpulvern, das Ersparte zusetzen und käme als Kirchenmaus heim. Hohe Löhne haben noch nie ein großes, gesundes Unternehmen

ruinirt und keinen modernen Kaufmann plagt noch der Wunsch, an den Geschäftsunkosten zu knausern. In Preußen und im Reich aber halten die von der Wahlgunst Geweihten mit stolzer Gelassenheit die Hand auf den Beutel.

Sie könnten, pro patria, Nützlicheres thun. Fragen, warum wir nicht das beste Geschütz haben und in kritischen Sommertagen von Sachverständigen hören mußten, Schneider im Creuzot sei uns mit dem neusten Modell weit voraus. Warum und auf wessen Weisung unsere theuren Kriegsschiffe so schlecht gebaut sind, daß patriotische Flottenfreunde jetzt täglich laut sagen, auch an Qualität sei der deutsche Bestand dem englischen gar nicht, dem französischen kaum zu vergleichen. Warum, wenn unsere Zukunft auf dem Wasser liegen soll, die Forderung beschleunigten Schiffbaues zurückgestellt worden ist. (Nur fragen; wer einer Regirung unverlangte Kriegsschiffe aufdrängt, handelt wie Einer, der einem Reitenden Schutzmann, weil er nicht genügend bewaffnet sei, eine Lanze herbeischleppt, und beschuldigt, auch ohne es ausdrücklich zu sagen, die Regirung des Verbrechens, aus Feigheit oder Bequemlichkeit das wichtigste Staatsinteresse vernachlässigt zu haben.) Sie könnten dem Auswärtigen Amt wegen andauernder Unzulänglichkeit alle Geheimfonds, nicht nur deren Erhöhung, weigern. Ein Verantwortlichkeitgesetz erzwingen, damit künftig ein Kanzler und Ministerpräsident für die Summen haftbar gemacht werden kann, die in Afrika oder am Schillerplatz verschleudert wurden. Den Depeschenunfug enden, der den Auslandsdienst mit Hunderttausenden belastet. Könnten sogar dafür sorgen, daß vernünftig und leise regirt wird. Fällt ihnen nicht ein. Ist irgendwo aber ein winziger Abstrich möglich, dann sind sie wach und flink bei der Hand; brüsten sich obendrein gar noch mit ihrem Mannesmuth. Discite: Erstens ist selbst die dümmste Regirung noch schlau genug, um in einem Milliardenhaushalt zehntausend, fünfzigmal zehntausend Mark so zu verstecken, daß Euer hellster Kopf sie nicht finden kann; zweitens habt Ihr keine Ahnung, wofür alljährlich ganze Millionen verwendet werden; drittens ists unsinnig, einer Regirung, der man damit doch kein Mißtrauen votiren will, kleine Beträge, die sie für den Dienst zu brauchen behauptet, abzuschlagen; und viertens bleibt Euch nur die Wahl, entweder den Offizieren und Beamten den Sold wesentlich zu erhöhen oder die fähigsten Leute in naher Zeit an den Privaterwerb zu verlieren und mit unfruchtbaren Routiers weiterzuarbeiten.

*

Die Knickerei wirkt natürlich auch auf die Kolonialwirthschaft. Das ganze Südwestunheil stammt ja daher: weil dem Reichstag die Rentabilität der Kolonie bewiesen werden sollte, wurde das zum Schutz jungen Besitzes Nöthigste versäumt. Der Bureaukratenspaß kostet eine Viertelmilliarde und

ein Jahrzehnt deutscher Siedlungarbeit. Das Besoldungniveau aber wird auch hier nicht erhöht. Neben einem britischen spielt ein deutscher Kolonialbeamter eine klägliche Rolle. Selbst die Gouverneure müssen die Groschen zusammenhalten; und den Konsuln naht leicht die Versuchung, als Lieferanten der Offiziere und Beamten sich reichliche Nebeneinnahmen zu schaffen. Wer Konserven, Kleidungstücke, alkoholische Getränke anderswoher bezieht, ist dann nicht gut angeschrieben und mag sich wahren. Oft wird gepumpt, öfter gehadert. Nirgends herrscht so viel Zwietracht wie in unseren Kolonien; sogar auf dem Kriegsschauplatz wollten die internen Fehden nicht enden und in Friedenszeit ist stets mindestens eine tiefe Kluft sichtbar: zwischen uniformirten und bürgerlichen Gebietswächtern. Erprobte Kaufleute oder in modernen Betriebsformen erzogene Landwirthe sind für die schlecht bezahlten Tropenstellungen nicht zu haben. Man nimmt Juristen oder Offiziere, die in der Heimath nicht auskamen oder um jeden Preis fortwollten, und muß froh sein, wenn der Zufall einmal einen erfinderischen Kopf oder doch einen praktischen Verwalter beschert. Darf man sich darüber wundern, daß wir arm an Kolonisatoren sind und die Karre nicht vorwärtsgeht? Ohne Auslese der zum Kampf ums Dasein Tauglichsten giebts keinen Sieg über feindliche Natur.

Dazu kommt noch Etwas. Wir treiben ethische Kolonialpolitik; auf dem weiten Rund der Erde nur wir. Zwar ist, glaube ich, die Sitte, fremden Völkern ihr Land zu rauben und sie in den Dienst des Eroberers zu zwingen, mit der Forderung feinster Ethik nicht vereinbar. Das thun wir. Dabei soll Alles aber hübsch säuberlich und moralisch zugehen. Der Neger ist auch ein Mensch mit Menschenrechten und muß wie ein Gentleman behandelt werden. Ein Krumädchen ist nicht minder schamhaft als ein Stiftsfräulein; und wenn ein Damarahäuptling nackte Weiber schickt, darf der keusche Krieger sie nicht berühren. Daß solcher Anspruch Skandale züchtet, ist nur natürlich. Vor elf Jahren hatten wir den Fall Leist. Der junge Kanzler von Kamerun ließ zwanzig Dahomey-Weiber, die nicht arbeiten wollten, peitschen; die meisten bekamen fünf Hiebe. Er würdigte ferner ein paar im kameruner Gefängniß untergebrachte, nicht aber seiner Gerichtsherrnobhut anvertraute Negerweiber geschlechtlichen Verkehrs; sie beklagten sich nicht, sondern freuten sich des blanken Buhlgeldes. Er soll außerdem einem ins öde Bett des Kamerunflusses verschlagenen Marineoffizier eine schwarze Schönheit zugeführt haben. Das Aergerniß verdiente Tadel. Die potsdamer Disziplinarkammer rügte die Verfehlungen mit strengem Wort und verurtheilte den Angeschuldigten zu der zweitschwersten Strafe; kam aber nicht zu dem Beschluß, den blutjungen Mann, der für sein Vaterland das Leben eingesetzt hatte und dessen Fähigkeit durch die besten

Zeugnisse bescheinigt war, mit Schimpf und Schande aus dem Reichsdienst zu jagen. Doch die Oeffentliche Meinung ruhte nicht, bis aus der gar nicht so ungewöhnlichen Sache ein europäischer Skandal geworden war. Hiebe werden von schwarzen Frauen nicht als Verletzung der Menschenwürde empfunden. Jedem Europäer wird von ehrenwerthen Vätern ein Mägdlein zur Miethe angetragen und die Kebsenstellen sind ungemein gesucht. Thut nichts: scandalum. Der noch nicht zum Mann Gereifte, der, als Vertreter des fast unumschränkt herrschenden Gouverneurs, zwischen bösartigen Kindern und Gaunern in einem Fieberloch gehaust und unter der Tropensonne wider die Cantregel gefrevelt hatte, mußte geschlachtet werden. Herr Leist ging nach Chicago und suchte als Anwalt sein Brot. Vor zehn Jahren hatten wir, just im März, den Fall Peters. Der Reichstag wurde zum Tribunal, sprach einem abwesenden Reichsbeamten Sittlichkeit und Ehre ab und die Repräsentanten der Verbündeten Regirungen winselten in rathlos schlotternder Verlegenheit um Pardon. Was dann kam, ist noch in Aller Gedächtniß. Die schlimmsten Beschuldigungen wurden als unwahr erwiesen; doch der Mann, dessen kühner Zug zwölf Jahre vorher den Landsleuten das größte Schutzgebiet verschafft hatte, mußte aus dem Reichsdienst scheiden und seine Kraft in England verwerthen. Peters in London, Wissmann auf der Gemsenjagd. Der hatte auf seiner weißen Weste zwar nicht den kleinsten Fleck, war aber nicht in Gunst, kein Rechner und Registrator und als Morphinist verschrien; also nicht zu brauchen. Nach allerlei kleinen kam dann wieder ein großer Skandal: in Südwestafrika. Harmlose Weiber, deren Alltagsvergnügen darin bestand, lebenden deutschen Soldaten den Augapfel aus der Höhle zu reißen oder die Hoden zwischen zwei Steinen zu zerklopfen, sollten, auf Befehl des Generallieutenants von Trotha, mit Flintenkugeln weggescheucht (nicht etwa: erschossen) werden. Unerhört. Auch der Reichskanzler fand den Erlaß natürlich viel zu bitter und hob ihn auf. Ein paar Wochen lang war Trotha neben Struwwelpeters angeprangert. Und jetzt haben wir den Fall Puttkamer; Ort der Handlung ist wieder Kamerun.

Nur ein Theil der Anklagen ist bisher veröffentlich worden. Freche und lästige Häuptlinge sind zu streng bestraft worden; wie es scheint, ohne Mitschuld des Gouverneurs. Der aber hat eine Dame bei sich gehabt, die er für seine Cousine ausgab und die sein Liebchen war. Il y a des gens qui se disent Espagnoles et qui ne sont pas du tout Espagnoles, heißts schon bei Offenbach. Die Basengeschichte war längst bekannt; und die Thatsache, daß sie, weil deutsche Marineoffiziere im guten Rock der Cousine einen Besuch machen wollten, ans Licht kam, hat auch da, wo sie leicht verhängnißvoll werden konnte, nur Heiterkeit erregt. Ob der Gouverneur der Dame wissentlich einen falschen

Paß ausstellen ließ, ob er sie später durch eine andere, auch falsch gemeldete Huldin ersetzt hat, ist noch nicht gewiß. Herr Jesko von Puttkamer arbeitet seit zwanzig Jahren für das Reich in den Tropen; länger als je irgend ein anderer deutscher Beamter. Zu den Korrekten gehört er nicht. Aber zu den Gescheitesten. Ein Mann von Bildung und common sense; nüchtern im Urtheil und zähen Willens; weder Bureaukrat noch Phrasier; mit den verbindlichen Formen des minder leichtlebigen Vaters. Ohne militärischen Aufwand, ohne für seinen Ruhm die Trommel zu rühren, hat er aus der Kolonie Etwas gemacht. Das ist wirklich keine Kleinigkeit mit unserer trefflichen Kolonialabtheilung als Aufsichtinstanz. Und nach zwanzig Jahren aufreibenden, erfolgreichen Tropendienstes nun dieses Ende. Denn ein Ende ists. Auch wenn nicht mehr erweislich wäre, als erwiesen ist, könnte er nicht zurück; der alte Respekt wäre fort. Eine Niggerklage, ein frommes Zetern im Reichstag genügte dem gestrengen Erbprinzen zu Hohenlohe zu dem Entschluß, den Gouverneur vor seinen Sitz zu heischen. Warum triebs der Jesko auch so arg? Der Wandel deutscher Beamten soll auch in Afrika christlich sein. Widerhaarigen Häuptlingen sollen sie Reden nach neuberlinischem Muster halten. Die schwarzen Brüder nach deutschen Rechtsgrundsätzen behandeln und die Viragoscham der schwarzen Schwestern ängstlich schonen; noch strenger ist aber der Import weißer Minnemädchen verpönt. Kanonenrohre dürfen als Klaviere verzollt, Damen, die für Tisch und Bett sorgen sollen, aber nicht als Bäschen deklarirt werden.

Engländer und Franzosen, von deren Tropenkulturthaten nie ein Laut übers Wasser dringt, lachen uns aus, wenn wir unsere Kolonisatoren an mönchischen Mustern messen und ihnen, die wir doch selbst ausgewählt und ausgebildet haben, drüben nicht blindes Vertrauen schenken. Sie nützen aber klug auch unsere Fehler; sagen dem Neger: „So niederträchtig, so grausam und unfähig sind diese Deutschen, daß ihre eigene Regirung sie abrufen muß. Habt Ihr bei uns je Aehnliches erlebt?" Niemals. Nie würde der Brite den Volksgenossen, der im fernen Land den Union Jack bewacht, als Schürzenjäger, Fälscher und Schurken der Verachtung ausliefern; nie da, wo der alte Urstand der Natur herrscht, die frische Farbe der Entschließung von Gewissensbedenken ankränkeln lassen. Wir thuns; und erfreuen uns drum der skandalösesten Kolonialpolitik. In der Wilhelmstraße sitzen Herren, die jede Inkorrektheit des Herrn von Puttkamer sehr schnell erfuhren; wars ihnen nicht möglich, den durch manches Band ihnen Verknüpften aus der Feuerlinie zu winken, ehe es zu dem zweiten kameruner Skandal kam? Der vielgeschmähte, doch immerhin muthige Abgeordnete Erzberger, der fast alles Wesentliche aus seiner Anklageschrift zu beweisen vermochte, hat Recht: in der Kolonialverwaltung ward viel vertuscht; nur leider nicht, was deutsche Scham und deutsches Interesse dem Blick bergen mußte.

Das Glashüttenmärchen.

Im dritten Akt von „Und Pippa tanzt" sitzt ein Marienkäferchen auf dem Finger der „mythischen Persönlichkeit" Wann; und Dieser sagt zu dem Direktor, man sei wohl im Stande, die „Sphären donnern" zu hören, wenn man es so betrachte in der Ahnung- und Arglosigkeit seines kleinen Lebens, umgeben von Geheimniß, Größe und Grauen. Mir will vorkommen, als ob mit dem kleinen Herrgottskäferchen, statt jeder langathmigen Interpretation, der Standpunkt für das Märchenstück gegeben sei, falls man es, in all seinem Menschengeschehen, dort oben auf den schlesischen Bergen, sich abspielen sehen wollte wie auf dem Riesenfinger eines Gewaltigeren. Der uralte oder jung-ewige Wann, wenn er auch nicht vor dem dritten Akt leibhaftig vor uns hintritt, ist mit seiner Auffassung irgendwie anwesend von allem Anfang an (wie er auch über den Schluß hinaus den Dingen, die sich seinem Umkreis schon entzogen, noch geheimnißvoll zu folgen scheint) und gerade dies Vexirbildhafte ist das „Mythische" an ihm: daß wir ihn unsichtbar mitzuzählen haben, als enthalte gewissermaßen die Luft selber um alle Uebrigen schon seine Umrißlinien. Unbeschadet der eindringlichen realistischen Lebendigkeit des ersten Aktes ist dieser doch nur Das, was unter dem darauf gerichteten Fernrohr eines Wann liegt, nämlich überschaut aus der Stille höherer Bergwarte und unmerklich eingebettet in die Majestät der Wintereinsamkeit ringsum.

So sind auch die einzelnen Personen weniger in ihrer egoistischen Bedeutsamkeit gefaßt als an der Wurzel ihres Daseins; Dessen, was sie lebend oder sterbend dem Alldasein verknüpft. Die Enge der dunstigen Baude, erfüllt vom Aufruhr der Gemüther, denen es um Gier und Geld und Leidenschaft und Menschensehnsucht geht, und umlagert von den eisigen Schrecknissen des Gebirgshochwinters, von dem sie nur ein paar Balken trennen: Beides ist dennoch nur Eins. Ein Ineinander von Rausch und Graus, ein Wirbel derselben Bewegung, — gleichviel, ob im Totschlag am Falschspieler, der den Schnee roth färbt, ob im Gewaltraub des alten Huhn an Pippa, ob in der wilden Jagd des Direktors hinter ihr drein, wenn er dahinrast auf seinen Schneeschuhen von der Spitze der Sturmhaube, „so waghalsig, wie es ein Hirsch meistens nur im November ist", ob in Michel und Pippa, die abenteuerlich „wer weiß wo noch hin, über Messer und Scherben ins Unbekannte fortgalopiren", ob endlich im Andrängen der „fischmaulschnappenden Weibsvisagen" mit dem „dicken Halstuch von langen, geifernden Würmern umknotet", der grausen „Engelchen", die Michels Entsetzen im Dunkel der Winternacht lauern sieht. Dieser durchgehende Grundrhythmus ist eingefangen im Motiv des Tanzens: als dem, das geeignet ist, ihn in sämmtlichen Abstufungen auszudrücken, vom banal oder frivol Empfundenen bis hinauf zum Poesievollsten, vom kindlich

Triebmäßigen der Gefühlsäußerungen bis zu solchen, wie sie urälteste Völker in heiligen Tänzen religiös geweiht, ja, bis in die Konvulsionen des Todesringens noch, da wir, in der hemmungslosen Raserei unserer Selbstauflösung, uns an das Ewige verlieren. Von Beginn an haftet Etwas von diesem Todesgrauen an den Momenten gesteigerter Lebensbrunst als dessen unabtrennbar mitgegebene Kehrseite; es ist schon da, wenn Pippa beim ersten Tanz dem alten, jetzt noch an ihr vorbeihaschenden Huhn zu entschlüpfen trachtet; es wird in der Gefangenschaft Pippas bei ihm zu einem Bilde wirklicher Agonie: zum Hinabgeworfensein ins Letzte, Aeußerste von Todesnoth; und erst Das giebt ihrem Erwachen daraus das Märchenschöne, Auferstehunghafte, was ist wie aus einem anderen Leben, auf einem anderen Stern (wozu es künstlerisch fein stimmt, wenn Michel selber Pippa zunächst als bloße Phantasieerscheinung nimmt). Und endlich reißt der Untergang des alten Huhn Pippa mit sich fort in ihren Todestanz, reißt sie hinüber ins wahrhaft „Andere", da neue Wirbel sie durch die Unendlichkeiten kreisen lassen werden in immer neuen Formen von Leben und Tod, da sie „bereits weit" ist „auf ihrer eigenen Wanderschaft. Und er, der alte, rastlose, ungeschlachte Riese, wiederum hinter ihr drein": denn über die Grenzen unseres Lebensdramas hinaus, das nur ihren kleinsten Theil in sich auffassen kann, schwingen die nämlichen Grundrhythmen weiter und weiter in die große Allmelodie.

So ist in ihnen gleichsam der Held des Geschehens zu suchen, im Guten wie Bösen; der alte Huhn selbst, der Verfolger, ist hier auch der Verfolgte und darf mit Wann ausrufen: „Was jagt der Jäger? Das Thier, das er mordet, ist es nicht. Was jagt der Jäger? Wer kann mir antworten?" Wohl fragt Pippa (mit dem selben Schauder, womit ihr Schwesterchen Hannele einst rührend den Tod ausfragte: „Bist Du mir freundlich? Kommst Du als Feind? Wirst Du mich hart anfassen, Tod?"): „Vater Huhn, Vater Huhn, Du thust mir doch nichts?" Aber, individuell gesprochen, thut er ihr auch nichts, dieser Verwilderte einer sehr hilflosen Sehnsucht, dessen Zartheiten hinter dem tollpatschenden Ungeschick seiner Regungen ähnlich verborgen bleiben, wie daß er „unter seinen Lumpen so weiß wie ein Mädchen ist." Eben Hilflosigkeit macht aus seinem Todeskampf eine so elementarisch zerstörerische Wuth, gerade wie Wann einfach kraft seiner reifen Sicherheit fortwährend Dinge aus dem Nichts ins Sein zu rufen scheint. Während Wann aus den Höhen und Weiten die seltenen „Vögel", nach denen es ihn gelüstet, leise, leise an sein nährendes „Seelenfutternäpfchen" zu locken weiß, muß der alte Huhn „Sprenkel aufstellen", damit sich „Goldammern" darin fangen, wenn es auch für ihn zum Frühjahr geht. Stehlen muß er Pippa und eingesperrt halten, er, der ihr „kein Haar krümmen" will: „Ich greif Dich ni oa! Ich rühr Dich ni an, Madla! Ock bei mir mußte . . . ock bei mir bleibe." Er weiß nichts Verständnißvolleres an

Wohlthun als ihr seine Ziege zu melken, und wie er das Milchtöpfchen auffordernd zwischen sich und Pippa auf den Fußboden hinstellt, ihr scheues Zugreifen und durstiges Austrinken frohlockend beobachtet: „No so schlappern de Tula au ihre Milch!", da mahnt Das unwillkürlich an eins der primitiven religiösen Opfer der Vorzeit, die ihren Toten als den Gottheiten Speise und Trank darbrachte: aus so viel Nacht starrt der alte Huhn anbetend auf dies an seinem Ofenfeuer glimmende Gottesfünkchen. Wir sehen Wann Pippa gegenüber anders; „aus den Paradiesen des Lichtes", die seinen Gedanken heimisch sind, ist sie ja doch nur ein Einzelfünkchen, das vielleicht eben daher mehr menschlich als göttlich in ihm zündet, weshalb er im Grunde mehr Begierde nach ihr in sich zu überwinden hat als der alte Huhn: worin, entzückend schön, hoch und niedrig zusammenklingen in einen berauschenden Akkord menschlicher Einheit. Ja, es ist hier, als sollte Wann offenbar machen, daß höchstes Alter dennoch nichts Edleres bedeuten kann als längste Jugend, daß das vollendeteste unter den Menschenkindern in gewisser Weise auch zugleich das unfertigste, werdendste sein müßte, mit den noch ungemessensten Perspektiven, unerfülltesten Zukünften, fernsten Horizonten vor sich, und immer, in der letzten Geistigkeit noch, zugleich auch selber der „alte, rastlose Riese" hinter irgend einem „tanzenden Sternchen" her, das, ihn zu locken, in den Weltraum hinausschoß.

Die leichten, ins Uebermenschenmaß hinüberspielenden Verwischungen des Wann-Umrisses weisen deshalb auf nicht viel mehr, als wozu auch im wirklichen Leben überragende Genialität oder Persönlichkeitgröße Anlaß geben kann: nämlich noch unendlichere Möglichkeiten fast unbewußt in ihr vorauszusetzen (worauf ihr Zauber beruht), wie ja auch das elementarisch Bedrohende, begrifflich nicht Nachprüfbare uns gern übergleitet in Dämonie von der Art des alten Huhn, in Etwas, wovon der Urruf des schlechthin Undeutbaren an uns ergeht. Beides ist für den Märchenzweck aufs Sinnenfällige hin ausgebeutet; jedoch im Gespräch mit dem Direktor kommt Wanns eigene Auffassung davon rein humoristisch heraus, in absichtvoll scherzendem Hokuspokus, etwa wie man Kindern Spuk vormacht, und gleich anfangs, wo er ruhig durch die Thür eingetreten ist, entgegnet er auf des nervös überreizten Direktors Frage: „Verdammt! Wo kommen denn Sie plötzlich her?" „Ja, wer Das nur so genau wüßte, Direktor!" Michel Hellriegel gegenüber erscheint seine Ueberlegenheit nur väterlich weise und leitend; und die Reise, die er ihn im Gondelschiffchen unternehmen läßt (wobei es überdies Pippa ist, die ihm dazu den „Zauberwind in die Segel" geben muß) wird angenähert einem hypnotischen Experiment, das dem Dahinfahrenden die Vorstellungen des Anderen übermittelt. Psychologisch ganz unverhohlen aber ist Wanns menschliche Bedingtheit in seinem Verhalten zum alten Huhn, dessen feindliche Gegenwart im Ofenversteck er gar nicht empfindet und den er dann, da sie ihm drohend gegenübertritt, wohl zu überwältigen,

zu dem er aber nicht wieder zu sprechen weiß: „Stehe auf und wandle!“ Hier ist seine Grenze die unsere, die schreckliche: Schaden nur verhüten zu können durch Schaden, machtlos gegen den Tod, den wir durch Schädigungen in irgend einer Form fortwährend rufen, den wir uns und Allem verflechten, den Lebensspielraum verkürzend Dem, was „noch Mensch werden will“, wie es Wann vom alten Huhn sagt. So ist denn sein erster Ausbruch gegen ihn von temperamentvoller Ungerechtigkeit, wenn er ihn nur ein „krankes, starkes, wildes Thier“, das auf „Raubthierfraß“ ausgehe, nennt, und Pippas Kinderunschuld trifft das Richtigere, das Tiefere, als sie vom Niedergeworfenen meint: der alte Huhn sehe jetzt fast wie Wann selber aus. In dem Augenblick enthüllt ihn ihr die Todesnähe in jener „mildesten Form des Lebens“, dessen Schönheitschatz Niemand „ans Licht zu heben“ verstand: „nun hat ihn der Tod gehoben“, wie es bei Hauptmann von Michael Kramers verlorenem Sohne heißt.

In Pippas Kinderwesen liegt es begründet, daß diese Vereinheitlichung des Menschlichen unmitelbaren Widerklang in ihr findet, noch undurchkreuzt von Zwischenwirkungen eines eigenen Selbst. Entgegen dem Vielen, was in sie hineininterpretirt worden ist, kommt es mir überhaupt vor, als könne sie gar nicht einfach, typisch und kindlich genug genommen werden, um darzustellen, was sie soll. Sie erscheint mir darin als eine poetische Variation des Hannele-Motivs. Hannele, gleich ihr das vom Dasein hart behandelte kleine Geschöpf, baut sich im Sterben einen Seligkeitstraum auf, dessen ganzer strahlender Reichthum ihrer eigenen Kinderseele, ihren eigenen paar armen Lebenserinnerungen entstammt. Miterblickt von den Uebrigen, würde ihre Traumwelt alsbald dastehen als bloßes Wunder, ohne jeglichen Zusammenhang mit ihnen: vergleichbar dem Blümchen, das in den Händen der Sterbenden zum mystisch leuchtenden Himmelsschlüssel wird. Pippa hingegen hat in ihrer einzigen individuell hervorstechenden Eigenschaft, der Holdheit und Anmuth, einen solchen Himmelsschlüssel für die Anderen erhalten: sie erschließt damit in ihnen Wunschträume und Visionen, die ersehen lassen, in welche Art von Himmelreich ein Jeder hineingehört. So steht sie unter ihnen fast mehr, um klarzulegen, was an ihnen, als was an ihr selber sei: zunächst mehr noch ein Reflex als schon etwas Bedeutsames ganz für sich; und dadurch in den Höhepunkten der bezaubernden Wirkung, des Tanzes, des Liebreizes, fast so traumgeboren vor eines Jeden Seele wie etwa des Hannele Jenseitsgestalten vor Dieser. In einem einzigen Fall trifft dies Zurückstrahlen der Wunschbilder Anderer mit Pippas eigener Traumbeglückung durch die Umwelt zusammen: als sie im zweiten Akt sozusagen aus ihres Michels Okarina springt. Entsetzt der alte Huhn Pippa, wenn er sie zu einem Fünkchen aus seinem Glasofen, zum Geschöpf seiner Schöpferwildheit macht, so beseligt Michel sie nur um so stärker, je völliger sie sich als Spielball seiner Träume fühlen kann, als losgelöst, und sei es durch des Vaters Tod, von

allem praktisch Behindernden; Poesie und Prosa, Wunder und Wirklichkeit gehen eben einmal in einander auf: im Liebesspiel, als dem natürlichen Märchen in der Menschenkinder Leben. Das ist aber zugleich der künstlerische Uebergang zu dem endgiltig ins Märchenhafte übergreifenden Schluß, wo Pippa an ihrem letzten Tanz sterben muß, weil des alten Huhn Herz stillsteht, wo sie ganz und gar „Reflex“ geworden ist, bloßer Widerschein aus dem „glühenden Krater“, der mit ihm zusammen erlischt, eine vom alten Glasbläser selber geblasene Form, die er auch selber wieder entzweibricht. Pippa, wie die Menschen sie empfanden, kehrt damit nur zurück in ihr Reich in ihnen selbst; „denn Du bist aus dem Märchen und willst wieder hinein“: in solchem Sinn macht der Tod es sichtbar, daß sie „rechts und links Lichter auf den Schultern“ trägt, während Hannele nach dem Traum auf ihrem Sterbebett vor den Leuten so ungeschmückt, so armsälig daliegt, wie sie unter ihnen gelebt. Wie aber „Hanneles Himmelfahrt“ durch die Todesnähe erst ermöglicht und erklärt ist, so thut sich uns im Todesgrauen am Lager des alten Huhn Etwas von Dem auf, was „Pippas Tanz“ und das Reflexleben in ihr dem Dichter zu einem über das Wirkliche hinausleuchtenden Traumsymbol hat werden lassen. Etwas vom großen, letzten Schauer, worin wir Alle uns aneinanderdrängen, die wir „ans Herz der Erde geboren“ sind, um in ihrem Schoß zu sterben, Menschlein, von einer Mutter geboren und wiedergeboren deshalb im Dichter zu einer Gestalt, deren Herzschlag gerade im Geringsten, Erdgebundensten noch widerhallt vom Takt, der das All durchzuckt. „Ist es wirklich ein Herz, das so pocht? Es ist förmlich, als schlüge der gleiche Schlag tief unten und pochte an den Erdboden.“ „Tief unten, jawohl, schlägt der gleiche, furchtbare Schmiedeschlag.“

Der Märchenschluß kommt folgerichtig zu seinem eigentlichen Austrag erst am Leben des Michel Hellriegel, der die phantastische Handhabung selbst des Realistischesten als seine ureigenste Wesensart schon in sich trägt. Mit den ihm eingesetzten Augen, die nach Bedarf nicht sehen, was ist, oder sehen, was nicht ist, wird er ganz von selbst zum Helden dieser Märchenvorgänge; und der Akt, an dessen Schluß er im Mittelpunkt steht, löst sich fast eben so naturnothwendig um ihn in lauter Poesie auf, wie der erste Akt den festen Hintergrund der Prosa hierfür abgab, da Michel noch als weinender Handwerksbursche unter den Derberen, Lebensstärkeren saß. Aber zu seiner ganzen Bedeutung gelangt Michel doch nicht durch diesen Umstand allein, sondern dadurch, daß er, statt zu weinen, zu singen anhebt, daß seine Leiden Lieder wurden, daß er es ist, der die letzte Seligkeit noch aus aller Todesnoth in seine Okarina auffängt, der, wo ihn das Licht nur eben berührt, die ganze große Sonne von seinem kleinen Menschenfinger abschleckt, um ihre Wärme aus sich auszustrahlen für immer. Das Ineinander von Leben und Sterben, Rausch und Grausen,

Daseinsbrunst und Daseinsbangen, dieser Grundton, der tief unten schlägt mit „furchtbarem Schmiedeschlag", schwingt damit in seelisch gewordenen Rhythmen aus in einen feinen Sonnensang. Das Märchen hat sich damit zurückgezogen vom Außen und gesammelt als Schöpferkraft im Innern des Menschen; oder man mag auch sagen: Wir stehen damit wieder am Ausgangspunkt des Dichters, der soeben dieses Märchen uns erzählte. Wir sehen den Lebenskreis sich runden in einer Persönlichkeit: sehen Leben, hingelegt vor das Fernrohr eines Mann, umfassen selber es mit dessen Blick, während der letzte Okarinaton des ins Dunkel hinausziehenden Michel um uns verklingt.

Denn in Wahrheit sinkt düster wie Nachteinbruch um Michel das Ende, das ihn blind und hilflos in unbekannte Ferne stößt. Doch der schwarze Vorhang, der im „Hannele" noch Tod und Traum, Elend und Seligkeit unerbittlich von einander schied, ist hier gleichsam durchsichtig geworden: eine graue Hülle nur noch, dahinter bildhaft die Seligkeit steht; und durch immer dünnere Schleier blickt Der, dem es gegeben ist, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit, mitten hinein in das Herz Gottes.

Dann hebt wohl sein Lied an. „Von den blinden Leuten, die die große, goldene Treppe nicht sehen", die dort hinan führt. „Und das Lied von den Tauben, die den Strom des Weltalls nicht fließen hören", der auch die kleinsten Gondelschiffchen noch mit sich trägt. Vielleicht singt er es vergeblich. Vergeblich vielleicht, wie Michels Namensbruder, Michael Kramer, das selbe Lied mit hallenden Glocken verschlossenen Ohren sang.

Lou Andreas-Salomé.

Ninon de Lenclos.*)

Henri de Lenclos war Ninons Vater und nicht von übler Herkunft, ihre Mutter war eine Raconis; und Ninon wurde Beiden am zehnten November 1620 zu Paris als einziges Kind in die Ehe geboren. Die Mutter befand sich im Zustand großer Frömmigkeit und gab der Tochter schon früh den Traktat des Franciscus de Sales De Amore Dei in die Hand; der Vater that das Selbe mit den Büchern des von ihm verehrten Montaigne und des Gassendi, denn er war ein Freigeist und gab ihr auch den Namen Ninon. Die Erziehung des Vaters fand die Kleine mehr nach ihrer Anlage; und was die der Mutter betrifft, so kam sie schon mit

*) Ein Fragment aus dem Buch „Von amoureusen Frauen", das bei Bard, Marquardt & Co. erscheint. Einem sehr pikant, sehr persönlich geschriebenen Buch, das allerlei Hübsches und weniger Hübsches aus dem Leben Margarethens von Valois, Ninons, der Hamilton, der Clairon, der Sand und anderer grandes amoureuses bringt; aber nicht geschrieben ist, um mit Trüffelreizen zu locken. Was hier gegeben wird, ist wirklich nur ein Fragment und läßt die Anmuth des Ninonkapitels nur ahnen.

dreizehn Jahren zu dem so kurzen wie treffenden Schluß, qu'il n'y avait rien de vrai à tout cela. Es ist nicht auffallend, daß die Beschreibungen von Ninons Reizen einander so widersprechen, daß Tallement sogar sagt, qu'elle n'en eût jamais beaucoup, und daß die auf uns gekommenen Portraits keine schöne Frau zeigen. Die Memoirenschreiber sprechen von Ninons hoher Gestalt, mit feinen Beinen und noch feineren Armen und den schönsten, weichsten Händen. Ihre Haut, sagen sie, war weiß und zeugte im Verein mit dem mäßigen Embonpoint des Körpers für eine gute und beständige Gesundheit. Kastanienbraun war ihr Haar und schwarz die Brauen, wohlgetrennt und schöngebogen; Augen wie tiefschwarzer Sammet, patte de velours, Augen, in denen zugleich der Widerstand und das Verlangen herrschten. Die Zähne waren ohnegleichen, die Lippen un peu raillantes et relevées vers le coin, daß man danach verging, von ihnen geküßt zu werden, und ihr Lächeln war eine gütige Verheißung. Doch nein: die Schönheiten von Ninons Körper mögen eine Legende bleiben, die Jeder erzählen soll mit dem schönsten Schmuck sehnsüchtiger Erfindung oder seiner letzten Geliebten entlehnten Wahrheit. Jeder kennt Ninon, weiß, wie schön sie war, — und Jeder kennt sie anders.

Sind die Zeitgenossen der Ninon auch uneinig, wenn sie von den Talenten des Körpers sprechen, so sind sie doch einig in Lob und Preis von Ninons Gaben des Geistes. Und keine erfundene Geschichte, geneigte Frauen, die Ihr mir zuhört, könnte wahrhaftiger und deutlicher ein Beispiel zu dem Satz geben, wie Grund und Ursache aller schönen menschlichen Dinge die wohlbeschaffene Sinnlichkeit ist. Ninon waren alle Talente der Gesellschaft ihrer Zeit eigen und sie übte sie mit so viel Reiz, daß, was oft das Schicksal erfährt, in leerer Form sich auszugeben, durch sie zu stärkerem Leben erwuchs. Sie spielte die Laute und die Theorbe, galt als die beste Tänzerin der Sarabande und entzückte die Hörer mit einer Stimme, die nur une petite voix de ruelle war, doch sagte sie: La sensibilité est l'âme du chant; und sie sagte es nicht nur. Aber Dies waren die Gaben für die kleinen Gelegenheiten des heiteren Zufalls; was außer diesen und außer Ninons Schönheit ihren Ruhm schuf, war die Güte ihres Herzens, die Sicherheit ihres Thuns, die Lebhaftigkeit ihres Witzes. Die zuverlässigste Freundin war sie ihren Freunden, die dieses Verdienst an ihr rühmten wie die Geliebten das andere ihres Körpers.

Jemand nannte die reine Liebe eine cerebrale Debauche. Ninon machte sich nichts aus der erotischen Metaphysik; sie erklärte: aimer, c'est satisfaire un besoin; und sie liebte dieses kleine cynische Wort, weil es sich so präzis gegen Das stellt, was ihr immer als die Gefahr der Liebe erschien: die Idee der Liebe mit ihrem Gefolge trügender Gefühle, falscher Worte und schlechter Thränen. Diese Idee der Liebe läßt eine Frau vorwurfsvoll zu ihrem Geliebten sagen: Du liebtest mich nur diese Stunde! Als ob das Leben so lang wäre, daß diese Stunde nicht zählte, als ob eine Stunde der Liebe nicht länger sein könnte als Jahre. Satisfaire un besoin: dieses Wort ist die naive Wahrheit, wenn die Frau es ausspricht, die Frau, die uns verwirrte Männer immer überrascht durch die oft so wunderbare Wahl ihrer Geliebten. Un besoin à satisfaire: man muß dieses Bedürfniß nicht etwa in seinem engsten Verstande suchen und davor erschrecken. Ninon kannte gar wohl die Köstlichkeiten des Zweifels, der Erwartung, des ersten Wortes; und auch diese waren ihr Bedürfniß. Nur ließ sie sich davon nicht zu den Täuschungen verwirren über den tieferen Sinn all dieser Dinge. Warten Sie meine Caprice ab,

sagte sie zu Dem, der auf sein Glück ungeduldig war. Ninon hat nie mit ihrem Geliebten gebrochen; sie gab ihnen, wenn sie nicht mehr liebte, einen Abschied in aller Schönheit, so daß sie ihre Freunde bleiben mußten.

Einige bestreiten, daß Coligny der erste Geliebte der Ninon war, und nennen dafür den Herrn de Saint-Etienne. Aber Saint-Evremont, Ninons bester Freund, verdient um dieser Freundschaft willen Glauben; und er nennt Coligny als den Glücklichen. Man weiß, daß dieser Herzog von Chatillon Protestant war, und so groß war der Zauber Ninons, daß sie sich erlauben konnte, mit dem Herzog über dessen Religion und die Vorzüge der eigenen katholischen zu streiten, ohne daß er davonlief. Wie es mit dieser ersten Liebe zu Ende ging, davon fehlen die Zeugnisse. Eine kleine Bosheit, die man sich darüber nicht ohne Witz zusammenlegte, dessen Kosten Coligny tragen mußte, weist sogar Tallement als Erfindung zurück, doch weiß auch er, der Alles wußte, nichts über den Schluß von Ninons erster Liebe zu sagen, die ihr die weise Kenntniß ihrer selbst zu früher Frucht zeitigte. In diesen Tagen ihrer ersten Liebe lernte Ninon die berühmte Marion de Lorme kennen, die damals nicht mehr jung, doch immer noch schön war, wenn sie auch kalte Fußbäder nehmen mußte wegen ihrer etwas gerötheten Nase. Manches hatten die beiden Amoureusen gemeinsam, nicht nur, wie es passirte, die Geliebten; aber Eins unterschied sie bedeutend: Marion zeigte nicht, wie Ninon, die schöne Uneigennützigkeit in der Wahl. Doch waren sie gute und würdige Freundinnen; wie es auch sonst der Ninon natürlich war, daß sie in der Sicherheit des eigenen Werthes Angst vor den Frauen nicht kannte. Ces deux Laïs nannte die Beiden Saint-Evremont. Eine war stolz auf die Andere und sie waren voll hübscher Aufmerksamkeiten für einander. Der gar nicht galante Herzog von Saint-Simon muß von ihnen sagen: Elles acquirent une réputation et considération tout à fait singulières. Die beste Gesellschaft verkehrte in ihren Salons. Ich nenne nicht die Namen der Vergessenen, aber Grammont, den der Graf Hamilton bekannt gemacht hat, Saint-Evremont, den heiteren Philosophen dieser Zeit, den schönen Herrn d'Elbène, der von seinen Schulden lebte wie Andere von ihren Einkünften, Desyvetaux, den Dichter, und Scarron, als er noch jung und wohlgestaltet war. Wenn diese Herren auch ohne Neid die Liebe Ninons und Colignys gesehen hatten, so sahen sie doch die Trennung nicht ohne Vergnügen. Der Besitz einer Sache giebt eine viel richtigere Vorstellung von ihr als das Verlangen danach: nun rüstete sich Jeder; und Ninon erklärte, daß sie Beständigkeit und Treue einer weit edleren Gesinnung vorbehalte: der Freundschaft; sie „gab ihren Geliebten die gefährlichsten Rivalen in der Person ihrer Freunde“. Der arme Scarron mußte das heitere Marais verlassen, um im Faubourg Saint-Germain eine Gesundheit zu suchen, die er nicht mehr finden sollte; denn er kam völlig gelähmt wieder ins Marais zurück, wo er in Ninon die treuste Freundin fand; Tage lang weilte sie bei ihm, der sich nicht aus dem Stuhl rühren konnte. Von der Ninon hatte es der Graf Grammont nicht gelernt, der seine besten Freunde sofort aufgab, wenn sie krank wurden.

Doch so sehr sich auch Ninon um ihre Freunde kümmerte: sie versäumte darüber der Liebe keine Zeit. Sie sagte es oft Denen, die ihr gefielen, oder sie schrieb es ihnen, wie dem Herrn Noailles, worüber man sich bei den Preziösen im Hotel Rambouillet sehr erregte. „Ich glaube, ich werde Dich drei Monate lieben; eine Ewigkeit für mich“, schrieb sie dem Marschall d'Estrées, von dem sie sich später in

einem Zustand fand, dont on rougit lorsqu'il n'est pas le fruit d'un lieu respectable. Da auch der Abbé d'Effiat Rechte auf das Kind zu haben behauptete und Ninon nicht entscheiden wollte oder konnte, so that man es mit Würfeln, die dem Kind und dem Marschall günstig fielen. Der Sohn wurde als ein Chevalier de Boissière erzogen, war Marinekapitän und starb sehr alt in Toulon, ein Freund der Musik und der Musiker. Das Glück, in dem Ninon ihre ganze Lebenszeit diesen Sohn sah, ließ sie niemals die Schwachheit bereuen, der er das Leben zu danken hatte. Ninon wurde noch einmal Mutter, doch nicht so glücklich.

Der dreizehnte Ludwig war gestorben und mit der Regentschaft, die für den minderjährigen Vierzehnten die Geschäfte besorgte, beginnt die Zeit der französischen Galanterie, deren Nachahmung eine europäische Kultur schuf.

Der Wechsel des Geschmacks stritt wider keine Pflicht,
Der süße Irrthum selbst hieß kein Verbrechen,
Vergnügen nannte man die zarten, feinen Laster.

Das war die glücklichste Zeit Ninons, die Zeit ihrer vollsten Schönheit und ihres größten Ruhmes. Sie war die berühmte Ninon, doch sie wollte ihrem Ruf nie ein Glück der Liebe danken. Sie bevorzugte die Männer, die Geschmack genug hatten, sie um ihrer selbst willen zu lieben, und fand an denen nichts, die ein eitler Ehrgeiz die Liebe Ninons suchen ließ. Sie kannte die Reue nicht, weil sie keine Enttäuschung kannte, wenn man nicht eine solche in ihrem kurzen Verhältniß mit dem Duc d'Enghien sehen will, der trotz seiner robusten Schönheit weniger für den Dienst der Venus als für den Bellonas geschaffen war. In seinen Armen muß der Ninon das Wort eingefallen sein: Pilosus aut fortis aut libidinosus, denn sie seufzte einmal auf: Ach, mein Herr, Sie müssen sehr tapfer sein! . . . Doch bewahrte sie dem Herzog die Freundschaft und zeigte gern sein Bildniß, unter das Claudien die Verse geschrieben hatte:

Pour avoir la valeur d'Hercule,
Il n'est pas obligé d'en avoir la vigueur.

Beständigkeit in der Liebe hielt Ninon nur für eine sehr mittelmäßige Tugend, ja, sie nannte sie die Furcht, ein anderes Herz zu finden, wenn das eine aufgegeben sei. Auch war immer sie es, die verabschiedete, die mit dem klugen Instinkt für den rechten Moment den wählte, der den Geliebten noch nicht müde fand. Keiner sollte an ihr satt werden, denn jeder sollte ihr Freund bleiben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Frauen, denen die Natur nicht erlaubte, dem Beispiel der Ninon zu folgen, von dieser Lebensführung skandalisirt waren. Die Königin-Regentin schickte eine Garde, die Nionon ins Kloster der reuigen Mädchen bringen sollte. Aber da sie, wie Bautru bemerkte, weder reuig noch Mädchen war, mußte man ihr selbst die Wahl des Klosters lassen, als welches sie das der Grands Cordeliers nannte. Die gute Anna von Oesterreich war darüber sehr zornig; aber dem Herzog von Enghien gelang es nicht nur, diesen Zorn zu besänftigen, sondern der Regentin auch so viel Schönes von Ninon zu erzählen, daß es der hohen Dame sehr leid that, einer so allgemein geschätzten und bewunderten Person Ungelegenheiten bereitet zu haben.

Doch entschloß sich Ninon, Paris zu verlassen, in dem es unruhig wurde. Man sprach selbst in den Salons zu viel von den neuen Steuern und der Politik; die Meinungen theilten sich, Parteien entstanden, man debattirte: Ninon fand Das

unerträglich und ging fort. Sie hatte damals den Marquis von Villarceaux zum Geliebten und war in dem Alter, das mehr das der Passion als der Caprice ist. Der Marquis war so eifersüchtig, daß er oft kleine Jungen unter Ninons Bette zur Spionage versteckte. Da schnitt sich die wundervolle Frau ihr Haar ab und schickte es dem Eifersüchtigen als ein Zeichen der Treue. Der Marquis stürzte selig zu ihr. Vielleicht aber währte die Treue nur so lange, weil Paris so weit war. Als das Paar von einem Landgut nach Paris zurückkam, war der Marquis noch immer der Verliebte, doch Ninon nahm einen Anderen. Und dann einen Anderen. Paris war wieder glücklich und mit ihm Ninon; die Sonne schien, da der junge vierzehnte Ludwig König war und Molière seine Komoedien schrieb, die er der Ninon vorlas. An Saint-Evremont, der in London als ein Exilirter lebte, schrieb Ninon, daß sie fast jeden Abend Gott für ihren Verstand danke und ihn jeden Morgen bitte, daß er ihr die Thorheiten ihres Herzens bewahre.

Ninon hätte nicht vermocht, überall das Feuer, das sie entzündete, zu löschen. Und dann: sie war nicht mehr jung, war nun Sechzig geworden. Aber ihrer Schönheit that die Zeit nichts. Sie sagte oft ihrem Freunde La Rochefoucauld, er müsse seinem Satz, daß das Alter die Hölle der Frauen sei, in einer Note anfügen, daß Dies für Ninon nicht gelte. In dem Paradies ihres Herbstes wurden die Blätter nicht gelb und sangen noch immer die Nachtigallen. In den kleinen Fältchen um die Augen blieb lachend die Liebe. Die Jüngsten sahen nicht, daß Ninon alt war, und die Aeltesten wurden wieder jung, wenn sie sie sahen. In dieser Zeit erlebte Ninon die Tragoedie, die einzige in ihrem Leben, deren großes Motiv der Triumph ihrer Schönheit ist. Ein Sohn der Ninon von einem De Gersay wurde als Chevallier de Villiers erzogen und verkehrte, wie viele junge Leute, deren Eltern sie hinschickten, damit sie da lernten, in dem Salon der Ninon, von der er nicht wußte, daß sie seine Mutter sei. Und er verliebte sich in sie mit der Gluth seiner zwanzig Jahre. Ninon war gütig, zurückhaltend, ablenkend; doch es kam dazu, daß sie es ihm sagen mußte. Er ersticht sich; und in den Augen des Sterbenden, über den sich Ninon beugt, ist noch immer die Liebe.

Nun nannte man die Ninon Mademoiselle de Lenclos: sie war ruhiger geworden. Elle se contenta de l'aise et du repos après avoir senti qu'il y a de plus vif, wie es Saint-Evremont gütig sagt. Sie gab die Liebe nicht auf (wurde sie doch von der Liebe nicht aufgegeben), aber sie bemühte sich, das Herz ruhiger schlagen zu machen. Sie war neunundsiebenzig Jahre alt, als sich der Abbé Gédoyn in sie verliebte. Sie hielt ihn hin, und als sie ihn endlich in ihrem berühmten gelben Boudoir empfing und der Abbé über ihre Grausamkeit seufzte, mit der sie ihn so lange diese Stunde habe erwarten lassen, sagte ihm Ninon: „Glaube mir, meine Sehnsucht war nicht geringer als Deine, aber ich wollte (ein Bischen Eitelkeit noch und weil es doch ein seltener Fall ist) abwarten, bis ich achtzig Jahre alt sein würde; und achtzig bin ich seit heute morgen.“ Ein Jahr dauerte diese letzte Liebe Ninons; dann ging Gédoyn auf Reisen und zeigte wenig Lust, zurückzukommen. So schrieb ihm Ninon: Les plus courtes folies sont les meilleures ...

Am siebenzehnten Oktober 1705 starb Ninon. Am Allerseelentag 1751 war es bei den Damen des Hofes Mode, vor einem Totenkopf die Andacht zu verrichten. Man schmückte ihn mit Bändern und Rosen. Die Königin hatte das Haupt der Ninon für ihre Zerknirschung gewählt und nannte es: ma belle mignonne.

München. Franz Blei.

Konjunktur.

Sonderbar, wie rasch die Schlagwörter an der Börse wechseln und wie behend die Tendenz diesen Wechsel mitmacht. Der erste März 1906, an dem sich der folgenschwere Uebergang unter die Herrschaft des neuen Zolltarifes vollzogen hat, ist zum dies nefastus für das deutsche Wirthschaftleben gestempelt worden. Bis zu diesem Tag hatte sich die Spekulation eigentlich sehr wenig um die neuen Handelsverträge und ihre Wirkungen gekümmert; nun aber verdüsterte sich die Stimmung und man begann, bang zu fragen: „Ist die Hochkonjunktur überschritten und sind wir etwa schon auf absteigender Bahn?“ Das Wort Konjunktur, mit dem in der Hausseperiode 1899/1900 so viel Unfug getrieben wurde, ist wieder in Aller Mund; und Aller Augen sind wieder auf den Montanmarkt gerichtet. Wie steht es nun wirklich mit den Aussichten? Wirkungen der neuen handelspolitischen Aera lassen sich jetzt, vierzehn Tage nach ihrem Beginn, natürlich noch nicht feststellen. Die Industrie muß die neuen Zollsätze erst verdaut haben, ehe man sagen kann, was sie ihr brachten, was nahmen. Eine Erschwerung des Exportes wird nicht ausbleiben; und bis die Grundlagen für die neuen Existenzbedingungen geschaffen sind, wird verschärfter Wettbewerb, werden Absatzstockungen mancherlei Verwirrung schaffen. Die Erfolge der caprivischen Handelsverträge waren in Ziffern nachweisbar; wie die Entwickelung nun werden wird, ist mindestens ungewiß. Der Werth der in Deutschland eingeführten Erzeugnisse stieg in den Jahren zwischen 1894 und 1906 von 4285 auf 7046 Millionen Mark, der des Exportes von 3051 auf 5692 Millionen. Die Ausfuhr ist also verhältnißmäßig mehr gestiegen als der Import. Die Wirkung der höheren Zölle wäre zunächst jetzt ja weniger fühlbar, wenn die Konjunktur auf eine gesteigerte Nachfrage hinwiese. In den letzten Monaten der alten Handelsverträge wurde die Ausfuhr mit allen Kräften beschleunigt, weil die Exporteure die niedrigeren Zollsätze noch ausnutzen wollten. Da mögen inländische Aufträge zurückgestellt worden sein. deren Erledigung für die nächste Zeit noch Beschäftigung sichert. Der Export aber wird in der neuen Aera wohl sicher geringer werden.

Wie wichtig die Anpassung der Produktion an den inländischen Verbrauch ist, zeigt sich besonders deutlich im Eisengewerbe. Während die Eisenausfuhr im Januar 1906 um 173 279 Tonnen größer war als im Januar 1905 und um 153 365 Tonnen größer als im Januar 1904, während also hier eine Steigerung von 50 bis 60 Prozent erzielt wurde, hat der heimische Konsum sich von 1904 bis 1906 nur um 0,56 Kilogramm, die Produktion aber um 2,68 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung erhöht. Hier muß zwischen Produktion und Konsum ein Ausgleich gefunden werden. Ob der richtige Weg dazu der Abschluß langsichtiger Lieferungverträge ist, darüber kann man sehr verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls ist es ein Zeichen der Zeit, daß gerade in der Eisenindustrie jetzt wieder das Bestreben sichtbar wird, solche Verträge abzuschließen. Die Lehren, die das Jahr 1900 mit seinen durch solche lange laufende Abschlüsse herbeigeführten unangenehmen Prozessen gebracht hat, scheinen vergessen zu sein. Wer heute seine gesammte Produktion für das Jahr 1906 schon verkauft hat, Der möchte mit aller Gewalt Aufträge für 1907 bekommen und bedenkt nicht, daß noch genug Schwierigkeiten bei Abnahme der Erzeugnisse des Jahres 1906 entstehen können. Daß viele Verbraucher, aus Furcht, kein Rohmaterial mehr zu bekommen, weitgehende Abschlüsse gemacht

haben, ist ja begreiflich; der Produzent sollte aber nicht gar zu deutlich die Absicht erkennen lassen, die jetzigen Preise noch auszunutzen. Die Käufer werden rasch bedenklich, wenn sie erst einmal gemerkt haben, daß es mit der Konjunktur abwärts geht. Daher wohl auch bei der Preisermäßigung für Roheisen neulich die Versuche, diesen Rückgang zu beschönigen. Das Syndikat gab der Preisänderung eine Erklärung, die jeden Gedanken an einen Konjunkturwechsel im Keim ersticken sollte. Erstens aber wäre es nicht gerade anständig, die Konsumenten über die wahre Lage täuschen zu wollen, und zweitens ist es thöricht, zu glauben, solches Manöver könne die Wirkung eines Umschwunges abschwächen.

An Thatsachen läßt sich nichts ändern; nur die Auffassung der Thatsachen kann, je nach dem Temperament, verschieden sein. Will der Unbefangene allerdings aus den Berichten der maßgebenden Blätter ein Urtheil gewinnen, so wird er sich manchmal an den Kopf fassen und fragen: Wie ist nur möglich, daß nicht zwei Zeitungen der selben Gegend einer Meinung über Lage und Aussichten sind? Was wir aus dem Westen über den Montanmarkt hören, zeigt eine ganze Skala von hochgemuthen und bedenklichen Tönen. Das eine Blatt meint, daß der Höhepunkt der Konjunktur noch nicht überschritten sei und die Marktlage gut bleiben werde; doch wird zugegeben, daß auf dem Eisenmarkt der starken Aufwärtsbewegung eine gewisse Stetigkeit gefolgt sei, in der man aber noch nicht die Anzeichen eines Rückganges zu erblicken brauche. Der selben Zeitung scheinen dann Zweifel gekommen zu sein, ob die Behauptung, die Konjunktur sei unverändert günstig, sich halten lasse: und so weist sie ein paar Tage später in einem Marktbericht darauf hin, daß eine Stille eingetreten sei, die man mit politischen Befürchtungen, mit der unklaren Situation der Vereinigten Staaten und mit der Unsicherheit des Zustandes großer Verbände erklären müsse. Das Alles klingt nicht, als ob der Schreiber selbst eine ganz klare Auffassung der Lage habe. Die Kölnische Zeitung wieder huldigt einem unzerstörbaren Optimismus. Sie findet, die Nachfrage sei unvermindert. Daß die Flottenvorlage zu Gunsten der Konjunktur verwerthet wird, ist allenfalls verständlich. Der Bau neuer Schiffe bringt der Montanindustrie und den ihre Produkte verarbeitenden Gewerben gute Beschäftigung. Die Flottenfreunde sollten aber nicht mit Ziffern operiren, die leicht ein falsches Urtheil über die Bedeutung der Flottenvorlage für die Industrie bewirken könnten. Wenn in einer Betrachtung, die sich mit den Seeinteressen des Rheinlandes und Westfalens beschäftigt, der Nachweis erbracht wird, daß in den Regirungbezirken Koblenz, Köln, Düsseldorf, Trier, Aachen, Münster, Minden, Arnsberg, Wiesbaden von 922 am überseeischen Geschäft betheiligten Firmen, die 400 000 Menschen Beschäftigung und fast 2 Millionen Menschen ihren unmittelbaren Lebensunhalt sichern, etwa 900 Millionen Mark an Seeinteressen vertreten werden, so ist Das an sich nur ein interessantes Zeugniß für die Nothwendigkeit, unseren Ueberseehandel durch eine ausreichende Flotte zu schützen. Doch soll man nicht die Vorstellung erregen, schon der Bau neuer Schiffe genüge, um den vielen Menschen, die von den 922 Firmen beschäftigt werden, Arbeit zu geben. Ein Bischen mehr Nüchternheit wäre recht nützlich. Das gilt auch für die zum Theil übertriebenen Hoffnungen, die vielfach auf die Bestellungen Rußlands und Japans gesetzt werden. Erstens steckt Rußland noch in argen Finanzschwierigkeiten; und wer weiß denn, ob nicht andere Länder, wie die Vereinigten Staaten, bei der Ertheilung der Aufträge bevorzugt werden? Bei Japan hat jedenfalls ja England sich durch das politische Bündniß den Vorrang gesichert.

Ueber Amerika, das für die Beurtheilung der Konjunktur so wichtig ist, hört man wieder die allerverschiedensten Meinungen. Da heißt es, die gute Lage des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes werde während des ganzen Jahres 1906 fortdauern, weil die meisten großen Werke bis in die zweite Hälfte des laufenden Jahres vollauf beschäftigt seien. Mit der Gefahr eines großen Ausstandes in der Kohlen- und Eisenindustrie brauche nicht gerechnet zu werden. Andere behaupten, die Hochfluth, die in den letzten Monaten dem amerikanischen Roheisenmarkt so viele Aufträge brachte, lasse allmählich nach. Die Hauptkonsumenten haben sich mit Vorräthen auf Monate hinaus versorgt und daher keinen Grund, bald große Aufträge zu ertheilen. Die führenden Unternehmen, Stahltrust, Lackawanna Steel Co., Republic Iron and Steel Co., Pennsylvania, Cambria and Maryland Steel Co., haben während des letzten Halbjahres Bestellungen bekommen, deren Umfang ihre Produktion um 50 Prozent überstieg. Das beweist aber noch nichts für die Gesundheit der Verhältnisse. Die Spekulation kann nachgeholfen haben; erst die Entwickelung des Geschäftes kann lehren, ob die Voraussetzungen für die Verarbeitung so großer Roheisenmengen gegeben waren. Die Berichte des Iron Age und des Iron Monger widersprechen einander stets. Eine Stütze finden die Optimisten auch in den glasgower Warrantberichten, die aber nicht den Eindruck der Objektivität machen.

Für die Beurtheilung der Konjunktur ist auch die Frage wichtig, ob die Kartelle fähig sein werden, unter den neuen Verhältnissen für die Regelung der Produktion zu sorgen. Der Stahlwerkverband konnte am ersten März auf eine zweijährige Thätigkeit zurückblicken und muß im nächsten Jahr erneuert werden. Die Vorarbeiten dazu haben begonnen. Noch aber ist nicht sicher, daß die Erneuerung gelingt; wenn auch mancher Gegner, wie der Generaldirektor Kamp vom Phoenix, im Lauf der Zeit ein Anhänger des Kartells geworden ist. Das Kohlensyndikat brauchte bekanntlich zwei volle Jahre, bis seine Verlängerung auf der erweiterten Grundlage endlich gelang. Während das Schicksal des Stahlverbandes noch ungewiß ist, droht anderen Kartellen schon der Zerfall. Das Bemühen, einen Verband für gezogene Drähte zu schaffen, hat nicht ans Ziel geführt; damit scheint das Geschick des Walzdrahtverbandes besiegelt, dessen Auflösung die Folge der Uneinigkeit unter den Drahtfabrikanten wäre. Verschwindet die alte Organisation ohne Ersatz, so verschärft sich zunächst natürlich die Konkurrenz. Das ist für den Käufer zwar ganz angenehm, schwächt aber den Produzenten und wirkt auf die Marktlage nach und nach ungünstig. Auch in der Kohlenindustrie fehlts nicht an Wolken. Das einst allmächtige rheinisch-westfälische Kohlensyndikat sieht immer neue Gegner erstehen. Mit dem großen gelsenkirchener Concern fing es an. Dann kam die Kirdorf-Krisis. Geheimrath Kirdorf legte den Vorsitz im Bergbaulichen Verein nieder; an seine Stelle trat Kommerzienrath Funke, der plötzlich Ambitionen zeigt. Er hat einen Plan ersonnen, dessen Durchführung eine neue Macht im Kohlenrevier schaffen wird: die „Essener Steinkohlenbergwerke Aktiengesellschaft", in der die funkischen Zechen mit den Rheinischen Anthrazitkohlenwerken in Kupferdreh vereinigt sein werden. Die Bedeutung dieser Transaktion geht schon daraus hervor, daß das Grundkapital der Rheinischen Anthrazitkohlenwerke auf das Fünffache erhöht werden soll. Ob die Schaffung dieses neuen mächtigen Concerns als ein gutes oder schlechtes Zeichen für die Konjunktur zu deuten sei, darüber sollte man sich nicht den Kopf zerbrechen. Jedenfalls tritt neben das Kohlensyndikat wieder ein

neuer selbständiger Verband; das Vertrauen zu der Kraft des Syndikates kann dadurch nicht wachsen. Der Gedanke, dieses einst sehr nützliche Kartell habe sich überlebt, scheint immer mehr Wurzel zu fassen. Werden die neuen Concerns aber stark genug sein, um den Ausbruch eines verderblichen Konkurrenzkampfes Aller gegen Alle zu verhüten? Auch diese Frage müßte der Konjunkturschnüffler beantworten.

Dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat und damit Deutschlands Kohlenmarkt und Montanindustrie droht aber auch noch Gefahr von einer Seite, an die bis jetzt kaum Jemand gedacht hat: von England. Die Kohlengruben von Wales, die einen größeren Reichthum an Gestein bergen sollen als die westfälischen und deren geologische Eigenart, sagt man, reichen Ertrag verheißt, sind zum Gegenstand großer Projekte gemacht worden. Der Ankauf des whitworther Kohlenfeldes in Glamorganshire (Südwales) hat vor ungefähr einem halben Jahr die Gemüther hüben und drüben heftig erregt und ist sogar zu einer politischen Aktion aufgebauscht worden, da die Engländer die Betheiligung deutschen Kapitals an englischen Bergwerken als einen Akt der Unfreundlichkeit betrachtet sehen wollten. Die Unternehmer haben, ohne sich darum zu kümmern, die Sache sehr energisch betrieben und hoffen jetzt, nach Ablauf eines Jahres schon beste Steamkohle in großen Mengen nach Deutschland bringen zu können, — und zwar zu niedrigerem Preis, als er für deutsche Kohle der selben Art gefordert wird. Unser Kohlenmarkt hätte dann also mit einer neuen Konkurrenz zu rechnen. Deutschland ist heute der beste Kohlenkunde Englands; dazu haben allerdings die großen Bestellungen während des letzten Bergarbeiterausstandes mitbeigetragen. Wird nun der Ausfuhrzoll für Kohle, der seit dem Jahr 1901 im britischen Reich besteht, aufgehoben, so wird die Einfuhr des englischen Produktes weiter zunehmen und den deutschen Kohlenhändlern recht unbequem werden. Der Aufschwung in Wales und die Beseitigung des Zolles sind also für die Bewerthung der Konjunktur wichtige Faktoren. Und bei uns wird gerade jetzt obendrein an einen Kohlenausfuhrzoll gedacht. Graf Kanitz hat berechnet, daß ein Zoll von etwa einer Mark auf die Tonne Steinkohlen, Koks und Braunkohlen ungefähr 22 Millionen bringen würde; und der Finanzminister scheint geneigt, die Frage eines Ausfuhrzolles ernstlich zu erwägen. Man wies auf England, das aber just Miene macht, den Zoll abzuschaffen; das gewählte Beispiel ist also schon etwas veraltet. Die Herren, die den Ausfuhrzoll empfehlen, scheinen auch vergessen zu haben, daß die deutsche Kohle nicht nur im Inland verbraucht wird, sondern auch auf den fremden Märkten konkurrirt. Das wird schwer sein, wenn sie sich mit einer durch den Wegfall des Ausfuhrzolles verbilligten englischen Kohle zu messen hat. Den Ausfuhrzoll auf Kali und Lumpen hat die Steuerkommission ja angenommen, trotzdem es gerade hier heißen mußte: principiis obsta. Seit dreißig Jahren haben wir den letzten Ausfuhrzoll abgeschafft; und jetzt geben wir den anderen Ländern mit der Wiedereinführung ein schlechtes Beispiel. In Schweden wird eifrig für die Einführung eines Erzausfuhrzolles agitirt. Die deutsche Erzproduktion reicht zur Deckung des Bedarfes nicht annähernd aus; unsere Roheisenproduzenten sind also auf fremdes Erz angewiesen. Wird ihnen nun das schwedische Material vertheuert, so werden sie die Folgen spüren. Bei dieser Fülle ungewisser Momente sollte man mit Urtheilen über die Konjunktur einstweilen noch recht vorsichtig sein. Ladon.

Zu berichtigen: Das Café Kaiserhof ist von Matthias Bauer geschaffen worden, der zwei Jahre danach das Café Bauer Unter den Linden gegründet hat.

Bourgeois.

Léon Victor Auguste Bourgeois taucht wieder auf. In dem röthlich schimmernden Kabinet, das, nach Rouviers Sturz, die pariser Kammertapezirer zurechtgemacht haben. Noch ists, während ich schreibe, nicht ganz fertig; sicher scheint aber, daß Herr Bourgeois Nachfolger Richelieus und Delcassés werden, Frankreichs internationale Politik leiten wird. Das hat er schon einmal gethan; vor zehn Jahren: vom achtundzwanzigsten März bis zum dreiundzwanzigsten April 1896. Nicht lange also. Er war genöthigt, Berthelot am Quai d'Orsay, wo der große Chemiker nie recht heimisch geworden war, auszuschiffen, übergab Herrn Doumer, der noch als unzweifelhaft radikal galt, das Innere und wurde, unter dem Patronate des Fürsten Lobanow und des schlauen Tamtamschlägers Mohrenheim, das sichtbare Haupt der französischen Diplomatie. Die Herrlichkeit sollte nicht dauern. Das Ministerium Bourgeois fiel, weil der Senat ihm den für Madagaskar geforderten Kredit weigerte und dem Präsidenten offenes Mißtrauen votirte. Kein Wunder. Herr Bourgeois (er wird Ende Mai fünfundfünfzig Jahre alt) hatte eine normale Beamtenlaufbahn hinter sich, saß erst seit acht Jahren in der Kammer, war aber schon Minister des Unterrichtes, der Justiz und des Inneren gewesen und wegen seiner sozialistischen Neigungen verrufen. In Angst und Wuth zitterte die Bourgeoisie vor dem Mann: und er trug doch den Namen der Klasse, die seit der Epoche Saint-Simons beschuldigt wird, gegen das Arbeitervolk mit roher Gewalt und listiger Tücke das Interesse des Kapitals zu vertreten. Nicht auf den ersten Ruf des Präsidenten Felix Faure war er in den Kahn gesprungen, der die ministrables ans ersehnte Vorgebirg der Hoffnung tragen soll; nur wenn er in Freiheit seine Ideen durchsetzen konnte, wollte er Ministerpräsident sein. Grund genug, ihn zu hassen. In unseren großen liberalen Blättern war er, ungefähr wie jetzt Herr Doumer, ein eitler Streber, beinahe ein Hanswurst; in der pariser Kapitalistenpresse ein widriges Zwittergebild, so etwa zwischen Robespierre und Babeuf, gegen das die Erben Condorcets und Vergniauds sich waffnen müßten. Dieses Ministerium, hieß es, vernichtet den Wohlstand der Bürger, besorgt die Geschäfte der Anarchisten und schleift die Ehre des Vaterlandes durch den Koth. Und doch ließ Herr Bourgeois bei jeder Gelegenheit das franko-russische Bündniß in Bengalfeuer glänzen. Aber er hatte die Südbahnsache derb angefaßt, den biederen Arton rauh beim Kragen genommen und in Lyon gesagt, die Demokratie dürfe, wenn sie ein ruhiges Gewissen haben wolle, nicht versäumen, der Verkündung der Menschenrechte endlich eine Gesetzestafel folgen zu lassen, auf der die Pflichten der Gesellschaft gegen den Menschen verzeichnet sind. Er bekannte sich zu der Losung des Klassenkampfes und sicherte dem Privateigenthum nicht so unbedingten Schutz, wie ihn sogar der Konvent wollte, als er égalité, liberté, sûreté und propriété für rechtlich verbürgte Güter jedes Franzosen erklärte. Dieser Minister sprach den Glasbläsern von Carmaux seine Sympathie aus, tadelte Herrn Rességuier, den französischen Stumm, stärkte die Macht der Arbeitersyndikate, trat für obligatorische Schiedsgerichte und Zwangsversicherung ein und half in der Theorie wenigstens dem Grundsatz der Einkommensteuer zum Sieg. Seit der Constituante, die Frankreich den Weg zur Mobiliarsteuer wies, gilt jeder Versuch, das impôt sur le revenu einzuführen, als schnödester Frevel an den erhabenen Prinzipien der Revolution; und das aus der Zeit des Ancien Régime stammende Mißtrauen gegen alle Regirenden, gegen die Beamten, denen das Recht, in die Vermögensverhältnisse des freien Bürgers hineinzuschnüffeln, nicht gewährt werden dürfe, hatte, vom Jahr 48 bis zu Peytrals Projekt von 1888, alle Einkommensteuerpläne stets schnell zum Scheitern gebracht. Unvergessen war Molinaris Warnerwort:

in Frankreich, dem Lande der hitzigsten politischen Leidenschaft, werde die Einkommensteuer der skrupellosen Beamtenwillkür das wirksamste Mittel zur Begünstigung der Freunde und zur Bestrafung der Feinde bieten. Der Deutsche, der nicht begreifen kann, warum diese Steuer drüben zu den revolutionären Maßregeln gezählt wird, braucht sich nur vorzustellen, wie ihm zu Muth wäre, wenn heute ein freisinniger, morgen ein agrarischer und übermorgen ein sozialdemokratischer Caucus über die Einschätzungmacht und die Steuerlisten verfügte: dann wird er den Widerstand verstehen, den in Frankreich sogar die nicht großkapitalistische Mittelschicht all diesen Plänen entgegensetzte. Der Senat, als Vertreter des Besitzes, zwang Herrn Bourgeois zum Rücktritt. Und schon mußte man glauben, in Frankreich werde sich, gegen den kommunistischen Sozialismus, eine neue Partei der Ordnung bilden, zwischen Republikanern und Monarchisten ein Bündniß gegen den Jahrhundertirrthum geschlossen werden, der von einem Millennium träumte, von einer vollkommenen Gesellschaft, in der Gleiche mit gleicher Freiheit und gleichem Anspruch sich paradiesisch vereinen sollten. Da kam die Affaire und schuf eine ganz andere Gruppirung. Spullers esprit nouveau war vergessen, der Klerikalismus wieder, wie in Gambettas Tagen, der Feind. Herr Bourgeois wurde unter Brisson Unterrichtsminister, focht für die Revision des Dreyfus-Prozesses und ist nun, trotzdem er damals nur vier Monate Minister war, auch bei unserer Presse beliebt. Er schrieb ein (nicht sehr klares) Buch über die Pflicht zur Solidarité, vertrat Frankreich auf der Friedenskonferenz, wurde Kammerpräsident und blieb dann lange im Dunkel. Die Krankheit und der Tod des einzigen Kindes warb ihm Sympathien, milderte auch im feindlichen Lager den Groll. Und jetzt taucht er wieder auf. Nicht als Kabinetschef. Er könnte sich mit Herrn Fallières verständigen, der in seiner Präsidialbotschaft gesagt hat: On arrivera à l'harmonie des intérêts dans l'unité morale de la nation. Travaillons sans relâche à faire une humanité toujours meilleure! Doch der Kluge, oft Gewarnte fürchtet wohl, für seine Girondistenpläne bei Jaurès und den anderen Montagnards nicht die nöthige Unterstützung zu finden, und zieht deshalb lieber ins Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Da weht jetzt eine andere Luft als 1896. Von Madagaskar und Egypten ist nicht mehr die Rede, mit England, das damals noch als Erbfeind gehaßt war, die entente cordiale geschaffen der Bund der lateinischen Völker ohne Geräusch Ereigniß geworden; und Rußland einstweilen zu ohnmächtiger Ruhe gezwungen. Da läßt sichs, wenn Algesiras erst überstanden ist, ohne Gefährdung des Nimbus aushalten. Vielleicht wagt der demokratische Sozialismus nun seine erste Machtprobe. Frankreich war ja immer die Versuchsstation der Menschheitgeschichte. Hier wurde der Universalmensch ausgeklügelt, der Homunkulus, der in allen Ländern und Zeiten unverändert der Selbe bleibt und mit dem das mythische Naturrecht, das stets und für Alle gleiche, geboren wird; hier wurde der Gesellschaftvertrag und die Dogmatik der Menschenrechte ausgeheckt, von Louis Napoleon das erste staatssozialistische Experiment gemacht: hier können wir, zum ersten Mal in einem kapitalistischen Großstaat, auch eine Regirung, der radikale Sozialisten die Farbe geben, an der Arbeit sehen. Ewig kann die Republik von der Pfaffenfresserei ja nicht leben; die wichtigsten sozialen Reformen sind unaufschiebbar geworden und bald muß sich zeigen, ob Frankreichs Luxusindustrie und Handel die Last solcher Pflichten ohne allzu fühlbaren Kraftverlust zu tragen vermag. Herr Bourgeois hat seinen Platz so gewählt, daß er die Entwickelung abwarten kann. Oft aber muß der Minister des Auswärtigen in Frankreich, wie Prévost-Paradol sagte, das Volk an das Fenster rufen, aus dem internationale Vorgänge zu erblicken sind; muß es thun, weil die lieben Kollegen nur dann die Gelegenheit haben, den neugierig Hinausschauenden das Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen.

Richter und Bismarck.*)

„So kann und so darf nicht mehr lange in Deutschland regirt werden. Mit solchem Regirungsystem kann man nicht transigiren, nicht paktiren. Der Herr Reichskanzler hat im Abgeordnetenhaus erwähnt, daß ich seine wirthschaftliche Politik als eine Schnapspolitik gekennzeichnet habe. Das ist richtig; und ich bin nicht in der Lage, den Ausdruck irgendwie zurückzunehmen." In den ersten Märztagen des Jahres 1886 sprach der Abgeordnete Richter diese Sätze im Deutschen Reichstag. Drei Wochen danach antwortete ihm der Reichskanzler Fürst Bismarck: „Der Herr Abgeordnete Richter hat bei irgendeiner Gelegenheit gesagt, ich sei ein großer Brenner vor dem Herrn. Er hat diese Andeutung in der Weise vervollständigt, daß er sein Wort von der Schnapspolitik wiederholte; es ging ungefähr darauf hinaus, daß ich in der Gesetzgebung mein persönliches Interesse an der Brennereifrage bethätigte. In dieser Andeutung liegt doch eine Behauptung, die, wenn sie wahr wäre, mich in der öffentlichen Achtung herabsetzen müßte. Es wäre ja für mich ein Leichtes, dergleichen grobe Injurien zu erwidern und auch den Herrn Abgeordneten Richter zu beschuldigen, daß er seine Stellung als Abgeordneter in seinem Privatinteresse ausbeute; indessen ich verzichte darauf. Ich finde es unter meiner Würde, mich auf einen Streit der Art einzulassen. Ich glaube, die Stellung, die ich mir im öffentlichen Leben seit dreißig Jahren erworben habe, ist zu fest, als daß der Herr Abgeordnete Richter mich aus ihr herunterzerren könnte. Sein Gewicht ist zu leicht dazu." Noch am selben Tage erwiderte Richter, er habe den Kanzler nie beschuldigt, sich durch die Rücksicht auf Privatinteressen in seinem politischen Handeln bestimmen zu lassen; griff die bismärckische Politik dann aber wieder schonunglos an. Als er seine Rede geendet hatte, wurde auf der linken Seite laut „Bravo" gerufen, auf der Rechten heftig gezischt. Der Kampf währte noch, als Bismarck aufstand und seine Entgegnung mit den Worten begann: „Bravo! Bravo! Ich theile ganz die Ansicht der Herren, die ‚Bravo!' riefen; es war eine ausgezeichnete Rede; aber sie wird auch von dem Vorwurf getroffen, den der Herr Abgeordnete Richter mir gemacht hat: sie war nicht neu. Er sagt mir, ich hielte immer die selbe Rede. Von dem Herrn Abgeordneten Richter habe ich in den letzten zehn Jahren auch nichts

*) Diesen Versuch einer Charakteristik hatten die Herausgeber der Neuen Freien Presse für ihr Weihnachtblatt erbeten. Mit ihrer Erlaubniß veröffentliche ich ihn jetzt auch hier (mit einem nicht sehr langen Zusatz); weil ich über den toten Richter nichts Besseres als über den lebenden zu sagen wußte und das Bemühen mich widert, früher Gedachtem, Empfundenem ohne innere Röthigung nun eine neue Form zu erzwingen.

Neues gehört. Ich bin bald vierzig Jahre in der parlamentarischen Thätigkeit, Herr Richter mindestens weit über zwanzig; ich weiß nicht, wie lange wir noch zu leben haben: da möchte ich also doch empfehlen, daß wir an uns nicht die Anforderung stellen, uns täglich etwas Neues zu sagen. Der Herr Abgeordnete ist ja viel fruchtbarer und viel geübter als ich; er hat ja nichts weiter zu thun als zu reden; er kann sich sehr sorgfältig darauf vorbereiten und er bleibt auch in der Uebung, denn er redet den Tag mehrmals, und wenn er nicht redet, dann schreibt er seine Reden. Diese Uebung kann ich mir leider nicht gestatten; ich rede mit Beschwerde. Außerdem ist er gesund und kräftig; ich beneide ihn um seine körperliche Erscheinung. Aber: etwas Neues hat er uns nicht gesagt." Das klang immerhin milder. Nicht lange. Die Ironie wurde bald grausamer. „Der Herr Abgeordnete ist ja bei seinem Ueberblick über die europäische Politik sehr viel kompetenter in seinem Urtheil, als ich zu sein mir jemals anmaßen kann." Erinnerung an die Thatsache, daß die Fortschrittspartei im Jahr 1867 die Reichsverfassung abgelehnt hat; „und seitdem hat sie gethan, was in ihren Kräften war, um den Gang der Maschine zu erschweren". „Der Herr Abgeordnete Richter will immer das Gegentheil von Dem, was die Regirung will." „Er hat noch eine große Zukunft vor sich," ist aber Redekünstler; „ich bin Minister, Diplomat und Staatsmann und würde mich für gekränkt halten, wenn man mich einen Redner nennte." So gings weiter; und am Schluß kam die Behauptung wieder: „Er hat mich beschuldigt, meinen amtlichen Einfluß zur Begünstigung des von mir betriebenen Brennereigewerbes in der Besteuerung verwandt zu haben. Er hat mich auf die ungerechteste Weise unverdient gröblich injuriirt"; außerdem noch die Verdächtigung, Richter habe den Text der Rede, in der die beleidigende Andeutung enthalten gewesen sei, zwar richtig wiedergegeben, doch „rasch darüber hinweggelesen und darauf gerechnet, daß in der Schnelligkeit diesem verzwickten Satz nicht gefolgt werden würde".

Diese Auseinanandersetzung (deren greifbarer Gegenstand ein Leichnam war; denn das Branntweinmonopol, gegen das Richter in voller Wehr focht, war bereits gefallen) giebt ungefähr schon ein Bild von dem Verhältniß der beiden Männer. Doch fehlt noch ein wichtiger Zug. In seiner ersten Rede hatte Richter gesagt, das Reich dürfe nicht auf die zwei Augen des Kanzlers gestellt werden; auch wenn Bismarck nicht mehr im Amt sei, werde „die Krone (so sagt man im deutschen Parlamentsjargon) die fundamentalen Interessen des Reiches sichern". Solche Anspielung liebte er; fand immer den Kanzler zu mächtig, den Kaiser zu tief im Schatten dieser Riesengestalt, die Gefahr

eines Hausmeierthumes nah. Und immer, wenn er diese Anschuldigung hörte, verließ den weißen Hünen die Ruhe. Natürlich. Das war ja die Waffe, gegen die er sich am Hof so lange schon zu wehren hatte! „Der Mann wird zu groß. Ist längst zu groß geworden. Er usurpirt die Gewalt, die dem Kaiser und König gehört. Das Volk sieht und hört nur ihn und vergißt schließlich, daß es Ruhe und Wohlstand einem Hohenzollern zu danken hat.“ Von Mund zu Mund gings. (Nach Bismarcks Tod noch war diese von der Mutter auf die Tochter vererbte Stimmung so stark, daß in Karlsruhe der Plan entstand, das Andenken Wilhelms des Ersten „zu retten“; der Plan, dessen Ausführung die letzten Lebensjahre Ottokars Lorenz mit unfruchtbarem Mühen füllte.) Mancher Höfling, den der Nimbus des einst so kleinen Kniephofers ärgerte, benutzte damals jede Gelegenheit, um von diesem Gift dem Monarchen Etwas ins Ohr zu träufeln; und Bismarck hat später oft erzählt, wie eifrig besonders die ihm verhaßten „Politiker in langen Kleidern“, Priester und Damen, bei dieser Arbeit waren. Der alte Wilhelm war ja nicht eitel, wollte gar nicht allen Blicken sichtbar im Rampenlicht stehen und hatte in Gastein den Freund und Verbündeten, der über die lästige Gafferschaar klagte, lächelnd mit dem Scherzwort getröstet: „Nur ein paar Minuten Geduld; wenn Bismarck kommt, achtet kein Mensch mehr auf uns.“ Nach und nach konnte es dennoch wirken. Auch der bescheidenste Fürst will nicht die Merowinger-Rolle spielen, nicht Tag vor Tag vernehmen, die Allmacht eines Ministers verdunkle, erdrücke ihn; will namentlich nicht, daß solches Gewisper im Volke Glauben finde. Vieles, was der Kanzler über sein Vasallengefühl, seine Entschlossenheit, selbst einem König, dessen Politik ihm nicht gefiele, bedingunglos bis in die Vendée zu folgen, öffentlich gesagt hat, war von der Absicht eingegeben, diesen Verdacht zu entkräften. Ists nicht leicht zu verstehen, daß sein Puls schneller pochte, wenn auch der Führer der Demokratie diese Saite berührte? Siehst Du, zischelte es dann aus dem Kränzchen der Geschlitzten: auch da unten hat mans schon gemerkt; auch dort, wo doch nicht die Hüter des Majestätrechtes stehen, fragt man schon, ob denn der Kaiser noch regire oder zu Gunsten des Kanzlers abgedankt habe. Das war eine Gefahr; und fast nach jeder Anspielung dieser Art findet man in Bismarcks Reden den Ausdruck des Wunsches, recht bald von der Amtsbürde befreit zu werden. Eines nicht ganz ernst gemeinten Wunsches; denn der Mann, der sich nie gering geschätzt hatte, war bis ans Lebensende überzeugt, daß er, besonders in der internationalen Politik, seinem Vaterlande nützlicher sein könne als irgend ein Anderer. Doch der Kaiser konnte sich auf solche Aeußerungen berufen und zu den Ohrenbläsern

sprechen: „Da habt Ihrs: Der klebt nicht an seinem Sitz. Ich muß froh sein, wenn ich ihn halten kann.“ Auch in Richters Branntweinrede hatte der Wink mit den „zwei Augen“ mehr wohl geärgert als die (angebliche) Beschuldigung, für die eigene Tasche Politik zu treiben. Aber sieht man die Beiden nicht deutlich vor sich? Der Eine kennt die Kräfte des Anderen, fast noch genauer die Schwächen: und Beide dünkt in diesem Kampf jede Waffe recht. „So kann nicht mehr lange regirt werden.“ „Der Herr Abgeordnete thut, was er vermag, um den Gang der Reichsmaschine zu erschweren.“ „Schnapspolitiker!“ „Redekünstler!“ Und so weiter. Nur ja den Gegner an der schmerzhaftesten Stelle treffen; und mit Behagen dann den Stahl in der Wunde umgedreht.

Zwanzig Jahre ists jetzt gerade her. Beide Männer sind tot. Richter, der um dreiundzwanzig Jahre Jüngere, war schon lange ein siecher Mann; seine Fraktion zusammengeschrumpft, er selbst gezwungen, dem Parlament fern zu bleiben. Schon hatte er, sicher nicht leicht, sich entschlossen, das Mandat zum preußischen Landtag niederzulegen. Die Aerzte hofften, ihm die Mitwirkung an wichtigen Reichstagsdebatten bald erlauben zu können. Zweimal hatte er bei der Berathung des Reichshaushaltes gefehlt. Und zweimal hatten wir gehört, wie das Fehlen dieses Einen unter Vierhundert empfunden ward. Nicht etwa von der spärlichen Schaar der Parteigenossen nur. Nein: die alten Feinde, Männer, die er Dezennien lang gehöhnt und unerbittlich bekämpft hat, sind aufgestanden und haben gesagt, wie aufrichtig sie bedauern, ihn nicht auf seinem Platze zu sehen. Der greise Herr von Kardorff, mit dem er doch über Gebühr unglimpflich umzugehen pflegte, war nobel genug, aus dem Reichstag dem Grimmen einen Gruß ins Krankenzimmer zurufen, einen Gruß, der fast wie Huldigung klang. Und der Reichskanzler (ein Kanzler, dem gerade Richter heute sicher kein Loblied sänge) hat dem Leidenden rasche Genesung gewünscht und seine Abwesenheit bedauert. Hat sogar erzählt, er habe Richter dem Kaiser als Staatssekretär für das Reichsschatzamt empfohlen. Diese Mittheilung begrüßten unsere eben so ehrenwerthen wie lachlustigen Volksvertreter mit „stürmischer Heiterkeit“. Trotzdem ich nicht zu Richters Fahne geschworen habe, fehlte mir der Sinn für diese Heiterkeit; freilich auch für den mindestens unzeitgemäßen Scherz, der sie hervorrief. Erstens war der Abgeordnete Eugen Richter längst nicht mehr gesund genug, um die Last eines Staatsamtes auf sich nehmen zu können. Zweitens gab sein politisches Handeln gewiß nicht das Recht, ihn für einen Streber und Stellenjäger zu halten, der dem gestern noch wüthend befehdeten System morgen dienen wird, weil es ihn betitelt und nährt. Er hat den größten Theil seiner Lebensarbeit an den

Kampf gegen Schutzzölle, Besteuerung der Massenkonsumartikel und des Geschäftsverkehres, gegen die imperialistische Expansion und ihre Machtwerkzeuge gesetzt und in Miquels feingesponnenem Plan einer Reichsfinanzreform kein brauchbares Fädchen gefunden. Sollte er all diese Dinge als Vertreter des Schatzamtes jetzt vielleicht vertheidigen? Die Handelsverträge, das neue Flottengesetz, die Bier- und Tabaksteuer, die Viertelmilliarde für Südwestafrika? Und wenn man sich diese Hindernisse wegdachte, war ein Mann von Richters Vergangenheit noch immer zu gut für die Stellung eines vom Willen des Reichskanzlers und der bundesstaatlichen Finanzminister abhängigen Beamten. Doch der Scherz war freundlich gemeint und in dem Lachen kein Widerhall böser Spottsucht. Für Minuten konnte man sich ins englische Parlament träumen, wo die Gegner einander bei feierlichem Anlaß mit Nettigkeiten bewirthen und jeder Right Honourable vor Schreck und Scham erbebte, als bekannt wurde, D'Israeli habe Gladstone einen vom eigenen Wortschwall trunkenen Rhetor genannt. Wir sind nicht von so höflicher Sitte verzärtelt und staunten deshalb, als Richters Verdienst uns von solcher Lippe gekündet ward. Où sont les neiges d'antan? Einst als Reichsfeind geächtet und selbst von den nationalliberalen Nachbarn gemieden; denn in seiner Nähe schauderts den Reinen. Später von Denen, die, nach der sécessio aus Bennigsens Lager und nach Miquels Heidelberger Programm, unter Bambergers Führung zu ihm gekommen waren, wieder verlassen und unheilbarer Tyrannis angeklagt. Von den Sozialdemokraten geschmäht, wie sonst nur die um Fingersbreite vom Dogmenwege gewichenen Genossen. Und plötzlich lebend nun in die Glorie erhöht. Alle vermißten ihn, wünschten ihn zurück; und die Schwerter, die er schartig geschlagen hatte, senkten sich ihm zur Ehre. Drei Ursachen nur könnten, so scheint es, solche Wandlung erklären. War Richter mächtiger, konservativer, milder geworden? Nein. Vor zwanzig Jahren hatte er dreiundsechzig, jetzt nur noch zwanzig Mann hinter sich. Weder seine Gesinnung noch die Form ihres Ausdruckes hatte sich geändert. So lange er aufrecht war, hat er persönlich angegriffen und die Person selbst dann zu packen versucht, wenn sie sich in papiernen Schanzen barg. Aber er war beinahe nun der Letzte aus der Heroenzeit deutscher Geschichte. Und war, mit seinen harten Kanten und scharfen Ecken, auf eigenem Grunde doch ein ganzer Kerl.

Ist es uns nicht eben so ergangen wie Denen, die mit ihm an der Arbeit saßen? Wie schalten und höhnten wir ihn! Fanden ihn, wenn wir ihn angeschwärzt hatten, noch immer nicht schwarz genug. Hießen ihn rückständig, einen Kalkulatorkopf, blind, fossil. Und wünschten ihn nun sehnsüchtig zurück.

Nicht etwa, weil wir uns zu seiner Auffassung politischer Nothwendigkeiten bekehrt hatten. Auch nicht, weil seine Art der Budgetkritik uns von gar so hohem Werth schien. Nein: der Mann fehlte uns. Der, auf seine besondere Weise, nach Fichtes Wort, immer „aussprach, was ist". Eine Reichshaushaltsberathung von solcher Armsäligkeit, wie wir sie jetzt erleben, eine, in der von allem Wesentlichen nichts gesagt wird, war undenkbar, so lange Richter im Feuer stand. Stirbt die starke Persönlichkeit aus, weil sie der Modeform des Kampfes ums Dasein sich nicht so behend anzupassen vermochte wie der glatte struggleforlifeur, den vor drei Lustren Daudet als Rarität entdeckte und den heute Jeder in Dutzenden von Exemplaren kennt? Einst saßen im Deutschen Reichstag Mallinckrodt, Schorlemer, Windthorst und die beiden Reichensperger, Kleist-Retzow, Stumm, Gneist, Sybel, Miquel, Bamberger, Stauffenberg, Lasker, Bennigsen, Virchow und mancher Andere von individuellem Reiz; Mancher, den man gern hörte, ohne zu fragen, ob er auch „Recht habe". Heute fehlt hier, wie auf allen Gebieten, die Persönlichkeit. Richter war der letzte bürgerliche Parlamentarier großen Formates: drum ward er vermißt.

*

Am Rhein liegt, im koblenzer Bezirk, das Städtchen Neuwied, das jetzt ungefähr elftausend Einwohner hat. Der österreichischen Geschichte ist der Ort nicht unbekannt, wo im Herbst 1795 habsburgische gegen französische Truppen fochten und anderthalb Jahre später Hoche über Werneck siegte. Auch der Historiograph deutscher Reichseinheit wird den Namen Neuwied nicht vergessen. Denn dort hat Richters Schicksal sich entschieden. Die Kreisstadt hatte 1864 den sechsundzwanzigjährigen Regirung-Assessor Eugen Richter aus Düsseldorf zum Bürgermeister gewählt; doch die königlich preußische Staatsregirung versagte der Wahl die Bestätigung. Ihr war der Erkürte allzu radikal. Bismarck (der von der unbeträchtlich scheinenden Sache damals wohl kaum hörte) hats oft beklagt. „Es war eine Dummheit; im Kommunaldienst war der Mann ungefährlich; und ich glaube, er wäre mit seinen rednerischen Talenten ein vorzüglicher Bürgermeister geworden." Sicher; auch für größere und minder friedliche Gemeinden als die Schlummerstätte der Herrnhuter, Baptisten und Altkatholiken. Aber es sollte nicht sein. Der Herr Assessor (einen Assessor von der Regirung denkt man sich in Preußen ganz anders, als Richter je gewesen sein kann: stramm, schneidig, mit Mensurnarben und einer den Offiziersitten nachgeahmten Eleganz) hatte schon ein Disziplinarverfahren hinter sich, wollte sich nicht nach Bromberg, ins ostelbische Exil, schicken lassen, schied aus dem Staatsdienst und wurde Journalist; fünf Jahre danach auch schon Ab-

geordneter. Vier Jahrzehnte lang hat er nur geredet und geschrieben, geschrieben und geredet. Mit einem starken Verwaltungtalent und einem noch stärkeren Willen zur Macht nur noch kritisirt, was die Verwalter, die Mächtigen thaten.

Ists ein Wunder, daß seine Urtheilssprüche nicht sänftiglich klangen? Als Laube (der auch im Aussehen Aehnlichkeit mit Richter hatte) nicht mehr auf dem Brettergerüst herrschen durfte, wurde er der Unbarmherzigste aller „Raunzer“; und hatte die Thätigkeit des Befehlens doch lange genug gekostet, lange genug die Kritik unverständiger Strenge geziehen. Nun denke man sich Einen, der überhaupt nicht dazu kam, sein schöpferisches Vermögen zu erweisen, und doch fühlt, daß er mehr könnte als fast Alle, die er auf hohem Sitze sieht. Denke sich etwa einen Mahler, der nie eine Symphonie aufgeführt, nie ans Dirigentenpult gerufen, sondern gezwungen worden wäre, mit Musikkritik sein Leben zu fristen, mit ihr nur dem leidenschaftlichsten Drang seines Wesens zu genügen. Würde Der mild sein? Wars Bismarck, als er die Artikel für die Kreuzzeitung und die Briefe an Gerlach schrieb und fünfunddreißig Jahre danach dem Herausgeber der Neuen Freien Presse sein Herz enthüllte? So ist dieses Preußen, konnte Richter sich sagen; einem tüchtigen Mann wird das Wirken unmöglich gemacht, nur weil er politisch anders denkt als der Zufallsminister, als irgend ein Junker aus dem dunkelsten Osten; und da staunt man noch, daß so wenig geleistet wird. Natürlich: wenn man die vorhandenen Kräfte nicht nützt! Dazu noch Konfliktstimmung in der Luft. Bismarck ungefähr eingeschätzt wie ein altmärkischer Badeni. Junker, skrupellos, ohne Empfindung für die eigentlichen Aufgaben der Nation, eitel, brutal und mit einem Hang ins Abenteuerliche. Die ganze Intelligenz des Landes gegen ihn; noch später hat Du Bois-Reymond ja bedauert, daß Blinds Kugel ihr Ziel verfehlte. Waldeck und Twesten, Vincke und Virchow, Schulze und Ziegler: solche Männer wußten, was dem Volke frommt. Die würden die Uebermacht des Junkerthums endlich brechen, allen Bürgern Freiheit und Menschenrecht sichern, das Individuum aus dem Zwang des Kryptoabsolutismus erlösen. In ihre Spur trat der Assessor a. D. Eugen Richter.

Hat er Bismarck gehaßt? Wer seine Reden las, namentlich in den achtziger Jahren, mußte es glauben. Mehr noch, wer sie hörte. Da stand der mittelgroße, stämmige Mann (der breite, oben und unten dicht behaarte Kopf mit der zu kleinen Nase erinnerte an den Sokrates-Typus) in einem schlecht sitzenden Rock und einer zu kurzen Hose, hatte seine Ziffern, seiner Citate aus früheren Parlamentsreden am Schnürchen und schnellte Pfeil auf Pfeil von seiner Sehne zum Bundesrathstisch empor. Und fast immer visirte er die Ecke,

wo der schwefelgelbe Kürassier zu sitzen pflegte. Geringschätzung, bitterster Zorn, Hohn: Das pfiff nur so durch die Lüfte; dazwischen manchmal ein Wort kühler, dem Gefühl scheinbar mühsam vom Verstand abgerungener Anerkennung. „Der Herr Reichskanzler hat auf anderen Gebieten ja Außerordentliches geleistet und Vorzügliches geschaffen." Für die innere Politik aber ist er unbrauchbar. Da führt er uns ins Verderben. (Zwanzig Jahre vorher hatten Sybel und Virchow das Selbe von Bismarcks auswärtiger Politik gesagt.) Und muß deshalb beseitigt werden. Anfangs hatte die Rede nicht so hart geklungen. Im Oktober 1871 fragte Richter, wie lange man die Reserven noch bei der Fahne behalten wolle und ob der Zwang zu einem vierten Dienstjahr bei den immobilen Kavallerie-Regimentern gerechtfertigt sei. Die Interpellation war Bismarck „nicht ganz erwünscht; denn es ist nicht nützlich, den fremden Ländern, den Gegnern gegenüber die eigenen Lasten, die die Kriegführung und die Pfandnahme auferlegt, zu unterstreichen". Aber er antwortete sehr artig (ich glaube, es war die erste persönliche Berührung der Beiden) und war bald darauf sogar „sehr dankbar" für eine von Richter ausgehende Anregung, die er „sachlich ganz begründet" fand. Doch schon 1872 kams (in einer Steuerdebatte) zum Zusammenstoß. Der Kanzler mußte den Vorwurf politischer Heuchelei hören und der Abgeordnete, der sich der frivolen Umschmeichelung des Wählers beschuldigt glaubte, wehrte sich ziemlich heftig gegen diese Anklage. Bismarck antwortete: „Ich kenne die Wahlreden des Herrn Abgeordneten Richter nicht und kann ihn deshalb auch nicht persönlich als Ziel vor Augen gehabt haben. Ich kann ihn versichern: mein Ziel war viel breiter". Richters wurde von Jahr zu Jahr schmaler; und er vergaß oft, was er damals als Anstandsregel postulirt hatte: „Es widerspricht der parlamentarischen Sitte, seinem Gegner schlechte Motive unterzulegen". Das tat er selbst dann allzu gern. „Der Herr Reichskanzler" wurde ihm zum bösen Vater alles Bösen. „Meine Person reizt Sie, meine Art, zu sprechen, reizt Sie, ich bleibe Ihnen zu lange an dieser Stelle. Das begreife ich ja; Andere wollen ja auch einmal heran; aber lassen Sie mich doch Ihre Verstimmung nicht entgelten; denn ich habe Ihnen ja ausdrücklich gesagt: es ist nicht mit meinem Willen, daß ich bleibe. Ich würde Ihnen sehr gern Platz machen; ich würde mich außerordentlich freuen, Sie operiren zu sehen... Ich wirke gewissermaßen wie das rothe Tuch (ich will den Vergleich nicht fortsetzen), wie der Auff, der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist Etwas los. Im Interesse des Geschäftsganges muß ich mich damit vertraut machen, daß ich überhaupt hier wegbleibe." So sprach Bismarck schon 1882. Und ging dann ja wirklich weg, wenn Richter das Wort

nahm. Es „fiel ihm auf die Nerven"; er ertrugs nicht, so abgehärtet er gegen Wind und Wetter öffentlichen Urtheils war, seine Lebensleistung so zerknittert zu sehen und als armer Sünder der Exekution beizuwohnen. Er las Richters Reden, um sich „die Grenzen klar zu machen, bis wohin ein Abgeordneter sprachlich gehen kann und die er nicht überschreiten sollte." Der Oesterreicher und Ungar up to date würde diese Grenze ungemein eng gezogen finden. Bismarck wurde nicht Lügner, nicht Mörder genannt. Aber dem bescheidenen Anspruch alter Parlamentszeit genügte die Makelhäufung. Der Großgrundbesitzer, Branntweinbrenner, Nepotenzüchter, Diktator, Hausmeier stand am Pranger. Toujours lui. „Ich weiß wirklich gar nicht, wovon Sie reden werden, wenn ich plötzlich in eine Versenkung verschwinde. Dann bietet die Diskussion kein Objektiv; der Kugelfang fällt dann fort und die Herren werden genöthigt sein, auf einander Feuer zu geben." Er blieb ganz ruhig, wenn Windthorst ihn mit leisen, kurzen, spitzigen Sätzchen ritzte, wenn Bebels Trompetenton ihn als den schändlichsten Volksfeind vor die Schranke des Weltgerichtes lud oder Liebknecht, der gläubige Phantast, den unfähigen Diplomaten barsch rüffelte. Nur Richter trieb ihn aus dem Saal. Warum er nur?

Erstens: Fortschrittspartei. Die hatte ihm vom ersten Ministertag an das Leben sauer gemacht. Die hatte kein Verständniß für Machtfragen, für die Realien nationaler und (besonders) internationaler Politik, haßte das Heer, das sie, trotzdem es doch Preußens Größe geschaffen und Deutschlands Einheit aus dem Mitrailleusenfeuer geholt hatte, noch immer behandelte wie in den Tagen, wo zwei trunkene Offiziere, Sobbe und Putzki, über einen Hausdiener hergefallen waren. Was Bismarck that, war von dieser Partei immer falsch genannt worden; und immer hatte der Ausgang ihm Recht gegeben; dabei rühmte sie sich, den deutschen Gedanken wider den Wunsch der Dynastien und Staatsmänner lebendig erhalten zu haben. („Ja, lebendig erhalten wie im Käfig, wie man einen Vogel, einen Spatz oder Papagei, im Käfig hält. Man hat darüber gesungen, Schützen- und Turnfeste gehalten: so war der Gedanke lebendig. Ich aber habe meine ganze Lebensexistenz und, nach der Behauptung der damaligen fortschrittlichen Blätter, vielleicht meinen Kopf — es gingen die Reden von Strafford und Polignac — eingesetzt, um die Möglichkeit zu haben, die Zustimmung des Königs von Preußen zu einer nationalen deutschen Politik zu gewinnen." Das sind Sätze aus der Rede, in der er vor dem Schicksal der „Herbstzeitlosen" warnte, die „nie Etwas zu rechter Zeit gethan haben".) Die hielt er für ein Gemisch aus Doktrinären und Strebern. Sind wir nicht ungerecht, wenn wir ihn ungerecht nennen? Wars nicht

menschlich, daß er so schnell nicht vergaß? Zweitens: Nach seiner Ueberzeugung hielten diese Leute, die ihm jetzt ja nur durch ihre Herrschaft über die Presse gefährlich waren, sich für den Kronprinzen in Reserve, dem man nachsagte, er wolle „liberal regiren". Hinc illae lacrimae. Sie konnten den Tag nicht abwarten, der ihnen erlauben würde, aus der großen Schüssel zu essen. Deshalb die Fluth persönlicher Verdächtigung und die Drohung mit dem Merowingerschatten. Vielleicht, wenn der Kanzler wegzuärgern oder dem alten Herrn zu verleiden war, wurde der König der Regentenlast müde und gab lebend noch seinem Sohne den Speer. Mit dieser Möglichkeit hat Bismarck ernsthaft gerechnet und gefürchtet, das junge Reich werde ein solches Experiment nicht unbeschädigt überstehen. Und drittens wurde Richter wirklich manchmal furchtbar grob; seine Rede hatte einen Accent tiefen persönlichen Grolles, wie selbst Bebels schön timbrirtes Wuthgeheul nicht.

Da ich Bismarck erst kennen lernte, als er aus dem Dienst geschickt war, mußte ich Andere fragen, ob er, wie draußen stets behauptet wurde, im Amtsverkehr gar so grob gewesen sei. Alle sagten, Herbert, Bucher, Schloezer, Schweninger: Nein; all diese Geschichten sind einfach erfunden. Bill Bismarck, der den Vater menschlich sah, nicht auf Götterhöhe, machte sein klügstes Gesicht, zog länger als sonst an der dicken Havanna und sagte dann: „Nee; grob war er wohl nie; aber so schauderhaft höflich, daß man 'ne Gänsehaut bekam. Er verstand die Sachen so gut und roch die Fehler von Weitem; darum wars eine eklige Sache, mit ihm zu arbeiten." Sehr glaublich. Große, auch nur ungewöhnlich tüchtige Männer sind für die ihnen Untergebenen fast immer ein Kreuz. Sie fordern die höchste Leistung und werden ungeduldig, wenn der Diener an flinker Gewandtheit ihnen nicht gleicht. Im Parlament war Bismarck nie grob; konnte aber ärger verletzen als der Brutalste. Wenn die hohe, höfliche Stimme, die nicht anders klang als beim Forster oder Moët am Eßtisch, den Gegner ganz sanft, ganz freundlich sezirte, seinen Argumenten und Motiven das Fleisch vom Gerippe schälte, wurde dem unbetheiligten Hörer selbst heiß und kalt. Diese Ruhe war schlimmer als der leidenschaftlichste Ausbruch. Er hat auch dem grausamen Richter mit Zins und Zinseszins heimgezahlt. Der bekam immer zu hören, er sei nur Redner und Journalist, habe als Zeitungschreiber und Zeitungherausgeber ein Interesse an langen Parlamentssessionen, fragte nicht nach der Sache, sondern nach der Person; und wie witzig wurde er, als er das Wahlbündniß mit dem Centrum geschlossen hatte, als Lehnsmann und Höriger Windthorsts verhöhnt! Ich will nur ein Beispiel anführen. Als Bismarck 1886 mit der Kurie über den

Diözesanfrieden verhandelt hatte, tadelte Richter in einer formal vorzüglichen Rede diesen langwierigen diplomatischen Feldzug; um nicht mit Windthorst paktiren zu müssen, habe der Kanzler den Papst mit Schmeicheleien überhäuft, aber, da der im Vatikan Gefangene sich in steter Fühlung mit dem Centrumsführer hielt, schließlich doch nur den Bescheid Windthorsts erhalten. Ein paar Sätze aus der Entgegnung: „Der Herr Vorredner sieht natürlich mit einer gewissen Sorge und Kummer — ich erinnere an das Bild, wie der Lohgerber die Felle fortschwimmen sieht — auf diese Vorlage und deren Annahme; ihm geht der fundus instructus der parlamentarischen Taktik verloren, wenn, wie ich hoffe, der Friede zu Stande kommt. Er hat dabei aus der Frage das Gift tropfenweise herauszudrücken versucht, das sich in der gegenwärtigen Situation noch finden läßt. Das ist ja natürlich nicht weiter verwunderlich; und ich möchte nur, daß Diplomaten von Fach und wirkich praktische Politiker Zeit hätten, die Rede des Herrn Abgeordneten zu lesen; ich möchte meine Herren Kollegen im Ausland bitten, sie sich übersetzen zu lassen, damit sie sehen, mit was für Leuten, mit was für Ansichten, mit was für Welterfahrungen ich hier zu rechten und zu kämpfen habe. Der Herr Abgeordnete kritisirt mein diplomatisches Verhalten in einer Weise ... Ich möchte sagen: als wenn ein Landpastor mit seinen ländlichen Nachbarn eine diplomatische Note zerpflückt. Er zählt auf, was ich für schreckliche, unglaubliche Dinge gethan habe; und was ist es schließlich? Die einfachste, natürlichste höfliche Diplomatie habe ich getrieben. Darüber hat der Herr Abgeordnete beinahe eine halbe Stunde, zu meiner Heiterkeit und zur Heiterkeit jedes Diplomaten, der Das lesen wird, gesprochen und damit dokumentirt, daß Dasjenige, was im politischen Leben tägliches Brot ist, ihm als etwas ganz unglaublich Schreckliches erscheint, was er offen darlegen müsse, um die Schlechtigkeit der von ihm bekämpften Regirung an den Pranger zu stellen. Ich bin dem Herrn Abgeordneten recht dankbar, daß er so seine Candide-Unbekanntschaft mit der Art, wie politische Geschäfte überhaupt sich entwickeln, einmal öffentlich an den Tag gelegt hat. Es kann ihm unmöglich in seinem Ansehen im Lande förderlich sein, wenn man sieht, wie kindlich er die Verhältnisse auffaßt. Er hat angenommen, ich hätte einmal behauptet, er habe mich seiner Zeit verführt (zum Kulturkampf). Nun, meine Herren, die Verführung ist mir immer in einer anderen äußeren Erscheinung vorgekommen. Es ist nicht nöthig, ein Heiliger Antonius zu sein, um da zu widerstehen ... Der Herr Abgeordnete wundert sich darüber, daß ich mit einem fremden Souverain, mit dem wir in Freundschaft leben wollen, in höflichen Ausdrücken spreche. Das überrascht

mich. Er ist ja selbst in der selben Lage dem Herrn Abgeordneten Windthorst gegenüber. Dem schmeichelt er. Er hat hier seine Lehnspflicht zu leisten dem Souverain, von dem er als Abgeordneter abhängt und der ihn in die Versenkung verschwinden lassen kann." Mußte solcher Hohn nicht bis aufs Blut kränken? Dem Abgeordneten war politisches Verständniß und politische Ueberzeugung abgesprochen. Richter antwortete, er weise die Insinuation mit der Mißachtung zurück, die ihr gebühre. Und Bismarck duplizirte: „Was die Mißachtung betrifft, in der ich bei dem Herrn Abgeordneten stehen soll — ich kann mir Das kaum denken —, so will ich meine korrespondirenden Gefühle lieber verschweigen. Meine Erziehung und meine parlamentarischen Gewohnheiten erlauben mir nicht, ihnen den vollen Ausdruck zu geben. Der Herr Abgeordnete Richter ist ja sehr oft mit mir verschiedener Meinung; aber er hat eine so liebenswürdige, gewinnende Art, sich auszudrücken, daß ich im tiefsten Herzen immer ein gewisses Wohlwollen für ihn gehegt habe." Die Beiden waren auf einander eingeschossen.

*

„Ich kann mir Das kaum denken." Warum? Bismarck war nicht so eitel, zu glauben, ihn könne Keiner mißachten. Er hatte ein feines Ohr; hörte er, daß aus der Stachelrede ein ganz anderes Gefühl sprach als das frostiger Verachtung? Schamhaft erst vorborgene, dann rauh verschmähte Liebe möchte ichs nennen. Ja: ich glaube, daß Richter den Riesen geliebt hat; wie ein unlyrisches Herz zu lieben vermag. Mit Dem arbeiten! Dessen Willen, seis auch nur auf engem Gebiet, lenken! Zeigen durfte ers nicht; denn was der Mann that, konnte dem Schüler von Achtundvierzig nicht gefallen. Und dann mußte ihn wurmen, daß er bei dem Gewaltigen nicht die geringste Anerkennung fand. Hätte der Kanzler einmal gesagt, er sei auch im hitzigsten Kampf stolz auf solchen Gegner, einmal nur, vielleicht wäre es Richters glücklichste Stunde gewesen. Doch immer nur: Redekünstler, Artikelschreiber, Mandathascher. Das vergiftet die Liebe; kann sie aber nicht restlos tilgen. Ein Verschmähter kommt leicht zu dem Versuch, sich die Liebste selbst zu verekeln. Schielt sie nicht ein Bißchen? Leider ist (beim Lächeln sieht mans) ein Zahn plombirt. Die Hand zu fleischig. Und diese gekünstelte Schlankheit! Sicher ein Schulfall von Schnürleber. Dabei kokett wie ein Pfau. So hats Richter gemacht. Nicht eher geruht, als bis er ein Scheusal sah. Einen anmaßenden Tyrannen, der nur Schmeichler um sich duldete, keine starke Persönlichkeit aufkommen ließ und durch herrischen Eigensinn, durch die Unfähigkeit, das Bedürfniß neuer Zeit zu erkennen, Alles verdarb. (Genau die selben Fehler sind ihm selbst

später von rebellirenden Parteigenossen zugeschrieben worden.) Nun war er zufrieden. Brauchte mit dem Scheusal nicht länger Umstände zu machen. Konnte sich einreden, das ganze Volk sehe den Abscheulichen so, der sich nur durch höllische Künste, durch niederträchtige Fälschung der Oeffentlichen Meinung halte. Zehn Jahre nach dem Franzosenkrieg sagte er, Bismarck habe „im Volk sein Prestige verloren". (Antwort: „Wenn er Recht hätte, möchte ich sagen: Gott sei Dank! Denn Prestige ist etwas furchtbar Lästiges, Etwas, an dem man schwer zu tragen hat und das man leicht satt wird.") Nicht Haß konnte einen so Klugen so völlig blenden. Nur der wüthende Schmerz verschmähter Liebe findet so schrille Töne, stürzt sich mit solcher Wonne auf den einst im Herzensschrein Gehegten, reißt sich, um sie ihm ins Antlitz zu schleudern, die blutigen Lappen von den Wunden und zerfetzt ihm mit Nägeln und Zähnen den Leib. Möglich, daß dieses Gefühl nie über die Bewußtseinsschwelle kroch; Richters Reden gab es den besonderen Accent, den keines Anderen hatten.

Die Wasser waren zu tief. Preußens Gesandter beim Bundestag hat 1857 an Gerlach geschrieben: „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." Genau so fand ich ihn noch, als ein Menschenalter vergangen war. Ohne sentimentalen Hang zum Heroenkultus. Immer geneigt, die Mängel (auch an sich selbst) stärker zu betonen als die guten Eigenschaften. „Wilhelm der Große": diese von Erbenpietät dem offiziellen Deutschland aufgezwungene Bezeichnung ließ er nicht gelten. Wilhelm der Treue, der Ritterliche, der Bescheidene: Das mochte passiren. Wenn er von Moltke sprach, erwähnte er stets „einen gewissen humorlosen Blutdurst, den die wortkarge Trockenheit des Mannes verbarg". Als ich einmal, wie mir schien, sehr hart über Harry Arnim geurtheilt hatte, sagte er: „Es würde mich interessiren, zu wissen, wie Sie zu dieser günstigen Auffassung von Arnim gekommen sind. Das war ein ..." Wenn man ihn nach einem seiner Mitarbeiter fragte, wurden sicher zuerst die Grenzen der Fähigkeit und des Wollens gezogen; das Lob der Vorzüge tröpfelte dann nach. Wars denn langer Rede werth, daß Einer irgendwas konnte? Das durfte man doch verlangen. Und interessant eigentlich nur, zu zeigen, wo es gehapert hatte. Ueber seinen ältesten Sohn, den er doch zärtlich liebte, sprach er mir einmal zwei Stunden lang so, daß ich seitdem der Legende, die ihn für einen blind vernarrten Papa ausgab, nicht mehr zu glauben vermochte. Wer in dem Politiker den Künstler erkannt hat, wird von diesem Wesenszug nicht überrascht sein. So sind die Musischen. War Goethe gerecht gegen Wieland und Kleist? Heine gegen Platen?

Sainte-Beuve gegen Balzac und Flaubert? Wagner gegen Mendelssohn und Meyerbeer? Zola gegen Hugo? Lenbach gegen Böcklin, Menzel und Liebermann? Auch Bismarck wars nicht. Und: „er verstand die Sache zu gut und roch die Fehler von Weitem." Für unantastbar und erschöpfend durfte man nicht halten, was er über Delbrück und Falk, Eulenburg und Puttkamer sagte; werthvoll wars zunächst nur als Aeußerung dieser besonderen Persönlichkeit. Und gar die Abgeordneten! Die imponirten ihm wirklich nicht; auch wenn sie noch so gut redeten. Das war ja ihr Geschäft. Weiter hatten sie auf Gottes Welt doch nichts zu thun. Während er, müde von der eigentlichen Arbeit, der schöpferischen, ins Parlament kam und nun, wie der Türkenkopf in der Schießbude, vor all den Büchsen ausharren mußte. Das sagte er ihnen auch ganz offen; wie außerordentlich gering er ihr ganzes Getriebe schätze. Bemühte sich niemals schmeichelnd um ihre Gunst. Welches Heer von Plagen hätte er sich erspart, wenn ihm, mit seiner Charmeurkunst, der Gedanke gekommen wäre, Abgeordnete und Journalisten, nach der heutigen Reichsmode, mit Komplimenten zu füttern! Daran dachte er nicht. Das lag nicht auf seinem Weg. Auch meinte er, der dem ökonomischen Determinismus innerlich viel näher war als die Pathetiker der marxischen Kirche, hinter jedem Glaubensbekenntniß laure ein wirthschaftliches oder soziales Bedürfniß, die Regung eines gesunden Egoismus oder Klassengefühles, gegen die mit Redekünsten doch nichts auszurichten wäre. Traute den Menschen überhaupt immer viel unheimlichere, weiter reichende Pläne zu, als sie in Wirklichkeit hatten. Die in der Volkswahl Geweihten sind meist ja schon froh, wenn sie mit dem Ministerpräsidenten gut stehen, wenn er sie in seinen Reden als gewichtige Faktoren im Staatsleben nennt und ihnen unter vier Augen sagt, wie ungeheuer viel, trotz aller Gegnerschaft, er gerade auf ihr Urtheil gebe. Exempla docent. Das konnte Bismarck sich nicht vorstellen; und staunte darum, daß seinen Nachfolgern, den Herren des nouveau jeu, in Preußen und im Reich Alles so leicht wurde wie ihm niemals in langem Erleben. Welchen Zweck hätte es denn, etwa Richter freundlich zu stimmen? Der will den Parlamentarismus nach englischem Muster, später vielleicht Republik, Freihandel, Miliz, schwache Regirung, Oligarchie der von Handel und Gewerbe bereicherten Schicht. Lauter Dinge, die mir mit den nationalen und internationalen Zielen des Deutschen Reiches unvereinbar scheinen. Der ist für meine Politik nicht zu haben. Ob er mich haßt oder liebt, ist mir, da mir Applaussucht fehlt, gleichgiltig. Er will Minister werden oder (noch schlimmer, viel schlimmer) nur seine Doktrin gekrönt sehen. Welche Tonart er für seine Negation wählt, ist schließlich von geringer Bedeutung. Wenn ich schlecht geschlafen habe oder, ohne einen stärkenden

Tropfen im Leib, vom ersten Frühstück geholt worden bin, ärgerts mich; aber nicht allzu lange. Und im Uebrigen: à corsaire corsaire et demi!

Die Wasser waren zu tief. Richter wollte nicht einsehen, daß dieser Minister nicht zu beurtheilen sei wie einer vom Dutzendmaß; daß der seltene Mann seltenes Vertrauen fordern dürfe, fordern müsse. Auch nicht, daß mit Diesem, mochte er noch so arge Fehler haben, nun einmal zu rechnen war. Schien immer zu glauben, daß er ihn stürzen könne. Und war sein Leben lang vom Fuß bis zum Scheitel so sehr Doktrinär bester Schule, daß er wirklich das Wesen politischer Geschäfte nicht verstand und im Ton tiefster Verachtung über schmähliche Kompromisse spottete, wenn eine Partei, um ihren Einfluß zu mehren, auf irgend einem Felde dem Mächtigen ein Stückchen nähergerückt war. Alles oder nichts; wie Sören Kierkegaard. Für den Bereich der Politik, die Bismarck die Kunst des Möglichen nannte, taugt diese Losung aber nicht. Wer da nicht mitbietet, bleibt im Winkel; und hat bald nichts mehr zu bieten. Der Vater, dessen Wunsch den kleinen Eugen in Talar und Bäffchen eines Pastors träumte, hätte für solche Berufswahl triftigen Grund anzuführen vermocht. Richter hat die Politik, die nur jenseits von Gut und Böse gedeihen kann, stets zu moralisch genommen. Wer sich mit der Regirung einließ, dünkte ihn mindestens mit einer levis macula behaftet. Und wer Richters Reden las, mußte manchmal glauben, die höchste Wonne eines Ministers sei, neue Steuern zu ersinnen. Vor so seltsamem Wahn bewahrt den Klügsten die Klugheit nicht, wenn er sein Leben hinter den Wällen einer Parteianschauung verbringt, die sich nie in der Praxis des Regirens bewähren, erproben durfte.

„Richter war wohl der beste Redner, den wir hatten. Sehr unterrichtet und fleißig; von ungefälligen Manieren, aber ein Mann von Charakter. Er dreht sich auch jetzt nicht nach dem Wind und orientirt seine Politik nicht, wie Rickert und Konsorten, nach der Hoffnung, den Kaiser am Ende doch noch mal als Hospitanten seiner Fraktion zu sehen." Diese Worte hörte ich aus dem Munde des im Sachsenwald Einsamen. Jetzt sah er die Vorzüge und sprach nur von ihnen, weil er die Mängel ja oft genug kritisirt hatte. Auch gefiel ihm Richters schroffe Wendung gegen den demokratischen Sozialismus. „Auf dieser Basis wäre eine Verständigung möglich gewesen. Aber so lange ich da war, kühlte er sein Müthchen ja nur an mir und hätte, glaube ich, mit Liebknecht gegen mich bande à part gemacht, wenn er sicher gewesen wäre, mir mit antisozialistischer Politik Freude zu bereiten."

*

Erst wenn Bismarck fort ist, hatte Mancher gedacht, kommt Richters große Zeit. Sie kam nicht. Viel Verdruß, Aerger im eigenen Lager kam; und

die Macht schmolz allmählich dahin. Langsam aber entgiftete sich nun die alte Liebe. Zuerst, als er noch glauben konnte, der Verfehmte werde sich wieder in die Sonne ducken, verfuhr er nicht säuberlich mit ihm; was in den ersten Jahren nach 1890 über Bismarck in der Freisinnigen Zeitung stand, hätte Eugenius später wohl selbst nicht mehr gern gelesen. Dann merkte er den Irrthum. Dieser Junker war doch nicht so machtgierig, wie Richter immer geglaubt (nach meiner Diagnose: sich zu glauben gezwungen) hatte. Der beugte sich nicht, um einen Gunstbeweis aufzuheben; senkte vor dem Höchsten nicht in Höflingsdemuth den Blick. Vermißt haben die alten Feinde ihn ja alle. Bamberger, der, in seiner schwächsten Stunde, den Redner vom jenenser Marktplatz einem „abgetakelten Komoedianten" verglichen hatte, sagte mir einmal, das Parlamentiren mache ihm keine Freude mehr; „denn schön wars doch nur, mit dem großen Manne Lanzen zu brechen." Für Richter war es mehr gewesen. Beinahe Lebensinhalt. Ungefähr wie Wagner für Nietzsche; Beglücker und Schreckbild. Nur: der Politiker hatte dem Glück, Diesen miterlebt zu haben, nie Ausdruck gegeben; es sich selbst nicht erlaubt. Jetzt that ers. Oft (und öfter von Jahr zu Jahr) nannte er den ersten Kanzler nun rühmend; stellte ihn den Epigonen als Muster hin. Und immer freier, heller, größer wurde bei solcher Erwähnung der Ton. Schwerhörige lachten. „Jetzt lobt er ihn; nur um die neuen Männer zu ärgern." Feine Ohren verstanden ihn besser. Wars ein Fehler, daß er sich nicht entschloß, gegen Gewährung der zweijährigen Dienstzeit sein Trüppchen ins gouvernementale Lager zu führen? Er hätte es nicht vermocht. Wer, Leib an Leib, ein Leben lang Bismarck befehdet hat, ergiebt sich nicht einem Caprivi. Nein. Mag die Partei in Trümmer gehen: Zu ihnen, lieber Feind Theodor, folg' ich Dir nicht!... Und dann kam die große Rede, die Herrn von Boetticher das Staatssekretariat kostete (daß sie den Sturz des Gedankenwechslers nur beschleunigt, nicht bewirkt hat, weiß ich). Das Beste, was über die offizielle Politik nachbismärckischer Zeit in einem Parlament gesagt worden ist. Schneeblaß saßen die Excellenzen; mit ängstlich gespannter Miene. Wen würde der nächste Streich treffen? Alle Register klangen. Zorn, Hohn, Verachtung, Pathos, Humor, gellender Witz. Und wie Orgelgedröhn drangs immer wieder durch: „Bismarck war aus anderem Stoff als Ihr Armsälige, deren Leben und Lebensspur ein Windhauch von oben für ewig verwischen kann. Der, Ihr wißts, war nicht nach meinem Sinn; doch ein Mann; und Ehre, mit ihm zu fechten. Ihr und Der!..." Mir war damals, als hörte ich durch den Sturm noch eine andere Weise; hörte die werbende Stimme eines Alten, der einem Aelteren zurief, in den fernen Wald: „Sieh her; Den gerade, der Dir der Widrigste ist, schlachte

ich Dir; und wenn ich Dir oft Unrecht that: ists nun nicht gesühnt? Just diesen Einen haben Alle geschont, um Dir nicht Freude zu schaffen. Meine Hand fällt ihn heute; laß zwischen uns Friede nun sein!" Diesen Eindruck suchte ich anzudeuten, als Bismarck mich mit leuchtendem Blick gefragt hatte: „Was haben Sie zu Richter gesagt?" Er schmunzelte, schüttelte den Kopf und meinte: „Ja, um Richter wars eigentlich immer schade!"

Schade? Gewiß: daß er nicht dazu kam, gestaltend, verwaltend seine Kraft erproben zu können. Sonst aber: sein Leben war nicht arm. Der letzte starke Vertreter des politischen Individualismus hat sich selbst auch den Luxus gestattet, seine Individualität zu schrankenloser Geltung zu bringen. Er hieb, stach und schoß auf Jeden, der ihm nicht gefiel; auch auf die Nächsten (und viel zu oft leider auf Hasen, die ihm vor die Flinte kamen). Er stampfte auf selbst gefundenem Weg vorwärts, ohne zu fragen, ob er am Ziel die Mühe belohnt sehen würde. Er hielt sich im Schatten und kam deshalb gar nicht erst in die Gefahr, von der Sonne sich den Mantel abschmeicheln zu lassen. Draußen wußte (und weiß) man nicht viel von ihm. Nur, daß er in seiner Wohnung eine riesige Registratur und viele kleine Vögelchen habe; und daß er, lange der Prototyp des Hagestolzen, auf seine alten Tage die greisende Witwe eines Freundes zur Ehegefährtin nahm. Zu sehen war er kaum; nicht an Dinertafeln noch bei der Fütterung in Ministerhäusern. Keiner von uns hat ihn je im Frack erblickt. Und trotz Alledem (nein: und eben darum) war er populär. Wars auch in den Tagen der wildesten Sträuße mit dem Recken; selbst bei dessen Getreusten immer ein Bißchen. Am Meisten nach seiner Abrechnung mit der neusten Aera. Und daß er, in einem Hagelwetter von Schimpf und Spott, gegen den Versuch einer Obstruktion auftrat und den Zolltarif, den er Schritt vor Schritt zäh bekämpft hatte, nun ermöglichte, hat ihm Keiner von Denen vergessen, die das Lebensgesetz alles Parlamentarismus gefährdet finden, wenn ein Häuflein Rabiater nach Willkür und Laune der Mehrheit den Willenskanal verstopfen darf. Wie unverständig haben die Sozialdemokraten ihn damals geschimpft! Und er handelte doch, wie er mußte; blieb sich selbst getreu, wie ers in der Maienzeit des Caprivismus geblieben war. Einen Schwächeren hätte der mögliche Konjunkturgewinn verlockt. Großes stand auf dem Spiel. Als Kanzler ein General, der sich von dem Abgeordneten Alexander Meyer nationalökonomisch berathen läßt, der, um sich oben zu halten, alle antibismärckischen Bestrebungen, offen oder heimlich, unterstützen muß und durch die Macht der Umstände genöthigt ist, vom Weg preußischer Grundadelspolitik abzubiegen. Ein Kaiser, der geneigt scheint, das Caesarenexperiment Louis Napoleons zu wiederholen, im Massenwillen seine Stütze zu suchen, und der

für Richters Belletristenkampf gegen die „vaterlandlosen Gesellen“ des Lobes voll ist. Schon regte sich in der Brust der „Toten Männer“ (so nannten sie selbst sich, seit in Friedrich ihre Hoffnung gestorben war) neues Frühlingsahnen. Endlich konnte dem Liberalismus die ersehnte Stunde schlagen, endlich der Morgen dämmern, der ihn zur Machthöhe rief. Nur Richters vierschrötiger Leib schien damals die Straße zu sperren. Ich hörte, wie die im selben Parteiverband neben ihm Sitzenden den Unbequemen schmälten, jeder Schlappe sich freuten, die er, seis auch unter Miquels Streichen, erlitt, ihn blind, brutal, das wandelnde Unglück des deutschen Liberalismus nannten. Ich sah ihn, als er aus der Sitzung kam, in der das Band sich gelöst, das Fähnlein der Barthischen sich von der Fortschrittstruppe wieder geschieden hatte. Unsicher ging er, taumelte, wischte oft den Schweiß von der breiten Stirn und sprach vor sich hin. Am Ziel wars, als zögere er; stand, lüftete den Schädel und sann. Dann preßten die Lippen sich auf einander; ein harter Entschluß furchte die Wangen: jetzt wußte er, was er über die Spaltung der Fraktion schreiben müsse. Je maintiendrai. Unter diesem Kaiser war, trotz Leo und Alexander, seinem Ideal die Zeit nicht reif. Das Wähnen der Zeitgemäßeren, die damals, als Bambergers Gemeinde, selbst die sanfteste Form des Kathedersozialismus verpönten und bald danach, als Herbergsväter des Herrn Naumann, dicht an die rothen Genossen heranrückten, das Wähnen, eine Bourgeoispartei könne in absehbarer Zeit „die Arbeiter zurückgewinnen“, hat ihn nie geblendet. Dieser derbe deutsche Kerl wollte lieber einsam sein als in einer Gesellschaft, die ihm nicht behagte. Das trug ihm Haß ein; schuf ihm aber auch Bewunderung, dem Rauhen sogar zärtliche Liebe. Vor seiner Bahre entblößten die Feinde das Haupt; und die männlichen Worte, die Herr von Heydebrand und der Lasa ihm aus dem Landtagshaus nachrief, waren der anständigste Lohn, den die Arbeit eines niemals von Sonnengunst bestrahlten Mannesleben zu erringen vermag.

*

„Eris schüttelt ihre Schlangen, alle Götter fliehn davon und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion.“ Wer ungeblendeten Auges die Vorgänge der letzten Zeit geschaut hat, wird begreifen, daß manchem Deutschen im schon recht alt aussehenden Reich jetzt zu Muth ist wie der Kassandra unseres Dichters. Nebel im Thal, Nebel auch um die höchsten Kuppen. Muß Eugen Richter da nicht doppelt vermißt werden, auch vom Gegner? Er hatte noch den alten Stil; wollte das Wesen, nicht eitel Schein. In seinem Kleid hing noch der Duft großer Zeit. Und wenn er mit finsterem Bärbeißergesicht im Saal des Reichstagspalastes sich durch die Reihen schob, zeigte ihn oben, wo die Quiriten dem oft so leeren Gerede der Tribunen lauschen, der Vater dem Sohn. „Das ist der Letzte vom alten Schlag. Der hat noch mit Achilleus gerungen.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. März 1906.

Herzog Georg.

Georg der Zweite, Herzog von Sachsen-Meiningen, wird am zweiten Apriltag achtzig Jahre alt und kann im September das Jubiläum vierzigjähriger Regirung feiern. Sein Vater, Herzog Bernhard, der in der Zeit des Rheinbundes und mittelstaatlichen Preußenhasses erwachsen war, hatte sich eifernd für des Augustenburgers Recht auf Schleswig-Holstein eingesetzt und im Streit um die Macht über Deutschland für Oesterreich Partei ergriffen. Sein Gewissen wehrte sich gegen die Bundesreform; und als preußische Truppen Kamburg und, am neunzehnten September 1866, Meiningen besetzt hatten, zog er der Unterwerfung den Verzicht auf die Krone vor. Georg fand viel Arbeit. Er mußte mit Preußen Frieden schließen, der Verwaltung einfachere und modernere Formen schaffen, durch ein neues Steuersystem und durch die Konvertirung der Staatsschuld die Finanzen bessern, das Verhältniß zu Schule und Kirche ordnen. Er hatte in Bonn studirt, bei den preußischen Gardekürassieren gedient, als Vierundzwanzigjähriger sich der Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen vermählt: so wards ihm denn nicht allzu schwer, sich in die neue Zeit zu schicken, die von den deutschen Fürsten harte Opfer heischte. Geräuschlos sorgte er für sein Land. Still, ohne die Blicke auf sich zu lenken, folgte er später auch dem nationalen Gebot, das gegen Frankreich zu den Waffen rief. Gab sich nicht für einen großen Strategen oder hellsichtigen Taktiker, lungerte nicht, wie mancher fürstliche Müßiggänger und Paradesoldat, als ein lästiger Tafelgesell in Hauptquartieren herum, sondern blieb bei seinen Zweiunddreißigern und theilte mit ihnen tapfer die Mühen des Marsches und die Gefahr der Schlacht. Als ihm, nach fünfjähriger Ehe, die erste Frau gestorben war, hatte er eine Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg geheirathet; 1873, ein

Jahr nach dem Tode dieser Feodora, wurde die vierunddreißigjährige Schauspielerin Helene Franz seine Frau. Nicht Herzogin; nur Freifrau von Heldburg. Doch im biblischen Sinn seine treue Gehilfin. Weil er eine ihr angethane Kränkung nicht vergessen kann, ward er seit Jahren nicht mehr am berliner Hof gesehen. Der Kaiser hatte sich ihm einst zum Besuch angesagt. In Meiningen war, mit beträchtlichen Kosten, Alles zum Empfang bereitet. Da kam, im letzten Augenblick, die Botschaft, Seine Majestät wünsche, der Freifrau nicht zu begegnen; ein unauffälliger Vorwand, der die Gemahlin des Herzogs vor dem Besuchstag zur Abreise zwinge, werde sich ja leicht finden. Er fand sich nicht; sollte sich nicht finden. Georg ließ sagen, wer seine Frau nicht sehen wolle, könne in Meiningen nicht Gast sein. Der Kaiser kam nicht; und der Herzog, dessen ältester Sohn der Schwager Wilhelms des Zweiten ist, hat den Kaiserhof seitdem gemieden. Ohne Groll. Der alte Herr, der mit seinem weißen Bart noch rüstig einherschreitet, hatte immer zu viel Takt, war stets ein zu gut deutscher Fürst, um seinen Unmuth je sichtbar oder hörbar werden zu lassen. Er blieb fern, ersann der Politik des Reiches und des Reichspräsentanten aber nie auch nur die geringste Schwierigkeit. Für Alles, was Deutschlands Wohlfahrt fördern konnte, war er zu haben; und sein politischer Ehrgeiz beschränkte sich auf den Wunsch, sein Land mindestens so gut regirt zu sehen wie irgend einen anderen Bundesstaat. Das hat er, für das Auge des nicht an der Werra Heimischen, in stetiger Arbeit erreicht. Das Herzogthum, der Sitz alter Hausindustrie, ist im Reichstag durch einen Freisinnigen und einen Sozialdemokraten vertreten. Nie aber kam von dort besonders laute Klage, nie der Widerhall eines Konfliktes oder häßlichen Skandals. Der Herzog wird wie ein Vater geliebt und seine Frau nicht geringer geachtet als eine unter purpurnem Betthimmel Gezeugte. Trotz der morganatischen Ehe des Herzogs und seines zweiten Sohnes (mit der Tochter Wilhelms Jensen) blieb der Familienfriede ungetrübt und die Schwester des Deutschen Kaisers hat oft bewiesen, daß sie sich in der Nähe der Freifrau von Heldburg behaglich fühlt. Ein stiller, vornehmer Hof ohne neudeutsche Prunkfassade. Ein Fürst, der mit seinen Thüringern lebt wie ein verständiger Gutsherr mit seinen Bauern, ihnen, wo ers vermag, das Leben erträglich zu machen sucht und keinen Menschen, auch die eigenen Kinder nicht, in seines Wesens besondere Art zwingen will. Ein bis ins Greisenalter arbeitsamer und für feine Kulturfreuden empfänglicher Fürst, der nie die Pflicht des Amtes vergaß, nie sich höher dünkelte als der ärmste seiner Mitbürger und nie der Versuchung erlag, im Vordergrunde der Bühne um Beifall zu ringen.

Solche Auffassung fürstlichen Berufes verdient, schon weil sie selten geworden ist, dankbare Anerkennung. Unsere Fürsten, schrieb Freytag schon 1870

„sind in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln. Wenn sie schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, werden sie früh veranlaßt, sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. Denn die äußere Erscheinung des Fürsten, Uniform, Miene, Geberde, das gesprochene Wort sollen wirken. Vielleicht ist die höchste der Tugenden, die an einem vollendeten Fürstenleben zu rühmen sind, daß der Herr bis an das Ende seiner Tage sich die richtige Selbsterkenntniß, den maßvollen Sinn und die bereitwillige Anerkennung fremden Werthes bewahrt habe." Und den Ruhm solcher Tugend hat Herzog Georg erworben, trotzdem er die Hauptarbeit seiner Mannesjahre der Schaubühne gewidmet hat, die so leicht zu eitler Applaussucht lockt. Den heute fern vom Thüringerwald Lebenden ist er nicht der Herzog von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, zu Jülich, Kleve und Berg, auch Engern und Westfalen, der souveraine Fürst zu Saalfeld, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, Graf zu Henneberg, Kamburg, zu der Mark und Ravensberg, Herr zu Kranichfeld und Ravenstein. Das Alles besaß, seit der dritte Sohn Ernsts des Frommen durch den Rezeß vom neunten Februar 1681 hennebergische und thüringische Aemter mit vollem Hoheitrecht erhielt, vor ihm schon mancher Andere, wird nach ihm mancher Andere noch besitzen. Uns ist er der Theaterherzog, der nicht, wie der Theatergraf Hahn-Neuhaus, als ein wirrer, vom Coulissendunst umnebelter Schwärmer über das Schaugerüst toste, sondern, als ein ernster Organisator und vorsichtiger Reformator, dem deutschen Bühnenwesen seines Wirkens Spur tief eingedrückt hat. Ihn, nicht den im Kleinen tüchtigen, in großer Prüfung unbewährten Regenten, grüßt unsere Ehrfurcht jetzt an der Schwelle des neunten Lebensjahrzehntes.

Ob er den Grafen Karl Friedrich von Hahn, der um die Mitte der dreißiger Jahre auch in Meiningen seine Glanzkünste zeigte, gesehen und kennen gelernt hat? Dieser närrische Enthusiast, dessen rempliner Liebhaberbühne einst weithin berühmt gewesen war, bemühte sich auf seine Weise um eine straff zusammengehaltene Dramendarstellung, hielt namentlich aber auf szenischen Pomp. In seinem Theater sollten die Fürsten fürstlich wohnen, die Edlen wie echte Barone, Gräfinnen und Ritterfräulein gekleidet sein, sollte auf dem Tisch eines Kirchenfürsten Geräth stehen, das sich in jeder bischöflichen Pfalz sehen lassen könnte. Diese Prunksucht hat den gutmüthigen Theaternarren ruinirt; was als Passion begonnen hatte, endete auch, in anderem Sinn, als Passion. Von Mecklenburg zog Karl Friedrich, der sein Leben lang Dilettant blieb, mit dem Thespiskarren bis ins Thüringerland, ergötzte dann in

Sankt Pauli Matrosen, Ewerführer und Hafenproletariat und war schließlich noch froh, als er in Sommerhude einen Zug kostümirter Lümmel drillen und schminken, mit Kolophonium und Donnerblech wirthschaften oder gar in den Souffleurkasten kriechen konnte. Neben aller Narrheit war in ihm vielleicht ein dunkles Gefühl für das vom Zeitbedürfniß Ersehnte; nur kam er zu früh und lernte nie rechnen. Dem Blick des Erbprinzen und des Herzogs Georg waren bessere Muster erreichbar. Im November 1831 beschritt Robert der Teufel in Paris die Bretter; schuf die Firma Meyerbeer & Scribe das Schema der Großen Oper. Die Julirevolution hatte ausgetobt, im Salon siegten Ary Scheffer, Vernet, Delacroix, auf der Sprechbühne Victor Hugo mit sublimer und grotesker Ungeheuerlichkeit; die Große Oper überschrie Alles, rüttelte mit dem Riesenapparat ihres Orchesters, ihrer Balletkunst und Ausstattungpracht an allen Sinnen. Eine furchtbar gefährliche Konkurrenz für das Drama, in dem, wie im Judenglauben der körperlose Logos, noch das unbekleidete Wort herrschte. Im Jahr 1849 saß Arsène Houssaye mit der Rachel in der Comédie-Française, zu deren Direktor ihn, gegen den Willen der widerspenstigen Sozietäre, Louis Napoleon ernannt hatte. Auf dem Zettel stand: Der Barbier von Sevilla und Augiers Abenteurerin. Kassenrapport: Hundertdreiundsechzig Francs. Die Rachel war empört. Voyez comme ces gens-là jouent bien! Gewiß, sagte Houssaye; mais voyez comme tout est gris et froid autour d'eux; il faut plus de couleur dans la mise en scène. Dafür sorgte er nun. Putzte die Bühne mit Gobelins, Stickereien, theuren Möbeln und warf alle unwürdigen Requisiten in die Rumpelkammer. Das gefiel der Bourgeoisie, die schon auf den besten Plätzen saß, und die Einnahmen stiegen rasch. Emile Perrin ging auf Houssayes Weg ein Stück weiter. Sein Streben war, jedem Drama ein Gewand zu geben, an dem der gelehrteste Archaeologe und Historiker nichts zu tadeln fände. Er war in London gewesen und hatte die Wunder geschaut, die Charles Kean auf die Bretter brachte. Da saß Heinrich der Achte in seiner Königspracht beim Mahl, marschirten im Krönungzug Hunderte festlich geschmückter Menschen in die Kirche, wurde in echten Rüstungen mit echten Waffen bei Azincourt gekämpft, lebte Antonios Lagunenstadt im Märchenreiz wieder auf. So sollte es auch in Paris nun sein; und wurde so, trotzdem Sarcey jeden Montag über die Ausstattungwuth schalt. In Deutschland war Dingelstedt vorangegangen. Weil die Thatsache vergessen ist, sogar von Theatergeschichtschreibern nicht erwähnt wird, will ich ein paar Sätze anführen, die beweisen, wie er, „mit seinem angeborenen Hang zu Massenentwickelungen und Massenwirkungen", schon 1854 der Braut von Messina aus der Fülle kostbaren Stoffes das Feierkleid anmaß. „Ich baue mir die prangende Halle im

ersten Akt, im zweiten die Gartenterrasse des Klosters sorgsam und mit selbstvergnügtem Raffinement auf und stelle vor Allem den Lokalton fest: ein normannischer Palast in Messina, eine Schlucht im Waldgebirg des Aetna. In die Halle steigt man herunter, auf einer imposanten Riesentreppe, die in doppelter Windung, mit einem breiten Absatz in der Mitte, auf die Vorderbühne führt. Von dort herab poltern zuerst, von entgegengesetzten Seiten auftretend, auf dem Absatz zusammenstoßend, drohende Blicke und Geberden wechselnd, unter kriegerischer Musik von draußen, die den vom Dichter vorgeschriebenen Einzugsmarsch fortsetzt, die beiden Chöre. Ich lasse sie weder uniformirt noch im Gänsemarsch auftreten, sondern in zwei wilden, wirren Haufen, mit Staub bedeckt, zum Kampf gerüstet, die Schwerter zum Theil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnlein über jeder Schaar flatternd. Während des ganzen ersten Aufzuges halte ich sie in äußerlicher Bewegung; sie gehen ab und zu, sondern sich in einzelne Gruppen, treten dann wieder in feste Massen zusammen, lagern sich, Schild und Schwert abwerfend, auf den Stufen der Treppe, werden von Sklaven mit Speise und Trank gelabt." Das sahen die Münchener am elften Juli 1854. Zwanzig Jahre danach, am ersten Mai 1874, erfocht Georg von Sachsen mit seiner Truppe an der Spree den entscheidenden Sieg.

Das System war also nicht neu. Graf Hahn hatte es in dunklem Drange geahnt, Kean in London, Houssaye und Perrin in Paris damit leere Kassen gefüllt, Dingelstedt es von München nach Weimar und Wien gebracht. Weil sie sich dagegen gesträubt hatten, war in Düsseldorf Immermann, in Leipzig und Wien Laube gescheitert. Denn die Zeit wollte den Wandel des Bühnenwesens. Modernen Sinn dünkte der Mensch nicht mehr die Krone der Schöpfung, das freie, selbstherrliche Ebenbild Gottes; und wenn er von seinem Milieu, von dem goethischen „Mittel", in seinem Wollen und Handeln abhängig war, mußten diese determinirenden Mächte auch auf der Bühne sichtbar werden. Wird Wallenstein nicht erst im deutlichen Bilde seiner Zeit, seines Erlebens verständlich? „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Und dieses Lager darf nicht allzu weit von der Vorstellung bleiben, die der von Bilderbüchern und billigen Kostümwerken Belehrte ins Theater mitbringt. Reisen in fremde Länder waren einst das Privileg der Reichsten. Jetzt reist Jeder, war Jeder in Paris und Rom, London und Venedig; und wer nicht dort war, kennt Landschaft und Tracht, Paläste und Dome von Wochenillustrationen und Ansichtkarten her. Selbst auf der höchsten Galerie wissen heutzutage die Leute ungefähr, wie es am Hof der Jungfräulichen Königin zuging, im Dogensitz Dorias aussah; wissen, daß ein mit Krüppelkiefern umsäumter Tümpel nicht dem Mittelmeer gleicht. Schulkinder waren in der Tellskapelle und sind enttäuscht,

wenn das Rütli anders ist, als sie's vom vierwaldstätter Dampfer aus sahen. Dazu kam die Prunksucht der Bourgeoisie, die endlich nun auch in Deutschland zur Herrschaft gelangt war und sich für Meyerbeer, D'Ennery, Verne, für Piloty und Makart, für Pittipaläste und Renaissancegeräth begeisterte. Die Bequemlichkeit einer Technik, die kaum noch einen Wunsch unerfüllt ließ (schon Kean hatte mit Wandeldekorationen gearbeitet und über Wagners Festspielbühne strömte gar nun der Rhein). Und die Nothwendigkeit, sich gegen den Ansturm der Großen Oper, der Operette, der Feen- und Weltreisemärchen und des „Gesammtkunstwerkes" zu wehren. Prophet, Afrikanerin, Sardanapal, Orpheus, Phileas Fogg, Rienzi und Loge waren gefährliche Konkurrenten. Die Zeit war reif; und Herzog Georg wurde der Exponent ihres Langens.

Er erkannte früh (oder lernte von Eduard Devrient), daß die Oper das Unglück des deutschen Schauspieles geworden, im Theater kleiner und mittlerer Städte nur für eine der beiden Bühnenkunstgattungen, die bescheidenere, Raum und Pflegemöglichkeit ist. Entließ schnell also die Sängerschaar und wagte sich an die schwere Aufgabe, ein gutes deutsches Schauspiel zu schaffen. Die Bilanz seines Wirkens ist seit drei Lustren abgeschlossen und oft genug seitdem geprüft worden. Er hat, wie von Hahn bis auf Possart und Barnay mancher Regievirtuose, durch Uebertreibung gesündigt, für den Rahmen, besonders nach dem ersten Rundreiseerfolg, eifriger als für das Bild gesorgt und vergessen, daß im ernsten Drama alles nicht unbedingt Nothwendige nicht etwa nur überflüssig, nein: dem eng begrenzten Leben des Gedichtes schädlich ist. Die Sammlerfreude am echten Kostüm, Geräth, Bibelot, der penchant vers l'accessoire verleitete ihn manchmal, aus der Bühne ein Raritätenkabinet zu machen, ließ ihn auch übersehen, daß Schillers holdselig keusche Maria nicht die historische Schottenkönigin, Kleists kranker, verträumter Strahl nicht ein derb stolzirender Ritter aus der Heldenchronik ist. Und da er leicht die passenden Dekorationen, Prunkkleider, Möbel jeder erdenklichen Form, schwer aber Tragoeden, zarte Schwärmerinnen und gewaltig schreitende Heroinen fand, mußte er, um ans Ziel seines Wunsches zu kommen, mitleidlos den Mimen entthronen, den gestern noch souverainen Herrn zum gefügigen Diener erniedern. Nur der Regisseur sollte herrschen; und dieser Regisseur durfte und konnte nach dem Szepter greifen: denn er war nicht nur Regent, sondern im Kleinstaat seines Wollens ein Theatergenie. Nicht vor der Hoheit nur und dem Brotherrn: auch vor dem Sachverständniß beugten sich die Spieler. Unermüdlich war er; und wo der Künstlerinstinkt versagte, half ein sicherer bon sens und die Erfahrung eines fürstlichen Lebens. Wie man einen Caesar und Leontes, einen Hohenzollern und eine Tudor zu behandeln hat, wußte er, hatte viele Attinghausen und Picco-

lomini in der Nähe gesehen; und duldete keinen Verstoß gegen höfische Sitte. Einem Mortimer, der mit Donnergepolter und gereckter Pranke auf Maria und Elisabeth losfuhr, rief er zu: „Das geht nicht. Königinnen sind keine Köchinnen!“ Einer Bertha von Bruneck, die mit der Reitschleppe heftig die Bretter fegte, immer wieder das eine, ein Bischen sächsisch ausgesprochene Wort: „Müde!“ Das sollte heißen: Sie sind, Fräulein, müde von der Jagd und haben deshalb nicht herumzulaufen, sondern sich auf dem Rasensitz zu ruhen. So gings von früh bis spät. Vor und nach der Probe aber war auf dem Schloß Privatunterricht. Jeder gehorchte gern, weil Jeder fühlte, daß er vorwärtskam und daß Eifer und Rüge nur der Sache galt. Und der gekrönte Regisseur, der nie verschmähte, sich um das Kleinste, einen Choristenbart oder ein Kinderkostüm, zu kümmern, war kein unerträglich strenger Herr. Nie hätte er, wie am Schillerplatz im Jahr 1905 geschehen, einen Spieler von heute auf morgen aus langjährigem Dienst gejagt, weil der Mann das Verbrechen begangen hatte, als Geßler „in Sammetschuhen zu Pferd zu sitzen“. Privilegien gab es freilich nicht; der Brutus von gestern mußte morgen im Chor genuesischer Bürger mitheulen, das heilbronner Käthchen sich unter den Dienerinnen des Fräuleins von Belmont tummeln. Nur dadurch wurde die Individualisirung, das glaubhafte Leben der Massen möglich. Auf der Bühne dieses Herzogs ging es sehr demokratisch zu. Das Volk, die Menge, der Haufe war immer die Hauptperson. Denkt an die Leichenrede des Marcus Antonius, den Einbruch der Pappenheimer, das Schlachtgewühl bei Fehrbellin und Orleans, an die Sturmszenen der Hermannsschlacht und der Räuber. Fast immer gab es zu viel buntes Detail, wurde der Eilmarsch der Handlung verzögert, um dem Zuschauer einen niedlichen Fund, ein Drillmeisterstück, ein Eckchen aus verschollener Historie zu zeigen. Kinderkrankheiten eines neuen Stils, der noch, staunend, sich selbst bewundert. Wer aber kann den Racheschrei römischer Bürger gegen die Ehrenwerthen, das irre Jauchzen und trunkene Lallen der mit dem vom Galgen befreiten Roller recta ins Böhmerdickicht heimkehrenden Räuber je vergessen? Auf keiner deutschen Bühne war Aehnliches vorher gehört worden; auf der größten sogar war eine Massenszene leidiger Nothbehelf, eine Schlacht ein lächerliches Spektakel. Der meininger Regisseur suchte oft den blendenden Effekt und fand selten den tiefsten Ton eines Gedichtes. Für Intimität, für den Reiz leise von Mensch zu Mensch schwingender Stimmung fehlte ihm das Ohr und die sacht gestaltende Hand. Die Architektur und die atmosphärischen Nothwendigkeiten eines Dramas aber erkannte er beinahe stets und that für sie, was er mit seinen Mitteln irgend vermochte. Gab den Räubern endlich das Kleid der Schillerzeit wieder. Ordnete (vielleicht wars seine feinste Meisterleistung) die Wirrniß des ersten

Fieskoaktes zu anschaulichster Klarheit. Rettete die Hirtin von Domremy aus den Tatzen plumper Bärenweibchen. Ließ, als Erster in Deutschland, Molière in dem Stil, Tempo und szenischen Kleid spielen, in dem diese gallische Typenenthüllerkunst auf Moderne noch wirken kann. Und sein Rom, sein Genua und Fabelsizilien, das Lager seines Friedländers strotzte von kräftigem Leben.

Müssen wir ihm nicht dankbar sein? Er wollte, als die Reichsgründung ihn zur Resignation zwang, nicht wie der Herr von Yvetot leben, früh ins Bett taumeln und lange schlafen; nicht zum duc fainéant werden. Drum stellte er sich in den Dienst eines Kunstbetriebes. Lernte erst und lehrte dann fleißig; als gelte es nährendem Handwerk. Wähnte nie, als vom Christengott Geweihter unumschränkt im apollinischen Erbreich schalten zu dürfen; verließ sich nie auf die Allwissenheit seines inneren Auges. Vor jeder Schöpferkraft neigte er, der sich nur einen Nachbildner fühlte, willig das Haupt. Ibsen und Björnson fanden bei ihm das erste würdige Obdach im deutschen Land und dem launischen Genie Hansens von Bülow gab sein Entschluß die Möglichkeit freier Bethätigung. Er hat immer, ohne der Herkunft nachzufragen, mit Leuten verkehrt, die ihm gefielen, von keinem Gast je Knechtsdemuth verlangt und das Getuschel lieber Vettern zornlos belächelt. Sein Theater (und später seine Hofkapelle) hat ihm ungemeine Erfolge beschert; und er ist bescheiden geblieben; still, ernst und gewissenhaft, wie er im Arbeitzimmer, im Kabinetsrath und als Lagergenosse der Zweiunddreißiger gewesen war. This was a man! Noch ist er aufrecht; und, mit achtzig Jahren, wohl auch sichtbaren Zeichens lebendiger Dankbarkeit werth. Den deutschen Schauspielern war er der beste und gütigste Erzieher. Er hat sie an Disziplin gewöhnt, mit ihnen wie mit Seinesgleichen gearbeitet, sie im Ausland zum Siege geführt und die Geltung ihres Standes erhöht. Hat, gegen den Andrang der Großen Oper, gegen den Offenbachrausch und die Wagnergefahr, dem deutschen Drama hohen Stils das bedrohte Bühnenleben erhalten. Dem Theaterherzog muß im Deutschen Reich ein Denkmal gesetzt werden. Von den Theatermenschen natürlich; von Dichtern, Unternehmern und Spielern, denen sein unermüdliches Interesse den Weg erleichtert hat. In jedem deutschen Schauspielhaus müßte am zweiten April der Geburtstag des Herzogs Georg von Sachsen gefeiert, von jedem der Ertrag der Festvorstellung einem Fonds überwiesen werden, der dann schnell so groß wäre, daß man einen Künstler, nicht einen Puppenalleelieferanten, für die schöne Aufgabe werben könnte. Schnell; denn die Dichter könnten auf den Abendgewinn verzichten und das Ausland würde mitsteuern. Die Moskauer, deren Gastspiel seit dem ersten Erscheinen der meininger Truppe das größte Ereigniß unserer Theatergeschichte ist, sagen Jedem, ders hören will, daß sie die Elemente ihrer Kunst in Georgs Thüringerschule erworben haben.

Väter und Söhne.

Wohl Dem, der in einer Zeit lebt, wo lebendige Ueberlieferungen den zum Handeln bereiten Willen aufnehmen und, in fruchtbaren Thaten, der Zukunft entgegenführen! Wahrhaft frei wird jede Kraft nur, wenn sie sich im richtigen Augenblick der Leitung einer Nothwendigkeit überläßt; und mächtig kann sie nur werden, wenn weiser Zwang sie an den rechten Punkten beschränkt. Allein vermag der Mensch nichts; erst die Harmonie mit Vielen macht ihn stark. Die Menschheit ist geworden, was sie ist, indem sich ihre Glieder zusammenschlossen, indem Jeder empfing, wie er gab. Der Einzelne kann niemals die ganze Wahrheit erwerben; denn diese ist unter Alle vertheilt. Selbst das Genie, in dem sich die größte Summe von erkennender Kraft individualisirt, ist ein Kind der Gesammtheit: ein Produkt.

Wenn der Jüngling sich seines Berufes zur Kunst bewußt wird, sieht er sich nach Vorbildern um. Und wenn der Laie seiner Lust zum Schönen Nahrung sucht, wendet auch er sich der Kunst zu. Es ist so natürlich, daß Beide von ihrer Zeit erwarten, was ihnen noththut: der Eine die Lehre, der Andere die Bestätigung. Und was sie von der Kunst an Gedanken höherer Art empfangen, suchen sie ihrer Thätigkeit dann einzuordnen und es der Allgemeinheit in anderer Form zurückzugeben. Die Menschheit aber sieht sich stets nach Individuen um, die Geisteskeime in ihren zeugungsfrohen Mutterschoß versenken könnten. Gedanken und Gefühle mit dem Blute der Wirklichkeiten heimlich zu nähren und sie dann als Thaten zu gebären: Das ist so recht die Lust der Allgemeinheit. Um solche fruchtbaren Wechselbeziehungen aber herzustellen, ist eine umfassende Kulturkonvention Vorbedingung. Eine geschlossene Kultur giebt ihren Kunstzöglingen Stoffe, den Stoffen geistigen Gehalt, diesem eine organische Form und sie giebt selbst eine Technik. Wenn sich das Talent dieser Gaben, die keinem erheblichen Zweifel mehr unterworfen sind, bemächtigt hat, sieht es sich fähig, sein Inneres rein und vollständig auszusprechen. Dem Laien aber klingen die Töne einer solchen Kunst vertraut, weil sie künden, was er in seinen besten Stunden ersehnt; rings um sich sieht er tausend Bruderhände und die leisen Stimmen seines Herzens können in einen Chor jubelnder, anbetender Gesänge aufgehen.

Die Menschen einer Zeit haben nie eigentlich weniger Religion als die einer anderen. Der fanatische Atheist unserer Tage hätte wild im Korybantenreigen mitgetanzt oder die eleusinischen Mysterien gesucht; und der moderne Zweifler kann im innersten Gefühl so inbrünstig sein, wie es ein Christ des Mittelalters war. Aber der Lebende steht mit seiner Inbrunst einsam da, weil das Stichwort für Alle fehlt. Das erst entgöttert ihm den Himmel. In diesem Sinn hat der Heutige auch eben so viel Kunsttrieb wie der Mensch der

Vergangenheit; doch kann er sich des Schatzes nicht bewußt werden und so stirbt das große Geheimniß der Schönheit mit ihm dahin, ohne sich offenbart zu haben. Der unsichtbare Besitz bleibt ungenutzt; greift die Hand zu, so verrinnt der Reichthum wie Wasser zwischen den Fingern. Religion ist Ruhe und ihr Kind ist die Kunst. Schönheit ist höchste, von lebendiger Bewegung gesättigte Ruhe. Und diese Ruhe wird vom Künstler wie vom Laien gesucht, die Beide ihrer Bewegung Herr werden wollen.

Wie muß nun dem Jüngling werden, der heute sein innerstes Gefühl der Zeit darbietet! Wo er Ruhe erwartet und weise Lehre, trifft er auf wilden Streit, wo er demüthig empfangen möchte, drängt man ihm eine Waffe in die Hand und er sieht sich gezwungen, im Kampf der Meinungen mitzufechten. Bald berauscht ihn die Wildheit und die Kraftgefühle stellen sich in den Dienst schlimmer Instinkte. Im Gewimmel der Parteien schließt er sich den Rücksichtlosesten an und stößt im Haufen froh und frech den Kampfruf seiner Genossen aus. Kommt dann, früher oder später, ein Augenblick der Besinnung, so sieht er sich, der mit Kränzen im Haar und bräutlich bang erschien, inmitten einer Schaar roher Genossen, mit Wunden bedeckt, von Staub beschmutzt; und voll Scham und Ekel birgt er das Gesicht in den Händen.

Für den ernsten Menschen ist es schwer geworden, das Leben zu leben. Eine kalte Atmosphäre des Zweifels erfüllt die Welt mit feucht frostigen Nebeln, nimmt der Farbe das freudige Leuchten, der Form die greifbare Klarheit, deckt die Fernen mit Ungewißheit zu und macht den Boden schlüpfrig, daß der Fuß die Sicherheit verliert und ängstlich gleitet. Grundsätze brechen zusammen, die ewig schienen. Die Väter bleiben bei den Trümmern und suchen mit trotziger Alterskraft die Reste zu stützen, rings umtobt von der Zerstörunglust der Jugend. Die Unsicherheit aller Zustände führt den Einen zu träumender Verzagtheit, den Anderen zu brutaler Rücksichtlosigkeit; die Stimmung schwankt zwischen müder Bekümmerniß und forcirtem Hoffnungjubel. Eine unsichtbare Gewalt läßt das chimärische Ziel vor uns zurückweichen, wenn wir ihm entgegenstreben. Wer nicht stark und gesund ist, nicht roh, gleichgiltig und schlecht, geht zu Grunde; die feine, stille Natur, die sich dem eingeborenen Ideal verantwortlich glaubt, zuerst. Die Väter fluchen in der Angst ihrer Liebe den neuen Wegen der Söhne, die Mütter ringen die Hände über den Streit zwischen Gatten und Kindern und grübeln, warum der Unfriede ins Haus getragen werden mußte. Die beiden Geschlechter erneuern mit furchtbarer Erbitterung den uralten Kampf. Aus der Ehe flieht das Vertrauen; Mann und Weib spüren die Schwächen des Geschlechtes auf und bejubeln mit feindlicher Freude jeden Vortheil; in Stunden der Brunst nur nähern sie sich mit jäher, unreiner Zuneigung. Alles Gift, alle Schmach der Zeit schließt sich zu persönlichen Schicksalen zusammen. Die Wahrheit hört sich an wie Lüge und die

Lüge wie Wahrheit. Erhabenes und Gemeines, Künstliches und Natürliches, Ehrliches und Erheucheltes, Rohes und Ueberfeinertes: Alles braut sich zu einer dichten, ungesunden Luft zusammen, die dem Lebensmuth den Athem benimmt.

Die Väter sind unmerklich in die neuen Zustände hineingeglitten, ohne sie zu begreifen; zum Bewußtsein ist der moderne Geist erst in den Söhnen gekommen. Jene wurden noch von einem kategorischen Sittengesetz geleitet. Das war freilich ein seltsames Ding, zusammengesetzt aus vager Zuversicht auf eine göttlich väterliche Lenkung des Lebens, aus halber Aufklärung und rationalistischer Romantik, aus pedantischem Liberalismus, Feierabendästhetik und Sonntagsbegeisterung. Die Idealkraft reichte für die Fälle aus, wo es galt, das Schädliche zu unterlassen, selbst abzuwehren; nie aber hat sie schöpferische Fähigkeit bewiesen. Das geistige Kapital der Nation ist verbraucht, nicht gemehrt worden. Die Väter erheben den Anspruch, Charaktere zu sein, und sind doch, mehr, als sie selbst es ahnen, schwache, ängstliche Kompromißler. Sie haben uns kaum etwas Schlechtes gegeben; aber lebensstarke Ideen verdanken wir ihnen auch nicht. Gewiß: sie haben uns arbeiten gelehrt; doch die Arbeit war niemals freudig, sondern still, emsig, gedankenlos und pflichtgemäß.

Die Söhne wiederum haben bewiesen, daß sie den Ideen, als deren Anwälte sie auftreten, nicht gewachsen sind. Sie können freilich nicht gleich über den Problemen stehen; man sollte aber meinen, daß der Ernst der Situation ernste Männer geschaffen habe. Niemals jedoch ist eine Generation unreifer gewesen. Die Vorurtheillosigkeit ist das Banner, unter dessen Schutz gefährliche und arglistige Kindereien getrieben werden. Die selbstverständlichsten Voraussetzungen des Gesammtheitlebens, Kulturwerthe, die zu schaffen Jahrtausende nothwendig waren, werden als etwas Unbeträchtliches ignorirt; die Nothwendigkeit freiwilliger Begrenzung wird von diesen Voraussichtlosen nicht anerkannt, trotzdem sie über ihre „Freiheit“ bei jedem Schritt stolpern. Vom Instinkt, vom unbewußten Kulturtrieb wird das Leben wohl ernst genommen; aber das Bewußtsein benimmt sich leichtsinnig, wie ein Schwärmer auf dem Karnevalsfest. Wahrhaftige, selbst groß geartete Gefühle liegen hart neben dem Unsinn, ein zukunftsicheres Wollen wird von einer Vernunft bedient, die in Leidenschaften und Ausschweifungen verseucht worden ist, und der Mangel an Einschätzungsfähigkeit verwechselt das Wahre mit der aufgeschminkten Lüge, das Sittliche mit dem in den Kleidern der Vorurtheillosigkeit einherstolzirenden Unsittlichen. Was Gesundung bringen soll, sieht wie Verfall aus; unerhörte Uebertreibungen werden laut und die Kraft wird an den falschen Stellen eingesetzt. Starke Begabungen, Träger berühmter Namen geberden sich wie Knaben und die männliche Charakterkraft scheint nur noch bei den Vätern zu sein.

Der Geist des letzten Jahrhunderts hat das religiöse Fühlen und damit das Vertrauen auf sittliche Endziele des Lebens erschüttert, die sozialen

Verhältnisse von Grund auf geändert und entscheidende Standes- und Gesellschaftüberlieferungen vernichtet. Der geistige Besitz ist den Massen preisgegeben, die, wie Hunnenhorden, wild und dumpf aus den Niederungen des sozialen Tieflandes heraufkommen. Es ist eine Art Völkerwanderung. Nur sind die eindringenden Barbaren heute Bestandtheile unseres eigenen Volkes, verstärkt durch große Massen von Proletariern aus den Nachbarländern, denen ungehemmte Freizügigkeit und Verkehrserleichterungen den Weg in die modernen Industriegroßstädte gewiesen haben. Diese Heloten, in denen ein verbissener Herrenwille rumort, mögen eine unverbrauchte Kraft als Ersatz für das Vernichtete zu bieten haben. Vielleicht ist diese Kraft sogar stärker, als die willigste Hoffnung ahnt. Die Lebenden aber spüren zunächst doch die zerstörende Tendenz. Nur auf dem Wirthschaftgebiet werden neue Verträge geschlossen; hier allerdings mit einer gewissen monumentalen Macht, die aus der Entfernung wie ein Kulturversprechen aussieht. Im Geistigen dagegen, in der Ethik und noch mehr in der Aesthetik, sind die Zustände vollkommen chaotisch.

Trotzdem ist der sittlich organisirende Trieb naturgemäß nicht tot; sein Arbeiten bleibt nur unsichtbar in dem ungeheuren Durcheinander disparater Kräfte. Die langsam aufbauende Thätigkeit der Zeit besteht darin, aus den mannichfachen Instinkten der Einzelnen, aus all den Atavismen, halben Ueberlieferungen und revolutionären Zukunftstendenzen gemeinsame Ueberzeugungen von disziplinirender Kraft zu gewinnen. Dieses religiöse Endziel kommt fast Keinem zum Bewußtsein und von dem Spott der Menge wird getroffen, wer es verkündet; dennoch sind Alle, ohne es zu wissen, auf gleichen Wegen. Es gehört zu den großen Kunstgenüssen, diese weit ausholende Entwickelungbewegung zu verfolgen, zu beobachten, wie namenlose Kräfte die Gesammtheit nach bestimmten Punkten lenken und dabei dem Einzelnen doch die Freiheit lassen, zu glauben, er gehe selbständig in anderer, entgegengesetzter Richtung. Das Schicksal (der Erhaltunginstinkt der Gesammtheit) weiß alle Kräfte seinen Absichten dienstbar zu machen und liebt es sogar, Kontraste gegen einander auszuspielen. Und niemals übereilt es sich; mit der Ruhe der Unerschütterlichkeit vollzieht sich das Gesetz.

Heute sind die allgemeinen ethischen Probleme in lauter Theilwerk aufgelöst, in Partikelchen zerlegt; sie werden materialisirt, mit den Fragen des Tages in Verbindung gebracht und diese Splitter der großen Gesammtheitidee erscheinen im Streit der Meinungen dann als Tendenzen, als moralische Thesen und Antithesen. Das Sittliche wird in Sittenanschauungen parzellirt und jede findet ihre Freunde und Feinde. Das Große, das Eine, noch tief Verhüllte, kann von den kleinen Seelen nicht als Einheit begriffen werden, sondern immer nur in Theilen; die Idee der sittlichen Nothwendigkeit wird in schalen Verdünnungen genossen. Und es ist folgerichtig, daß die Kunst, die zur reli-

giösen Ethik gehört, wie die Leuchtkraft zum Feuer, in diesen Zuständen zur Dienerin aller kleinen Moraltendenzen hinabsinkt. Am Meisten die Kunst, die für tendenziöse Zwecke am Leichtesten benutzbar ist: die poetische. Der Wille, sich mit dem Leben in allen seinen Theilen empirisch-moralisch auseinanderzusetzen, kann sich zwar aller Künste bedienen; aber nicht aller gleich gut. Die Poesie vermag auf einer gewissen Stufe sehr überzeugend den Kampf, die Qual und Zerrissenheit der Zeit selbst darzustellen. Die dramatische und epische Poesie unserer Tage liefert den Beweis. Sie handelt zur Hälfte immer von den Konflikten zwischen Vätern und Söhnen. Dieser Zeitstoff wird in allen zufälligen Erscheinungarten, innerhalb aller möglichen Milieus abgewandelt. Die vielen „Richtungen" der vergangenen Jahrzehnte, die angeblich einen Kampf um die Form geführt haben, sind in Wahrheit nur als Bemühungen um den modernen Lebensstoff anzusehen. Man stritt um moralische Ideen, um positive oder (noch öfter) um negative Sittenprobleme, um gesellschaftliche oder staatliche Einrichtungen. Wenn diese Streitigkeiten mit Vorliebe der Poesie und vor Allem dem Theater überwiesen wurden, so zeugt diese Thatsache von der falschen Scham, die verbietet, Fragen der Sittlichkeit klar und einfach, ohne Umschreibungen, zu diskutiren. Und sie ist auch ein Beweis für das kindliche Anschaulichkeitbedürfniß der Menge. Man bedarf für Moralprobleme der Bühne, wie Kinder Bilderbücher haben müssen, um Art und Unart unterscheiden zu lernen.

In der Architektur und den Bildenden Künsten äußert sich die Unproduktivität der Zeit zur Hälfte immer als Stockung. In Perioden, wo der beweglichen Poesie ein Ueberfluß an Stoffen und Tendenzen zur Verarbeitung gegeben ist, fehlt es vor Allem der Architektur und Skulptur an den rechten Aufgaben; und weil ihnen damit auch die Möglichkeit, werthvolle Formen zu gewinnen, genommen ist, greifen sie in die Vergangenheit und sichern sich auf dem Wege der Anempfindung das Unerläßliche. Wir sehen darum in Zeiten, wo es unter den Poeten unendlich viele Verzweifelte giebt, in den architektonischen Künsten besonders oft die behaglich Gedankenlosen. Wenn Bildhauer und sogar Architekten heute doch in den Kampf der Meinungen verwickelt werden, so ist es ein Zeichen, daß sie zum Aeußersten getrieben sind. Ein Zwischengebiet ist die Malerei, weil sie bis zu gewissen Graden die Aufträge der Poesie entgegenzunehmen vermag, aber zugleich auch formal ähnlich gefesselt ist wie die Skulptur. Der Dichter mag im guten Glauben die Tendenz, den Stoff mit der poetischen Idee verwechseln, denn er täuscht sich dann nur über Gradunterschiede, nicht um Artverschiedenheiten; er verfehlt es im rechten Augenmaß für Das, was zeitlich und was ewig ist. Auch in seiner Kunst soll zwar die Form Alles sein; doch kann ihm diese leichter als in den Bildenden Künsten im Stoff verloren gehen, weil das Organ der Poesie nicht das an spezifische Sinneswahrnehmungen gebundene Auge oder Ohr ist, sondern die

bis zur höheren künstlerischen Erkenntniß so schwer zu steigernde Logik der grenzenlosen Empirie. Die Malerei aber muß, wenn sie sich herabläßt, die Arbeit der Pseudopoesie zu verrichten, auf die ihr eigenthümliche Form (Das heißt: auf ihre besondere Schönheit) verzichten, weil diese ihre eigenen Entstehungsgesetze hat. Was in dem poetischen Tendenzbild, diesem Produkt einer unklaren Zeit, an Formelementen Platz findet, besteht darum aus mehr oder weniger geschickt zusammengelesenen Bruchstücken. Um aber reine Form zu gewinnen, genügt es auch wieder nicht, wenn der Maler der Poesie die Heeresfolge versagt. Denn wenn er jene Zeitfragen, die ihn zur poetisirenden Tendenz locken, nicht geistig ganz überwunden hat, werden sie unsichtbar doch gegenwärtig sein, auch wenn sie mit dem Stoff unmittelbar gar nichts zu thun haben. Als Zweifel oder Unklarheiten werden sie neben der Staffelei stehen und die Form verderben. So muß der Maler die besten Jahre an Fragen verschwenden, mit denen seine Kunst nur als Voraussetzung zu thun hat, deren Beantwortung in einer Kulturepoche mit in seiner Erziehung enthalten wäre, und er steht, in Folge dieser Ueberbürdung mit geistiger und seelischer Arbeit, im besten Fall als Mann, wo er sonst als Jüngling schon gestanden hätte. Was gehen ihn als Maler unmittelbar Fragen der Religiosität, Weltanschauung und Ethik an? Wenn ihm erschöpfende Erklärungen, die den Zweifel nicht aufkommen lassen, schon als Kind werden, scheint die Welt seiner von allem Ballast befreiten Anschauungskraft klar und faßbar; er hat das Gefühl bereit, sich vom Auge belehren und bereichern zu lassen. Heute aber vermischt sich ihm die geistige Arbeit mit der künstlerischen; die Ungewißheit des Gefühles wird zur Unklarheit der Anschauung, die Unsicherheit des Meinens zur Unsicherheit des künstlerischen Ausdruckes. Denn insofern bedarf er doch wieder des Weitgefühles, als es ja die Vorbedingung jeder fruchtbaren Kunstübung ist. Wenn der Maler es hat, besitzt er das Selbstverständliche; wenn es ihm aber fehlt, vermißt er das eigentliche Objekt. Er stellt ja immer ein Stück Welt dar, das durch einen Glauben, ein Gefühl, ein Temperament gesehen wurde, und für ihn existirt nicht das Ding an sich, sondern nur eine persönliche, in einer Gemeinsamkeitidee reif und frei gewordene Anschauungform.

Die Dichter haben verstanden, diesen Mangel, der die Klassizität der Kunst verhindert, hinter den Schleiern einer veredelnden Lyrik zu verbergen. Der faustische Gram und die Qual über die Unfähigkeit, zum Schönen zu gelangen, kleiden sich in Gewänder lyrisch malender Leidenschaft. Grabbes Formlosigkeiten konnten bis heute der Zeit widerstehen, weil die wilde Schwärmerei dieses verschlagenen Dichtergeistes in die grotesken Dramengebäude Einzelheiten von schaurig cyklopischem Reiz hineingebaut hat Niels Lyhne starb im Zweifel, der sein Leben zur Unproduktivität verdammt hatte; aber die Kontemplation seines weichen Schmerzes, der Reichthum seiner Armuth ergreifen den Zu-

schauer und breiten über die Leere dieses Daseins eine mit gefälligen Ornamenten durchwirkte Decke. Hölderlins feminines Griechenthum wurde von der Zeit zerbrochen; doch es ließ Spuren seines Erdenwallens, als zarte, starre Arabesken einer hochgearteten Kultursehnsucht, zurück. Nietzsche rang nach höchsten Zielen und erschöpfte sich, ohne dauerhafte Formen geschaffen zu haben; sein Ringen selbst aber ist in Verklärung getaucht. Ein ans Krankenbett der Zeit gefesselter Berserkerwille hat sich selbst dargestellt und der Menschenwürde ein Denkmal gesetzt. Die Hölle der Zeit, gestaltenreich wie das Inferno Dantes, ist von Dostojewskij geschildert worden; aber dieser Dichter konnte nicht an der Seite eines Klassikers den Graus unbefleckbar durchwandeln, sondern war selbst ein Verdammter. Von der klassischen Ruhe großer Kunst, wie Hebbel sie intellektuell zu konstruiren versucht hat, ist in den Romanen des Russen nichts zu spüren, vielmehr kreischen die Schrecken des Daseins gellend durch die reiche Dichterwelt; dennoch brechen heiße Ströme von Schönheiten aus dieser hohen Zeitkunst hervor und reißen den Leser ohne Widerstand durch die wilden Fieberschauer des Mitleidens.

Während der Dichter so mit der Lyrik seines erregten Gefühls selbst weitgehende ästhetische Ansprüche befriedigt, kann der Maler den berechtigten Forderungen nur genügen, wenn er sich zur Ruhe der objektiven Anschauung erzieht. Um diese schwere Arbeit nur zu unternehmen, bedarf es der in unseren Tagen so seltenen Erkenntniß Dessen, worauf es dem Pinsel, dem Meißel ankommen muß. Sogar starke und intelligente Begabungen benutzen heute das Werkzeug, um sich selbst die Fragen zu beantworten, die im regelrechten Lauf der Dinge durch die religiösen, ethischen und sozialen Konventionen ihre Erledigung finden. Künstler solcher Observanz haben ein großes Publikum für sich, weil sie, statt der Form, den Stoff darbieten, auf den nur Wenige verzichten können: Die nur, die ihn überwunden haben. Solche Kunst regt die Zeitgenossen auf und wird zur Sensation, weil sie von Denkresultaten handelt, die sich auf Auseinandersetzungen mit dem Lebensstoff beziehen. Die wahren Kulturarbeiter (und darum auch die am Meisten leidenden Kulturopfer) sind aber die Kämpfer um die reine Form.

Das Leben vieler Künstler, die das große Publikum für die Narren der Ausstellung hält und deren Werke es mit kreischendem Gelächter empfängt, ist oft eine bange Tragoedie. Nicht das Ringen der Gedankenkünstler ist das schwerste; sie nehmen skrupellos die Schönheitformen aus aller Vergangenheit und thun nicht viel mehr, als daß sie um die Theile das geistige Band ihrer Begriffe schlingen. Die Anderen aber verschmähen es, mit der Väter reichem Prunkgewand die eigene Blöße zu decken. Sie glauben, der lebendigen Tradition am Besten zu dienen, wenn sie sich zur Selbständigkeit erziehen. Und in der That werden die Verbindungen der Zeiten von unsichtbaren Schicksals-

händen geknüpft; will der Mensch mit seinen plumpen Begriffen es besser wissen und die Arbeit der Nothwendigkeit korrigiren, so thut er in seiner Blindheit das Verkehrte und verwirrt, wo er klären will. Daß wir Enkel sind, kommt eben dann zu klarstem Ausdruck, wenn wir nicht das Gebahren unserer Ahnen äußerlich nachahmen, sondern uns ganz geben, wie wir sind. Je werthvoller im Zukunftsinn, je neuartiger im Sinn der Gegenwart ein Kunstwerk ist, desto natürlicher erscheint es ganz von selbst der Vergangenheit, der Tradition verknüpft. Das aber ist heute gerade das Schwere: selbständig zu werden in der isolirten Lage, worin sich der Einzelne befindet. Die Künstler seufzen unter dieser Arbeit wie Sisyphos. Aus den Tiefen des Unbewußten können sie wohl neue Schönheitwerthe heraufholen; aber zugleich bringen sie auch die Schlacken der Unvollkommenheit mit. Soll das Schöne ans Tageslicht gebracht werden, so muß es sich durch die feste Rinde der Begriffe, Zweifel und Irrthümer arbeiten; und so erscheint es dann, wenn es Gestalt gewonnen hat, oft als ein groteskes Wesen, das eher erschreckt als erfreut. Die Flamme, die rein und still brennen sollte, wird von den Athemzügen unruhiger Leidenschaften nach allen Richtungen geblasen und nicht selten wieder verlöscht. Eine Kunst von Formsuchern, wie die Maler Munch oder Van Gogh es sind, ist darum schwer zu würdigen. In ihr stöhnt dumpf der Lebensschrecken, Formen und Farben lodern wild, wie vom Wahnsinn gepeitscht, gegen einander, die Kontraste stoßen sich hart, die Natur empört sich unter dem Pinsel und strebt in den Urzustand zurück. Die Lebensleidenschaft liegt qualvoll in Geburtwehen. Aber hinter Alledem erheben sich, tief noch umschleiert, eine Schönheit und eine Wahrheit, die von dieser Verzweiflung gemarterter Herzen nichts wissen.

Die Alten stehen vor diesen Emanationen eines ihnen unbegreiflichen Wahnsinns mit Entsetzen und prophezeien das Ende der Kunst. Aber die Kunst hat kein Ende, so lange es Menschen giebt. Sie hat alle Staatsformen, Religionen und sozialen Kollektivbegriffe überdauert und wird auch unsere Zeit überwinden, wird noch aus Giftblumen Honig saugen. Freilich: mit einer anpassungfähigen Begeisterung für Griechenland, mit Schwärmerei für Shakespeare und Michelangelo ist es nicht gethan. Man kann sehr schwach und weichlich sein und doch mit den Heroen der alten Kunst einen reinlichen Kultus treiben. Um es den großen Zeiten und Menschen aber gleich zu thun (und tiefer sollte ein Geschlecht sich das Ziel nie stecken), bedarf es anderer Kräfte als der Nachempfindung. Wo es zu schaffen gilt, muß sich der Charakter selbst betonen und den Tugenden der Unproduktivität: der Pietät und der Gerechtigkeit, entfliehen. Wir können nicht auf die Warnungen der Väter hören, müssen sie ihren absterbenden Kultur- und Kunstanschauungen überlassen und ertragen, daß sie uns wie Verlorene betrachten. Wir müssen scharf ins Leben hinein, auf die kraftvollsten Wirklichkeiten blicken und darin den

mächtigen, hinter Nichtigkeiten verborgenen Kulturwillen erkennen. Eine monumentale Kraft ist still am Werk; überall wirkt sie in gleicher Richtung und alle Theile bereitet sie sichtbar für den einstigen Zusammenschluß vor. Diese latente Kulturkraft der Allgemeinheit ist zugleich das stille, aber unhemmbare Wollen (oder Müssen; wer könnte es unterscheiden?) unserer in die Zukunft sehnsüchtig hineinwachsenden Seelen. Indem wir ihm folgen, dienen wir uns selbst. Es ist nicht leicht, hinter dem bunten Vielerlei den stetigen Trieb zu erkennen; für den Künstler nicht leicht, sich von ihm führen zu lassen, und am Schwersten vielleicht für den Laien, ihm mit der profanen Arbeit praktisch zu dienen. Ein heimliches Ideal aber lebt unter uns; täglich wird es deutlicher sichtbar und immer klarer zeigt sich seine über alle Länder fort organisirende Kraft. Aus den kleinen und großen Bedürfnissen des Lebens wächst es empor, in den stärksten Realitäten gedeiht es am Besten, und was häßlich und gemein schien, entpuppt sich plötzlich dem staunenden Auge als Gerüst und Gerippe großgearteter Gesammtheitformen.

Ob die Kultur der Zukunft, die wir ersehnen und an der wir arbeiten, klassisch sein wird? Das wäre ein feiges Bedenken! Genug, wenn sie nothwendig, stark und organisch sein wird. Schönes Leben, das in sich bestehen kann, bildende Kraft, die ihre Quellen in sich selbst trägt, ein Ideal, das zur Selbsterhaltung nothwendig ist: das Alles wird stets klassisch sein, selbst wenn keine Form an die alte Welt erinnert. Gedanken, die sich rückwärts wenden und ängstlich von der Geschichte Zustimmung erwarten, müssen wir fliehen. Begriffe, seien sie noch so edel und tiefsinnig, können heute nicht helfen. Zuerst gilt es, Gefühlskraft zu entwickeln, das Leben zu steigern, die schaffenden Fähigkeiten gesunden zu lassen. Bevor wir organisiren, muß das Material dazu vorhanden sein. Und dieses Material liefert uns nur die überlegene Kraft, die griechisch einfach und selbstverständlich ist, weil sie alle überwundene und beruhigte Bewegung enthält.

Wir werden die Resultate nicht mehr genießen; auch unsere Kinder nicht. Eine Kultur wächst langsam, um so langsamer, wenn sie nicht ein kleines hellenisches Volk, sondern zwei Kontinente umfassen soll. Trotzdem sollten wir uns der Arbeit ganz hingeben und alle Gutgesinnten herbeirufen. Nicht, weil wir, in christlich sentimentaler Entsagung, Freude daran finden, für Enkel zu arbeiten, sondern, weil es kein besseres Mittel giebt, das persönliche Leben reich, stark, selbstbewußt und glücklich zu machen, als der Versuch, alle Kräfte einer heroischen, unmöglich scheinenden Aufgabe zu widmen, einer Arbeit, die von der Nothwendigkeit aufgedrungen ist und von ihr stets aufs Neue bestätigt wird. Weil es nichts Würdigeres giebt als Dieses: dem Schicksal ein freiwilliger Diener, der Lebensidee einer Gesammtheit ausführenden Organ zu sein.

Friedenau. Karl Scheffler.

Der Centralverband Deutscher Industrieller.

Wie sich der Centralverband Deutscher Industrieller der Handelspolitik des neuen Reiches gegenüber verhalten und wie er an der sozialen Gesetzgebung mitgewirkt hat: Das erzählt Herr Bueck, der Geschäftsführer des Vereins, in drei starken Bänden. Die beiden letzten, die im vorigen Sommer bei Guttentag in Berlin erschienen, kann man geradezu eine urkundliche Geschichte der deutschen Arbeiterversicherung und des deutschen Arbeiterschutzes nennen und als Nachschlagebuch empfehlen. Allerdings war es dem Verfasser nicht um die rein objektive Darstellung zu thun. Er wollte zeigen, daß die Vorwürfe, die man dem Centralverband gemacht hat, ungerecht waren. Daß die in ihm vereinigten Unternehmer schon aus eigenem Antrieb mehr für die Arbeiter gethan hatten, als die neuen Gesetze bestimmen (Krupp gewährte seit 1858 jedem durch einen Unfall arbeitunfähig gewordenen Arbeiter bis ans Ende seines Lebens vollen Lohn, der Witwe zwei Drittel davon), daß aber der Verband trotzdem auf die Gesetzvorschläge freudig eingegangen ist und an ihrer Ausarbeitung eifrig mitgewirkt hat und daß die Gesetze viel besser ausgefallen sein würden, wenn nicht die Reichstagsmehrheit, von Mißtrauen gegen die industriellen Unternehmer erfüllt, ihr Ohr dem Rath der bewährten Praktiker verschlossen hätte. Buecks Tendenz ist gerechtfertigt und der Beweis, den er liefern wollte, ist glänzend gelungen; doch muß daran erinnert werden, daß jede Tendenz Licht und Schatten über den Gegenstand, der ihr dient, einseitig vertheilt. Der ins hellste Licht gestellte Centralverband erscheint als Vertreter des gesammten gewerblichen Unternehmerthumes. Aber es giebt verschiedene Unternehmer und verschiedene Industrien. Es giebt Unternehmer von mehr und von weniger edler Gesinnung, solche, die ein Herz für ihre Arbeiter haben, und andere, die an den Arbeiter gar nicht denken. Unternehmer der zweiten Art werden in dem Werke gelegentlich erwähnt. Auf dem 1878 in Berlin abgehaltenen Kongreß des Verbandes sagte Kommerzienrath Haßler, die Industriellen seien in eine schiefe Stellung sowohl den Arbeitern als den Männern der Wissenschaft gegenüber gerathen, und zwar dadurch, daß viele von ihnen „nur einen Weg kannten, nämlich von ihrem Bureau oder Kontor in den Salon oder Klub und zurück, und nicht daran dachten, daß es auch noch andere Wege gebe", zu den Erholungstätten der Arbeiter und zu den Stätten der wissenschaftlichen Forschung. Und es giebt zwei Arten von Industrien, solche, die nur körperlich, geistig und sittlich tüchtige Arbeiter brauchen können, für die also die Forderungen der Humanität mit dem eigenen Interesse des Unternehmers zusammenfallen, und solche, die auch bei Hungerlöhnen und mit elenden Arbeitern ganz gut gedeihen können, wie jetzt eben die Heimarbeit-Ausstellung in Berlin wieder einmal bewiesen hat. Wenn diese beiden Unterschiede berücksichtigt werden, dann ist zwischen den Unternehmern des Centralverbandes und den „Kathedersozialisten" und „sozialen Pastoren" eine Verständigung möglich.

In diesem Gegensatze zwischen den Praktikern und einigen Theoretikern liegt also gar keine ernstliche Schwierigkeit. Aber es giebt Probleme, die so schwierig sind, daß sie die Nächstbetheiligten nicht auszusprechen, vielleicht gar nicht scharf ins Auge zu fassen wagen; und was mich an Buecks Werk besonders interessirt hat, ist die Art, wie er über diese Schwierigkeiten hinwegschlüpft. So läßt er einen auffälligen Widerspruch unbeachtet, aus dem das eine der beiden Probleme,

die ich meine, das sozialpolitische, hervorschaut. In dem einleitenden Abschnitt des zweiten Bandes erinnert er daran, daß vor Einführung der Arbeiterversicherung auch der bravste Lohnarbeiter keine andere Aussicht hatte als die, bei Arbeitunfähigkeit der Armenpflege und damit einer gewissen Entehrung anheimzufallen. Aus der Erbitterung darüber sei der Klassenhaß, sei die Sozialdemokratie entstanden. In einer Kritik aber, die der Centralverband an dem ersten Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes übt, wird die Grenze der Versicherungpflicht mit 2000 Mark Einkommen viel zu hoch befunden und gefragt: „Ist es richtig und durchführbar, im Wege des Zwanges und zu Lasten dritter Personen eine nach Analogie der staatlichen Armenpflege (denn nur diese rechtfertigt den staatlichen Zwang) zu beurtheilende Fürsorge auch für solche Personen aufzubürden, die schon zu den besser situirten Klassen gezählt werden müssen?“ Also die Versicherung soll nichts sein als erweiterte Armenpflege, obwohl man erkannt hat, daß diese erbittert. Warum wohl? Aus zwei Gründen, die nicht ausgesprochen werden und von denen zunächst nur einer interessirt. Die Unfall-, die Altersrente darf nicht viel über das Armengeld hinausgehen, weil, wie bei anderer Gelegenheit angedeutet wird, eine reichliche Rente die Arbeitwilligkeit schwächen und dazu verleiten würde, früher als nöthig auszuspannen, wohl auch, sich absichtlich eine Verletzung zuzuziehen. Die Generalspension braucht nicht nach Armenrecht bemessen zu werden, denn sie kommt, trotzdem sie ein behagliches Dasein ermöglicht, dem damit Begnadeten immer noch zu früh; und bei einem Gutsbesitzer, einem Kaufmann schadet es gar nicht, wenn er sich schon mit vierzig Jahren eines Vermögens erfreut, von dessen Zinsen er bequem leben könnte. Worin liegt der Unterschied? Faulheit mag das radikale Böse und zu ihrer Ueberwindung Zwang der Menschheit nothwendig sein; aber der Faulheit wirkt doch im gesunden Durchschnittsmenschen der natürliche Drang nach Bewegung und Thätigkeit entgegen. Der Forscher bedarf keines äußeren Sporns zu seiner Thätigkeit. Das Künstlergenie rennt sich eher den Kopf an der Wand ein, als daß es sich durch äußere Hindernisse von der Bethätigung seiner Himmelsgabe zurückhalten ließe. Die Gärtnerei, die Landwirthschaft, die Jagd üben bei aller Mühe und Beschwerde, die sie verursachen, einen so starken Reiz aus, daß sich ihnen Viele widmen, die es gar nicht brauchen. Und der Kaufmann, dem ein Millionengewinn winkt, schreibt und spekulirt aus eigenem Antrieb Tag und Nacht. Dagegen fällt es keinem Menschen ein, zu seinem Vergnügen oder von leidenschaftlicher Liebe zur Sache getrieben, in einem Schacht Kohlen zu graben oder in einer Spinnfabrik Fädchen anzuknüpfen oder Streichhölzchen mit Phosphor zu versehen. Die moderne Industrie erfordert Arbeiten, die kein vernünftiger Mensch ungezwungen thut, und darum darf, wenn sie gethan werden sollen, die Noth, die dazu zwingt, nicht aufgehoben werden, darf die Ruhe, die den Arbeitunfähigen erwartet, nichts Verlockendes haben. Der moderne Industriearbeiter ist ein Zwangsarbeiter, und ein je größerer Theil der Bevölkerung in der Industrie beschäftigt ist, in desto größerem Umfang besteht das Volk aus Zwangsarbeitern.

Noch deutlicher wird die Sache, wenn wir nach der politischen Stellung des modernen Lohnarbeiters fragen. Der Centralverband hat auf diese Frage wiederholt die übliche Antwort gegeben: auf dem politischen Gebiet und auf dem des Rechtes sei der Arbeiter frei und dem Unternehmer gleichberechtigt; aber die Gleichberechtigung könne nicht auf das soziale und das wirthschaftliche Gebiet übertragen

werden. In der Fabrik sei der Arbeiter dem Fabrikbesitzer und dem Aufseher untergeben und habe zu gehorchen. Der zweite Theil der Antwort ist zweifellos richtig; die Republik in der Fabrik ist kein kleinerer Unsinn als die russische Republik; aber der erste Theil ist falsch. Der Lohnarbeiter ist auch politisch und vor dem Strafgesetz nicht gleichberechtigt (nicht in allen Stücken gleichberechtigt; in einzelnen wohl; bei einem Morde macht es keinen Unterschied, ob der Verbrecher ein Mitglied der herrschenden Stände oder ein Arbeiter ist) und er kann es nicht sein. Man sieht auf den ersten Blick schon ein Dutzend Ungleichheiten, von denen nur die eine genannt werden soll, die sich zuerst aufdrängt. Wie es um das Koalitionrecht steht, hat schon Adam Smith sehr hübsch beschrieben, der, von tiefem Mißtrauen gegen die gewerblichen Unternehmer erfüllt, behauptete, deren ganzes Leben sei eine permanente Verschwörung gegen ihre Arbeiter und gegen das Publikum. Ein Unterschied, der jedes Bemühen, gesetzliche Gleichheit herzustellen, wenn sie einmal ernstlich erstrebt würde, vereiteln müßte, ist schon durch die Zahl gegeben. Weder ein Paragraph noch eine Behörde kann die zwei Dutzend Unternehmer eines Industriezweiges in einem Bezirk hindern, sich unter irgend einem geselligen Vorwand in dem Haus des einen von ihnen zu versammeln und beim Wein eine Lohn- oder Preiskonvention zu vereinbaren. Die zehn- oder zwanzig- oder hunderttausend Arbeiter dieser vierundzwanzig Herren dagegen könnten sich nur unter freiem Himmel versammeln: und Das erlaubt die Polizei nicht. Beräth ein Theil von ihnen in einem Saal, so steht ein Polizeibeamter dabei, der die Versammlung auflöst, wenn ihn ihre Reden und Beschlüsse gefährlich dünken; und kommt es zu Strike und Boykott, den einzigen beiden Mitteln, das Koalitionrecht der Lohnarbeiter wirksam zu machen, so bringen diese Maßregeln vielerlei Handlungen mit sich, die sehr leicht unter einen Strafgesetzparagraphen gebracht werden können und oft thatsächlich gebracht worden. Auch versteht sich von selbst, daß keine Regirung, die diesen Namen verdient, einen Generalstrike, etwa der Eisenbahner, dulden darf, der den gesammten Verkehr zum Stocken brächte und die Verproviantirung der Großstädte hinderte. Eine Verfassung aber, die entweder unwirksam und Schein bleibt oder, wenn sie wirksam wird, die Existenz des Volkes und den Staat gefährdet, kann nicht ewig bestehen. Alle modernen Staaten werden sich eines Tages vor die Wahl gestellt sehen, ob sie ihr eigenes Dasein gefährden oder durch Aenderung ihrer Verfassungen die Lohnarbeiterschaft als Staatshörige in den Staatskörper eingliedern wollen, und unsere Staaterhaltenden werden mit allen Betheuerungen, daß ihnen die Verfassung heilig sei, um diese peinliche Entscheidung nicht herumkommen. Unsere Verfassungen entsprechen nicht mehr der sozialen Struktur und der Wirthschaftverfassung; aber der Ausgleich wird in einem ganz anderen Sinn erfolgen, als die Sozialdemokraten und die Nationalsozialen meinen.

Neben dem sozialpolitischen Problem taucht das sozialökonomische auf. Als Stumm durch seinen Antrag im Reichstag die Alters- und Invalidenversicherung anregte, erklärte der Centralverband zwar seine Uebereinstimmung damit, zugleich aber, daß die Kosten nicht den Unternehmern und den Arbeitern allein (da die Arbeiterbeiträge durch Lohnerhöhung ausgeglichen werden müßten, also den Unternehmern allein) aufgebürdet werden dürften, weil Das unmöglich und ungerecht sein würde; unmöglich, da der Waarenpreis von der Konkurrenz abhänge und die Kosten der Versicherung nicht decken werde, ungerecht, „da sich die Produktion nicht

allein im Interesse der Fabrikanten vollziehe", sondern „allen der Nation Angehörigen zu Gut kommen." Ja, ist es bei der Landwirthschaft etwa anders? Und darf demnach auch der Bauer, darf der Handwerker einen Staatszuschuß zu seinen Betriebskosten fordern? Denn die Versorgung der im Betrieb inhabil gewordenen Arbeiter, die man ja nicht, wie verbrauchte Pferde, in die Roßschlächterei verkaufen kann, ist doch offenbar ein Theil der Betriebskosten. In der That sind auch nach und nach die Lohnarbeiter aller übrigen Gewerbe in die Versicherung einbezogen worden; und welche Volksschichten bleiben da noch übrig, die den Unternehmern helfen könnten, die Last zu tragen? Ich sehe keine; denn die Beamten werden ja selbst aus dem Steuerertrag erhalten, und um Rentner zu werden, muß man doch entweder in der Industrie oder in der Landwirthschaft Ersparnisse gemacht haben. Die behauptete Unmöglichkeit und Ungerechtigkeit kann also nur den Sinn haben, daß kein Unternehmer mehr das volle Risiko seines Unternehmens zu tragen wagt, daß Jedermann dem Staate, der Gesammtheit, einen Theil der Verantwortung zuschiebt, kurz, daß man den Grundsatz der wirthschaftlichen Freiheit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit aufgegeben und sich zum Sozialismus bekehrt hat. Daß das Manchesterthum die wirthschaftliche Freiheit übertrieben hatte und daß diese eingeschränkt werden mußte: darin stimmen ja alle Vernünftigen überein. Mit der nothwendigen Einschränkung war jedoch ursprünglich nur gemeint, daß der Staat Solchen helfen müsse, die zu schwach seien, sich selbst zu helfen, wobei vorausgesetzt wurde, daß sie immer in der Minderheit bleiben würden. Aber wenn nun alle Lohnarbeiter in diese Kategorie gehören, wenn die Lohnarbeiter die zahlreichste Bevölkerungschicht zu werden drohen, wenn zuletzt auch die Unternehmer vom Staat einen Zuschuß zu den Betriebskosten fordern, dann gute Nacht, wirthschaftliche Freiheit! Dann giebt es, etwa mit Ausnahme der Journalisten und der Künstler, keinen Menschen mehr, der völlig auf eigenen Füßen stünde und seines Glückes Schmied wäre, wie ehedem der Landwirth, der Handwerker, der Kaufmann. Es mag sein, daß die Verflechtungen und Verwickelungen des großindustriellen Produktion- und Absatzprozesses, die von Optimisten als der Nährboden sozialer Gesinnung gepriesen werden, die volle Selbständigkeit ungemein erschweren; darauf deutet ja auch die Flucht vor der Selbstverantwortung in die Aktiengesellschaft und ins Syndikat hin. Aber dann bedeutet eben die Industrialisirung der modernen Gesellschaft den nahenden Sozialismus, der freilich ein Bischen weniger anmuthig aussehen wird als die Träume von William Morris, Bebel und Bellamy. Wie die Unternehmer die Annäherung an den Sozialismus gespürt und wie sie sich gegen die ersten Schritte nach dieser Richtung gesträubt haben, merken wir an der vorhin erwähnten Kritik der Einkommengrenze für die Versicherungpflicht. Diese, so urtheilte der Verband, sollte sich nur auf die Schicht erstrecken, die unter den englischen Begriff der paupers fällt. Das war der zweite Grund dafür, die Arbeiterversicherung als erweiterte Armenpflege aufzufassen. Nahm man auch den Leuten, die zwischen tausend und zweitausend Mark Einkommen haben, die Pflicht ab, für die Zeit des Alters und der Invalidität selbst zu sorgen, gestand man damit zu, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr ganz auf eigenen Füßen stehe, so bekannte man sich zu der Nothwendigkeit der Sklaverei oder zum Sozialismus. Die Unternehmer merkten nicht, daß sie das Bekenntniß zum Sozialismus schon vorher abgelegt hatten: als sie für sich selbst Staatsunterstützung in Anspruch nahmen.

Reisse. Karl Jentsch.

Prinzessin Marianne.

Sie erröthete über das Allergeringste; sie glich einem Mondstrahl in einem rosa Musselinkleid; sie war so fein und zart von Sinn und Gestalt, daß das Leben sie gründlich und gräßlich mitnahm.

Ihr Vater war der Herzog von Strelitz. Die Hofgesellschaft war ganz blau von romantischer Aesthetik und saß fast den ganzen Tag auf dem Fenstertritt, um in den Spion zu sehen, ob nicht bald ein Unterthan unten auf der Straße vorübergehe. Von Zeit zu Zeit ging dann auch ein Unterthan schnellen Schrittes an dem kleinen Residenzschloß vorüber, wo die Damen kreisrunde Rosen auf Stramin stickten und die Herren aus Heines Buch der Lieder vorlasen.

Prinzessin Marianne saß anmuthig über ihre Stickerei gebeugt und betrachtete das Leben als etwas Rosenrothes mit ein paar himmelblauen Nuancen. Die Leidenschaft war Etwas mit Beduinen auf weißen Araberpferden; und Mazeppa auf einem feurigen Rappen und Byron bei Missolunghi. Die Liebe war ein Steinbalkon im Mondschein, eine Strickleiter, lauschende Jungfrauen und „Ewig Dein!“ Die Ehe war ein ewiges Wange an Wange und ein gen Himmel gerichteter Blick. Ein Dichter war ein Mann mit zusammengezogenen Augenbrauen und schwarzem Burnus mit breitem Sammetkragen. Die Kunst war Etwas in der Richtung von „Rebekka am Brunnen“ und „Josef, der von seinen Brüdern verkauft wird“. Denn zu jener Zeit ging Rebekka immer an den Brunnen und Mazeppa wurde unaufhörlich auf einem schäumenden Rappen entführt und Josef fiel fortwährend in den Brunnen. Unter Skulptur verstand man ganz einfach Thorwaldsen, der Michelangelo weit überragte und Phidias ebenbürtig war, ein Weltgeist, der einen denkenden Beschauer mit olympischen Vorstellungen erfüllte. Prinzessin Marianne bewunderte die Gedankentiefe und die Keuschheit an dem dänischen Meister. Hebe stand auf ihrem Nachttisch. Sie trieb Weltgeschichte und verstand darunter etwas Unklares von Friedrich Barbarossa und fernen Klosterhöfen, Walter Scott, „Die Braut von Lammermoor“ und „Guten Morgen, edle Jungfrau, Euer Pferd scharrt schon im Burghof.“ Kummer und Leiden erweckten die Vorstellung von schwarzem Sammet und erhabenen Momenten in der sandigen Lebensanschauung. Der Tod war ein Mausoleum, grüner Ephen und eine Himmelsleiter. Die Prinzessin war musikalisch und schwamm dahin in Träumen und Tönen, wenn sie die weißen Hände auf die Tasten des Klaviers legte; sie träumte von ihrem Lieblingdichter und von der Kunst, den schönen Pilgerweg des Lebens an der in weiße Handschuhe gehüllten Hand eines edlen Jünglings zurückzulegen.

Und dann kam endlich eines schönen Tages dieser erträumte und ersehnte Jüngling. Und es war kein Anderer als Prinz Friedrich von Dänemark, der spätere Friedrich der Siebente. Die Prinzessin mußte über ihr unermeßliches Glück weinen; sie brach mitten in „Schumann“ in Thränen aus und betete dankbar zum lieben Gott, weil er all ihre schönen Träume verwirklicht hatte. Und es herrschte große Freude in Strelitz über das wonnevolle Ereigniß. Und der junge Prinz schrieb nach Hause an Mamsell Rasmussen in Kopenhagen, jetzt sei es geschehen und nichts

mehr dagegen zu machen. Und Christian Winther unterrichtete die erröthende und zarte Marianne im Dänischen und ihre Seele sehnte sich nach Dänemark, wo der Genius der Liebe leibhaftig umherging und sich durch dichterische Thätigkeit und Harfenschlag ernährte.

Die Prinzessin kam nach Dänemark und wurde dem Prinzen vermählt. Und nun geschah das Traurige, daß das Leben, das wirkliche, unbarmherzige und grausame Leben sie gründlich und gräßlich mitnahm. Die Liebe war nicht der Steinbalkon im Mondschein, sondern Püffe und Knüffe und Geschrei und Ohnmachten. Und die Ehe war nicht Wange an Wange und gen Himmel gerichtete Blicke, sondern Lärm und Eifersucht und anonyme Briefe und durchwachte Nächte und verzweifeltes Schluchzen. Schwarze, unabwendbare Verzweiflung!

Und dann reiste die kleine mißhandelte Marianne nach Strelitz zurück. Sie setzte sich wieder auf ihren Fenstertritt vor den Spion. Die Jahre gingen dahin und sie wurde alt und grau; und von allen zerstörten Illusionen war ihr nur eine geblieben: die von dem Tode. Vom Tode, der ein Mausoleum, grüner Ephen und eine Himmelsleiter ist.

Jetzt liegt sie schon lange in ihrem schmalen, schwarzen Sammetsarg, die arme Prinzeß Marianne, die da glaubte, daß das Leben etwas Rosenrothes mit ein paar himmelblauen Nuancen sei.

Kopenhagen. Svend Leopold.

Steigender Rauch.

Träumerisch ins Abendwerden
Lehnt sich langsam Haus um Haus.
Asche dunkelt auf den Herden
Und löscht letztes Glühen aus.

Alles rinnt in Nacht zusammen.
Nur von jenen Dächern bebt
Noch ein Mahnen an die Flammen,
Rauch, der steil zur Höhe strebt.

Seiner Gluth nicht mehr gehörend
Und von ihr doch hochgewellt,
Sich in seinem Flug verzehrend
Und schon Wolken zugesellt,

Eine sanfte, wunderbare
Schwebe ohne Schwergewicht,
Steigt er silbern in das klare
Ruhevolle Sternenlicht.

Ist nicht, was ich dumpf begehrte,
Seines Wesens tiefster Sinn,
Daß ich mich in Gluthen klärte
Und dann zu den Sternen hin,

Aus dem Dunkel in die Helle,
Schlacke nicht und nicht mehr Gluth,
Heimwärts wehte in die Welle
Grenzenloser Lebensfluth?

Wien. Stefan Zweig.

Selbstanzeigen.

Die Zeitgenossen. Die Geister, die Menschen. Minden, Bruns' Verlag.

Auf der Suche nach einem Maß der Erscheinungen haben wir im letzten Jahrhundert mancherlei Wandlungen durchgemacht. Zuerst bekamen wir die Methode der Idee; aber schon sehr bald zeigte sich, daß sie für die Gestaltung der Sinnenwelt nicht ausreichte. Dann bekamen wir die Methode des Milieus; aber bei ihr kam wieder das Ideenleben zu kurz. Schließlich endeten wir bei dem Maß der Rasse; eine Entwickelung, in der wir bekanntlich noch stehen. Doch schon hat sich gezeigt, daß auch dieses Maß wieder nicht restlos zureichend sein wird, daß es die Erscheinungen zwar umgreift, doch in einem Umkreis, in dem sie nur noch zur Hälfte sichtbar bleiben, zur anderen Hälfte dagegen ins Vorzeitliche und Abstrakte verschwimmen. Schon die Thatsache, daß die selbe Rasse werthvolle und werthlosere Völker hervorbringen kann, genau wie das selbe Volk werthvolle und werthlosere Menschen hervorbringt, zeigt, wie schwer es sein muß, mit dem Maß der Rasse wirklich zu messen, zu werthen. Immerhin birgt sich hinter den modernen Rassetheorien etwas sehr Lebendiges: nämlich das moderne Völkerbewußtsein. Schon deshalb werden sie, nachdem wir sie einmal gewonnen haben, auch in Zukunft das Fundament unserer Anschauungweise bleiben. Die „Zeitgenossen" wollen von dem Maß der Rasse zwar noch gewisse Voraussetzungen und Ueberzeugungen beibehalten, im Uebrigen aber dahin vorzudringen streben, wo die Rasse sich kristallisirt, wo sie fest wird, wo sie kein biologisches Prinzip der Zuchtwahl, sondern ein leibhaftiges Ding der Wirklichkeit ist: zur Nation und zum Maß der Nation. Die Repräsentanten der Gegenwart, die Strömungen wie die Persönlichkeiten, die Geister wie die Menschen, werden genommen als Repräsentanten ihrer Nation und erklärt aus dem Wesen dieser Nation. Sie werden in eine Proportion gebracht, in der sie sich zu einander verhalten und von einander unterscheiden sollen, wie die Nationen selber sich unterscheiden und verhalten. Dies ist ja doch schließlich das allen Erscheinungen zugleich Gemeinsame und Trennende, daß sie Erscheinungen innerhalb bestimmter Vorgänge geschichtlichen Werdens bilden: Das aber ist bis heute noch immer ein nationales Werden gewesen. So ward ein Maß größerer Totalität gewonnen. Hinzukam, daß es auch die anderen Maße nicht ausschloß, so, wie etwa die Methode der Idee und die Methode des Milieus einander glatt ausgeschlossen hatten. Es war vielmehr möglich, gerade diese beiden ebenbürtig einzubeziehen; die Methode der Idee, insofern dem intellektuellen und enthusiastischen, die Methode des Milieus, insofern dem sozialen und politischen Leben Rechnung zu tragen war.

Paris. Moeller van den Bruck.

❧

Der polnaer Ritualmordprozeß. Berlin, Hayns Erben. 4 Mark.

Mein Buch, dem Herr Geheimrath von Liszt ein Geleitwort mitgegeben hat, behandelt den Mordprozeß, der in den Jahren 1899 und 1900 an den böhmischen Schwurgerichten Kuttenberg und Pisek gegen den jüdischen Schustergesellen Leopold Hilsner wegen Ermordung zweier christlichen Mädchen geführt wurde. Das Verfahren stand unter dem Zeichen der „Blutbeschuldigung" und die durch eine maßlose Verhetzung bewirkte Suggestion der Massen hatte eine Verfälschung des Be-

weismateriales zur Folge. Hilsner wurde zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Mein Buch bringt den Nachweis, daß hier ein grauenvoller Justizirrthum vorliegt.

Rechtsanwalt Dr. A. Nußbaum.

Gedichte. Georg Müller, München.

Eine Probe:

Der Hagestolz.

Du ungeborner Sprosse meiner Lenden,
Mein Söhnchen, lebst im Traum mir Nacht für Nacht,
Ich halte Dich beglückt auf meinen Händen,
Ich darf Dich wiegen leis und zärtlich sacht.

Ich seh' Dich weinen, seh' Dich fröhlich lachen,
Da fällt von Deinem Bild der letzte Flor,
Seh' Dich die ersten zagen Schrittchen machen,
Da trittst Du ganz ans Sonnenlicht hervor.

Wie seltsam grüßen die verschärften Züge,
So kindlich jung, aus anderm Angesicht!
Als ob es tiefgeheimes Wissen trüge,
Schaut dieser Augen unschuldvolles Licht.

Doch oft, wenn wir auf stillem Pfad uns finden,
Wie wird Dein Blick dann bitter fremd und groß!
Ich seh' Dich schmerzlich zögern und entschwinden
Und Gram und Trauer läßt mich nimmer los.

Wien. Franz Himmelbauer.

Der Fall Meier-Graefe. Betrachtungen über die deutsche Kunst und Kultur der Gegenwart, erster Band. Im eigenen Verlag, Großlichterfelde bei Berlin. 1905. Preis 3 Mark.

Der Streit, den Meier-Graefes Buch „Der Fall Böcklin" verursachte, ist noch in frischer Erinnerung. Thoma, Thode, Liebermann nahmen, Jeder in seiner Art, dazu Stellung; und dieses Thema beherrscht noch jetzt die Kunstdebatten. Ich bezwecke mit meiner Erwiderung weniger eine Rechtfertigung, eine Vertheidigung. Ich will nicht nur Angriffe pariren. Denn ein Gegner läßt sich schwer überzeugen. Aber jedes Negative hat ein Positives. Und so läuft neben dem kritischen Theil die Untersuchung her, worin das Wesen des deutschen Kunstschaffens besteht und wie die Kunst der Gegenwart zu werthen ist. Ich glaube, daß der Deutsche noch eine weite Zukunft vor sich hat, und ich habe mich bemüht, hier den Standpunkt klar und deutlich zu präzisiren. Eine Erweiterung und Erneuerung unserer Kunstauffassung wird dann gegeben sein, wenn der Einzelne, sei er Kritiker, sei er Künstler, Andere würdigt und sich selbst nicht vergißt. Heute aber schwanken wir zwischen der Internationalität eines Commisvoyageurs und der Bornirtheit eines Junkers hin und her. Ich will nicht sagen, daß Alle so denken. Aber in der Oeffentlich-

keit, die so leicht alle Feinheiten, alle Nuancen zu Gunsten einer reklameartig aufgetragenen Grobheit verwischt, ist es so. Auslandssucht ist, logisch bis zu Ende durchdacht, genau das Selbe wie Inlandsprotzerei. Nur kommen beide Lobreden von entgegengesetzten Polen. Und schädlich enger Patriotismus ist genau das Selbe wie das Schielen nach dem Ausland. Beides ist Abhängigkeit. Und gegen Abhängigkeit in jeder Form wendet sich meine Schrift. Man muß nur seinen Standpunkt hoch genug wählen, um die Grenzen in einander gehen zu sehen. Im speziellen Fall heißt Das: nur Der hat die rechte Würdigung der Kunst, der die glänzenden Fähigkeiten der französischen Maler schätzt, ohne an die Eigenschaften der deutschen Künstler zu rühren. Kultur wird nicht gemacht, sondern wächst. Für die Vordergrundsleute, die nicht logisch zu denken vermögen und denen scharfes Sehen abgeht, giebt es nur immer das Eine oder das Andere und sie beweisen die Unfähigkeit unserer Zeit, das Ganze, die Totalität zu sehen und zu bekunden, von Neuem. Ich fasse diesen ganzen Streit als typische Kulturerscheinung von dokumentarischem Werth auf. Auf Den, der fern genug steht, muß er wie ein groteskes Puppenspiel auf einer Schattenbühne wirken. So soll diese Schrift bestrebt sein, Fesseln zu sprengen, auch die der lächerlichen Modesucht, einseitige Auffassung zu meiden und ins Große, Freie zu streben. Sie ist kein Abschluß, kein Endurtheil, sondern ein Anfang; und die Aufnahme, die sie findet, wird zeigen, ob dieser Geist stark genug ist, um in die Zukunft weisen zu können.

Großlichterfelde. Ernst Schur.

Deutsches Theaterrecht. C. H. Beck, München. 4 Mark.

Das Büchlein ist der Versuch eines jungen Dramen-, Lieder- und Aktenschreibers, die gesammten Rechtsverhältnisse des Theaters im Zusammenhang allgemein verständlich und zugleich einigermaßen systematisch zu behandeln. Für mich hatte eine solche Aufgabe den außerordentlichen Vortheil, daß sie so recht die beiden Interessen meines Lebens vereinte: ein ernstes juristisches Ringen nach ausgleichender, versöhnender Gerechtigkeit und eine glühende Begeisterung für die dramatische Kunst. Mit inniger Liebe konnte ich so einen Stoff behandeln, dessen Bearbeitung geplant war, noch ehe ich meine juristischen Studien begann. Gewiß habe ich das Ziel das mir vorschwebte, nicht erreicht. Das Material, vor dessen Fülle (Konzession, Censur, Aufführungrecht, Engagementskontrakt, Preßkritik, Claque, Agentenwesen und -Unwesen, Schiedsgericht, soziale Standesgeschichte, Selbstschutz) die wenigen Wissenden mich gewarnt hatten, wuchs mir unter den Händen. Ein trockener, allzu „wissenschaftlicher“ Ton wurde absichtlich vermieden. Ernste Fragen wurden oft in leichtem Ton behandelt, um sie dem Verständniß weiterer Kreise zu erschließen. Der Jurist soll fähig bleiben, seinem Volke verständlich zu schreiben. Klar, kurz und übersichtlich mußte eine solche Arbeit sein. Fast noch mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand sind diese Blätter geschrieben. Denn der Autor fühlt sich schuldig, eine nach echt künstlerischen Grundsätzen geleitete Bühne als Volksveredelunganstalt beinahe noch über Kirche und Schule zu stellen.

Zwickau. Staatsanwalt Dr. Kurt Heinzmann.

Bankbilanzen.

Lauter als alle Statistiken zeugen die Ziffern der Bankbilanzen von der Gestaltung des Wirthschaftlebens. Die Kreditinstitute stehen im Mittelpunkte des Verkehrs und ihre Jahresergebnisse interessiren auch jetzt noch, trotzdem seit dem Abschlußtag, dem einunddreißigsten Dezember, manches Ereigniß das Bild nicht unwesentlich verändert hat. Die Wirthschaft- und Börsenkonjunktur des vorigen Jahres war gut. Die Vorbereitung auf die neuen Handelsverträge kam in gesteigertem Import- und Exportverkehr zum Ausdruck. Dadurch wuchsen die Ansprüche an den Kredit der Banken, die Zinseneinnahmen stiegen, aber mit der Liquidität sah es fast überall schlimm aus. Daß das Börsengeschäft und die mit ihm zusammenhängenden Transaktionen einen recht ansehnlichen Umfang erreichten, beweist die Zunahme der Emissionen (von 1814 auf 3082 Millionen), die Erhöhung der Umsätze bei der Bank des Berliner Kassenvereins (von 40 891 auf 52 713 Millionen) und die Steigerung des Börsenstempelertrages (von 36,27 auf 53,03 Millionen). Der Reichsbankdiskont stieg im letzten Vierteljahr rasch und steht noch jetzt auf beträchtlicher Höhe; ein Warnungzeichen für die Spekulation. Die Neigung zu Angliederungen zeigte sich nicht so lebhaft wie früher; doch kam es bei einzelnen Tochtergesellschaften zu Konzentrationen, durch die, zum Beispiel, die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft in die Nähe der Großbanken gerückt wurde. In diese Gegend gehören jetzt: die Bergisch-Märkische Bank und die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft mit 60, die Essener Kreditanstalt mit 50, der Barmer Bankverein mit 49,40 Millionen. Die Banken hatten Zeit, sich in Ruhe dem laufenden Geschäft zu widmen.

Zu den wichtigeren Erweiterungen im Bereich der neun berliner Großbanken gehören: die Vereinigung der Berliner Bank mit der Kommerz- und Diskontobank, der Firma Born & Busse mit der Nationalbank für Deutschland, die Gründung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank in Nürnberg durch die Diskontogesellschaft und die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Umwandlung des Meininger Bankhauses B. M. Strupp in die Bank für Thüringen. An dieser Transaktion waren außer Strupp die Diskontogesellschaft, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig und die Mitteldeutsche Kreditbank betheiligt. Daß die beträchtliche Erweiterung des Geschäftes nur bei einigen Instituten eine Erhöhung des Aktienkapitals nothwendig machte, war zum Theil darauf zurückzuführen, daß 1904 mehrere Institute, Darmstädter, Dresdener Bank und Schaaffhausen, ihr Kapital vermehrt hatten. Im Jahr 1905 erhöhten ihr Grundkapital: die Kommerz- und Diskontobank (um 35 auf 85), die Nationalbank (um 20 auf 80) und die Mitteldeutsche Kreditbank (um 9 auf 54 Millionen). Weitere Kapitalvermehrungen beschlossen: die Deutsche Bank (um 20 auf 200) und die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft (um 5,7 auf 65,7 Millionen). Das werbende Kapital betrug mit den Reserven bei den neun berliner Hauptbanken 1396 Millionen; für die Dividenden ist ein Betrag von rund 96 Millionen bestimmt worden, so daß eine Durchschnittsdividende von nicht ganz 7 Prozent (gegen ungefähr 6 im Jahr 1904) herauskommt. Fünf Banken haben ein Prozent mehr vertheilt (Dresdener, Darmstädter, Schaaffhausen, Handelsgesellschaft, Nationalbank), zwei (Diskonto und Mitteldeutsche) ein halbes Prozent; die beiden anderen (Deutsche und Kommerzbank) geben eben so viel wie im vorigen Jahr. Bei der Deutschen Bank bekamen im vorigen Jahr die 1904 ausgegebenen

20 Millionen Aktien zum ersten Mal Dividende und die Kommerz- und Diskontobank hatte 85 statt 50 Millionen Aktienkapital zu verzinsen.

Die Verschiedenheit der Buchungmethode erleichtert das Urtheil über die Gewinne nicht. Doch ist nicht zu verkennen, daß die Haupteinnahmen aus dem regulären Bankgeschäft stammen, die spekulativen Gewinne aus Effekten- und Konsortialgeschäften fast überall geringere Bedeutung haben, wenn sie auch, bei dem 1905 so günstigen Kursstand, im Ganzen um 10 (auf rund 40) Millionen gewachsen sind. Daß die Darmstädter Bank die stärkste Mehrung dieses Gewinnes aufweist, kann eben so gut als bedenkliches wie als erfreuliches Zeichen angesehen werden. Außergewöhnliche Ursachen, wie der Verkauf von Aktien der Breslauer Diskontobank, haben wohl zu der Steigerung beigetragen, die im Wesentlichen aber durch die seit Rießers Abgang im Geschäftsbetrieb dieser Bank sichtbaren spekulativen Neigungen zu erklären ist. Immerhin gehörte ein robustes Gewissen dazu, eine Bilanz zu veröffentlichen, deren Effektenbestand über 50 Prozent des Aktienkapitals ausmacht. Trotzdem die Darmstädter Bank 1 Prozent mehr giebt, kostete diese Bilanz ihren Kurs denn auch fast 4 Prozent. Die Börse war zunächst recht unangenehm überrascht. Direktor Dernburg hat sich vergebens bemüht, in seinem Bureau die Vertreter der Presse durch ein Privatissimum zu einer günstigeren Auffassung der Bilanzziffern zu stimmen. Kein Unbefangener kann diese Art spekulativer Verwerthung des Aktienkapitals billigen. Die von der Börsenwitterung besonders abhängigen Institute könnte man Konjunkturbanken nennen. Dazu gehört, außer der Darmstädter Bank, in gewissem Sinn auch der Concern Dresden-Schaaffhausen. Diesmal wurde dem Bankverein, nach der eingeführten Methode der Gewinnverrechnung, von der Dresdener Bank ein Ueberschuß von etwa 254000 Mark ausgezahlt (65000 Mark weniger als im Jahr vorher). Dabei kommt aber in Betracht, daß der große Bohrgesellschaft-Gewinn beim Schaaffhausenschen Bankverein erst auf die nächsten Abschlüsse verrechnet wird. Das Beste, was das Jahr 1905 dem Concern brachte, ist also eine recht beträchtliche stille Reserve, die einigermaßen darüber hinwegtrösten mag, daß Schaaffhausen die stärkste Verminderung der Liquidität zeigt. Die leichter greifbaren Aktiven, zu denen man bekanntlich den Bar- und Wechselbestand, die Bankguthaben, reportirte und eigene Effekten und Lombardvorschüsse rechnet, haben sich, zum ersten Mal, verringert (von 165,14 auf 139,97 Millionen), so daß der nicht gedeckte Betrag der Verbindlichkeiten (Accepte, Kreditoren und Depositengelder) etwa 57 Prozent der Gesammtsumme ausmacht. Dieses Mißverhältniß wird von keinem anderen Institut erreicht; erst hinter Schaaffhausen kommen Dresdener, Nationalbank und Mitteldeutsche mit Unterdeckungen von 40 bis 45 Prozent der Gesammtverbindlichkeiten. Den besten Status hat wieder die Deutsche Bank, bei der etwa 20 Prozent der Verbindlichkeiten aus dem Debitorenkonto zu decken bleiben. Bei dem ins Ungeheure gestiegenen Umsatz dieses Institutes, der fast 78 Milliarden erreicht hat, ist dieses günstige Verhältniß von greifbaren Mitteln und Verpflichtungen wohl der Erwähnung und des Lobes werth.

Je weiter die Geschäfte der Banken sich dehnen, desto nöthiger wird eine durchsichtige Bilanzirung; und da bleibt leider noch mancher Wunsch unerfüllt. Das Verhältniß des Reingewinnes zu den Tantiemen müßte überall sichtbar sein; die Deutsche Bank bucht aber die Tantiemen der Direktoren unter die allgemeinen Ausgaben und die Darmstädter Bank ist dem üblen Beispiel diesmal gefolgt. Warum? Die frühere Buchungmethode war besser; durch die jetzt gewählte wird aus den

Tantiemen außerdem ein Theil des festen Gehaltes, der vor der Feststellung jedes Gewinnes bezahlt werden muß. Daß solche willkürliche Aenderung nicht im Interesse der Aktionäre liegt, lehrt die Bilanz der Dresdener Bank: da beträgt die Tantieme der Direktoren und Beamten 4,75 Millionen, mehr als ein Drittel der Dividende (13,60 Millionen). Man denke sich nun, daß dieses Sümmchen von vorn herein vom Gewinn abgesetzt würde. Jeder Sachkundige lächelt ja über den naiven Wahn, man könne aus Bankbilanzen etwas über den Status wirklich Lehrreiches herauslesen. Mindestens aber sollte die Aufstellungmethode überall gleich sein. Das zunächst Wichtige, die Liquidität, ist schon deshalb schwer zu erkennen, weil einzelne Banken Effekten und Konsortialbetheiligungen zusammenwerfen und Barbestand, Bankguthaben und Wechsel in einem Posten führen, wie die Diskontogesellschaft, daß andere Banken Kreditoren und Depositengelder nicht trennen, wie die Nationalbank für Deutschland, und daß manchmal die Bankguthaben unter den Debitoren stehen. Solche Unklarheiten sind jetzt gewiß weder beabsichtigt noch gefährlich, können in kritischer Zeit aber zu wirklichen Verschleierungen verleiten.

In solcher Zeit würde man auch über die spekulativen Engagements anders denken als heute, wo es den Großbanken gut geht und die Aktionäre keinen Grund haben, wegen des Anwachsens der Verbindlichkeiten sich Sorgen zu machen. Die Darmstädter Bank hat, bei einem Kapital von 154 Millionen, Effekten und Konsortialeinzahlungen im Gesammtbetrag von 120 Millionen, darunter 21 Millionen Aktien befreundeter Banken. Beim Schaaffhausenschen Bankverein sind unter den Effekten im Betrag von 36,71 Millionen rund 16 Millionen nicht börsengängige Papiere, darunter wohl nicht nur solche wie die Aktien der Internationalen Bohrgesellschaft, die nur den zwanzigsten Theil der genannten Summe ausmachen. Die Konsortialeinzahlungen haben sich beim Bankverein von 20,43 auf 30 Millionen erhöht; und das Risiko wird bei so angewachsenen Engagements nicht dadurch geringer, daß 11½ Millionen Betheiligungen an Aktien und Kuxen industrieller Gesellschaften darunter sind. Bei der Dresdener Bank sind die Effektenbestände, die schon 1904 von 38 auf 54 Millionen gestiegen waren, abermals um 12½ Millionen vermehrt; und zum größten Theil sinds Industriepapiere. Bei der Handelsgesellschaft haben sich die Konsortialeinzahlungen beträchtlich, die Effektenbestände nur wenig erhöht. Verringert (von 82 auf 61 Millionen) hat ihren Effektenbestand nur die Deutsche Bank und dadurch wohl in der Nachbarschaft nicht geringen Neid erregt; sie hat sich namentlich von Staatspapieren und Schatzanweisungen entlastet.

Die außerordentliche Steigerung des Debitorenkontos, die bei den neun berliner Banken fast 400 Millionen betrug und zu einer Gesammtanlage von 2140 Millionen führte, zeigt am Besten, wie hoch die Ansprüche an den Bankkredit waren; natürlich hat sich auch das fremde Kapital, das in den Banken arbeitet, erheblich vermehrt. Die Deutsche Bank geht mit dem fünffachen Betrag ihres Aktienkapitals auch hier allen anderen Instituten weit voran. Wer über solche Riesensummen fremden Geldes verfügt, muß stets flüssige Mittel bereit haben und seine Engagements so wählen, daß er den Umschwung der Konjunktur nicht zu fürchten braucht. Die Höhe der stillen Reserven (aus dauernden Betheiligungen und noch nicht verrechneten Geschäften) verbürgt in gewissem Umfang ja die Stetigkeit der Dividendenleistung. Die erste Pflicht jedes Bankleiters bleibt aber stets, für ein gesundes Verhältniß zwischen den greifbaren Mitteln und den Verbindlichkeiten zu sorgen.

Ladon.

Politische Psychologie.

La psychologie, c'est la partie divine de la guerre: so soll ein Wort Napoleons des Ersten gelautet haben. Der Krieg ist aber, nach Clausewitz, nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln: und so müßte sich das feine Wort des zufällig einmal philosophisch gestimmten Imperators auch auf die Staatskunst anwenden lassen. Ein Blick auf Bismarcks politische Waffenführung wird die Annahme bestätigen. Wer Individuen und Völker besänftigen und besiegen will, muß eben ihr Wesen kennen; er muß es intuitiv zu erkennen vermögen. Die theoretische Berechtigung dieser Forderung wird kein Geheimrath bestreiten: leider erweist sich nur praktisch unsere Politik diesem Anspruch nicht gewachsen. Fast alle Schlappen und Niederlagen der letzten Jahre sind durch den Mangel an politischer Psychologie herbeigeführt worden. Der Verlauf des „blutigen“ Sonntags hat diesen Defekt in ein so grelles Licht gerückt, daß das wunderliche Phänomen wohl einmal näher betrachtet werden darf.

Die Mobilmachung, die verfügt wurde, hat eklatant bewiesen, daß unser leitender Staatsmann, der doch alle vier Wochen einmal den sozialdemokratischen Feind zu Boden ringt, diesen Feind gar nicht kennt. Er rechnet nicht mit dem deutschen Phlegma, mit der bis zum Grunde unpolitischen Veranlagung des Deutschen, mit der Disziplinirung, der wir seit Jahrhunderten unterworfen sind und der die Sozialdemokratie so unendlich viel verdankt, mit der Einwirkung des Evolutiondogmas, mit der militärischen Schulung unserer Arbeiter, die die Treffresultate vom gefechtsmäßigen Abtheilungschießen noch genau im Kopfe haben, und mit vielen anderen Faktoren. Freilich: wo eine solche Analyse überhaupt nöthig ist, da wird sie nicht fruchten. Ein unbeirrbarer Instinkt mußte dem Kanzler sagen: So sind diese Leute nicht; die unbotmäßigen Berliner sinnen nicht auf eine Gewaltthat, die Wahnsinn wäre; die nüchternen Einwohner unserer sauberen, aber gewiß nicht phantastisch-grandiosen Stadt sind auch aller Naivetät, allem Wunderglauben zu lange entwachsen, als daß sie, den guten Göhre an der Spitze, zum Schloß wallen und von ihrem König den Schlüssel zum Paradies fordern sollten. Der Kanzler muß die Tiraden der rothen Rosa zu gründlich studirt haben, denn aus solchen Deklamationen allein kann er sich den revolutionären ouvrier konstruirt haben. gegen dessen „Unternehmungen“ (um in der plastischen Sprache des Grafen Eulenburg zu reden) die berliner Garnison im Januar aufgeboten wurde. Die „echten“ Berliner zwar witzeln ja nun darüber, daß jetzt Unter den Linden Krieg im Frieden gespielt wird. Denen aber, die den unerfreulichen Vorgang mit ernsterem Sinn betrachten, bleiben als Erklärung für das Verhalten der Regirung nur zwei Deutungen, die einander allerdings nicht ausschließen: blasse Furcht oder ein Defizit in der Psychologie. Ich halte mich an die zweite Annahme.

Unsere Regirung hat sich niemals zu einer bestimmten Auffassung der sozialdemokratischen Bewegung durchgerungen, niemals ein sicheres Bild vom Wesen des Gegners gewonnen. Bald erschienen den leitenden Männern die Genossen als kreuzbrave Kerle, die, loyal bis auf die Knochen, nur für ihr irdisches Dasein ein Bischen substantiellere Wegzehrung verlangten; bald wurden sie als Elende und Vaterlandlose gebrandmarkt, die mit Skorpionen gezüchtigt werden müßten. Der wechselnden Anschauung entsprach der Wechsel der Behandlungmethode. Bald Zucker-

brot, bald Peitsche; und Beides unwirksam. Einst getraute sich der Monarch, mit der Sozialdemokratie allein fertig zu werden; heute dröhnt am Geburtstag des Königs Hufschlag und Rasseln der Geschütze zu dem Saal empor, in dem die Nationalhymne intonirt wird, deren Text von einem schalkhaften Poeten des „Kladderadatsch“ herrühren könnte. Kein festes Urtheil, kein festes Handeln: Fürst Bülow löst, so oft es nur irgend schicklich scheint, die Böller seiner Beredsamkeit gegen Bebel, Graf Posadowsky erklärt, mit hohlen Worten sei gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten, — und Beide sitzen in einem „durchaus einheitlichen, durchaus homogenen“ Ministerium.

Der Körper unseres Staates leidet noch an einer anderen schleichenden Krankheit, die wir als die „Polenfrage“ kennen. Daß wir auf diese Frage bald diese, bald jene, niemals aber eine endgiltige Antwort gefunden haben, ist auch auf den Mangel sicheren psychologischen Erkennens zurückzuführen. Einst hieß Koscielski ein politisches Juwel, heute liegen wir in heißem Kampf mit der „sarmatischen Frechheit“. Dieser Oberpräsident strich die weiße Salbe seines anodinen Wohlwollens über die wirthschaftlichen Wunden der Deutschen; jener Oberpräsident radirte die polnischen Straßennamen in der Elektrischen weg. Oben wußte Niemand, wie der Gegner beschaffen sei, und die hohen Beamten führten die wildesten Lufthiebe (wie wir denn überhaupt das Motto „Im Zeichen der Lufthiebe“ über die gesammte Geschichte der letzten Jahre setzen könnten). Hätten sich unsere Maßgebenden rechtzeitig über den Charakter der polnischen Bewegung unterrichtet, hätten sie rechtzeitig das punctum saliens in der wirthschaftlichen, nicht in der politischen Seite der Bestrebungen ausfindig gemacht, so wäre viel Geld und viel Kraft erspart worden. Aber die hohe Königliche Staatsregirung wußte gar nicht, mit wem sie zu thun hatte. Weil es ihr jedoch an psychologischer Intuition fehlte, die natürlich Berichte kurzsichtiger Bureaukraten nicht zu ersetzen vermögen, wurde ihr Handeln sprunghaft und inkonsequent. Der Politiker großen Stils ist aber immer ein Erzieher und die vornehmste Tugend des Erziehers ist Konsequenz. Wenn ein Staatsmann, ein Herrscher ein scharf umrissenes Bild in sich trägt und Ziel und Weg sicher ins Auge faßt, so hat er auch heute noch Mittel genug, um der Nation seine Anschauung zu suggeriren. Ja, er hat heute, wo Scherl und ähnliche Typen Millionen von Lesern am Ariadnefaden durch das politische Labyrinth gängeln, diese Mittel mehr als je. Warum immer noch Deutsche ihre Güter an Polen verkaufen? Warum die „Strecke“ des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie so erbärmlich ist? Nun, nicht zum Mindesten deshalb, weil die Polen noch vor nicht allzu langer Zeit als treue Stützen des Thrones galten, weil der Herrscher selbst erklärte, das Streben nach einer höheren Lebenshaltung sei durchaus begreiflich. Eine starke Regirung wird auch heute noch die Massen in ihre Gefolgschaft zu zwingen wissen. Wer nicht weiß, wohin er geht, kommt am Weitesten; aber nur, wenn er ein Cromwell ist.

Nur kurz möchte ich darauf hindeuten, wie eine psychologische Betrachtung der inneren Lage zur Verwerfung aller unnöthigen Repressivmaßregeln gegen die Sozialdemokratie führen muß. Zwar haben sich weite Kreise der Arbeiterbevölkerung von den alten Satzungen der politischen und religiösen Folgsamkeit gelöst, aber das Dogma der Marx und Engels ist ihnen zu neuer Religion geworden, hat ihnen einen neuen idealen Lebensinhalt gegeben. An die Stelle der einen Verkündung ist eine andere getreten; und von Dem, der noch hoffen kann, haben wir nichts zu

fürchten. Wie aber, wenn die Massen an der Allgüte und Allweisheit ihrer Propheten und damit, wie Dies so Menschenart ist, auch an der Botschaft selbst zu zweifeln und naturgemäß zu verzweifeln beginnen? Wenn dieser Prozeß sich vollzogen hat, wird in Millionen unseres Volkes eine bittere Skepsis, ein greller Hohn die einzige Empfindung sein und erst diese grauenvolle Leere, dieser anarchische Zustand bedroht uns mit revolutionären Zuckungen. Diesen Zeitpunkt müßte eine weise Regirung voraussehen, diesem psychologischen Moment müßte sie vorarbeiten; ihre ganze Politik müßte dazu angethan, darauf angelegt sein, daß die Enttäuschten dann die Möglichkeit sähen, die Nothwendigkeit fühlten, sich zu Dem zurückzufinden, was die Schwalbe sang, was die Glocken der Dorfkirche geläutet hatten, zu dem einfältigen Pflichtenkatechismus, über den auch die Größten unter uns nie hinwegkommen und den gerade sie üben und am Willigsten anerkennen. Der Hinblick auf diesen unausbleiblichen Moment der Wendung müßte unsere innere Politik bestimmen.

Doch zurück zum Thema. Die Wahrnehmung, die wir auf dem Gebiete der inneren Politik gemacht haben, wiederholt sich in der Kolonialpolitik wie in dem Verhältniß zu den Großmächten. Mit hinterlistigen und grausamen Häuptlingen verhandeln wir nach dem Prinzip Noblesse oblige; dem Eingeborenen, der ein Halbthier, im besten Fall ein Kind ist, vindiziren wir Menschenrechte in des Wortes verwegenster Bedeutung; wir „versöhnen" eifrig, wo wir nur herrschen sollten, schlagen alle Warnungen der Kenner in den Wind und zahlen schließlich für unsere unzureichende Psychologie mit kostbarem Blut und Hunderten von Millionen. Frankreichs Selbstgefühl steigern wir Jahre lang durch Komplimente und in dem Augenblick, wo vielleicht die Frucht dieser Politik eingeheimst werden konnte, brüskiren wir die so lange umschmeichelte Nation, so ohne Noth, so ohne Schonung, daß jetzt auf Jahre hinaus eine Verständigung erschwert ist. Nach England senden wir durch den Mund geschwätziger Interviewer unzählige Selbstportraits, die den friedliebenden Michel zeigen; und keiner unserer hohen Herren scheint zu ahnen, daß nur Eins John Bull imponirt: ruhige Kraft. Wohin wir uns wenden, überall ist das Selbe: wir sehen Völker und Individuen heute in diesem, morgen in jenem Licht, schwanken in unserem Urtheil und schwanken in unserem Handeln. Und nun muß zum Schluß doch das Entscheidende ausgesprochen werden, daß alles Dies sich nur aus dem persönlichen Regiment erklärt, einem Regiment, dem die verantwortlichen Rathgeber fast noch niemals eine Willenshemmung zuzumuthen versuchten.

Eduard Goldbeck.

Notizbuch.

In Rußland, das keine fest abgegrenzten Ressorts hat, gehören die Arbeiterangelegenheiten zum Geschäftskreis zweier Ministerien: der Finanzminister und der Chef der inneren Verwaltung treiben Sozialpolitik. Jeder auf seine Weise; und natürlich machts Jedem besonderen Spaß, den Herrn Kollegen zu ärgern. Je mehr Witte und sein Handelsdezernent Kowalewskij in den neunziger Jahren für die Regelung der Arbeitzeit und der Fabrikinspektion that, um so eifriger bemühte man sich im Ministerium des Inneren, politische Macht über das Proletariat zu gewinnen. Drüben, hieß es dort, arbeitet man

nur den Revolutionären in die Hände; wir aber erziehen dem Kaiser auch in den Fabriken zuverlässige Unterhanen. In Moskau hatte die Verwaltungbehörde, als sie merkte, daß die Organisirung der Arbeiter nicht länger aufzuhalten sei, sich entschlossen, selbst die Sache zu besorgen. Thun wirs nicht, dachte sie, dann thuns die Revolutionäre; also ists klüger, früh sichere Leute an die Spitze zu stellen. Subatow, der vorher Terrorist gewesen war, wurde für diese Aufgabe gewählt und das Verhältniß gar nicht verheimlicht. Die Arbeiter wußten: Subatow steht gut mit der Polizei und kann uns eben darum nützen. Er brachte die Arbeiter, die Beschwerden und Wünsche hatten, zum moskauer Polizeipräsidenten Trepow; und da in Caesarenreichen die Gewalt sich stets lieber den vielen Armen als den wenigen Reichen willfährig erweist, fanden die Klagen meist Gehör. Das System schien sich zu bewähren und sollte auch in Petersburg eingeführt haben. Nur sagten General Foulon, der Chef der hauptstädtischen Polizei, und seine Leute: Die Moskauer bleiben doch immer dumme Provinzialen; wir Großstädter werden nicht so thöricht sein, den Arbeitern zu verrathen, daß der Vertrauensmann ihnen von uns geliefert wurde. Auch war Subatow auf die Dauer nicht zu halten. Zunächst hatten seine Erfolge ja imponirt. Als das Denkmal Alexanders des Zweiten enthüllt wurde, konnten im Kreml dem Zaren dreißigtausend „konservative Arbeiter" vorgeführt werden. Da seht Ihr, hieß es, was wir vermögen. Bald danach kams in einer moskauer Seidenfabrik zum Ausstand. Subatow, der von Trepow die Weisung erhielt, mahnte die Arbeiter, nicht um Haaresbreite von ihrer Forderung zu weichen. Der Besitzer der Fabrik, Herr Goujon, fuhr nach Petersburg und klagte dem Finanzminister, der damals noch Witte hieß, seine Noth; er wolle ja alles Mögliche thun, wisse aber nicht, ob er mit den Arbeitern oder direkt mit der Regirung, die sie stachle, verhandeln solle. Kowalewskij, ein avancirter Staatssozialist, schlug Lärm, forderte für die Arbeiter das gesetzlich verbürgte Recht auf Strikes und sagte, die polizeiliche Leitung des Klassenkampfes sei nicht länger zu dulden. Vergebens. Kaum war der moskauer Ausstand mit Wittes Hilfe durch Vergleich beendet, da arbeitete Subatow mit frischer Kraft schon im Süden. Er verstand sein Demagogenhandwerk: und bald loderte die odessaer Gegend in hellen Flammen. Das war zu viel; Subatow wurde aus dem Staatsdienst entlassen und sein Gehilfe, der obendrein noch ein Jude war, in den kältesten Norden verbannt. Das Ministerium des Innern aber suchte und fand einen neuen Agenten: den Popen Gregorij Gapon. Der schien der rechte Mann; einem Priester vertrauen die armen Leute und ein Priester wird nie zu offener Gewaltthat rufen. Gapon gründete in Petersburg eine konservative Arbeitergesellschaft mit elf Filialen; und der Minister, Ssipjagin und Plehwe, gewährte dem nützlichen Helfer gern einen anständigen Monatssold. Daß Gapon von der Polizei beauftragt und bezahlt sei, sollte kein Mensch erfahren; hätte auch keiner erfahren, wenn der Pope nicht nach Moskau gegangen und dort gegen Subatows Leute aufgetreten wäre. Ihr seid schöne Kerle, sagte er zu den Organisirten: laßt Euch von der Polizei an der Leine gängeln; Ihr solltet Euch schämen. Das gab Unruhe und die petersburger Regirung wurde ersucht, gegen den pfäffischen Demagogen einzuschreiten. Plehwe war Minister des Innern; er ließ seinen Dezernenten kommen und fragte, was über diesen Gregorij Gapon bekannt sei. Nichts zu befürchten, antwortete der Beamte; dieser Pope ist unser Mann, hat festen Monatsgehalt und will bei den Altmodischen in Moskau gewiß nur für unsere feinere Methode wirken. Als der Priester dann in Moskau einen konservativen Professor überreden wollte, die Leitung der Arbeiterorganisation auf sich zu nehmen, wurde ihm ins Gesicht gesagt: Dich bezahlt ja die Polizei. Er erröthete, stammelte Etwas von der Nothlage einer Uebergangszeit und betheuerte in der Thür, er werde

das Joch schnell abschütteln. Hat ers gethan? War er je mit dem Herzen bei der Arbeitersache oder hatte er nur den Brotherrn gewechselt? In der Nacht vor dem Epiphanienfeste des Jahres 1905 sagte er den Reportern, denen er seinen Aufruf abzuschreiben gab: „Heute lasse ich die Maske fallen. Wird meine Petition nicht angenommen, werden meine Forderungen nicht bewilligt, dann mag Petersburg vor unserer Wuth zittern." Gapon, Plehwes sicherster Mann, hetzte die Massen zum Aufruhr. Sein Manifest, das dem Zaren vorschrieb, zur bestimmten Stunde, wenn er nicht feig scheinen wolle, die Arbeiter im Winterpalais zu erwarten und anzuhören, mußte in jedem Militärstaat zu Straßenkämpfen führen. Und der Anstifter stand im Dienst der plehwischen Polizei. Das Alles wurde hier vor dreizehn Monaten erzählt; und gesagt, leicht sei es nicht, einen Priester, der die Kunst des Trügens mit so schlauer Sicherheit meistere, für einen reinen Helden zu halten. Die Warnung verhallte unerhört. Gapon wurde in der ganzen Presse als ein Märtyrer, ein Heiland gefeiert. In der Hand frommer Kinder sah ich sein Bild und hörte sie sagen, diesem heiligen Mann müsse nicht Rußland nur, müsse die ganze Menschheit dankbar sein. Alldeutschland jubelte, als die Botschaft kam, der Heros sei den Schergen des Zarismus entkommen. Er reiste; war in Paris, wurde in Monte Carlo, nah bei einem Großfürsten, am Spieltisch gesehen, kam dann zurück und blieb auch in Petersburg unbehelligt. Wer schützte ihn? Woher hatte er das Geld zur Reise, zum Spiel? Jetzt wissen wirs. Der Arbeiter Petrow und der Handelsminister a. D. Timirjasew haben alles Nöthige darüber mitgetheilt. Auf Wittes Weisung hat Timirjasew im vorigen Jahr Gapons Gehilfen, dem ihm von einem Geheimpolizisten vorgeführten Herrn Matjuschenskij, dreißigtausend Rubel ausgezahlt. Damit sollten die Arbeiterorganisationen Gapons wiederhergestellt werden. Der Pope selbst hatte von Witte Geld bekommen. Er, der am einundzwanzigsten Januar 1905 den Zug ins Winterpalais geführt, in Manifesten den Zaren beschimpft und der schwersten Verbrechen geziehen hatte, konnte im November 1905 Arbeiterversammlungen präsidiren und in Petersburg frei herumlaufen. Ein Steckbrief war gegen ihn ergangen; aber kein Polizist legte Hand an ihn und an der Riviera stand er unter dem Schutz der französischen Polizei. Ist nun ein Zweifel noch möglich? Gapon hat von Plehwe zuerst, dann von dessen Todfeind Witte Geld bekommen und die erbärmlichste Lockspitzelrolle gespielt. Cui bono? Zuerst sollte er das Proletariat kirren. Das ist noch begreiflich. Wer aber hatte ein Interesse daran, im Januar 1905 den kleinen Nika zu schrecken und den petersburger Brand zu entfachen? Wem war dieses Interesse so wichtig, daß er ihm sechshundert Menschenleben opferte und dem schlummernden Reich das Signal zum Aufruhr gab? Dieser Frage wird Jeder, der über die „russische Revolution" (nur von einer lettischen dürfte man ernsthaft reden) urtheilen will, die Antwort zu suchen haben. Und vielleicht noch einer anderen. Die Gapon-Legende ist tot. Wie viele Legenden ähnlicher Art, aus allen Ländern des Erdballs und besonders aus Rußland, werden uns täglich aber aufgetischt und von der Gier Gläubiger wie nahrhafte Speise verschlungen?

* * *

Ein Mitglied der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft schreibt mir:

„Als wir in den ‚Mittheilungen' der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft lasen, unsere diesjährige (berliner) Wanderausstellung werde früher stattfinden, als ursprünglich geplant war, glaubten wir zunächst, unseren Augen nicht recht trauen zu sollen. Denn als Ursache der für Viele recht unangenehmen Terminsänderung waren nicht etwa unabänderliche, zwingende äußere Verhältnisse angeführt, nein: es hieß, der ‚in Aussicht genommene Besuch' des Kaisers mache ‚nothwendig', die Ausstellung um eine Woche zu-

rückzuverlegen. Redlich monarchisch und kaiserlich sind wir deutschen Landwirthe wohl durch die Bank. Das bedarf keiner Versicherung. Und wir Alle würden uns herzlich freuen, wenn Majestät unsere Ausstellung mit seinem Besuch beehrte. Ist uns in dem nun neunzehnjährigen Cyklus unserer Wanderausstellungen diese Ehre leider doch nur einziges Mal und (nach Angabe des offiziellen ‚Jahrbuches‘) nur auf anderthalb Stunde geworden, in Hannover 1903, während die Bundesfürsten, in deren Staaten die Ausstellung jeweilig stattfand, sie stets mehrfach besuchten und eingehend besichtigten. Ist nun etwa aus unausgesprochenen nationalwirthschaftlichen oder agrarpolitischen Gründen ‚nothwendig‘, den Termin der Ausstellung so jäh und spät zu ändern? Hat Majestät etwa keine andere Gelegenheit, sich vom Stande der vaterländischen Landwirthschaft und speziell vom Können und Streben unserer Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft, deren Ehrenpräsident jetzt obendrein sein erlauchter Sohn, unser Kronprinz ist, zu überzeugen als den (voraussichtlich doch wieder nur kurzen) Besuch der Ausstellung? Dann hätten wir in neunzehn Jahren nicht viel erreicht. Dann hätte der Kaiser 1897 aber auch in Hamburg den Anblick der Regatta nicht dem Besuch unserer Ausstellung vorgezogen. Wir haben die Zuversicht, daß der Kaiser weiß, was wir können und erstreben. Sein Besuch wäre also nicht mehr als ein Akt der Höflichkeit. Und darum die sehr lästig störende Verlegung des Termins? Eine Ausstellung der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft ist kein Souper, das man aus Rücksicht auf Unpäßlichkeit oder Unabkömmlichkeit eines besonders geschätzten Gastes ohne allzu große Unbequemlichkeit noch in letzter Stunde absagen oder verschieben kann. Hier macht die Verlegung Kosten und Mühe, Schreiberei, Scherereі, Verdruß; hier verletzt sie wichtige Interessen. Von den entwertheten Plakaten und Reklamemarken will ich gar nicht reden. Aber viele Landwirthe und namentlich Maschinenfabrikanten hatten schon bindende Abmachungen über Eisenbahnwagons, Dienstpersonal, Kommissionen, Unterkunft u. s. w. für die endgiltig festgesetzte Ausstellungzeit getroffen, viele auch schon für sich und ihre Begleiter in Hotels und bei Privatleuten Zimmer gemiethet. Ob die Vermiether ohne Entschädigung auf die Verlegung der Wohnzeit eingehen werden, ist mindestens fraglich; um so mehr, als in der jetzt gewählten Zeit der Verein Deutscher Ingenieure sein fünfzigjähriges Jubiläum in Berlin feiern, die Nachfrage nach Wohngelegenheit also besonders stark sein wird. Auch wird am Schluß der Pfingstwoche, wo die Bahnen meist überfüllt sind, die Verfrachtung und Ausladung der zur Ausstellung geschickten Maschinen und des Viehs nicht gerade erleichtert werden. Ich bin überzeugt, daß lebhaft protestirt worden wäre, wenn die Leiter unserer Gesellschaft die Frage vor ein größeres Forum gebracht hätten; und wenn dieser Protest jetzt auch nicht hörbar ist, so ist die Mißstimmung um so ärger. Unsere Ausstellung ist verlegt worden, weil sie sonst zu dicht an die Kieler Woche gekommen wäre. Wenn der Kaiser auf den Besuch der Ausstellung aber Werth legte, konnte er ihn, trotz den kieler Festen, wohl ermöglichen (wozu giebts denn Extrazüge und Automobile?); hinderten aber zwingende Gründe den Monarchen auch diesmal, zu uns zu kommen, — nun, so mußten wir uns, wie so viele Jahre, auch in diesem Jahr noch in Geduld fassen. Wann und wo der Kaiser bei uns erscheint: er wird herzlich begrüßt werden. Die Leiter einer Gesellschaft, die fünfzehntausend tüchtige deutsche Männer, Landwirthe und Fabrikanten, umfaßt, sollten aber nicht vergessen, daß diese Gesellschaft aus eigener Kraft, ohne staatliche Unterstützung, geworden ist, was sie ist, und daß sie, bei aller Ehrfurcht vor dem Monarchen, zuerst ihr eigenes Interesse, das ihrer Mitglieder, wahrzunehmen hat. Auch hier ist Solidarität die höchste Pflicht und die gemeinsame Sache muß jeder persönlichen Erwägung vorangehen.“

* * *

Ein alter Edelmann, der Jahrzehnte lang preußischer Landrath war, schreibt:

„Herr Professor Adolf Wagner tadelte in der Täglichen Rundschau neulich die konservative Partei sehr scharf, weil sie sich der Reichserbschaftsteuer widersetzt, und scheint sogar der Ansicht, daß die Agitation gegen die Erhöhung der Biersteuer dadurch wenigstens entschuldigt werde. Daß die Herren Am Zehnhoff und Genossen Lessings Fabel von dem Schaf und der Schwalbe nicht kennen, ist weiter nicht wunderbar; Lessing steht wohl auf dem Index. Ein Finanzpolitiker wie Herr Professor Wagner sollte doch aber der Lehre, die diese Fabel giebt, nicht unzugänglich sein. Die konservative Partei vertritt nun einmal die Interessen des Grundbesitzes und muß sich also gegen ein Gesetz erklären, das sie so erheblich schädigen kann. Schon die alten Deutschen saßen am Ufer des Rheins und tranken immer noch Eins. Eine Steuer, die ihren Nachkommen ermöglichen soll, dieses löbliche Geschäft auf unbegrenzte Zeit fortzusetzen, muß schon recht kräftig sein. Besteht der Nachlaß aus Staats- und Industriepapieren, so kann der Erbe sich ja freuen, auch wenn er einen Theil an den Fiskus abgeben muß. Wenn der Nachlaß aber aus Grundbesitz, Fabrikanlage oder Hypotheken besteht? Von diesen Objekten läßt sich die Steuer nicht so ohne Weiteres abziehen. Daß es bei der Durchführung der Steuer ohne Subhastationen abgehen könne, ist nicht wahrscheinlich. Mir schwebt ein bestimmter Fall vor. Ein Gut mittlerer Größe gehört zwei Brüdern. Der eine bewirthschaftet es und schlägt sich noch gerade so durch. Stirbt nun der Bruder: woher soll der Ueberlebende die Steuer nehmen? Eine Hypothek bekommt er schwerlich und der Zwangsverkauf ist das Ende. Wo es sich um eine Fabrikanlage handelt, liegt die Sache eben so, wenn die Verhältnisse nicht glänzend sind. Eine Verminderung des Betriebskapitals wird den Betrieb nicht fördern. Besteht der Nachlaß aus Hypotheken, so muß eine gekündigt werden und der Schuldner kommt in Verlegenheit, kann unter Umständen, in schwierigen Verhältnissen, sogar zum Bankerot gedrängt werden. Und das Alles, damit der Deutsche auch fernerhin dem übermäßigen Biergenuß fröhnen könne und weil die Herren Reichsboten durch Schonung dieses Volkslasters am Sichersten ihre Wiederwahl zu erreichen glauben."

* * *

Ein dritter Brief:

„Als Friedrich Wilhelm der Dritte die Gräfin Harrach heirathete, machte man den Soldaten von ihrer Löhnung Abzüge, um dem hohen Paar kostbare Geschenke überreichen zu können. Als Wilhelm der Zweite heirathete, wurde von eifrigen Oberpräsidenten den Bürgermeistern empfohlen, Sammlungen zu Geschenken für das junge Paar zu veranstalten. In dem Schreiben eines Oberpräsidenten hieß es, die Namen der Geber würden in eine an Allerhöchster Stelle vorzulegende Liste eingetragen werden. Als ein Oberbürgermeister mit etwas röthlicher Vergangenheit diesen Passus vorlas, konnte er sich nicht enthalten, in den Bart zu brummen: ‚Unverschämt!‘ Zu dem Schreiben des Oberpräsidenten kam dann ein Nachtrag, der rieth, nützliche Geschenke anzuschaffen. Bei der Hochzeit des Kronprinzen haben wir ja auch Mancherlei erlebt. Und jetzt, bei der Silbernen Hochzeit des Kaisers, haben die Städte Summen bewilligt, die manchmal für dringendere Aufgaben vergebens gefordert worden waren. Städte, die ihre Beamten jämmerlich besolden und zur Linderung der Armuth in ihren Mauern nur einen Nothgroschen übrig haben, spendeten nun höchst stattliche Beträge. Immerhin handelte es sich meist um einen nützlichen Zweck; und so mochte der Aufwand ungerügt bleiben. Einzelne Blüthen patriotischer Betriebsamkeit dürfte man aber nicht im Dunkel verkümmern lassen. Nur ein Beispiel. Dr. Gustav Schüler, Berlin W. 8, versandte einen Briefumschlag mit Drei-

pfennigmarke und der Aufschrift: ,Ein Wunsch und Befehl Seiner Majestät des Kaisers! Betreffend die Verbreitung des kaiserlichen Familienbildes zur Silberhochzeit'. Der Umschlag enthält eine Einladung, ,zur Verbreitung der billigen Volksausgabe des Allerhöchsten Familienbildes' beizutragen, das ,zur Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares auf kaiserlichen Befehl den weitesten Kreisen des Volkes zugänglich gemacht werden soll'. Mindestens zehn Bilder müssen abgenommen werden. ,NB. Die Namen der P. P. Subskribenten werden am Tage der Silberhochzeit veröffentlicht, falls keine gegentheilige Mittheilung erfolgt'. Auf einem zweiten Blatt heißt es: ,Zur Silberhochzeit mit Genehmigung und auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers hergestellt. Luxus-Separat-Ausgabe des Professor Kellerschen Bildes Die Kaiserliche Familie, ausschließlich für die Mitglieder des Hochadels und ausgewählter Kreise veröffentlicht. P. S. Die Namen der Subskribenten werden am Tage der Silberhochzeit in alphabetischer Ordnung veröffentlicht, falls diesbezüglich keine gegenteilige Mittheilung erfolgt. Subskriptionpreis 60 Mark'. Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Kaiser wirklich den Wunsch ausgesprochen und den Befehl ertheilt hat, mit dem hier ein Festtagsgeschäft gemacht werden sollte".

* * *

Der Etat des Auswärtigen Amtes soll im Plenum erst beredet werden, wenn in Algesiras die eben so kostspielige wie langweilige Komoedie zu Ende gemimt ist. Ernsthafte Kritik, die in diesem Jahr mehr als je, mehr als irgendwo Pflicht wäre, darf man nicht erwarten. Die Reichstagsmehrheit ist mit dem Handeln und Unterlassen der in der Wilhelmstraße Herrschenden höchst zufrieden; und Herr von Kardorff hat neulich einem Interviewer gesagt, die Leute, die den Bülow angreifen, seien sämmtlich von dem Wirklichen Geheimen Holstein aufgehetzt. Nett. Die gebührende Antwort wäre erst möglich, wenn der alte Herr sich entschlösse, die Verdächtigung in der faßbaren Form einer persönlichen Aeußerung zu wiederholen; über Mangel an Deutlichkeit würde er dann nicht zu klagen haben. Zu der nothwendigen Abrechnung mit dem verhängnißvollen System Bülow wirds im Reichstag also wohl nicht kommen. Vielleicht aber wird wenigstens, nicht nur von den Sozialdemokraten, gefragt, welche besonderen Umstände zur Verdoppelung der Geheimfonds zwingen. An Geld hats dem Auswärtigen Amt ja bisher nicht gefehlt. Die Depesche, in der ein der Gesandtschaft attachirter Herr aus Ostasien seinen Dank für die Verleihung eines Ordens aussprach, hat, wie hier erzählt wurde, ungefähr achthundert Mark gekostet; und war nicht etwa die einzige ihrer Art. Die Mittel erlaubten dem Kanzler auch, seine Beamten auf eine Osterreise nach Sorrent mitzunehmen. Die Geheimfonds sind früher manchmal gar nicht aufgebraucht worden; man konnte befreundeten Behörden damit aushelfen. Jetzt sollen sie verdoppelt werden. Wünscht man noch mehr Telegramme, auf daß Herr Hammann seiner Preßkundschaft recht viele „Nachrichten" zu bieten habe? Bismarck ließ kein unnöthiges Telegramm, keins, das nur feuilletonistischen Werth hatte, ohne Rüge durchgehen; er schrieb an den Rand: „Das wäre mir in vier Wochen noch früh genug gemeldet worden"; und verbot solche Luxusausgaben. Die Journalisten, die täglich in die Wilhelmstraße pilgern, sind natürlich aber zufrieden, wenn sie was Druckfähiges heimtragen können. Eine Erhöhung des Depeschenetats kann man jetzt nicht gut fordern; und die Geheimfonds sind der Kontrole entrückt. Draußen erfährt Niemand, ob aus diesen Fonds nicht Zahlungen geleistet werden, die unter andere Titel des Etats fallen sollten; für Reisen, Unterstützung verkrachter Existenzen, Depeschen, dekorative Zwecke. Wenn in der internationalen Politik nützlich gearbeitet würde, käme es auf eine halbe, auf eine ganze Million nicht an. Nach Allem, was wir erlebt haben und noch erleben, sollten die

würdigen Vertreter des deutschen Volkes, trotzdem ihre Stimmung durch die Aussicht auf ein festes und reichliches Abgeordnetengehalt gebessert sein könnte, doch recht gewissenhaft erwägen, ob es nöthig ist, dem Auswärtigen Amt die Möglichkeit unkontrolirbarer Ausgaben noch zu erweitern. Die Bewilligung wäre gerade jetzt ein Vertrauensvotum. Und dazu gehört heutzutage wirklich schon Tollkühnheit. Kein Zweifel also: es kommt. Der Reichstag, der an allen Ecken knausert, wird just diesen Posten bewilligen; und damit sagen: Wir finden Eure Arbeit so produktiv, Eure Leistung so werthvoll, daß wir Euch alle Mittel gewähren, die Ihr verlangt; denn wir wissen ja, daß sie gut angewandt werden, und wären sehr traurig, wenn wir das theure Haupt der Regirung verlören.

* * *

Vom noblen Westen in den ordinären Südwesten der Wilhelmstraße. Der Freiherr von Ohlendorff ist siebenzig Jahre alt geworden und hat vom Kaiser (Dank für „oft bewährte patriotische Opferwilligkeit"), vom Kanzler und vom neuen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (dessen Ernennung, trotz allem Gerede muß es wiederholt werden, ohne Mitwirkung des Kanzlers vollzogen ward) Glückwunschdepeschen erhalten. Solche Ehre gebührt dem Erben königlicher Hansakaufleute. Dem hamburger Guanohaus verdanken wir die Norddeutsche Allgemeine Zeitung; also werthvollen Besitz. Herr Albertus von Ohlendorff fühlte die Patriotenpflicht, sich dem weiteren Vaterlande dankbar zu erweisen, das so willig die von der chilenischen und peruanischen Küste verfrachtete duftende Waare aufnahm; er sagte sich: Wenn aus allen Ministerien und Verwaltungbureaux die Exkremente zusammengekehrt und an eine Centralstelle geschafft werden, wo Nässe und Sonne sie, unter sachverständiger Aufsicht, kunstgerecht zersetzen, dann kann daraus ein Stoff entstehen, der die Oeffentliche Meinung mit im deutschen Norden bisher ungeahnter Triebkraft zu düngen vermag. Er übergab die von ihm gekaufte Zeitung dem preußischen Ministerpräsidenten, der frei darüber verfügen konnte. Das erste anerkannt offiziöse Blatt war also dem reichen Ertrag des Guanohandels zu danken. Und die Erben des neuen Albertus Magnus haben die patriotische Opferwilligkeit weiter bewährt. Die Norddeutsche ist heute offiziöser denn je. Bismarck hat 1872 gesagt: „Jede Zeitung, für deren ganzen Inhalt die Regirung verantwortlich sein sollte, müßte die Langweiligkeit eines Staatsanzeigers annehmen; sie könnte gar keine Färbung tragen; sie müßte trocken werden". Genau so hat der vierte Kanzler die Pflichten des offiziösesten Blattes gesehen und ihm die Langweiligkeit eines Staatsanzeigers stets zu sichern gewußt. Er hatte sich schon als Staatssekretär vom Kanzler die Erlaubniß ausbedungen, den die internationale Politik behandelnden Theil der Norddeutschen selbständig zu leiten und zu überwachen. Nur ganz objektiv, befahl er, solle künftig noch über die Ereignisse berichtet werden; was an Erläuterungen etwa nöthig sei, müsse, ehe es gedruckt werde, sein Visum tragen. Und die Objektivität fand er schon nicht ausreichend gewahrt, wenn, zum Beispiel, aus einem anderen Blatte die Notiz übernommen wurde, auf die Provinz Shantung als einen brauchbaren Stützpunkt deutscher Interessen sei bereits unter Bismarck hingewiesen worden. Die Kontrole wurde natürlich noch strenger, ihr Machtbereich weiter, als Graf Bülow ins Kanzlerhaus eingezogen war. Kein Ressortchef durfte wagen, auch nur drei Zeilen, ohne vom „leitenden Staatsmann" autorisirt zu sein, in die Norddeutsche zu schmuggeln. Und wenn aus dem Haus Wilhelmstraße 32 ein Wörtchen kam, das den Kanzler ärgerte, gabs in Nummer 77 ein Zornspektakel. Selbst Bismarck hat nie so unumschränkt, mit so eifersüchtiger Tyrannis über das Guanoblatt geherrscht wie sein dritter Nachfolger. Braucht Der das Blatt aber noch, das, unter seiner Obhut, ja längst still geworden ist und kein

Aergerniß mehr giebt? Er hat Alle an der Leine und läßt, wenn er auf den Knopf drückt, in Berlin oder Wien, Karlsruhe oder München die Wasserkunst sprudeln; sogar der Vertreter der demokratischen Frankfurter Zeitung ist ihm befreundet und sitzt „im kleinen Kreis" mit ihm zu Rath, wenn dem Reich Gefahren drohen. Kaum findet man irgendwo noch eine andere Spiegelung der Ereignisse; nur die amtlich gewünschte ist sichtbar. Die Norddeutsche ist deshalb eigentlich veraltet; mehr Last als Gewinn. Und die Familie Ohlendorff könnte ihrer patriotischen Opferwilligkeit ein neues Wirkensgebiet ersinnen.

* * *

„Daß gerade jetzt eine Reihe von Zeichnungen des französischen Bildhauers Rodin seit Wochen unter dem Bemerken als Widmung des Künstlers an Seine Königliche Hoheit unseren Großherzog ausgestellt werden, ist eine solche Schmach für uns Weimarer, daß wir unsere Stimme dagegen erheben. Es ist eine Frechheit des Ausländers, unserem hohen Herrn so Etwas zu bieten, und unverantwortlich vom Vorstand (des Museums), diese ekelhaften Zeichnungen auszustellen, unverantwortlich, solche Ausstellung zu dulden. Möge der Franzose sich aus seinem Künstlerkloakenleben ins Fäustchen lachen, so Etwas in Deutschland an den Mann gebracht zu haben; wir wollen uns Das nicht ruhig gefallen lassen und rufen Pfui und tausendmal Pfui über den Urheber und seine Helfershelfer, die solche Abscheulichkeiten uns vor Augen stellen." Diese Sätze fand ich vor ein paar Wochen in einer weimarer Zeitung. Für den Inhalt und für den Stil, der auch Beachtung verdient, ist ein mir unbekannter Professor Behmer verantwortlich. Er spricht auch von dem „Tiefstand der Sittlichkeit der Künstler" und von der „Laxheit der Auffassung des Ausstellungvorstandes." Die in Weimar heimisch gewordenen kultivirten Menschen, die in Rodin das stärkste Bildnergenie unserer Zeit verehren, waren über dieses Zetergeschrei eines Kunstfremdlings einigermaßen empört und meinten, in den Centren deutschen Geistes sei Aehnliches doch nicht mehr denkbar. Wirklich nicht? In Berlin waltet der „lichtvolle Historiograph" Ludwig Pietsch seines Amtes und erklärt, so oft sich die Gelegenheit ergiebt, von der Höhe seiner sittlichen Weltanschauung herab Rodin und Genossen für unfähige Schweinigel. In Berlin hat Herr Professor Thode, Behmers und Pietschens würdiger Kollege, über Kunst Vorträge gehalten, die ungefähr aus der selben Tonart erklangen. Und unsere Künstler und Kunstkritiker haben geschwiegen. Die Weimarer haben also keinen Grund, ihr Schicksal zu bestöhnen.

* * *

Wenn die bourgeoise Presse einmal eine Rede oder Handlung der Regirung zu tadeln wünscht, wählt sie meist eine wunderliche Methode: sie stellt sich, als sei das Gesprochene nicht gesprochen, das Gethane nicht gethan worden. Der Kaiser hat von dem Tode des Abgeordneten Richter nicht Notiz genommen. Das war sein Recht, war auch begreiflich; denn Richter hat die persönliche Politik Wilhelms des Zweiten Jahre lang heftig bekämpft. In der Vossischen Zeitung aber stand, offenbar sei dem Kaiser der Todesfall nicht gemeldet worden; sonst wäre eine Beileidsäußerung erfolgt. Das glaubt der Schreiber natürlich selbst nicht; ist viel zu gescheit, ums zu glauben. Wagt aber nicht, seinem (wie mir scheint, unberechtigten) Aerger über das Schweigen des Kaisers offenen Ausdruck zu geben, sondern macht einen langen Artikel, der auf der lächerlichen Fiktion beruht, der Kaiser habe nicht erfahren, daß Richter gestorben sei. Byzanz oder Berlin? Zweiter Fall. In Wilhelmshaven hat der Kaiser zu Marinerekruten, die er in Eidespflicht nahm, gesagt, die Schlacht von Jena sei verloren worden, weil es der Armee an der rechten Gottesfurcht, an der wahren Religiosität gefehlt habe. Langer Leitartikel in der

Vossischen Zeitung. „Der Bericht über die Ansprache ist unzutreffend“. Natürlich. „Weiß Fürst Bülow kein Mittel, um den Kaiser gegen mißverständliche Berichte über seine Ansprachen, Reden und Vorträge zu schützen?“ Auch über einen anderthalbstündigen Vortrag, den der Kaiser den von ihm protegirten Bildhauern über das Wesen und die Entwickelung der Ritterrüstung gehalten hat, soll „mißverständlich berichtet“ worden sein; weil der Bericht erweislich unrichtige Thatsachen enthielt und weil jeder Bildhauer, der je einen Harnisch modellirt hat, darüber aus der Schule eigentlich mehr wissen müßte als der eifrigste Dilettant. Deshalb soll der Bericht falsch sein? Am Schluß des Artikels wird „der verschiedentlich gemachte Vorschlag der Ernennung eines verantwortlichen Ministers am kaiserlichen Hoflager“ empfohlen. Sehr freundlich, daß die vossischen Herren einen Vorschlag nicht verschmähen, der aus der „Zukunft“ stammt. Aber der Minister a latere, für den ich so oft plaidirt habe, könnte, selbst wenn er, nach meinem Wunsch, Bülow hieße, den Kaiser nicht hindern, auszusprechen, was ihm auszusprechen beliebt. Kein Wacher zweifelt ernstlich daran, daß der Kaiser in Wilhelmshaven und im berliner Schloß gesagt hat, was die Berichte meldeten; auch kein Redakteur. Der Versuch, die Schuld auf gewissenlose Reporter zu schieben, ist unkluge und unwürdige Heuchelei. Wilhelm der Zweite hat oft gesagt, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein, nur eine fromme Armee den Sieg an ihre Fahne fesseln. Diesen Glauben hat weder die Erinnerung an seinen größten Ahnen, den atheistischen Eroberer Schlesiens, noch die Leistung japanischer Shintoisten zu entwurzeln vermocht; und der Kriegsherr braucht nicht zu wissen, wie viele schlechte Christen in dem unter seinem Befehl stehenden Heer dienen. Ueber die Ursachen der Katastrophe von Jena haben deutsche Historiker freilich anders geurtheilt. Ich will nur aus Treitschkes borussocentrischer Geschichte ein paar Sätze anführen: „Die räthselhaften Schwankungen der berliner Staatskunst hatten an allen Höfen tiefes Mißtrauen erregt; ihre zaudernde Verlegenheit erschien der Welt als durchtriebene Berechnung. In den selbstgenügsamen Kreisen des Offiziercorps herrschte noch der steife Dünkel der friderizianischen Zeiten. Niemand übersah noch vollständig, wie schwer die Armee durch den tiefen Schlummer des jüngsten Jahrzehntes gelitten hatte. Mit richtigem Gefühl warf das treue Volk seinen Zorn zumeist auf ‚die Federbüsche‘, die Generale; denn wie der Verlust der Doppelschlacht wesentlich durch die Führung verschuldet war, so auch die Schmach der Kapitulationen. Zum ersten Mal in Preußens ehrenreicher Geschichte gesellte sich dem Unglück die Schande. Scham und Reue brannten verzehrend in Aller Herzen. Völlig überwältigt von der unerwarteten Niederlage, hatte König Friedrich Wilhelm sogleich nach der Schlacht unter demüthigenden Bedingungen den Frieden angeboten. Es waren die häßlichsten Tage seines Lebens; einige seiner Räthe empfahlen schon den Eintritt Preußens in den Rheinbund. Die Nachwirkungen eines Jahrzehntes der Schwäche und Halbheit waren mit einem Schlage nicht zu überwinden. In Scharnhorsts freier Seele stiegen schon die ersten schöpferischen Gedanken der neuen Heeresreform auf; die Theilnahmlosigkeit des gemeinen Soldaten, sagte er in Gadebusch zu Müffling, sei unter den niederschlagenden Erfahrungen der letzten Wochen doch die schwerste, der letzte Grund alles Unglücks; jetzt gelte es, die Armee so umzugestalten, daß sie sich eins wisse mit dem Vaterland. Ein Kriegsruhm ohnegleichen war verloren. Mancher wetterfeste Bauersmann blickte grimmig auf zu dem Bilde des Großen Königs an der Wand.“ Das klingt anders. Muß man deshalb aber heucheln und lügen? Für die Nation ists am Ende doch nicht unwichtig, zu wissen, was dem Kaiser, dem obersten Kriegsherrn, die Hauptpflicht des Heeres, die sicherste Bürgschaft des Sieges scheint.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. März 1906.

Puttkamer.

Vor vierzehn Tagen erwähnte ich ein Gerücht, das den Gouverneur von Kamerun, Herrn Jesko von Puttkamer, beschuldige, die Amtsgewalt gröblich mißbraucht und durch unzüchtigen Wandel Aergerniß erregt zu haben. Ein dummes Skandälchen, dachte ich; sagte, nur ein Theil der Anklagen sei bisher veröffentlicht worden, und glaubte, von der Sache werde erst wieder zu reden sein, wenn die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes die Untersuchung beendet habe. Dazu war Herr von Puttkamer ja von Buea nach Berlin gerufen worden. Die Anklage ist den Richtern vorgelegt, der Angeklagte ihnen täglich erreichbar: das Verfahren konnte nicht lange dauern; und dann würde der Kanzler oder ein Vertreter dem Reichstag Spruch und Begründung künden. Doch Denken und Glauben frommt nicht, wenn sichs um neudeutsche Politik handelt. Auch diesmal kam es ganz anders. Tage lang wurde im Parlament, als gebe es im armen Reich gar nichts Wichtigeres zu thun, der Quark gepeitscht. Das Verfahren schwebt noch; aber der Kolonialdirektor, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, war schon recht redselig. Der Gouverneur stand am Pranger; schutzlos, wehrlos. Der Einzige, der für ihn eintrat, war ein betriebsamer Herr von erprobter Ungeschicklichkeit, den Bambergers Witz einst den Kolonialbocher genannt und dessen vom Hirn schlecht bedienter Eifer seitdem jedem Klienten geschadet hat. Aller Mund ringsum wider Jesko. Andeutung fürchterlicher Jugendsünden, die der evangelische Sinn eines freisinnigen Rektors nicht unbarmherzig enthüllen wolle. Die Kolonie seufzt unter dem System Puttkamer; ächzt unter der Fuchtel eines grausamen Tyrannen, dessen unsittliche Lebensführung das Schamgefühl jedes weißen und schwarzen Menschenbruders

verletzen müsse. Der sich im Gouvernement ein Liebchen hielt, das er Cousine nannte und dem er beim Abschied einen falschen Paß ausgestellt hat. Most horrible, stöhnt Hamlet senior. Und Akwa junior. Den kennst Du, lieber Leser, noch nicht? Der Berliner Lokalanzeiger vom fünfundzwanzigsten März 1906 lehrt Dich ihn kennen; giebt Portrait, Biographie, Visitenkarte und Interview. „Prinz Akwa von Bonambela und Bonaku, Bevollmächtigter von Bonambela-Duala-Kamerun. Sohn des Königs Akwa. Ganz modern erzogen. Verkehrte von Jugend auf viel in katholischen Adelshäusern und erfreut sich noch heute in diesen eines guten Ansehens. Wie das Bild zeigt, ist sein Aeußeres sympathisch; er kleidet sich elegant und führt eine anregende Konversation." Mag sein. Er sieht aus wie jeder andere im Faulenzen fett gewordene Negerlümmel, ist weder Prinz noch bevollmächtigt, die Rechte von Bonambela-Duala-Kamerun zu vertreten, und hat sich die Fürstenkrone, die auf seiner Visitenkarte prangt, selbst verliehen. Da er im vorigen Jahr angeklagt war, altonaer Kaufleuten ein paar Tausend Mark abgeschwindelt zu haben, und nur freigesprochen wurde, weil er dem Hohen Gerichtshof seine kindische Unwissenheit glaubhaft zu machen verstand, scheint mir auch die ganz moderne Erziehung, die anregende Konversation und die in Adelshäusern fortwährende Achtung ins Reich der Lokalanzeigen zu gehören. Und dieser feine Knabe wird wie ein gleichberechtigter Gegner des Gouverneurs von Kamerun vorgeführt; ein dreiundvierzig Druckzeilen füllendes Telegramm meldet, was er über Puttkamers „unheilvolles Regiment" zu äußern geruhte. Auch zur Sammelstelle des Cousinenklatsches wurde das Blatt Augusti Scherl. Merkwürdig. Manchem Mächtigen mußte das Zeug also willkommen sein; denn ein Wink aus der Wilhelmstraße hätte Schweigen geboten. Das ist kein Skandälchen mehr. Ist ein Skandal. Da hilft kein Sträuben: man muß das Anklagematerial genau prüfen und trachten, ohne Vorurtheil den Thatbestand festzustellen.

Bei den fürchterlichen Jugendsünden brauche ich mich wohl nicht aufzuhalten. Höchstens bei Parlamentssitten, die solche Verdächtigung erlauben. Wenn ein Abgeordneter sagt, ein Kollege habe gehetzt, rügt der Präsident streng den Ausdruck. Wenn ein Abwesender hingestellt wird, als habe er sich in seiner Jugend mit Taschendiebstahl oder Kinderschändung beschäftigt, rührt sich nichts auf der Sella; und die Vertreter der Nation kichern vor Wonne. Der junge Herr Jesko soll als Corpsbursch einen dummen Streich gemacht haben, der ihn Band und Mütze gekostet hat. Sehr schlimm kanns nicht gewesen sein; denn der Papa, Herr Robert von Puttkamer, verstand keinen Spaß und Bismarck hätte einen Bemakelten, auch wenns ein Neffe seiner Johanna war, nicht in den Reichsdienst übernommen. Ein leichtes Tuch, meinetwegen sogar der

leibhaftige Hans Lüderlich. Heute hat er graues Haar und einen von zwanzigjähriger Tropenarbeit morschen Körper. Und der Abgeordnete Kopsch, Rektor einer berliner Gemeindeschule, steht im Reichstagssaal auf und spricht von den „Jugendsünden" dieses alternden Mannes. Wenn ich Bürgermeister wäre, dürfte ein Herr, dem sein Gewissen Solches erlaubt, nicht die Vorsehung armer Kinder bleiben. Wenn ich Reichstagspräsident wäre, hätte ich den Redner zur Sache gerufen, zu der ein längst verjährter Studentenkonflikt sicher nicht gehörte. Und wenn ich Kolonialdirektor wäre, hätte ich die Verdächtigung schroff zurückgewiesen und gesagt, für die Unbescholtenheit des Herrn von Puttkamer zeuge die Thatsache, daß die verantwortliche Instanz, der sein curriculum vitae ohne Lücke bekannt war, ihn angestellt hat. Doch all diese Würden sind mir unerreichbar fern. Der Abgeordnete Kopsch weckte „stürmische Heiterkeit."

Auch der Fall Akwa ist schnell zu erledigen. Von den beiden Oberhäuptlingen des Dualastammes, die vor zweiundzwanzig Jahren ihre Hoheitrechte den hamburger Firmen Woermann und Jantzen & Tormälen abtraten und die trotzdem von deutschen Zeitungschreibern noch immer Könige genannt werden, ist Bell für, Akwa gegen Puttkamer. Mehr als einmal ist mir von Kaufleuten aus Kamerun geschrieben worden, der brave Akwa sei ein Trunkenbold, der in allen Faktoreien um Schnaps bettle; man solle weder ihn noch sein exportirtes Früchtchen ernst nehmen. Dieser Nigger und seine Leute haben nun nach Berlin eine Beschwerdeschrift geschickt, die, da sie von „Assessorismus" und von einem „System Puttkamer" sprach, wahrscheinlich nicht auf dem Acker ihres Geistes gewachsen war, jedenfalls aber Beleidigungen des Gouverneurs und hoher Beamten enthielt. Sie wurde, wie allgemein üblich ist, „zur Aeußerung" an den Gouverneur gesandt. Der kameruner Richter, zu dessen Kenntniß sie auf dem Amtswege kam, eröffnete gegen die Unterzeichner ein Verfahren wegen verleumderischer Beleidigung und verurtheilte sie zu sehr harter Freiheitstrafe. Der Gouverneur fand das Strafmaß viel zu hoch, bestätigte das Urtheil nicht und erklärte, er hätte, da er angeschuldigt sei und sich als Partei fühle, auch ein gelinderes Urtheil nicht bestätigt. Der Richter waltete in voller Freiheit seines Amtes. Sein Spruch ist nicht rechtskräftig geworden, weil der Gouverneur ihm die Bestätigung weigerte. Was ist an Puttkamers Handeln hier also zu tadeln? Daß er den Strafantrag stellte, ehe er sich vor der berliner Instanz von Akwas Anwürfen gereinigt hatte? Vielleicht schien ihm das Interesse der Kolonie gefährdet, wenn er unbotmäßige und lästige Neger, die mit Verleumdungen öffentlich in Europa hausiren gingen, Monate lang unangefochten ihre Heldenthat erzählen ließ. Vielleicht erinnerte er sich, daß

auch in der lieben Heimath, wenn die Ehre eines Beamten verletzt scheint, flink die Staatsanwaltschaft bemüht und nicht erst peinlich untersucht wird, ob und in welchem Umfang die Anschuldigung am Ende begründet sei. Er konnte bessere Muster wählen. Daß aber von einem Disziplinarvergehen nicht die Rede sein könne, mußte selbst der gestrenge Herr Erbprinz im Reichstag zugeben.

Was bleibt? Die falsche Cousine und der falsche Paß. Als Herr von Puttkamer im Jahre 1896 auf Urlaub in Berlin war, wurde er (nicht, wie gelogen worden ist, an einem unsauberen Ort) einem hübschen Fräulein vorgestellt, das schon einen Mann beglückt hatte, aber (muß man in Deutschland wirklich noch heute in solchem Fall „aber" sagen?) den Eindruck einer Dame aus guter Kinderstube machte. „Fräulein Eckhardt." Der die Bekanntschaft vermittelnde Krieger fügte leise hinzu: „Ihr richtiger Name ist Eckhardtstein; seit der Entgleisung verbirgt sie sich den freiherrlichen Verwandten und nennt sich Eckhardt. Doch tadellos anständig, nicht?" Die Einigung war wohl nicht allzu schwer; und die Maienzeit dieser Liebe gewiß sehr lustig. Dann rief die Pflicht. Geschieden muß sein. Schon jetzt? Die Lunge des Fräuleins war nicht in Ordnung. Der Gouverneur wollte sich für den Lenzgenuß dankbar erweisen, brachte die nette Freundin nach Madeira, sorgte für Gesellschaft und tröstete Marie mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen. Inzwischen habe sie gute Luft und Pflege und könne ihn gesund und frisch auf der Waldinsel oder in der Heimath erwarten. Damit schied er; und hatte die Nummer bald vielleicht aus dem Gedächtniß verloren. Eines Tages aber war die Holde in Kamerun. Sehnsucht, Langeweile, Neugier? Madeira ist, trotz Wein, Spiel und Ochsenschlitten, nicht sehr amusant und der Husten der Schwindsüchtigen, den man auf Schritt und Tritt hört, stimmt den Heitersten allmählich zur Wehmuth. Enfin, sie war da. Habe es ohne ihn nicht ausgehalten und sei ihm nachgereist, trotzdem sie einen schlimmen Empfang fürchten mußte. Was war zu machen? Der Verstand rieth: Auf den nächsten Woermanndampfer verstauen und dem Kapitän auf die Seele binden, daß er die süße Ladung nicht vor Hamburg löscht. Doch die Sinne widersprachen; und das gute alte Pommernherz wurde weich. Hier hat man nichts. Zu Haus stellen sie sichs anders vor. Kein Theater, kein Konzert; von der Kulturfreudentafel nicht das winzigste Bröckchen. Dualaweiber, die man, als Regirungspitze, auch nicht mal anrühren darf; und thut mans, der Noth gehorchend, dennoch, dann ist das animal nachher nur um so trister. Dazu das Klima; immer Chinin schlingen und nie wissen, ob man jemals noch eine deutsche Buche sieht. Ists nicht auch rührend, daß die Kleine, der ich das schwarze Sandloch parlando doch nach Kräften geschwärzt habe, mir, trotz der Fiebergefahr, auf dem Frachtkahn ins Ungewisse nach-

gondelt? In ein Land, wo weder Korylopsis noch ein menschenwürdiges Seidenhöschen zu kaufen ist? Ein nicht mehr Junger glaubt gern an selbstlose Liebe; wärmt sich an diesem Glauben. „Hier hat der arme Wurm doch nichts als mich". Der Gedanke, Mariechen könne gehofft haben, den Einsamen ohne Weiberkonkurrenz fürs Leben zu ködern, würde die Manneseitelkeit kränken. „Ein toller Einfall! Da Du nun aber mal hier bist, kann ich Dir nicht die Thür weisen. Nach vierzehn Tagen bringe ich Dich dann wieder an Bord, Du Racker!"

Werft Steine, Ihr Keuschen, deren Auge nie begehrend ein Weib angeschaut hat; und schreibt Den, der Euer säuberliches Gesellschaftspiel nicht mitmacht, getrost auf die Liste der reuelos dem Laster verfallenen Sünder!

Aus den zwei Wochen werden drei Monate. Unglaublich nett, nach so langer Entbehrung hier mit einer weißen Frau, einer richtigen Dame, zu leben, die sich für Alles in dieser ihr neuen Welt interessirt, mit der man ausreiten, sich bei Tisch und in kühlen Nächten unterhalten kann. Ins Gouvernement mußte sie. Hotels giebt es nicht; und wenn er sie anderswo geherbergt hätte, wäre leicht Skandal entstanden. Das Kind mußte einen Namen haben; also: „Meine Cousine." Hier verbot auch kein Bedenken die Führung des richtigen Namens. Und da eine jungfräuliche Base nicht bei Vetter Hagestolz eingekehrt wäre, hieß Mieze nun Freifrau von Eckhardtstein. Das Alles war ganz natürlich und erregte nirgends Anstoß. Wo denn auch? Etwa bei den Dualaleuten, deren Häuptlinge einen Harem halten und die Weib und Kind jedem Weißen für Geld anbieten? Mancher Europäer dachte wohl, leis oder laut, mit der Verwandtschaft sei es nicht weit her; bekümmerte sich aber nicht drum und wünschte sich höchstens, selbst einmal solchem wohlriechenden Bäschen Obdach gewähren zu können. Da Marie nun im Cousinenrang saß, konnte sie nicht eingesperrt werden, wenn Gäste kamen. Das wäre aufgefallen und hätte sie rasch ins Dienstbotengerede gebracht. So war sie denn auch bei Tisch, als ein paar Marineoffiziere mit dem Gouverneur speisten. Die Allure der Dame war gut und Seeleute nehmens nicht gar so genau; in mancher Messe, manchem Kasino haben schon wüstere Weiber mitgetafelt. Ein verheiratheter Kapitän aber brummte ein Bischen, als er den wahren Sachverhalt erfuhr (der also nicht verborgen geblieben war); brummte, beklagte sich aber nicht und war schnell wieder friedlich, als der Gouverneur ihn besucht und sich von der Nothlüge entschuldigt hatte. Immerhin war diese erste Verstimmung ein Symptom, das ein Kluger nicht übersehen durfte. Nun mußte geschieden sein. Marie wollte die lange Reise nicht ohne Paß wagen. Der Gouverneur stellte ihn aus. Legitimirende Papiere konnte er, der wußte, wie dieser Reiseplan entstanden und ausgeführt war, nicht fordern. Den notorisch falschen Namen

Eckhardt nicht hineinschreiben. Also: Von Eckhardtstein. So hatte er sie kennen gelernt und oft nennen gehört; und nie gezweifelt, daß ihr der Name gebühre. Viel später ist dann, in Dresden, herausgekommen, daß sie weder Eckhardt noch Eckhardtstein, sondern Ecke heiße. Sie wurde wegen Benutzung eines falschen Passes verurtheilt; und, sagen Puttkamers Feinde, verrieth den Gönner nicht, der ihr die falsche Urkunde ausgestellt hatte. Wie vornehm! Welche zärtliche Rücksicht! Ich glaube: sie schwieg, weil der Verrath ihr nicht nützen konnte. Denn sie hatte den Gouverneur, um sich interessant zu machen, belogen.

Urkundenfälschung, sagen Kopsch, Bebel und Genossen; der Mann muß ins Zuchthaus. Und der Erbprinz (nicht Akwa, sondern Hohenlohe) findet, die Sache sei zwar noch nicht ganz aufgeklärt, der Schein spreche aber gegen den Gouverneur. Wirklich? Ist dem erfahrenen Herrn Jesko zuzutrauen, daß er mit Bewußtsein eine falsche Urkunde ausstellt und Gefängniß und Ehrenrechtsverlust riskirt? Cui bono? Um Feinsliebchen ein Vergnügen zu machen? Hintertreppenschwatz. Einem echten Edelmann ists auch gewiß gar nicht angenehm, bescheinigen zu müssen, daß seine Illegitime von Adel ist. Ich finde, daß Alles für und nichts gegen Puttkamers Angabe spricht. Er hatte kein Interesse an der falschen Beurkundung. Marie Ecke aber konnte glauben, durch die Nobilitirung ihren Marktwerth zu erhöhen. In welcher Welt leben denn all diese heilig Reinen? Haben sie nie galante Mädchen gekannt, die sich für verführte Grafentöchter ausgaben oder, mit diskret leidvollem Lächeln, auf der Strumpfbandschnalle ein Krönchen zeigten? Das ist jedes Landes doch seit Aeonen der Brauch. Und wenn der neuste politische Hohenlohe, Chlodwigs merkwürdig naiver Neffe, lange genug im Amt bleibt, lernt er vielleicht auch noch, was jeder Referendar wissen muß: daß nicht der Beschuldigte seine Unschuld, sondern der Ankläger die Schuld des Angeklagten zu beweisen hat. Dann wird er auf ähnliches Gerede antworten: „Sie zeihen einen Beamten, der in gefährdeter Lage die Reichshoheit verkörpert, eines gemeinen Verbrechens und wähnen, er müsse sich nun von solchem Anwurf säubern. Sie irren. Wenn Sie nicht haltbare Beweise dafür erbringen, daß dieser Beamte wider besseres Wissen gehandelt und ausgesagt hat, ist Ihre Verdächtigung mir nur als Selbstanzeige Ihrer Gewissenhaftigkeit wichtig. Ob die Immunität Ihnen aber verliehen ward, um auf solchem Weg Sie zu schirmen?"

Anderes Anklagematerial liegt nicht vor. Der unverheirathete Herr von Puttkamer hat eine Liebste gehabt, die ihm nach Kamerun nachgereist und drei Monate bei ihm geblieben ist. Er wußte, daß sie ihm nicht verwandt ist, gab sie aber, um lautes Aergerniß zu meiden, für seine Cousine aus. Er glaubte,

sie sei eine Freiin von Eckhardtstein, und hatte weder die Pflicht noch auch die Möglichkeit, festzustellen, ob sie wirklich dieser (nicht gerade uraltadeligen) Familie entstamme. Als das Getuschel hörbar wurde, schickte er sie weg. Meldet sich Keiner zu dem Beweis, daß der Paß in rechtswidriger Absicht ausgestellt ward, so ist die Beschuldigung niederträchtig und frivol. Das Histörchen hat sich vor zehn Jahren abgespielt und ist damals bis an den Thron getragen worden. Jeder, ders hörte, hat darüber gelacht und den pommerschen Don Juan um seine Unverwüstlichkeit beneidet. Der ist nun ein Graukopf; und Fräulein Ecke hat in Buea keine Nachfolgerin gehabt. Eine Wirthschafterin waltet im staatlichen Haus. Ob der rüstige Gouverneur sie etwa einmal umarmt hat, weiß ich nicht; jedenfalls ist sie ohne gesellschaftlichen Rang und keiner Mannesseele ein Gräuel. Aber der Fall Eckhardtstein mußte nach zehn Jahren vor den Thing der musterhaft keuschen Volksvertreter geschleppt werden.

Keusch sind sie; sagens ja selbst. Und weil Keiner zu Haus Verdacht erregen will, plärrt Jeder sein Sprüchlein gegen den argen Jesko. Wenn man aber ein Heer von Detektives ausschwärmen ließe, erführe man vielleicht, daß während der Parlamentstagung von den Sprechern der Nation manche junge und alte Ehe gebrochen und mancher ehrbaren Dame Kuppelzins gezahlt wird. Warum nicht? Die liebe Frau ist fern und die Stillung menschenthierischer Lust hat mit wahrer Treue nichts zu thun. Auch ohne Spitzelberichte weiß man genug. Hält nicht mancher Abgeordnete, Geheimrath und noch viel höher Betitelte sich ein Mägdlein? Muß der Richterblick des Herrn Bebel bis nach Afrika schweifen, um einen Sexualsünder zu ertappen, und herrscht im engsten Kreis seiner Getreuen tugendsame Reine? Hat die Familie Hohenlohe sich stets nur im Ehebett männisch bewährt? Keiner fragt danach. Keiner sollte danach fragen. Der öffentlich kontrolirbare Ehrbegriff reicht nur bis an den Nabel; was weiter unten geschieht, geht links und rechts keinen Fremden an. Die Sucht, jeden illegitimen Geschlechtsverkehr wie eine Todsünde zu ahnden, kann in unserer Kulturzone nur wie Pharisäerheuchelei wirken. Wer kennt denn auch nur ein Dutzend Menschen, auf deren monogamischen Wandel er schwören möchte? Unsere Afrikaner aber sollen stets wie dem Asketeneid gehorsame Mönche leben; in Fieberlöchern, unter heißerer Sonne, täglich den Tod nah vor Augen. Kein schwarzes, kein weißes Liebchen. Das Schamgefühl Königs Akwa könnte leiden. Wessen sonst? Der Faktoristen, die beinahe ohne Ausnahme einen Bettschatz auf Zeit vom Niggerpapa miethen? Der Missionare, deren seelisches Wohlbehagen doch nicht der Endzweck gefährlicher und kostspieliger Kolonialpolitik ist und die, wenn sie Menschliches nicht menschlich sehen lernten, für ihr Amt

unbrauchbar sind? Laßt, Ihr Otterngezücht, doch Jeden seines Weges gehen; kümmert Euch nicht um die Spermatozoologie des schwarzen Erdtheiles und seid zufrieden, daß Ihr Metropol und Apollo, die Friedrichstraße und die Fleischlieferantinnen in der Nähe habt. Oder gebt die Kolonien morgen auf, in denen Kastraten und Onansenkel nichts Nützliches zeugen werden. Das Versprechen des Kolonialdirektors, künftig fast immer nur verheirathete Beamte hinauszuschicken, ist nur ein neuer Beweis erbprinzlicher Ahnungslosigkeit. Wer seine Frau in die Tropen mitnimmt, thuts auf eigene Verantwortung und Gefahr. Die Behörde darf ihn nicht dazu drängen; sie zwänge ihn sonst zur Kinderlosigkeit: denn während der Schwangerschaft ist Chinin keine bekömmliche Speise. Und ob ein Beamter, dem die Frau in jeder fünften Woche fiebernd im Bett liegt, mehr leistet als ein sorgenloser Junggesell, ist noch mindestens fraglich.

Die Aventiure des Herrn von Puttkamer hat keiner Menschenseele geschadet. Die Kameruner sind, Weiße und Schwarze, an ganz andere Dinge gewöhnt. In den Gouvernementsakten muß noch eine Zeichnung sein, die von einem bürgerlichen Gouverneur stammt und vom Grafen Pfeil aufbewahrt wurde. Titel: „Die Liebe in Afrika." Gegenstand: Ein Truppenführer peitscht, vor dem Auge des Gouverneurs, Negermädchen, die ihm untreu geworden sind. Die Kolonie hats schmerzlos überstanden; und das verrufene „System Puttkamer" hat ihr zu einer Blüthe verholfen, die nach den Jahren schlimmer Wirrniß und beständigen Personalwechsels kaum zu hoffen war. Ich schätze die Erfahrungen der Abgeordneten, die im Sommer auf Kosten der Firma Woermann nach Westafrika gereist sind, nicht allzu hoch und finde ziemlich komisch, daß sie, die ungefähr sieben Stunden in Lagos waren und die wichtigsten Handelsorte, Abeokuta und Ibadan, gar nicht gesehen haben, wie Sachverständige über den Unterschied zwischen deutschem und britischem Kolonialbetrieb reden. In Kamerun aber haben sie sich ein Weilchen umgeguckt; und in dem Buch, das Herr Dr. Semler über „Togo und Kamerun" veröffentlicht hat, stehen die Sätze: „Ueber Herrn von Puttkamer und seine Verwaltung habe ich von orientirten und mir als unbedingt zuverlässig geltenden Männern viel Günstiges erfahren. Die ersten Kaufleute in der Heimath und in Kamerun selbst, die dortigen Hauptpflanzer, die Kapitäne auf den deutschen Dampfern: sie Alle erklärten, Kamerun habe einen besseren Gouverneur niemals gehabt. Mir persönlich gefällt ein Mann, der, wie Puttkamer, nachts um zwei Uhr, nach einem Tag harter Anstrengungen, die unser Besuch ihm gebracht hatte, nach einem Mahl und einer schweren Sitzung noch so glänzend die Kolonie und ihre Verhältnisse zu schildern versteht, mit so durchdringendem Blick auch die Schwächen der Verwaltung

erkennt und sie so freimüthig darlegt, wie der Gouverneur es mir gegenüber in nächtiger Stille gethan hat. Charakteristisch für ihn scheint mir die Antwort, die er auf die Frage, was er uns sehen lassen wolle, gab: ‚Die Wahrheit; nur die Wahrheit!‘ Und diese Zusicherung hat er in geradezu glänzender Weise wahr gemacht." Das ist im Herbst 1905 geschrieben, neun Jahre nach der Episode Eckhardtstein. Und in dieser Zeit hat der Gouverneur die Achtung und das Vertrauen der Kolonisten nicht eingebüßt; trotz aller Anfeindung (die meist aus der Heimath, doch auch aus der Mission kam) hat ihr Urtheil und das der hamburger Großhändler gelautet: Der beste Mann, den wir draußen hatten.

Nicht als einen Bayard lobesam sehe ich ihn, als den Fibelritter in blitzblanker Rüstung unter schneeweißem Helmfederbusch. Nein: als hartgesottenen Sünder mit zerbeultem Schild und zernarbtem Fell; hager und sehnig; mit allen Wundmalen oft im Dickicht verirrter Menschlichkeit. Als Einen, der dem Herrgott fidel ins Gesicht gelacht und den Junker Volland zum Schoppen geladen hat. Inkorrekt und unvorsichtig; neben Leisetretern deshalb leicht ins Unrecht gesetzt. Gehorsam nur, wenns ihn richtig dünkt, und vom Grünen Tisch aus nicht bequem zu lenken. Aber ein Kerl, der in die weite Welt paßt und wie wir ihn draußen brauchen. Dessen „System“ schon darum nicht unheilvoll sein kann, weil er sicher keins hat, sicher alle Systeme verachtet. Nach derber Lebenslehre ohne Illusion. Der Neger, der vor ein paar Jahrzehnten noch den Weißen aus der Hütte holte, briet und auffraß, muß noch lange die Knute über sich fürchten. Um so seltener braucht er sie dann zu kosten. Nur die Hallunken nicht als gleichberechtigte Brüder behandeln; sonst sind wir verloren und können lebend noch unsere Eingeweide aus dem Bauch hängen sehen. Gerecht, aber streng, wie Rohlffs rieth. Arbeiten müssen die Nigger lernen, die für die Reichsbürgerschaft nicht reif sind; Bäume pflanzen, Kakao ziehen, Holz schnitzen und Zimmer täfeln. Dann mögen sie zu Jesus, zu Mohammed oder zu ihrem Thonpfeifenkopf beten. Wir sitzen, ein Häuflein wehrhafter Weißen, mit sechzehnhundert Mann Schutztruppe zwischen Halbwilden in einem Gebiet vom Umfang des Deutschen Reiches, haben nie mehr als zwei-, dreihundert Gewehre zu rascher Verfügung und können gleich die letzte Oelung bestellen, wenn das Gesindel nicht vor unserer Stirnrunzel schlottert. Der berühmte schöne Lebensabend wird kaum Einem von uns lächeln. Und wir sollten uns dieses armsäligen Lebens nicht freuen, weil noch das Lämpchen glüht? Der feinste Tropfen und die glattste Haut ist für den Gouverneur gerade gut genug. Was hat er denn weiter? Schinderei, berliner Hundejungenärger und den Kadaver voll Fieberbazillen. Zierbengel, die nur Konzertneger sahen, reden ihm drein. Und zwanzig Jahre Tropendienst setzen sich nicht in die Kleider.

Im Roman und auf der Bühne würde er Jedem gefallen. Junker Thunichtgut, ders zu Haus allzu eng findet und der Leine entläuft. Bis über die Normalzeit hinaus auf der Weiberbirsch. Kann ohne odor di femina nicht leben, verplempert sich oft und schadet der Karriere. Hol' sie der Henker! Ein rechter Kerl schmiedet sich selbst sein Glück und lungert nicht strebsam, bis der Vordermann endlich krepirt. Drüben ist Arbeit. Da siegt nicht geölte Korrektheit, sondern zähe Kraft. Da lernt man über den Aktendeckel ins höllische Leben schauen. Und ist, setzt man sich durch, ein halbwegs freier Herr, so lange die Questenberg Einem den Willenskanal nicht mit ihrem eingestaubten Zettelkram verstopfen. Wird mit den Jahren auch stiller, steckt manches Wunschpflöckchen zurück und gewöhnt sich in skeptische Lebensauffassung. Wer fast allein bis zum Kongo hinaufgeritten und ohne Orlog mit allerlei Schwarzen fertig geworden ist, hat seine Rechnung gemacht. Der alte Adam meldete sich wohl mal wieder. „Die Mieze? Ja, warum denn nicht? Kann sie, nach so vielen Schäferstündchen, doch nicht wie eine Landstreicherin wegjagen oder, in Bisterstrümpfen, an den Herd stellen. Paßts Denen zu Haus nicht: schön; dann hat die Herrlichkeit eben ein Bischen früher ein Ende und in Pommern wird, bei kargem Futter, auf Hasen geknallt. Hauptsache ist das Bewußtsein, hier seine verdammte Schuldigkeit gethan zu haben." Die zu Haus muckten nicht. Lachten und sagten: „Wieder eine von seinen tollen Zicken! Aber er ist tüchtig, leistet was, hat den Engländern mehr abgeguckt als die Lackschuhe zur Abendmahlzeit und könnte einen Haufen Geld zusammenschlagen, wenn der Altpreußensinn ihm erlaubte, aus dem Reichsamt in den Dienst privater Unternehmer überzutreten. Den müssen wir warmhalten, wenn er auch noch zehnmal über die Stränge schlägt. Korrekte Scheitelknaben bringen draußen nichts vor sich, gehen auch erst hin, nachdem es zu Haus für sie Zwölf geschlagen hat. Und eines Tages muß das Geliebe selbst ihm ja doch zu anstrengend werden."

Wird er nun geschlachtet, weil Akwas Sohn und Belladchinis Tochter Oeffentliche Meinung gegen ihn machen? Weil die Staatsmänner, denen wir die südwestafrikanische Bilanz und das Tippelskirchenmonopol verdanken, ihn weghetzen möchten? Ehe ich den Thatbestand kannte, dachte ich, er könne nicht zurück. Jetzt sage ich: Er muß wieder nach Buea. Eine Niggerintrigue darf den Repräsentanten des Reiches nicht stürzen. Sonst kanns am Kamerunfluß kommen wie im Hereroland. Sonst macht lieber gleich den Bevollmächtigten von Bonambela-Duala zum Staatssekretär des neuen Kolonialamtes. Reden kann er, kleidet sich elegant und ein Erbprinz ist er schließlich ja auch.

Der Rückgang der Universitätphilosophie.

Eine der wenigen wahrhaft erfreulichen Erscheinungen im geistigen Leben der Gegenwart ist der Aufschwung des philosophischen Interesses. In wie weiten Kreisen unserer gebildeten Klassen dieses Interesse lebendig geworden ist, davon zeugt die Anzahl von Auflagen, die Bücher wie die von Paulsen, Eucken, Friedrich Albert Lange in den letzten Jahrzehnten erlebt haben; und dafür, daß selbst in manchen Schichten der arbeitenden Bevölkerung das Bedürfniß nach philosophischer Belehrung lebhaft empfunden wird, spricht der Andrang, den die Volksthümlichen Hochschulkurse gerade in ihren philosophischen Vorlesungen aufzuweisen haben. So ist denn auch unter unserer Jugend, besonders der akademischen, in dieser Zeit die Theilnahme an philosophischen Fragen und Gegensätzen in einer Weise allgemein und lebendig geworden, wie Das seit dem Zeitalter Fichtes und Hegels nicht mehr der Fall war. Die Hörsäle der Philosophen sind meist überfüllt, und wer mit der studirenden Jugend Fühlung hat, weiß, daß es nicht nur äußerliche Pflicht, sondern ein tiefgehender Zug, ein wirkliches innerliches Interesse ist, das Hörer aus allen Fakultäten in diese Säle treibt. Das Gefühl für den Werth und die Bedeutung der Philosophie, das ein Menschenalter hindurch in dem Volk der Denker eingeschläfert zu sein schien, ist seit etwa zehn Jahren mit Kraft und Entschiedenheit wieder erwacht. Es erwächst aus dem Bedürfniß, sich in dem Ganzen der Welt und des Lebens zurechtzufinden, in das wir hineingestellt sind und von dem uns alle Erfahrung, auch die wissenschaftlich begründete, immer nur einzelne Bruchstücke in verwirrender Mannichfaltigkeit zeigt; es erwächst aus dem Bewußtsein, daß die Forschung, so sehr sie auf der einen Seite genöthigt ist, sich in immer enger umgrenzte Sondergebiete zu versenken, auf der anderen Seite doch um so entschiedener einer Einheit zustreben muß, der Einheit der Weltanschauung, die alle Sondergebiete umfaßt und auf der die erzieherische, die aufklärende und lebengestaltende Kraft der Wissenschaft im letzten Grunde beruht. Diese Thatsache konnte eine Weile hinter die gewaltigen Erfolge der Einzelforschung zurücktreten und vergessen werden. Das war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Fall, eben in der Zeit, da das Geschlecht, das heute am Ruder ist, erzogen und gebildet wurde. Aber das Bewußtsein davon ist aufs Neue erwacht und mußte erwachen, wenn die Wissenschaft ihre führende Stellung im Leben der Gegenwart behaupten wollte, wenn insbesondere die deutsche Wissenschaft ihre Stellung an der Spitze des geistigen Fortschrittes der civilisirten Völker nicht einbüßen sollte.

Diesem Entwickelungsgange gegenüber erscheint es schwer glaublich und noch schwerer erklärbar, daß die Körperschaften, die den eigentlichen Hort und Mittelpunkt der geschilderten Bewegung bilden sollten, die philosophischen Fakultäten,

dem allgemeinen Bedürfniß nicht nur nicht fördernd entgegenkommen, daß sie vielmehr die Stellung der Philosophie von verschiedenen Seiten her einzuengen, die Allgemeinheit ihrer Wirkung zu hemmen bestrebt sind. Und doch ist diese Thatsache nicht wegzuleugnen. Sie ist in den letzten Jahren, wenn auch nicht an allen, so doch an den meisten und gerade an den meisten preußischen Universitäten in einer Reihe von Erscheinungen unzweideutig zu Tage getreten.

Da ist zunächst die Verminderung der philosophischen Lehrstühle zu Gunsten der Psychologie. Die Psychologie im modernen Sinn des Wortes hat, wie jeder Kundige weiß, längst aufgehört, ein Bestandtheil der Philosophie zu sein. Sie ist zwar, wie fast alle Einzelwissenschaften, einmal ein solcher gewesen, hat sich aber, wie alle anderen, allmählich von ihrem Mutterschoß gelöst. Man braucht nur an die Physik und an die Nationalökonomie zu erinnern, um sich diesen Prozeß zu veranschaulichen; wie diese beiden Disziplinen, die noch vor wenigen Menschenaltern der Philosophie zugerechnet wurden, hat auch die Psychologie heute ihre eigenen Ziele, ihre eigenen Methoden, die mit Dem, was man in populärer oder wissenschaftlicher Sprache „Philosophiren" nennt, nichts mehr gemeinsam haben. Die Arbeit des modernen Psychologen geht im Laboratorium vor sich; die exakten Naturwissenschaften sind sein Vorbild, Experiment und Berechnung seine Mittel; das physiologische Forschungsgebiet ist dem seinen eng verwandt, so eng, daß sich bestimmte Grenzen vielfach gar nicht ziehen lassen. Die moderne Psychologie steht der Physiologie jedenfalls viel näher als irgend einer philosophischen Disziplin. Prinzipielle Fragen nach dem Ausgangspunkt seiner Forschung und nach der Bedeutung seiner Ergebnisse wird der Psychologe freilich nicht ablehnen dürfen und wollen; aber auch hierin stehen ihm alle übrigen Fachforscher vollständig gleich; man braucht, um Das zu sehen, wiederum nur an die Physik erinnern oder, um ein anderes Gebiet heranzuziehen, an die Bedeutung, die der Frage nach dem allgemeinen Wesen der geschichtlichen Entwickelung und ihrer Gesetze von den heutigen Historikern beigelegt wird. Daher sind denn auch die meisten Vertreter der Psychologie nichts als Fachgelehrte, die kaum mehr philosophische Bildung haben, als sie jeder wissenschaftliche Spezialforscher auf seinem Gebiet eigentlich haben sollte. Einige der bedeutendsten Förderer psychologischer Forschung sind Physiologen, wie Von Kries in Freiburg, oder sie sind doch von der Medizin ausgegangen, wie Wundt, allerdings einer der wenigen Psychologen, die den Namen eines Philosophen wirklich verdienen. Wie kommt man nun dazu, die ordentlichen Lehrstühle für Philosophie beinahe zur Hälfte mit Fachpsychologen zu besetzen? Ist es nur finanzielle Verlegenheit? Warum soll dann aber gerade die Philosophie darunter leiden und nicht vielmehr die Physiologie sich mit der jüngeren Schwester theilen, wenn denn schon eine der älteren Universitätdisziplinen zu ihren Gunsten beeinträchtigt werden muß? Der regelmäßige, so zu sagen legitime Gang würde

doch offenbar der sein, daß die neue Wissenschaft sich so lange mit außerordentlichen Lehrstühlen behülfe, bis die Bedeutung ihrer Ergebnisse die Errichtung von Ordinariaten nothwendig machte. So ist es noch mit jeder Disziplin gehalten worden, die neu in den Kreis der akademischen Lehrfächer eintrat, so noch in den letzten Jahrzehnten mit der deutschen Literaturgeschichte, die sich allmählich von dem Gesammtgebiete der Germanistik getrennt hat und in neuster Zeit mit der Anthropologie, die sich ihren besonderen Platz neben der Geographie zu erringen beginnt. Bisher freilich hat die exakte Psychologie nur sehr wenige Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung gezeitigt und selbst wohlwollende Beurtheiler sehen ihren Werth eher in Dem, was sie für die Zukunft verspricht, als in dem bis heute Geleistetn. Was also ist der Grund dafür, daß man hier von der Regel abweicht? Ist es nur Ueberschätzung der exakten Psychologie oder etwa auch Unterschätzung der Philosophie? Spricht sich der Geist des Fachgelehrtenthumes, dem die Philosophie immer noch unheimlich und die psychologische Fachwissenschaft sympathisch, weil im Wesen verwandt ist, darin aus? Sollte ein Vorurtheil, das aus den Zeiten des philosophischen Niederganges stammt und von der Masse der Gebildeten längst überwunden ist, inmitten unserer akademischen Körperschaften noch herrschen?

Es klingt unwahrscheinlich: und doch muß man aus einer zweiten Thatsache schließen, daß Dem wirklich so ist. Von Alters her hat die Philosophie einen allgemein verbindlichen Bestandtheil jedes philosophischen Doktorexamens auf deutschen Universitäten gebildet. In allerjüngster Zeit aber haben die meisten philosophischen Fakultäten diesen Gegenstand gestrichen, so daß man jetzt in der Lage ist, den philosophischen Doktorgrad erwerben zu können, ohne irgend welche philosophische Kenntniß zu besitzen. Daß es so kommen konnte, ist begreiflich. Die Gestalt nämlich, die die philosophische Prüfung im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts angenommen hatte, war vielfach mangelhaft: oft, ja, vielleicht meist wurde nur einiges philosopische Wissen abgefragt; nach philosophischer Bildung, nach der Fähigkeit zu einer philosophischen Auffassung der eigenen Wissenschaft fragte man den Kandidaten nicht. Die Prüfung war also einer Reform bedürftig; diese aber hätte leicht ins Werk gesetzt werden können; denn über den Gesichtspunkt selbst konnte man füglich nicht zweifelhaft sein und eine Verständigung der prüfenden Philosophieprofessoren wäre leicht möglich gewesen; gab und giebt es ja doch auch genug unter ihnen, die die Sache richtig anfassen. Ein sachlich zwingender Grund, die philosophische Prüfung zu streichen, lag also wahrlich nicht vor, wohl aber eine Blöße, welche die antiphilosophische Fachwissenschaft sich nutzbar machen konnte. Was die Neuerung bedeutet, ist also wiederum nichts Anderes als der Verzicht auf allgemein wissenschaftliche Bildung zu Gunsten der Fachgelehrsamkeit.

Beschränkt sich diese Schlimmbesserung nur auf die philosophischen Fakul-

täten, also auf das interne wissenschaftliche Leben, so droht nun aber die Gefahr, daß der unphilosophische Geist des Fachgelehrtenthumes auch auf die Vorbildung unserer Oberlehrer und damit indirekt auf die Jugendbildung im weiteren Sinn des Wortes einen schädigenden Einfluß übt. Vor wenigen Monaten hat die philosophische Fakultät der Universität Breslau eine Eingabe an das preußische Kultusministerium gerichtet, in der sie um eine Abänderung des sogenannten allgemeinen Theiles der Oberlehrerprüfung und insbesondere des philosophischen Examens ersucht. Auch hier ist die deutliche Tendenz: Zertheilung in Spezialgebiete. Statt eines allgemeinen Ueberblickes über die Entwickelung der großen philosophischen Gedanken soll eine Kenntniß entweder der antiken oder der neueren Philosophie gefordert werden; statt daß der Kandidat, wie bisher, nachweisen soll, daß er die Hauptpunkte der Psychologie und Logik mit Verständniß übersieht, soll ihm in Zukunft die Wahl zwischen beiden Disziplinen freistehen. Dieser letzte Punkt ist besonders bezeichnend und verräth den Ursprung des ganzen Planes. Es wird vermuthlich immer nur verhältnißmäßig wenige Studenten geben, die geneigt sind, sich in logische Probleme zu vertiefen; die Mehrzahl also soll in Zukunft ihre philosophische Bildung aus dem psychologischen Laboratorium beziehen; und fachpsychologische Kenntnisse werden die allgemeine philosophische Bildung ersetzen. Experimente statt der Ideen, exakte Zahlenreihen statt der historischen und systematischen Kenntnisse, ein Spezialfach mehr für die Oberlehrerprüfung statt der allgemeinen wissenschaftlich-philosophischen Bildung —: der Gedanke ist ja in seiner Art auch zeitgemäß und einleuchtend. Der Minister hat es für angebracht gehalten, diese Vorschläge den wissenschaftlichen Prüfungskommissionen zur Begutachtung vorzulegen. Erfreulicher Weise haben die Kommissionen — an deren Spitze in Preußen bekanntlich Schulbeamte stehen — die Grundgedanken dieser „Reform" einmüthig zurückgewiesen. Sie haben dadurch gezeigt, daß die Schulmänner zur Zeit ein richtigeres Verständniß nicht nur für das Bedürfniß der Schule, sondern auch für das Wesen der wissenschaftlichen Bildung besitzen als eine Körperschaft, die aus Vertretern akademischer Fachwissenschaften besteht. In der That hat jenes philosophische Interesse, von dem wir vorhin sprachen, die Führer der pädagogischen Bewegung und die Leiter unseres Schulwesens zu einem großen Theil ergriffen. Bei Weitem die meisten von ihnen, welcher Richtung sie auch sonst angehören mögen, sind sich darüber einig, daß der Zersplitterung unserer Schulen, der Vielheit der Lehrfächer gegenüber eine Einheit des Bildungzieles und der Anschauungweise nothwendig ist, wie sie nur aus einer philosophischen Bildung erwachsen kann. Da es aber in unseren philosophischen Fakultäten einen vorgeschriebenen Studiengang nicht giebt, vielmehr die Prüfungordnung den künftigen Oberlehrern in großen Zügen wenigstens das Ziel vorschreibt, das sie zu erstreben haben, so erhellt, wie verhängnißvoll es sein müßte,

wenn diese Prüfungordnung in einem der wichtigsten Punkte in Gegensatz zu dem Geist der Zeit und dem Bedürfniß unserer Jugend gesetzt würde.

Es fehlt gerade heute unseren Universitäten nicht an hervorragenden Vertretern der Philosophie. Auch sind auf anderen Gebieten die Forscher nicht mehr selten, die für die Bedeutung philosophischer Wissenschaft und Denkweise ein volles Verständniß haben. Aber sie sind in den meisten Fakultäten offenbar in der Minderheit gegenüber den Vertretern einseitigen Fachgelehrtenthumes und seines Hochmuthes, Männern, die in einem unphilosophischen Zeitalter Gymnasien und Universitäten besucht und bis heute nicht eingebracht haben, was sie damals versäumten und unterschätzen lernten. Daher stemmen sich die Vorkämpfer des philosophischen Geistes, wie es scheint, vergebens der rückläufigen Bewegung entgegen, die unsere meisten Fakultäten beherrscht, und es hat bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt, wenn einzelne hervorragende Vertreter der Philosophie auch öffentlich Protest erhoben. Hoffentlich mehren sich solche Stimmen und werden mit der Zeit so stark, daß man sie hören muß. Die Regirung hat bis jetzt kein Verständniß oder Interesse für die Frage der philosophischen Bildung gezeigt. Kein Wunder: die Zeiten Wilhelms von Humboldt und Altensteins sind längst vorüber. Aber vielleicht merkt sie doch nach und nach, daß hier dem preußischen Bildungwesen eine Schädigung droht, wenn nur Alle, die die Gefahr sehen, nicht ermüden, vernehmlich darauf aufmerksam zu machen. Oder wird auch dieser Rückstand, wie so mancher andere, dauern, bis die jetzt herrschende Generation abgewirthschaftet hat und bis ein von Vorurtheil freieres Geschlecht heraufkommt, das mehr Gefühl für die geistigen Bedürfnisse der Gegenwart und der Zukunft mitbringt?

Professor Dr. Rudolf Lehmann.

Unsterblichkeit.

Der Unsterblichkeitglaube des Alterthumes war Lebenswille, der heiße Wille, in alle Ewigkeit Das zu genießen, was man vom Irdischen am Höchsten geschätzt hatte. Den Hellenen, mit ihrer Ueberzeugung vom Werth des Lebens in Leid und Lust, war das Todesreich eben nur eine Schattenwelt und Achilleus wollte lieber auf Erden ein Bettler als König im Hades sein. Die Gewißheit des Todes flößte dem Hellenen eine Angst ein, die er durch Reinigungen und Mysterien zu stillen suchte. In der Blume, die die hellenische Phantasie auf den Fluren der Unterwelt wachsen ließ, dem Asphodelus, dichtete sie vielleicht unbewußt ein Sinnbild ihres eigenen unverwüstlichen Lebenswillens. Der Asphodelus schafft sich zwischen den Kalkfelsen Raum für seinen zähen, schlanken Stengel, der von Blut zu erröthen scheint und hoch und aufrecht seine weißen Blüthensterne trägt. Und wenn

im Süden am Allerseelentag beim Brand des Abendhimmels die Lämpchen ihre Flammen unter den Cypressen entzünden, dann scheinen auch diese Flammen Sinnbilder des warmen, lichten Lebenswillens, der seit Menschengedenken im Blute dieser Völker geglüht hat. Da braust noch immer Etwas von der antiken Freude am Leben, weil da mehr Gleichgewicht zwischen den Lebensforderungen und der Möglichkeit, sie zu befriedigen, zwischen der Lebenskraft und der Möglichkeit, sie zu bethätigen, herrscht. Aber auch unter härteren Bedingungen schöpft das Verlangen nach einer persönlichen Unsterblichkeit in erster Linie aus dem Gefühl der Lebensvollheit Nahrung, dem Gefühl, dem der Vernichtungsgedanke undenkbar scheint. Ueberall ist das Rassemerkmal des Vollblutmenschen seine Unersättlichkeit. Er leidet unter dem Juni, der ihm nur ein paar Fliederbüsche hinter einer Planke, ein paar Maiglöckchen in einem Glase bringt; er genießt ihn nur, wenn jeder Lufthauch vom Duft des Flieders erfüllt ist, wenn Maiglöckchen an jedem Strauch perlen, wenn die ganze Erde ein grüner Rausch ist. Und weil er seine grenzenlosen Fähigkeiten, zu genießen, zu wirken, zu lieben, kennt, träumt er Ewigkeiten, um sich ganz Dem hingeben zu können, was er in der Zeit am Meisten geliebt und gewollt. Denn selbst der unter den günstigsten Verhältnissen bis ins späte Greisenalter Lebende muß ja das Leben verlassen, ohne zahllose herrliche Landschaften und Kunstwerke gesehen, wundervolle Bücher gelesen, großartige Kompositionen gehört zu haben; auch er hat nicht alles Wissenswerthe erlernt und (namentlich) nicht alle kennenswerthen Seelen erlebt. Selbst wer sich nur das Ziel gesetzt hat, sich Italien, Goethe und Beethoven ganz anzueignen, muß mit unerfülltem Wunsch aus dem Leben scheiden. Von Allem ringsum empfangen wir nur Lichtstrahlen. Und doch hatten wir die Kraft, jeden Tag Ströme von Wohllaut und Duft, neue Offenbarungen und neue Seligkeiten in uns aufzunehmen. Jeder seelenvolle Mensch brauchte, bei den jetzigen Reichthümern der Erde, ein mindestens drei Jahrhunderte langes Leben: eins, um sich alle Werthe anzueignen, eins, um selbst neue zu schaffen, und eins, um sich der Neuschöpfungen Anderer zu freuen. Da ist leicht verständlich, daß der mit allen Pulsen lebende Mensch Ewigkeiten will. Und eben so, daß der um den Lebensreiz gebrachte es will. Denn für ihn (also für die Meisten) wird die Ewigkeit, was der Revanchegedanke für ein besiegtes Volk ist, der Tag der Versteigerung für einen betrogenen Gläubiger, die Schulferien für ein gequältes Kind.

Doch eben diese Anschauung der persönlichen Unsterblichkeit hat Tolstoi dahin gebracht, sie im Namen der Religion zu verwerfen, weil die Religion diesem Leben Sinn geben, nicht uns gegenüber seinen Leiden stumpf machen soll. Ob die Menschen sich ohne die Unsterblichkeithoffnung Jahrtausende lang geduldig in die Leiden geschickt hätten, die nicht getragen werden müssen? Für den neuen Lebensglauben gehören Krankheiten und Sünden nicht mehr zur räthselvollen ewigen Ordnung des Lebens. Sie sind ganz einfach niedrigere Formen des Lebens, die wir mit höheren vertauschen können. Die Wissenschaft ahnt, zum Beispiel, schon, daß das Gebären unter Todesqualen, das Leben in Verkrüppelung, das Altern in Häßlichkeit nicht nothwendig sind; daß eine steigende Bewußtheit immer mehr Räthsel des Leidens nur dadurch lösen wird, daß sie sie beseitigt. Und die Wissenschaft hat Gründe für ihre Hoffnung, dem Leben eine jetzt ungeahnte Machtvollkommenheit, dem Tod eine jetzt ungeahnte Milde schaffen zu können. Nur durch einen sacht erlöschenden Lebenswillen dürfte der Tod verkündet werden und sein

Nahen müßte wirken wie eine mütterlich milde Hand, die eine gereifte Traube vom Weinstock löst. Die Leiden aber, die nicht beseitigt werden können (weil sie für die Steigerung des Lebens oder die Stärke des Lebensgefühles nothwendig sind), bleiben nur so lange unerträglich, wie wir sie nicht als einen Theil der Lebensnothwendigkeit erkennen und als solche lieben gelernt haben. Schon jetzt werden Krankheiten und Sorgen leichter von Dem getragen, der sich in Zusammenhang mit dem großen Ganzen fühlt und sie als Folgen langsamer Entwickelung begreift. Die eigene Qual wird erträglicher, wenn sie als ein Theil der großen Daseinsordnung aufgefaßt wird, nicht als eine Heimsuchung Gottes, deren Bedeutung man nachgrübelt. Die Qualen Anderer lassen sich schwerer in den großen Zusammenhang einordnen; weil wir ihre Ursachen weniger kennen und durch sie nicht die Lebenssteigerung erfahren, die gewisse Leiden uns selbst bereiten, durch den Ansporn zum Widerstand und zu einem Muth, der nicht im Schatten des Kreuzes oder im Lichte des Himmelreiches wächst. Dühring hat gezeigt, daß die tiefe psychologische Bedeutung des Todes für das Leben sich klären wird, wenn der persönliche Unsterblichkeitgedanke überwunden ist. Der Muth des Menschen, sein Schicksal zu tragen und unterzugehen, wenn er nicht siegen kann, ist sein Adelszeichen geworden. Und gerade der Reiz einer Begegnung zwischen Leben und Tod, auf dem Weg der Gefahr, den man selbst gewählt hat, giebt dem Leben eine Bedeutung, einen Stolz, wie es nie für Den erhalten kann, der das Leben nur als eine Ewigkeitentscheidung sieht, im Tod nur die Weisung, vor den allwissenden Richter hinzutreten. Der so Glaubende geht behutsam die gewöhnlichen Wege des Lebens. Der Ewigkeitgedanke raubt solchem Leben seine ganze brennende Wirklichkeit, seinen tragischen Ernst. Wer die Welt liebt, fürchtet, zu sterben. Wer das Leben liebt, zwingt sich, das Grauen des Todesgedankens dadurch zu besiegen, daß er diesen Gedanken zum steten Begleiter macht, um so den Zauber des Lebens zu erhöhen und seine kleinen Kümmernisse in das rechte Licht zu stellen.

Der persönliche Unsterblichkeit Verlangende spricht: nicht nur, um sich mit dem Tod zu versöhnen oder Sinn im Leid zu finden, brauche er den Unsterblichkeitgedanken, sondern vor Allem, weil das ganze Leben ohne Zweck wäre, wenn nicht die Entwickelung der Menschheit die Unsterblichkeit als Ziel vor sich sähe. Der Evolutionist antwortet, daß auch sein „Ziel" in der Ewigkeit ist, obgleich die Begriffe der Theologie von einer Ewigkeit als eines Abschlusses oder eines Gegensatzes zum Zeitlichen für ihn unmöglich geworden sind. Ueberzeugt von der ewigen Umwandlung, sagt er nicht: „Ich bin ewig", sondern: „Ewig bin ich". In meinen Werken und meinen Wirkungen auf Andere lebe ich fort und die Kinder meines Leibes tragen mit meinem Blut auch meine Seele von Geschlecht zu Geschlecht.

„Ufer nur sind wir. Tief in uns rinnt
Blut von Gewesenen, zu Kommenden rollts,
Blut unsrer Väter, voll Unruh' und Stolz.
In uns sind Alle. Wer fühlt sich allein?
Du bist ihr Leben, ihr Leben ist Dein."

Die körperlich-geistige Energieform, die hienieden mein Ich ist, wird von der ewigen Bewegung in neue Bahnen geleitet: und auch so lebe ich schließlich fort. Daß der Grad von Wirklichkeit, den unsere Seele errungen, daß die Werth schaffende Macht, die wir schon in dieser Daseinsform erreicht haben, in irgendeiner Weise

Bedeutung für die Zustände erlangen kann, die wir auf den geheimnißvollen Wegen der Entwickelung erreichen, ist sehr wohl denkbar. Wie sich im Fötusstadium des Menschen körperliche Entwickelungen zusammendrängen, die sich einst über Jahrmillionen erstreckten, so mag vielleicht auch auf seelischen Gebiet einmal eine Beschleunigung der Entwickelungstadien möglich werden.

Gewiß ist: für den Einzelnen wie für die Gattung kann dieses Leben nur zukunftschwangere Bedeutung haben, wenn es die höchstmögliche Vervollkommnung als Erdenleben erreicht. Wenn die Flugechse, von der Ahnung hingerissen, einmal Mensch zu werden, verschmäht hätte, aus allen Kräften ihr eigenes Leben als Flugechse zu leben, wäre sie niemals ein Glied in der Menschenwerdung geworden. Und je mehr der Mensch sein irdisches Dasein steigert, seine zeitliche Persönlichkeit entwickelt, seine geistige Eigenart ausprägt, um so fester ist er überzeugt, daß all Das ein Werth ist, der hier voll ausgenützt werden muß und nicht aufzuerstehen braucht, weil er ein Glied in einer Entwickelungskette ist, die über seinen augenblicklichen Zustand hinausreicht. Alles, was der Mensch für das Ewigkeitleben vom Erdenleben opfert oder ihm raubt, ist „Sünde"; was sein oder der Menschheit Erdenleben steigert, ist „Tugend". Meine jetzige Lebensform ist die einzige Form meines Ewigkeitwesens, für die ich zu wirken habe, und das Mittel ist: höchste Befriedigung der Bedürfnisse und Entwickelung der Kräfte, die in diesem Augenblick mein geistig-körperliches Wesen bestimmen.

Im eigentlichen Sinn giebt es ja kein „vorher" und kein „nachher". Wie ich in aller Vergangenheit war, bin ich auch in aller Zukunft. Ich, Du, wir Alle waren da, unsere Körper und unsere Seelen waren da. Nichts ist einzig und allein für unser Geschlecht da; doch dieses ist ewig als ein Theil des Alls und Aller, Alles und Alle als ein Theil des Geschlechtes. Keine uns noch bewußte Mühe gab der Menschheit die Form, die sie jetzt besitzt; kein ihr bewußter Wille kann die Form bestimmen, die sie einmal haben wird. Aber weil der Theil eins mit dem Ganzen ist, das Ganze eins mit dem Theil, fühle ich mich nicht gedemüthigt vor dem Weltenlauf, zu dem als Theil ja auch ich gehöre. In dem Seelenzustand, den diese Gewißheit bewirkt, versinkt die Angst vor dem eigenen Tod, die Sorge um die Zukunft der Menschheit, die Frage nach dem Ziel der Entwickelung. Für einen in diesem Gefühl der Einheit mit dem All Lebenden wird die Grenzlinie zwischen dem Augenblick und der Ewigkeit, dem Einzelnen und dem Ganzen immer dünner. In den großen Augenblicken der Seele kann ein so Lebender sich schon selbst als „tot" ahnen, ein noch zeitlich Begrenzter als „Ewigkeitwesen", ein jetzt Einsamer als „Alle". Wer dieses Gefühl erfahren hat, weiß, was Seligkeit ist. Mit ihm strömt weißer Friede in die Seele. Von ihm erfüllt, fürchtet der Mensch nicht, begraben und vergessen zu werden. Denn in ihm lebt die Größe und der Stolz der uralten Weisheit des Ostens: „Fürchte nicht, o Kind der Tiefe, an die Tiefe zu denken, die Dir das Leben giebt. Indem Du das Formlose ahnst, aus dem Du entstanden bist und in das Du Dich wieder auflösen sollst, lernst Du verstehen, daß Dein Wesen zeitlos und ewig eins ist." Dies allein kann man eine Lebensanschauung nennen. Die gebräuchlichen Unsterblichkeitlehren des Abendlandes sind im tieferen Sinn nur Todesanschauung.

Stockholm. Ellen Key.

Hilligenlei.

Ueber einen Roman, der in sechs Wochen in nahezu hunderttausend Exemplaren unter die Leute gekommen ist, schreiben, heißt, Eulen nach Athen tragen. In der That würde mir auch gar nicht einfallen, meine Zeit für etwas so Ueberflüssiges auszugeben, wenn ich nicht im Literarischen Echo eine Zusammenstellung von Kritiken über das Buch gefunden hätte, die mir ein ganz erstaunliches Nichtverstehen und Mißverstehen zu enthalten scheint. Mir ist, als werde hier von den bestallten Richtern die Wahrheit fast Punkt vor Punkt in ihr Gegentheil verkehrt. Wie Das möglich ist? Wer kanns sagen? Aber wenn ich je die Ueberzeugung hatte, daß künstlerische Bewerthung etwas so individuell Bedingtes ist wie das Dichterwerk selbst, so ist es hier der Fall.

Die übertriebene Bewunderung, die eine kritiklose Menge dem Dichter des „Jörn Uhl" darbrachte, mag die Selbstkritik dieses bis dahin Unverwöhnten eingeschläfert und damit seinem weiteren Schaffen in aller Unschuld Schaden zugefügt haben. Es giebt vielleicht nichts Gefährlicheres für einen Künstler als einen übermäßigen Erfolg mit seinen idiotischen Begleiterscheinungen. Und doch können Die, die den Schaden thun, der Mehrheit nach, wie Gretchen sagen: „Doch Alles, was dazu mich trieb, Gott, war so gut, ach, war so lieb!" Der Drang, eine Persönlichkeit zu lieben, zu bewundern, zu verehren, dieser eigentlich religiöse Trieb des Menschen, ist so stark, daß die leidenschaftliche Wallung unbewußter Dankbarkeit für Den, der solche Empfindungen auszulösen vermocht hat, leicht alle vernünftigen Grenzen übersteigt. Um des Gegengewichtes willen übertreiben dann die nüchtern Gebliebenen nach der anderen Seite hin. So erklärt sich, daß heute ein großer Theil unserer Kritik aus Frenssens jungem Ruhmeskranz ein Lorberblättlein nach dem andern zaust, bis zuletzt nichts mehr übrig bleibt als ein Stielgerippe.

Richter sollen unparteiisch, objektiv, gerecht sein; auch die literarischen. Sie sollen nicht im Affekt urtheilen. Liest man aber die erwähnte Kritiken-Auslese, so hat man den Eindruck, Frenssen sitze auf der Anklagebank und statt der Richter nähmen lauter Staatsanwälte das Wort. Besonders der lange Aufsatz des Herrn Leo Berg ist in einer so scharfen und höhnisch geringschätzenden Tonart geschrieben, als handle sichs um Entlarvung und Vernichtung eines Schwerverbrechers. Hier spricht offenbar eine ganz individuelle Antipathie, eine wurzeltiefe Wesensgegnerschaft. Oder gilt dieser blutige Hohn weniger dem Dichter als dem „vertroddelten Haufen" seiner Bewunderer? Verständlich sind mir die heftigen Angriffe „positiver" Christen, der dogmatisch Kirchlichen und sonst Konservativen. Die lehnen das ganze Buch in Bausch und Bogen ab; die Protestanten mit zorniger, die Katholiken mit ironisch kühler Verachtung. Sie sind dem Standpunkt des Verfassers gegenüber Partei,

können und dürfen nicht objektiv sein. Darum eignen sich Dogmatiker so wenig zu Kunstrichtern. Um so besonnener sollen die eigentlichen Priester der Kunst sein; Avenarius vom „Kunstwart“ ists auch in Lob und Tadel geblieben. Aber man höre die Anderen! Unsittlich sei Hilligenlei, verlogen, unkeusch, unwahr, unkünstlerisch, ohne Gestaltungskraft, ohne Leben und Komposition, ohne sichere Linienführung, in unerträglich gequältem und gespreiztem Stil geschrieben und, um das Maß voll zu machen, auch noch furchtbar langweilig. Das genügt wohl. Wie ein solches Konglomerat von Mängeln zu dem ungeheuen Erfolg kommen konnte, ist ein Räthsel. Eine kostspielige Reklame, wie sie den wirklich sehr unbedeutenden „Götz Kraft“ für eine Spanne Zeit zum Modebuch gemacht hat, hat für „Jörn Uhl“ nicht gearbeitet. Aber Herr Leo Berg hat jetzt des Räthsels Lösung gefunden. Es ist „Vertroddelung und Masseninstinkt des Haufens“, der nicht recht weiß, was er glauben soll, und der sich nun durch Frenssens rationalistische Umarbeitung der Evangelien einen bequemen Weg weisen läßt, was ihn aus der Noth der Unentschiedenheit fürs Erste einmal wieder befreit. „Ein Buch, das jedem beschränkten Kopf zeigt, wie hohen Geistes er ist, hat Anrecht, von jedem Dummkopf gelesen zu werden. Wer dem Dümmsten und Rückständigsten genug gethan, Der hat nicht umsonst geschafft.“ So spottet der Kritiker; er übersieht oder vergißt, daß das Buch auch unter dem „vertroddelten Haufen“ eben so viele Gegner wie Freunde gefunden hat und daß es gerade den Rückständigsten gewaltiges Aergerniß giebt. Ich glaube, in einer Bemerkung Heines eine zutreffendere Erklärung zu finden. Heinrich Heine sagt einmal: „Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, daß sie die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen oder verletzen. Das Volk will bewegt werden.“ Das ist des Pudels Kern: Frenssen erzählt in einer volksthümlichen Sprache mit großer Wärme und unerschrockenem Wahrheitmuth von Dingen, die Jedermanns Angelegenheiten sind. Er entzückt oder verletzt und stößt ab, je nachdem; alle Gemüther bewegt er. Und Das ist Etwas, das jenseits von aller künstlerischen Meisterschaft liegt. Aber unser Kritiker-Feldzug gegen Hilligenlei bietet wirklich die wunderlichsten Schauspiele: Adolf Bartels, der heimathkunstliebende Antisemit, und Leo Berg, der heimathkunstfeindliche Jude, Hand in Hand! „An jenem Tage wurden Pilatus und Herodes Freunde mit einander, denn zuvor waren sie einander feind.“

Doch im Ernst: liegt der Gedanke nicht sehr nah, daß, wo so viele Sachkenner verschiedenster Richtung in ablehnender Kritik einig sind, diese Verurtheilung zu Recht geschieht? Es liegt wirklich nah und wird Vielen als vollgiltiger Beweis erscheinen. Und doch glaube ich, daß hier einer der Ausnahmefälle vorliegt, wo die große Mehrheit der Geschworenen einen Unschuldigen verurtheilt. Frenssen ist kein zu artistischer Meisterschaft durchgebildeter,

ausgereifter Kunstdichter, wie etwa Thomas Mann und Ricarda Huch es sind; aber er ist ein Dichter von so viel Eigenart, Phantasie und Fülle, wie wir deren wenige haben. Die Schwächen der Komposition können daran nichts ändern. Vor Allem aber halte ich Frenssen für einen durchaus hochsinnigen Menschen, der Achtung beanspruchen darf, auch da, wo man ihm nicht beistimmen kann. Auch mir scheint der Kern des neuen Buches, die Handschrift, verfehlt; aber unverständlich ist mir, wie ein ehrlicher Leser dieser Bekenntnißschrift an des Verfassers Lauterkeit zweifeln kann. In einer -- nach dem beispiellosen Erfolg des „Jörn Uhl" begreiflichen — Ueberschätzung der eigenen Kraft hat Frenssen sich an eine Aufgabe gewagt, der er mit seiner stillen, ländlichen Naturkunst nicht gewachsen war. Solche Irrthümer können dem Besten begegnen; und wenn er ein ganzer Kerl ist, machen sie ihn klüger. Für das innere Wachsthum ist der Platzregen eines dicken Mißerfolges immer noch gedeihlicher als zu viel Erfolgssonnenwetter. Wie vor ihm Turgenjew und andere Dichter und Künstler, hat Frenssen versucht, die Gestalt des Erlösers den heutigen Menschen näher zu bringen, indem er sie, befreit von allem Legendenwesen, als den einfachen liebenden, erbarmenden Menschen, als Ihresgleichen, vor sie hinstellte. Er ist mit großem Ernst an dies Werk gegangen und hat fleißig studirt. Mit Frivolität oder eitler Erfolghascherei, wie einzelne Kritiker glauben machen wollen, hat dies „Leben Jesu" so wenig gemein wie jedes andere aus tiefer Ueberzeugung fließende Glaubensbekenntniß. Ich halte es für den größten Fehler, daß Frenssen dabei historisch und realistisch sein wollte. Das Historische und Zweifellose, das Positive und Wirklichste, was wir von der Persönlichkeit Jesu wissen, ist ihr überwältigender Eindruck auf die Umgebung, ihre beispiellose Wirkung über das Leben hinaus. Der einfache gute Mensch, den Frenssen zeichnet, konnte nie und nimmer diesen gewaltigen Eindruck machen; sein Dasein hätte nie solche Wirkung gehabt. Was wir von Jesu Person wissen, sind nacherzählte Züge, aus dem Gedächtniß oder nach dem Hörensagen überlieferte Worte, die aber von einer bis auf den heutigen Tag nirgends übertroffenen Kraft und Schönheit sind. Verbürgt ist nichts als die Hingerissenheit Derer, die diesen Uebermenschen erlebt haben. Es ist also gleichsam nur der Reflex, den wir deutlich sehen, der Schatten, den eine unsichtbar gewordene Gestalt wirft. Aber dieser Reflex ist von einer Leuchtkraft, daß er alle Völker erhellt, und dieser Schatten ist so gigantisch, daß er über neunzehn Jahrhunderte hinauswachsen konnte. Die Persönlichkeit des Galiläers ist, gleich der Gottes, dem Forscherauge unerkennbar, aber ihre Wirkungen und Ausstrahlungen umgeben uns überall. Das Bild Christi hat sich aus Milliarden von Impressionen in die Geschichte eingezeichnet. Es ist aus lauter religiösem Erleben geschaffen und unzerstörbar. Der Einzelne kann immer noch sein Pünktchen dazusetzen, wenn es ihn drängt, ein winziges Pünkt-

chen; ummodeln oder korrigiren kann er daran nichts. Der legendäre Strahlenkranz ist nichts Unwesentliches, sondern gehört zum Wesen. Frenssen hat, weil er nicht anders konnte, einen Heiland nach seinem eigenen Bilde geschaffen und so ist ein grüblerischer Träumer, ein schwermüthiger niederdeutscher Naturdichter und Prediger daraus geworden, ein idealisirter, vergrößerter Kai Jans. Aber was soll Der dem religiösen Empfinden? Was soll er uns überhaupt? Menschen, die ihr Leben dem Dienst der Nächstenliebe weihen und sich aufopfern, warmherzige, liebevolle, edle Menschen hat es immer gegeben. Als ein solcher Mensch wäre Jesus Einer unter Vielen und könnte keine religiöse Sonderstellung beanspruchen. Man kann ihn sich gewiß so vorstellen; aber was er dann noch dem religiösen Gefühl ist, sehe ich nicht ein. Doch ich versteige mich hier auf Gebiete, wo ich nicht heimisch bin. Und Frenssen ist Theologe.

Jedenfalls mußte Frenssen auf die schärfsten Angriffe aus den Lagern der Orthodoxen gefaßt sein und war es auch. Er steht mit seinem in die Welt hinaus geschleuderten ketzerischen Bekenntniß der Kirche gegenüber so allein wie weiland Huß vor dem Konzil von Konstanz. Wer einen Funken Einbildungskraft hat, kann sich vorstellen, wie es einem sensitiven, schüchternen Menschen, der Pfarrer war, dabei zu Muth ist, auch wenn heute keine Scheiterhaufen das Verfahren kürzen. Unter allen Vorwürfen ist der der Feigheit, den Herr Berg gegen den Dichter erhebt, wohl der ungerechteste. Denn Frenssen denkt gar nicht daran, sich mit seiner Handschrift hinter die Romanfigur des Kai Jans zu verstecken. Auch darin, glaube ich, irrt Berg, daß er meint, es wäre für den Autor gefährlicher gewesen, seine Handschrift als Brochure zu veröffentlichen. Wäre eine Brochure mit dieser farblosen, nüchternen Umarbeitung der Evangelien wohl in wenigen Wochen von mehr als hunderttausend Lesern verschlungen und erörtert worden? Sicher nicht. Und hat Frenssen etwa mit einer Silbe der allgemeinen Annahme widersprochen, daß er hier sein eigenes Glaubensbekenntniß niedergelegt habe? Nein: Hilligenlei ist nicht die That eines feigen Mannes, sondern die eines sehr muthigen, eines kühnen. Und verstecken will sich dieser Dichter gewiß nicht; wie Glas durchsichtig ist seine Weise; überall schimmert das starke persönliche Empfinden vor: der Glaube an Wahrheit und Natürlichkeit, die Freude an aller Schönheit, die Neigung zur Schelmerei, das tiefe Entzücken am harmonisch Kraftvollen, in sich selbst Geschlossenen, selbst wenn es böse scheint, der Ekel vor hohlem Scheinwesen, der warme Drang, die Menschen zu belehren und mehr noch: ihnen zu helfen. Trotz Alledem kann ich nicht bestreiten, daß es einen Mangel an künstlerischem Urtheil und religiösem Feingefühl verräth, die religiöse Bekenntnißschrift in der Umkleidung eines sonst sehr irdischen, sinnliche Liebe und sinnliche Freuden feiernden Romans darzubieten. Der Dichter selbst fragt einmal: „Glaubtest Du, Du könntest mit lachendem Munde das Leben des Heilands schreiben?“ Uns

muthet er aber zu, Schelmenstücke, sinnliche Liebesgeschichten und das Leben des „Heilands“ hinter einander zu lesen, was ihn selbst wohl nur darum nicht stört, weil ihm all diese Lebenserscheinungen ziemlich gleichwerthig sind. Daß die schönen Liebesgeschichten an sich selbst so viel Anstoß erregen konnten, bei Christen und Juden, will mir gar nicht in den Sinn. Sie sind nicht konventionell. Ist Das nicht ein Vorzug? „Verlogen“, wie einzelne Kritiker behaupten, sind sie ganz sicher nicht. Das ist aber ein besonderes Kapitel.

In der Schilderung seiner beiden Heldinnen, Anna und Heinke Boje, wagt Frenssen (aus Erbarmen, wie er sagt und wie ich ihm glaube), die Sonde an die heimlich schwärende Wunde zu legen, an der ein großer Theil unserer Mädchen siecht, verkümmert und zu Grunde geht, wie unzählige Aerzte bezeugen können. Aber: die Männer, sie hörens nicht gerne, weil sie nicht helfen können oder die möglichen Heilmittel scheuen. Junge, blühende Mädchen, deren gesunde Natur nach Mann und Kindern verlangt, welken und verbittern in vergeblichem Warten. Die Frauenrechtlerinnen, die von diesem Nothstand wissen, wie jede nicht verlogene oder durch eigenes Glück blind gewordene Frau, suchen Hilfe darin, daß sie den brachliegenden geistigen und leiblichen Lebenskräften der Mädchen neue Bethätigungsgebiete erschließen. Frenssen macht es sich leichter, indem er seine schönen Schwestern noch rechtzeitig den Wirkungskreis, den die Natur ihnen bestimmt hat, finden läßt. Es ist schwer faßlich, wie man in der tragisch ernsten und zarten Darstellung Dessen, was Frenssen als „Jungweibernoth“ bezeichnet, „Frivolität“ und „widerlich verlogene Sinnlichkeit“ erblicken konnte. Frenssen hat als ländlicher Seelsorger tiefere Einblicke in das Innenleben seiner Pfarrkinder gethan als Andere. Sein erbarmendes Mitleid, seine verstehenden Dichteraugen, sein für alles Menschliche offener Sinn haben ihm Leiden enthüllt, die oberflächlicheren Beobachtern zu entgehen pflegen. Und er wagt, von Dem zu reden, was er gesehen hat, wagt, es beim Namen zu nennen. Im Uebrigen sind seine Frauengestalten, bei all ihrer heißen Sinnlichkeit, trotzig und herb, stolz und rein, stark und gesund wie Nordlandsluft. Als die ungestüm liebende Anna ihren stolzen Mann unter den Einfluß des Schwindlers Dusenschön gerathen sieht, sagt sie, in der Furcht, die Achtung vor ihm zu verlieren, entschlossen: „An dem Tag, wo Du mit Dusenschön Compagnie machst, geh ich mit meinem Kind zu meiner Mutter und setz mich an die Strickmaschine. Ich habe Dich lieb, daß mir die Sinne vergehen; dafür will ich, daß Du mich in Ehren hältst.“ Die kleine Frau des Seeräubers auf Helgoland, die ihren starken, wilden Mann mehr als Alles auf der Welt liebt, ruft selbst die Feinde herbei, die ihn im Kampf erschlagen, weil sie weiß, daß er, der Schuldbeladene, keinen Frieden finden kann, wenn ihm nicht die Möglichkeit wird, seine Frevel zu sühnen, seis auch im Tod. Was läßt sich gegen eine noch so heiße Sinnenliebe sagen, wenn sie auf Alles

verzichtet, um nicht das Unglück des Geliebten oder den Verlust der Achtung vor ihm zu ertragen? Frenssens Frauen sind einfach Menschen. Ich sehe nichts Verlogenes, nichts Unreines, nichts Frivoles an ihnen. Sie sind aber literarisch unkonventionell; ihre Schilderung weicht von der herkömmlichen ab. Das Ungewohnte ist es, was Viele vor den Kopf stößt.

Man wirft ferner Frenssen einen „fürchterlich gequälten", affektirten Stil vor: die Bibelwendungen, die häufigen Wiederholungen, das Pathetische an Stellen, wohin es nach dem Urtheil der Kritiker nicht gehört. Das sei Mache und Bombast. So ungefähr. Nein: es ist einfach die Sprache eines evangelischen Landpredigers und solchem Mann durchaus natürlich. Jedem, der in beständigem Verkehr mit der Bibel lebt oder damit aufgewachsen ist, sind ihre Wendungen, ja, die althebräische Art ihrer Poesie innig vertraut und das kraftvolle Lutherdeutsch ist ihm geläufig. Der Einfluß der lutherischen Sprache läßt sich sogar bei zwei so grundverschiedenen Autoren feststellen, wie der Pastorssohn Nietzsche und der von seinem Vater mit Stock und Bibel großgezogene Bäckerssohn Fischer, der die Memoiren eines Arbeiters geschrieben hat, es sind. Der Philosoph und der Fabrikarbeiter brauchen Beide mit Vorliebe die Bibelwendungen, als die ihnen von Kind auf vertrauten. Ihr ganzer späterer Stil, der prachtvoll gemeißelte Nietzsches wie der unbehilflich eintönige Fischers, fußen auf dieser selben Basis. Es giebt Dorfpfarrer, die auch am Alltag gern im Bibelton sprechen, nicht aus Affektation, sondern, weil er ihnen durch den steten Umgang mit dem Wort der „Schrift" in Fleisch und Blut übergegangen ist. Auch verräth die Sprache Frenssens, daß er gewohnt war, zu hartköpfigen, schwerfälligen niederdeutschen Bauern zu reden. Er erzählt deutlich, einfach, anschaulich, beinahe, wie man zu Kindern reden würde; darum ist er allerdings jedem Einfältigen verständlich und nur, wie mir scheint, den hochgebildeten Großstadt-Literaten nicht. Wenn diese Literaten in der Sprache Luthers zu schreiben versuchen, was sie ja in Anlehnung an berühmte Muster manchmal thun, so kommt allerdings etwas Gequältes heraus, denn sie pflügen dann mit anderer Leute Kalb, was nicht ganz leicht sein soll. Für einen Frenssen ist es sicherlich das Natürliche, denn die Bibel und die Natur sind die großen Meister, aus deren Schule er hervorgegangen ist. Und was ihn erfüllt, ist das Wesen und Treiben der Menschen, unter denen er lebt. Bartels, der selbst Holsteiner ist, erklärt, daß Frenssen seine Landsleute nicht richtig zeichne, sondern karikire. Mit dem Vorwurf, daß man karikire, statt zu portraitiren, ist Adolf Bartels freilich sehr rasch bei der Hand. Durch sein besonderes Temperament sehen die Holsteiner gewiß anders aus als durch das Temperament Frenssens; aber wer soll diese Menschen wohl genauer kennen als der Pfarrer, der immer unter ihnen gelebt und gewirkt hat und der noch obendrein die Gabe dichterischen Hellsehens besitzt? All diese Gestalten haben für mich das

unbedingt Ueberzeugende innerer Wahrheit. Sie stehen mir deutlich vor Augen, obwohl Herr Berg behauptet, man habe sie vergessen, wenn man mit dem Buch fertig sei. Er sagt freilich auch, das Buch sei langweilig. Mich fesselt Hilligenlei sehr; dagegen vermag ich gewisse berliner Gesellschaftromane oder ausgetiftelte blutlose Kuriositäten, wie die neuen Erzählungen Wassermanns, vor Langeweile nicht durchzulesen. Uns interessirt, was in uns anklingt, was wir dem Erzähler nachempfinden und innerlich irgendwie erleben. Indem wir bekennen, was uns langweilt, sagen wir hauptsächlich über uns selbst Etwas aus.

Auf die einzelnen Schönheiten des so hart geschmähten Buches brauche ich nicht einzugehen. Sie sind da und werden vor der Zeit bestehen. Es hat Stellen, wie die ganze Seemannsfahrt Piets Boje und Kais Jans, die dem Dichter nicht leicht Einer nachmacht. Dabei finde ich keine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit den anderen Erzählern, die man gern als Frenssens Muster nennt: weder mit dem markigen Keller, dessen heitere Kunst schon von Südlandssonne durchleuchtet ist, noch mit dem abstrakten Jensen, noch mit Raabe, dem geistigen Erben unseres schrullenhaften, unendlich liebenswerthen Jean Paul, noch mit dem reichen, aber ohne Maß karikirenden Dickens, noch mit Storm, dem lyrischen, dessen Novellen Liedern gleichen. Frenssen steht, wie jeder Echte, für sich. Ob er eben so groß, kleiner oder größer ist als der und jener Andere, ist gleichgiltig. Am Nächsten scheint er mir der Selma Lagerlöff verwandt. Beide haben diese eindringliche, ungemein herzliche Tonart und erzählen gern von unbeholfenen, grüblerischen, einsamen Menschen, von Sagen der Vorzeit, die ihnen lebendig sind wie das Heute, von dem geheimnißvollen Weben der Natur, aus dem Menschen und Ereignisse und Sagen hervorgehen. Aus Beiden athmet die große Liebe zu Dem, was sie kennen, und die scheue Ehrfurcht vor dem Unbekannten. Bei Beiden finden wir das nordische, uns so seltsam anmuthende enge Nebeneinander einer ins Mystische überfließenden Romantik und der nüchternsten Alltäglichkeit. Im Halbdunkel spinnen sie ihre Geschichten, in denen so oft das Gewöhnlichste sich phantastisch und groß ausnimmt, wie Bäume oder Kühe im Nebel. Und die Phantasie, die das Halbdunkel so lieb hat, quillt ihnen lustig. Etwas, das an die Erzählungen der Dorfgroßmütter erinnert, ist darin: eine tief im Unterbewußtsein wurzelnde Art, die Altersweisheit mit Kindereinfalt vereint und durch und durch volksthümlich ist. Aber hält man ihr den Zerrspiegel der Kritik vor, so erschrickt sie über sich selbst und verblaßt.

Man sollte Frenssen in Ruhe lassen. Lautes Anrufen können die Träumer nicht vertragen. Sie erwachen und verlieren ihre nachtwandlerische Sicherheit. Die Menschen fassen so roh zu, wenn sie irgendwo Etwas zum Lieben finden, und tasten und drücken daran herum, bis sie das feine Spielzeug verdorben haben. „Herr, schütze mich vor meinen Freunden“, betete der alte Rittersmann.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.

Anzeigen.

Die Kunst unserer Zeit, eine Chronik des modernen Kunstlebens. Fritz von Uhde, mit Text von Otto Julius Bierbaum. Franz Hanfstaengl, München.

An Kunstzeitschriften, die den Strömungen des modernen künstlerischen Lebens folgen, ist kein Mangel. In Bild und Wort registriren sie mit thunlichster Schnelligkeit, was sich jeden Augenblick an der Oberfläche zeigt. Bilderbuch oder Modejournal bilden die Grundtypen solcher Blätter. Eine Chronik des modernen Kunstlebens, wie sie „Die Kunst unserer Zeit“ sein will, kann naturgemäß nicht Allem folgen, nicht Alles im Fluge festhalten; sie will in einer möglichst eingehenden Weise sich mit den Erscheinungen beschäftigen, in deren Werken sich das Neue bereits in reifen Formen darstellt. So bietet „Die Kunst unserer Zeit“, die schon im siebenzehnten Lebensjahr steht, ein stattliches Monographienwerk. Die hier angezeigten Lieferungen führen Fritz von Uhdes Schaffen und Werke in dreizehn vollseitigen und fünfunddreißig Textillustrationen vor. Otto Julius Bierbaum hat dazu den Text geschrieben; ein lyrisch veranlagter Stimmungmensch läßt Uhdes Kunst auf sich wirken. Ich will ein paar Worte aus diesem Text anführen: „Man geht vielleicht nicht in die Irre, wenn man annimmt, daß alle wirklich fruchtbaren Meister folgende Entwickelung genommen haben: Betrachtung der alten Werke und Frage: Kann ich Das auch? Studium der alten Werke und Frage: Geht es auch anders? Prüfung der eigenen Kraft und, daraus hervorgehend, Aufstellung einer Theorie: So geht es anders und Dies ist der Weg des Fortschrittes. Ausnützung und Steigerung der eigenen Kraft, vermeintlich im Dienst jener Theorie, in Wahrheit aber einfach nach den Gesetzen der eigenen Begabung; und dann Erkenntniß dieses Umstandes und Verzicht auf die Prätension, etwas wesentlich Neues erfunden zu haben.“

München. Franz Hanfstaengl.

Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte. Axel Juncker.

Diese Brochure habe ich nicht zu meinem Vergnügen geschrieben, sondern, weil ich durch das Verhalten von Arno Holz sehr wider meinen Willen dazu gezwungen wurde. Herr Holz hatte mir vorgeworfen, daß ich, ohne den dokumentarischen Nachweis zu beachten, den er in seinem „Nothgedrungenen Kapitel“ beigebracht haben wollte, seinen Antheil an der „Familie Selicke“ geschmälert und seine Ehre „betalpst“ hätte. Ich mußte also diese „Dokumente“ näher untersuchen und den Beweis erbringen, daß sie für die vorliegenden Fragen nichts zu bedeuten haben. Diesen Nachweis, der den eigentlichen Inhalt meiner Brochure ausmacht, hat Herr Holz nicht widerlegt; auf seine sonstigen Angriffe aber und Widerlegungversuche in Nebenpunkten werde ich demnächst in einem Schlußwort erwidern.

Wilmersdorf. Samuel Lublinski.

Mentale Suggestion. Axel Juncker in Stuttgart.

Im Anschluß an Lublinskis im selben Verlag erschienenen Brochure „Holz und Schlaf“ gebe ich zunächst eine Korrektur gewisser Mittheilungen, die Arno Holz in seiner Brochure „Johannes Schlaf. Ein nothgedrungenes Kapitel“ über unsere Zusammenarbeit veröffentlicht hat. Im zweiten Theil gebe ich einen ausführlicheren Bericht über meine damalige Nervenkrise. Und zwar geht dieser Bericht näher auf

den eigentlichen Wesenskern der Krise ein. Die Diagnose des Professors Siemerling hat gegen die des Professors Köppen, der mich übrigens auch gar nicht so lange in Behandlung hatte wie Siemerling, Recht. Im dritten Theil endlich gebe ich eine kurze Skizze von Arno Holzens literarischer Entwickelung. Ich bin genöthigt, Dies zu thun, damit die kursirende Auffassung, Holz sei ein Stilschöpfer, die mich in meinen eigenen Ansprüchen an jene Zusammenarbeit bisher geschädigt hat (es müßte unter allen Umständen mindestens von zwei Stilschöpfern die Rede sein), ihre Berichtigung findet.

Weimar. Johannes Schlaf.

Aus fremder Erde. Gedichte von Lina Vernaison. Franz Ledermann, Berlin.

Dem kleinen Strauß von Gedichten ein Geleitwort auf seinen ersten Weg in die Oeffentlichkeit zu geben, lasse ich mir eine gern erfüllte landsmannschaftliche Pflicht sein. Die hier für den Druck ausgewählten Verse wollen nicht als lyrische Offenbarungen angesehen werden, nicht auf noch unbetretenen Pfaden dichterisches Neuland erschließen. Es sind die seelischen Kundgebungen einer deutschen Frau, die ihre langjährige zweite Heimath im südlichen Frankreich gefunden, deren Empfindungleben und poetische Intuition aber die innige Fühlung mit der Sprache und Seele ihres Mutterlandes inmitten einer stammfremden Umgebung sich treu bewahrt hat. Möchten diese Klänge „aus fremder Erde“ diesseits der Grenze die erwünschte Resonanz verständnißvoller Leserherzen finden!

Dr. Josef Ettlinger.

Die große soziale Sünde. Von Leo Tolstoi. Deutsch von Marie Brumm. Leipzig, Felix Dietrich. 50 Pfennige.

Wer das gewaltige Drama, das sich vor unseren Augen in Rußland abspielt, recht verstehen will, darf nicht vergessen, daß mehr als achtzig Prozent der Bevölkerung des ungeheuren Reiches von der Landwirthschaft leben. Nicht die Industriearbeiter, nicht die Verkehrsbeamten, so viel Lärm ihre Agitation auch machen möge und so schwer auch ihr Vorgehen empfunden werden mag, entscheiden über die Zukunft des Riesenreiches, sondern allein die Bauern. Bewahren Sie dem Zarenthum die Treue, so ist jeder Ansturm von vorn herein vergeblich. Werden sie aber die Treue bewahren? Das ist die große Schicksalsfrage für die Zukunft des russischen Volkes. Leo Tolstoi, der sich selbst ganz dem Landleben zugewandt und dem Studium der Landbevölkerung gewidmet hat, giebt darauf in der hier angezeigten Schrift die Antwort. Gelingt es der russischen Regirung, das Landproblem im Sinn der bäuerlichen Bevölkerung zu lösen, so ist für sie Alles gerettet; fehlt ihr Einsicht und Kraft zu diesem Werk, so ist Alles verloren. Wie Tolstoi mir am dritten November aus Jasnaja Poljana schreiben ließ, hat er sich entschlossen, jetzt auch durch kurze populäre Flugschriften für die Bodenreform als für das einzige Mittel zum organischen Aufbau der russischen Gesellschaft zu werben. Im Vorwort habe ich in kurzen Strichen den Unterschied zwischen der deutschen und der russischen Bodenreform zu zeichnen gesucht.

Adolf Damaschke,
Vorsitzender des Bundes Deutscher Bodenreformer.

Mache.

Sehr geehrter Herr Harden! Im Berliner Tageblatt, genauer: im „Zeitgeist" hat Herr Richard Schaukal die „Fiorenza" von Thomas Mann für „Literatur" und Mache erklärt. Das gab mir zu denken; nicht über Echtheit oder Fälschung im Drama meines Bruders, denn ich sehe doch von Hause aus noch etwas tiefer in sein Werk hinein als sein Kritiker; aber über „Mache" überhaupt und über die heutige Beliebtheit des Vorwurfes „Mache".

Es soll vorkommen (ich begreife es nicht), daß ein Autor nichts zu schreiben hat; daß er in sich selbst nichts entdeckt, was ihn zwänge, kein Schicksal, das ihm heiß machte. Wozu er dann Dichter geworden ist? Er muß es wissen. Genug: in einiger Sorge geht er aus, um Anregungen zu suchen. Er braucht nicht lange zu warten; wenn die Leute hören, daß man schreibt, erzählen sie Einem gern ihr Leben. Ein hinreichend amusantes Problem begegnet ihm und er nimmt es und macht es. Manchmal hat es schon ein Anderer. Aber man verständigt sich: wenn es sein muß, in barer Münze.

Oder aber: man hätte wohl aus sich selbst genug zu dichten, muß aber die Welt gerade mit Dingen beschäftigt sehen, die Einem nicht widerfahren sind, und trachtet nun rasch, sich anzupassen: verräth sich selbst und nöthigt sich ins Joch eines unpersönlichen Zeitgeschmackes. Warum? Auch hier begreife ich nicht. Handelte es sich noch um Theaterstücke, also um gute Geschäfte! Aber der Roman hat in fast allen Fällen seinem Pfleger nichts zu bieten, nicht Geld noch Ruhm: nur die Genugthuung, breit und voll, in Fluthen, die noch großen Rhythmus haben dürfen, das eigene Leben zu entsenden. Verzichtet er hierauf: was bleibt ihm? Wie? Die Aeußerlichkeiten der Handlung, Schilderung, Charakteristik, die nur als Symbol meines Erlebten Reiz für mich haben, sollte ich zum Selbstzweck machen, in Jahre langer Verbissenheit aus ihnen eine Pappendeckelwelt erbauen, die mich gar nicht angeht und mir nicht einmal bezahlt werden wird? Glaubt Jemand an so viel Selbstaufopferung? Herr Schaukal, der tüchtige Seelenkenner, traut sie jedem Zweiten zu, mir selbst so gut wie meinem Bruder, Jakob Wassermann so gut wie mir. Mit Strenge verbot er mir das Milieu meiner „Herzogin von Assy". Denn nur auf den Kreis seiner Herkunft und seines täglichen Umganges hat ein Dichter Rechte. „Wassermann bleibe bei seinen Juden, wie Keller bei seinen Schweizern".

Diese kindliche Aesthetik ist, wie Jeder sieht, unter der Herrschaft der „Heimathkunst" entstanden, wäre ohne sie mit solcher Unverblümtheit und Naivetät sicher in Niemand zu Stande gekommen. In Herrn Schaukal wäre sies überhaupt nicht; denn das Gute, das er (vor Zeiten) vollbracht hat, sind Umschreibungen von Velazquez-Portraits, Seicentofiguren, Rokokolaunen: feurige Kostbarkeiten, die in österreichischen Landstädtchen nicht heimisch scheinen. In-

zwischen hat er sich angepaßt; ihm selbst unmerklich, aus der Sehnsucht seines einfachen Herzens, das unmöglich abseits vom großen Wege schlagen kann. So entsteht ein um Liebe werbendes Buch wie seine „Großmutter". Es wirbt aus allen Kräften, mit Allem, was Ihr wollt: mit der Wehmuth der „Briefe, die ihn nicht erreichten", mit der Verträumtheit des „Jörn Uhl", mit den ewigen Räthseln, die jetzt wieder nirgends fehlen dürfen. Alles ist schwach, aber Alles ist da. Und da es ihm noch neu ist, hat Herr Schaukal nöthig, es sich immer wieder vorzuhalten, sich immer neu zu betheuern, daß nur die Lebensdinge von der Straße, nur das naheliegende Gemüth echt sein können. Jemand bildet Gestalten, die seine leiblichen Augen nie sahen? Mache. Er behauptet, die Melodie jener Fremden sei seine eigene? In ihrem abenteuerlichen Getriebe wirke er selbst? Er habe sie, traumweise, in sich? Literatur, Mache.

Herr Richard Schaukal steht für Viele; drum darf er das Wort führen und sich für einen Kritiker halten. In Wirklichkeit ist ein so unfreier, gegen die Verführungen der Zeit so wehrloser Geist natürlich der Letzte, der zur Kritik taugt. Was man auch manchmal geglaubt haben mag, ist doch der große Kritiker vor Allem eine starke Persönlichkeit. Er gestaltet und behauptet in Denen, die er darstellt, sich selbst: nicht anders als ein Dichter. Bei einer gewissen Verschiebung seines äußeren oder inneren Schicksals wäre er Dichter geworden. Und ausgeschlossen ist, daß er, aus dilettantischem Schöpfertrieb, einen schwachen Roman von sich giebt. „Volupté" ist auf der Könnerhöhe der „Lundis"; und Taine hat Länder und Geschlechter fühlbar gemacht, so gut wie Geistessysteme. Was Herr Richard Schaukal über Andere zu sagen hat, wird immer nur den Persönlichkeitwerth haben, der in seiner „Großmutter" steckt: einen zu dürftigen, kurz bemerkt, um ihn an Thomas Mann zu messen.

Aber nichts macht irr wie eine schlechte Kritik. Wie? Dies Ding, woran nun kein guter Faden bleibt, hat man bewundert? Niemand ist gern die dupe eines Machers. Im Uebrigen lohnt die Frage nicht die Mühe, sich gegen das Urtheil eines doch wohl Sachverständigen zu wehren. Auch erleichtert es, nicht mehr verehren, keine Ueberlegenheit mehr anerkennen zu müssen. Und ganz leicht, ganz anstandlos wird man mit einem Dichter fertig, vor dem doch, zur Zeit der „Buddenbrooks", Hunderttausend sich verneigt haben. Keinen seiner „Freunde", seiner „Verehrer" stört es, daß er nun seine Ehrlichkeit verloren haben und zum Macher und „Literaten" geworden sein soll. Keiner antwortet öffentlich den sinnlosen Schmähreden oder verleugnet sie privatim. Glaubt man also wirklich, der Verfasser der „Fiorenza" habe sich mit einem frivolen Willensakt, als gelte es eine Wette, über seinen Stoff hergemacht? Keine Beziehungen beständen? Die gröbsten wenigstens sollte man sehen. In „Buddenbrooks" verfällt eine Bürgerfamilie; und ein Bürger im Niedergang ist Lorenzo Medici. Sie waren Bürger, diese Herzoge, und entarteten als Bürger: nicht wie Ritter-

geschlechter zu entarten pflegen, mit atavistischen Rückfällen in Mordlust, mit der Jagd als letzter Leidenschaft, bis in die Verblödung. Sie verliefen in sinnliche und sittliche Ueberfeinerung, in Aesthetenthum, in Schwächung des Selbstgefühls, als Folge zu vielfältiger Einsicht. Wirklich: der zum Dichter gewordene Bürgersohn ist daheim im Gemach, wo Lorenzo stirbt. Er weiß um den Kampf, der sich da vollendet, zwischen dem Schönheitanbeter und dem Heiligen. Denn er selbst hat ihn gekämpft: schon in seiner Novelle „Tristan". Lorenzo ist sein Verfall, Das, was ihn niederzieht; der Prior sein Wille, stark zu werden, Muth zu Ueberzeugungen zu erlangen, kein spielerischer, ein heiliger Künstler zu sein. „Ich rede die Wahrheit, die ich erlitt." „Ich hasse diese lasterhafte Duldung des Gegentheiles". Ein Pochen auf sich und eine Forderung an sich. Einen Augenblick, da die Feinde einander verstehen, Einer in den Worten des Anderen, wunderbar mühelos, die Melodie des eigenen Lebens vernimmt, kommt ihr Zwiegespräch auf Leben und Tod zum Einklang und stellt sich als Selbstgespräch heraus. Hier erklärt sich, daß die Beiden ein einziger Mensch sind und daß nichts lyrischer sein kann, nichts der schroffere Gegensatz zum Gemachten als dies Werk. Seine Fehler liegen in seiner Lyrik. Die Künstler, die Vertreter der „Augen- und Schaukunst", sind mit der Gehässigkeit des Geistes gesehen. Beim Auftreten dieser Hanswurste wird die Zeit, deren bleibender Ausdruck sie doch sind, zu klein. Einer von ihnen bringt Cellinis Lügen noch einmal vor, ein Anderer eine Novelle des Boccaccio; und leicht hätte sich doch etwas im selben Sinn Erfundenes ihnen in den Mund legen lassen. Aber der Lyriker, der am Werk ist, verschmäht es, sich in Sachen zu vertiefen, die nicht sein sind. Den Theil des Blockes, in den er nicht seine ganze Seele hämmern könnte, läßt er lieber unbehauen. Die Renaissance reißt ihn so wenig hin wie ein anderes Zeitalter. Ein Automobilfabrikant mag für die Neuzeit schwärmen, für die Historie ein Trödler. Ein Dichter (so empfindet Dieser) benutzt Menschen, die von Zeitenferne und verehrungwürdigen Namen geweiht werden, um feierlicher das eigene, immer nur das eigene Schicksal zu künden.

Florenz. Heinrich Mann.

Sehr geehrter Herr Mann, ich kenne die Leistung des Herrn kaum, der Ihnen „für Viele steht"; aber ich kenne ein Bischen das Gefühl Eines, der erwartet, von irgendwo her werde doch, müsse der sinnlosesten Schmährede die Antwort folgen; und der vergebens wartet. Denn noch immer ist die Macht des gedruckten Wortes so groß, daß Wenige sich dawider aufzulehnen wagen. Wäre der Mann auf der Straße überfallen worden! Aber so. Und am Ende macht er sich gar nichts draus; hält es vielleicht für gute Reklame. Jedenfalls gebietet die Vorsicht, zunächst mal abzuwarten, wie der Handel ausgehen wird; möglich, daß der gestern Gefeierte morgen am Boden liegt: und dann will man doch bei der victrix causa stehen. Zur Menschenbewunderung erzieht solches Erleben nicht. Doch Ihr Bruder kanns ertragen. Er hat den „Tristan" und die „Buddenbrooks" geschrieben.

Goldminen.

Der Friede von Prätoria hat der Goldmineinindustrie des Transvaalstaates nicht den von den Aktionären erhofften Aufschwung gebracht. Man hatte geglaubt, gleich nach dem Friedensschluß werde die Förderung mit verdoppelten Kräften aufgenommen und die Rentabilität der Gesellschaften rasch wieder gehoben werden. Daß ein großer Theil der Anlagen zerstört oder durch das lange Ruhen der Betriebe unbrauchbar geworden war: daran dachte man zunächst nicht; und doch waren sehr große Summen nöthig, um die Minen erst wieder einmal in Betrieb zu setzen. Auch war bei den meisten Shares der Kurs viel höher als der innere Werth und die Ueberkapitalisirungen wirkten recht unangenehm nach. Die Hausseperioden waren kurz und selten; die Depression wich kaum noch vom Goldminenmarkt und die Ereignisse der letzten Wochen sind eigentlich nur die Konsequenzen einer Bewegung, die mehr durch die Eigenart der Minenspekulanten als durch die Entwickelung der Mineinindustrie bewirkt worden ist. Wesentlich hat dazu allerdings auch der britische Regirungwechsel beigetragen. Noch schwerer als auf jedem anderen Gebiet ist hier ein objektives Urtheil erreichbar. In Goldshares wird heute in allen Schichten spekulirt. Neben den großen Leuten vom Schlage der Beit, Barnato, Lewis und Robinson, die noch heute eine Rolle spielen oder, wie die Zuckerkönige Jaluzot und Cronier, schon Schiffbruch gelitten haben, sind londoner Cabkutscher, pariser Camelots und Portiers, Commis, Kellner und ähnliche kleine Leute am Goldminenkurs interessirt. Nirgends haben die bekannten Schwindelfirmen, die bucket-shops, die das Publikum von London, Paris und Brüssel aus mit Offerten zum Ankauf von Goldshares locken, so großen Erfolg wie auf diesem Felde der Hoffnung. Hier gehts nicht ohne blinden Glauben; die Prospektangaben über angebliche Erzfunde, die Aussichten auf Rentabilität sind nur nachzuprüfen, wenn es sich um bekannte Minen handelt, über die schon Etwas in den Fachschriften steht. Oft wird von den Offerenten dem Publikum eine Grube gegraben, die in der Wirklichkeit gar nicht existirt, in die es aber arglos hineinfällt; und diese schwindelhaften Manöver, die mit der soliden Goldmineinindustrie nichts zu thun haben, sind schuld daran, daß viele Leute die Begriffe Goldminenspekulation und Schwindel gar nicht mehr von einander trennen. Doch ist es thöricht, eine noch so entwickelungfähige Industrie aus solchem Grund zu diskreditiren. Nach der Behauptung der londoner und johannesburger Interessenten sind die kontinentalen Bankleute an dem Kursrückgang mitschuldig, weil sie, die eine viel schnellere Erholung von dem Kriegsschaden erwartet hatten und bitter enttäuscht wurden, seitdem überall die Stimmung verflauen. In anderthalb, spätestens zwei Jahren werde Alles wieder in bester Ordnung sein. Obs wahr ist? Jedenfalls ist es Unsinn, jetzt, wie ein hamburger Rechtsanwalt vor dem ersten Boom that, alle Goldshares wieder für Makulatur zu erklären.

Die Entwickelung hängt freilich von der Lösung des Arbeiterproblems ab. Da weder weiße noch schwarze Arbeiter in genügender Anzahl zu haben sind, hat man Chinesen importirt. Mag sein, daß mancher gelbe Mann sich in den Gruben zunächst nicht wohl fühlte; die Zahl Derer, die in die Heimath zurückwollten, war anfangs ja bedenklich groß. Das Ministerium Campbell-Bannerman war, weil es vorher gegen die Chineseneinfuhr gesprochen hatte, gezwungen, auch offiziell dagegen Stellung zu nehmen. Grund genug zur Fortsetzung des Kursniederganges. Ohne

Arbeiter keine Rentabilität. Die neue Regirung beschloß, daß nur noch etwa 13000 Chinesen, deren „Einfuhr" schon unter Balfour genehmigt worden war, zugelassen, alle Kulis aber, die vor Ablauf ihres dreijährigen Vertrages nach der Heimath zurück wollen, auf Staatskosten nach China befördert werden sollten. Um nicht weiter mit der unerquicklichen Sache zu thun zu haben, sagten die Herren vom grünen Tisch, das Transvaal werde ja in absehbarer Zeit eine selbständige Regirung haben, die dann auch über die Chinesenarbeit entscheiden könne. Im londoner Kaffernzirkus war man von diesem Beschluß natürlich nicht entzückt. War dem Kabinet die Entscheidung von taktischen Erwägungen aufgedrungen oder wollte es die Minenindustrie lähmen? Einerlei: der Kurs fiel und das Publikum beschleunigte, wie immer, den Fall durch hastige Verkäufe. Shares sind ja kein Anlagepapier, werden meist zu spekulativen Zwecken erworben; deshalb giebts hier den schnellsten Wechsel von Begeisterung und Hoffnunglosigkeit. Und sobald der Taumel weicht, droht immer die Gefahr der Panik. Chamberlain hat der Regirung derbe Wahrheit gesagt.

Daß die Medio-Liquidation (die Abrechnungen erfolgen Mitte und Ende des Monats) glimpflicher verlief, als man erwartet hatte, war zum Theil wohl dem Eingriff kräftiger Hände zu danken. Immerhin sind die Kurse, die 1902 den höchsten Stand erreichten, noch seit dem Anfang dieses Jahres beträchtlich zurückgegangen. Um nur einige zu nennen: Goldfields von $10^{1}/_{8}$ (1902) auf $4^{1}/_{2}$ (Mitte März 1906); Randmines von 13 auf $5^{5}/_{8}$; Geduld von $9^{1}/_{4}$ auf $2^{1}/_{2}$; Goerz von $4^{1}/_{4}$ auf 1,56; General Mining von 4 auf 1,78; Crown Reef von $18^{1}/_{2}$ auf 12; Aurora von 2 auf 0,35; East Rand von $10^{1}/_{2}$ auf 5; Modderfontein von 14,50 auf 7,12; Ferreira von 26 auf 18,50; Geldenhuis Estate von 7,75 auf 3,93 Pfund Sterling. Die Bedeutung dieser Kursrückgänge wird erst erkennbar, wenn man bedenkt, daß der niedrige Nominalpreis von 20 Mark für die Aktie, der ja so Viele zum Erwerb dieser „billigen" Papiere lockt, den prozentualen Verlust an dem einzelnen Share viel größer macht, als er nach bloßer Mark- oder Pfund-Berechnung erscheint. So hat, zum Beispiel, die Goerz-Aktie von ihrem höchsten Kurs etwa 270 Prozent eingebüßt; General Mining 225, Geduld 675 Prozent. Nicht Jeder hat freilich zum höchsten Kurs gekauft und erst zum niedrigsten verkauft; die Gesammtsumme der auf dem Minenmarkt erlittenen Verluste ist aber groß genug.

Unerfreulich wirkten auch die Erlebnisse der beiden großen Minengesellschaften, die zur Interessensphäre zweier berliner Großbanken gehören. A. Goerz & Co., die von der Deutschen Bank gegründete Gesellschaft, in deren Aufsichtrath die Herren Gwinner, Steinthal und Dr. Rathenau sitzen, hat mit ihrer Geduld-Mine Unglück gehabt. Die Deutsche Bank sagt darüber in ihrem Geschäftsbericht: „Sehr unbefriedigend war die Entwickelung der Geschäfte am Witwatersrand. Auch die von uns gegründete Gesellschaft A. Goerz & Co. Limited hatte unter widrigen Verhältnissen zu leiden. Auf dem Westrand gerieth eine ihrer Gesellschaften, wie gehofft wird, nur vorübergehend, in eine unabbauwürdige Zone und auf dem Ostrand wurde das Reef an einer unerwartet armen Stelle erkreuzt. Der Rückgang ihres hauptsächlich aus Goldshares bestehenden Effekten-Portefeuilles dürfte buchmäßig einen großen Theil ihrer Reserven absorbiren; auf eine Dividende für das verflossene Jahr kann jedenfalls nicht gerechnet werden." Von 1898 bis 1902 sind Dividenden zwischen 10 und $12^{1}/_{2}$ Prozent gezahlt worden; das Jahr 1903 blieb ohne Dividende und für 1904 wurden 3 Shilling auf die Aktie bezahlt. Die Er-

klärung der Deutschen Bank klingt ernst, sachlich, beinahe pessimistisch; man ist nicht gewöhnt, solche Mittheilungen ohne den üblichen tröstenden Hinweis auf die Zukunft zu erhalten; diese Nüchternheit ist besonders löblich, weil sichs um ein vom Direktor Steinthal seit der Geburt zärtlich geliebtes Kind handelt. Auch die Dresdener Bank, der die General Mining und in letzter Zeit besonders die zu diesem Concern gehörige Aurora-Mine Enttäuschungen brachte, zeigt die Lage der Goldmineninduſtrie in trüberem Licht als sonst. An der Hedwigskirche aber entschlummert die Hoffnung nie; und so heißt es denn weiter, man dürfe „wohl erwarten, daß die englische Regierung sich nicht zu definitiven Maßregeln entschließen wird, welche die Prosperität der Goldmineninduſtrie und damit die ganze wirthschaftliche Zukunft der mit so schweren Opfern erworbenen Transvaal-Kolonie ernstlich kompromittiren würden." Die Dresdener rechnen aber mit der Möglichkeit dauernd ungünstiger Verhältnisse, denn sie fügen hinzu, die Betheiligungen der Bank seien so bewerthet, daß weitere Kursrückgänge keinen nennenswerthen Einfluß auf die künftigen Ergebnisse des Institutes haben könnten. Noch mißtrauischer sind die Spekulanten. „Man kann gar nicht flau genug sein": so lautet ihr Urtheil. Die Ueberkapitalisirung vieler Gesellschaften und die einst so wilde Agiotage rächt sich jetzt eben. Der Rath des londoner „Economist", die Königliche Kommission solle auch die Frage der Kapitalisirung ernstlich erörtern, müßte befolgt, die Praxis der Randminenfinanz bei der Gründung neuer Gesellschaften einmal öffentlich beleuchtet werden. Dann erst könnte man sich ein Bild von den wirklichen Verhältnissen machen. Daß die europäischen Aktionäre keine Ingerenz auf die Unternehmungen haben, ist eine Thatsache, mit der man sich abfinden muß. Die Eintragung neuer Gesellschaften müßte aber von der Veröffentlichung ausführlicher Prospekte abhängig gemacht werden; jetzt sieht der Käufer nur den Share und hat von den Aussichten der neuen Gesellschaft keine Ahnung.

Wer sich heute ein Urtheil über die Verhältnisse bilden will, muß die Berichte der johannesburger Minenkammer lesen. Neulich meldete sie, im letzten Quartal des vorigen Jahres sei die Zahl der schwarzen Arbeiter von 68545 auf 74233 gestiegen. Trotzdem hat das Mißtrauen sich noch vertieft; man erwartet eben von den Schwarzen nichts Rechtes mehr. Mit den Kulis seien am Jahresschluß insgesammt ungefähr 100000 Mann in den Gruben gewesen, also nicht weniger als vor dem Ausbruch des Krieges. Die Minenkammer sieht die Arbeiterfrage aber recht ernst an; nach Befragung der Hauptminenleiter sagt sie in einem Memorandum an die englische Regirung: „Die Entfernung der Kulis würde zur Folge haben, daß von den jetzt im Betrieb befindlichen Pochstempeln 3155 stillgelegt und 6000 Europäer, die die gelben Arbeiter bisher angelernt und beaufsichtigt haben, entlassen werden müßten. Ein auf 6,6 Millionen Pfund zu veranschlagender Betrag würde im Transvaal weniger ausgegeben werden und — das Wichtigste — die Goldproduktion würde sich um etwa 40 Prozent verringern." Die Minenkammer sieht also das Wohl und Weh der Goldmineninduſtrie in der Chinesenarbeit. Anderer Meinung ist Mr. Langerman von den Randfontein Estates, der in der Generalversammlung nicht sehr begeistert von der Chinesenarbeit sprach. Die Beschaffung der für die Tochterunternehmen nothwendigen Arbeiter, sagte er, werde 256000, die Heimsendung der Kulis ungefähr 95000 Pfund kosten. Als vorsichtiger Mann, der Theorie und Praxis streng scheidet, hat er sich aber für alle Fälle dreitausend Kulis bestellt; wahrscheinlich, um zu konstatiren, ob seine Kostenberechnung stimmt. Die Buren sollen übrigens,

weil sie die Schwarzen für ihre Farmen brauchen, für den Chinesenimport sein, dessen Verbot also, nach dieser Ansicht, Industrie und Landwirthschaft ruiniren würde.

Die Minenbesitzer sind selbstherrliche Leute und scheuen selbst in böser Zeit keine Kraftprobe. Der Begriff der Oeffentlichkeit existirt für sie überhaupt nicht. Als der Vertreter des Herrn J. B. Robinson nicht zum Präsidenten der Minenkammer gewählt worden war, wurde einfach der Austritt der Robinson-Minen verfügt. Das wäre an sich belanglos, kann auf ein so verhertes Marktgebiet aber übel wirken. Da die Arbeiter durch eigene Organisationen, die Witwatersrand Native Labour Association und die Chinese Labour Importation Agency, geworben werden, ist die innere Kraft oder Schwäche der Minenkammer kein allzu wichtiges Moment. Die Robinson-Gruppe umfaßt übrigens gut rentirende Gesellschaften, wie die Langlaagte und die Randfontein-Minen, die für das Jahr 1905 Dividenden von 10 bis 20 Prozent gegeben, also bewiesen haben, daß auch jetzt noch an manchen Stellen mit sehr stattlichem Gewinn gearbeitet wird. Die Behauptung, die meisten Minen seien im vorigen Jahr ohne Ertrag geblieben, ist unrichtig. Die Goldausbeute (schließlich doch die Hauptsache) ist größer geworden. Im Jahr 1905 betrug die Förderung 4 897 221 Unzen Feingold (1 Unze = 31,09 Gramm hat bei Rohgold einen Werth von ungefähr 72, bei Feingold von 85 bis 86 Mark) im Werth von 20,80 Millionen Pfund oder 30 Prozent der gesammten Weltausbeute im Jahr 1904. Die Ausbeute des Witwatersrand allein, die 4 706 433 Unzen im Werth von rund 20 Millionen Pfund betrug, ging über die der beiden an Erträgen reichsten Jahre (1898 und 1904) um 5 und 5½ Millionen Pfund hinaus. Auch in den ersten beiden Monaten des Jahres 1906 ist, nach der Statistik, die Ausbeute größer als in den selben Monaten früherer Jahre. Bei einzelnen Minen sind Ausbeute und Gewinn allerdings geringer; aber das Gesammtergebniß ist besser. Zwischen diesen Ziffern und den pessimistischen Berichten über die Lage des Goldminenmarktes besteht ein Widerspruch, der sich aber sofort löst, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Goldminen sich von Jahr zu Jahr vergrößert hat. Das erklärt die Zunahme der Produktion. Manche Betriebe sind unrentabel geblieben; und da die Zahlenangaben kaum kontrolirbar sind, mögen auch falsche Ziffern vorkommen, die das Gesammtergebniß aber wohl nicht wesentlich ändern. Die Erschöpfung der Bergwerke ist ja unvermeidlich; schon jetzt werden steigende Mengen minderwerthiger Erzsorten zur Verpochung herangezogen. Man muß also versuchen, die Verringerung des Erzertrages durch Herabsetzung der Betriebskosten möglichst auszugleichen. Das wird da besonders schwer sein, wo verfehlte Anlagen immer mehr Geld erfordern, weil durch die Erschließung bisher unberührter Felder die Möglichkeit der Rentabilität gesichert werden soll. Solche Anlagen hat namentlich die Barnato-Gruppe, von deren neunundzwanzig Gesellschaften zwanzig seit der Gründung noch keine Dividende gegeben haben und sieben (einzelne mehrmals) sanirt werden mußten. Die leidtragenden Aktionäre sind machtlos und können nicht einmal mitreden; denn die meisten Generalversammlungen werden nach Johannesburg oder einem anderen südafrikanischen Ort einberufen. Da in der Goldminenindustrie zum größten Theil europäisches Kapital arbeitet, verdient der Vorschlag, die wichtigsten Fragen dieser Industriegesellschaften in London zu erledigen, Beachtung. Der Industrie aber ist vor Allem zu wünschen, daß sich, statt der Spekulanten, kräftigere und geduldigere Elemente ihr zuwenden. Nur wer warten kann, ohne den Athem zu verlieren, sollte sein Geld nach Südafrika tragen. **Ladon.**

Das Neuste.

Leipzigerstraße 15. Reinhold Kraetke, Excellenz, sitzt behaglich in seinem Arbeitzimmer. Den Reichspostetat hat er im Trockenen. Wieder furchtbar viel dummes Zeug gehört und gelesen. Die wirklichen Betriebsmängel hat, wie immer, keine Spürnase gerochen. Alles in schönster Ordnung. Aber man möchte schließlich doch eine That thun. Nach Stephan und Podbielski seinen Namen ins Buch der Geschichte schreiben. Die Vertheuerung der Depeschen genügt nicht. Die Aufhebung des billigen Vorortverkehrstarifes erst recht nicht. Dadurch wird Niemand populär; nicht einmal angenehm berühmt. Die bayerische Marke: Das wäre Etwas. Jeder hat sich schon darüber geärgert, daß er ein deutsches Postwerthzeichen nicht in Augsburg, ein bayerisches nicht in Berlin verwerthen kann. Was ist des Deutschen Vaterland? Aber mit dem münchener Landtag ist nichts anzufangen. Der steht auf seinem Reservatscheinrecht. Vielleicht, wenn Prinz Ludwig von Bebels Gnaden Deutscher Kaiser geworden ist. Dauert immerhin noch ein Weilchen. Man könnte dekretiren: Jedes Kaiserliche Reichspostamt nimmt künftig jedes deutsche Postwerthzeichen für voll an. Der Bürger kann in Berlin also mit einer bayerischen Marke frankiren und sicher sein, daß die Sendung befördert wird. Dann wären wir die noblen Kerle, die Vertreter des Einheitgedankens und die Bayern vor Aller Augen ins Unrecht gesetzt. Müßten sehen, wie sie aus der Klemme kämen. Ists aber nicht zu einfach? Und wird Bernhard, der die berechtigte Empfindlichkeit der deutschen Stämme als Redeornament braucht, dafür zu haben sein? Sicherer wäre das Telephon. Wenn Keiner horcht, darf mans sagen: Lächerlich theuer. Mit Vorortanschluß zweihundert Mark im Jahr. Nur Wohlhabende können sichs leisten. Und doch ist das Leben nur noch mit Telephon erträglich. Billiger nicht zu liefern? Unsinn. Was in Skandinavien geht, wo jeder Bauernhof Fernsprechanschluß hat, muß auch bei uns möglich sein. Die Theilnehmerzahl würde in einem Quartal verzehnfacht. Großer Umsatz, kleiner Nutzen. Wertheim von drüben würde nicht eine Minute zögern. Da winkt der Bülowruhm des modernen Menschen. Und der Kaiser ist ja fürs Zeichen des Verkehrs. Ein Glück, daß es Pod nicht schon eingefallen ist. Reinhold Kraetke drückt auf den Klingelknopf. „Herr Geheimrath ...!“

* * *

Im Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten hat man beschlossen, auf den Hauptlinien in die durchgehenden Tageszüge Schlafwagen einzustellen. Der Beschluß ist zu loben. Eine lange Eisenbahnfahrt bei Tag ist noch immer eine Qual. Man hockt im Käfig, kann sich nicht rühren, auch im D-Wagen, wo die auf Bekanntschaft birschenden Spazirgänger Einen durch Fenster und Thür begucken, sichs nicht bequem machen. Ist ein Speisewagen vorhanden, so ist er zur Essenszeit überfüllt. Ist keiner da, so muß man in einem überheizten und zugigen, im Sommer von Speisegerüchen und Menschendunst verpesteten Wartesal hastig ein heißes Beefsteak oder Rührei hinunterschlingen. Auch am Tage sich ausziehen und hinlegen können, vor Störung geschützt sein: glückseliger Aspekt! Dann läßt sich auch eine Tagereise ertragen. Viele Reisende haben die Nacht vor der Abfahrt durchzecht, durcharbeitet, durchschwatzt und sind froh, schlafen zu können. Den Anderen genügt die Liegeruhe und die Ungenirtheit. Wäre nicht auch ein Baderaum noch erreichbar? Die Benutzung (zwanzig Minuten) könnte ruhig vier bis fünf Mark kosten (der Deutsche ist ja nicht mehr der arme Teufel von anno dunnemals): die Badekabine würde trotzdem nie leer. Die Buddisten sollten ihrem Bureauherzen einen sachten Stoß geben.

* * *

Ritter vom Geld und vom Geist haben sich nach langer Berathung über eine wichtige Aenderung der Umgangsformen verständigt. Viele Behörden haben die Kurialien abgeschafft oder mindestens vereinfacht. Ists nicht beschämend, daß wir im Privatverkehr noch daran festhalten? Uns den Kopf zerbrechen, um zu erforschen, wen wir Hochwohlgeboren, wen Hochgeboren zu nennen haben? Täglich drei- oder dreißigmal schreiben: „Sehr geehrter Herr", „In vorzüglicher (oder ausgezeichneter) Hochachtung Ihr (grammatisch falsch) ergebener"? Wer viele Briefe zu schreiben hat, stöhnt unter der Last. Ist als Einzelner, aber ohnmächtig. Läßt er die Formeln weg, so gilt er als Narr oder als Flegel. Jetzt ists erreicht. Ritter vom Geld und vom Geist haben sich verpflichtet, fortan über ihre Briefe nur noch zu schreiben: „Herr Schulze!" Oder: „Frau Cohn!" Und drunter nur ihren Namen. Keine Versicherung ergebenster Hochachtung.

* * *

Seit der Bauchschnitt, dank den Errungenschaften der modernen Chirurgie, keine gefährliche Operation mehr ist, wird er bekanntlich sehr oft zu diagnostischen Zwecken vorgenommen. Man schneidet den Bauchdeckel auf, um zu sehen, was drunter ist, und schließt ihn wieder, wenn der Befund ergeben hat, daß ein weiterer Eingriff nicht nöthig ist. (Einem französischen Operateur wird nachgesagt, daß er erst zwischen Oeffnung und Schließung des Bauches seine Honorarforderung zu stellen pflege. Das ist natürlich nur im Lande Delcassés, Rèvoils und anderer Schwarzen Männer möglich.) Die Fälle, in denen eine Probelaparatomie nöthig scheint, haben sich unter der Herrschaft der Antisepsis nun so gehäuft, daß ein großer Theil der in den Operationsälen zu leistenden Arbeit darauf verwendet wird und die Chirurgen kaum noch Zeit zu anderer Thätigkeit finden. Um so freudiger ist deshalb die Bauchschnittmaschine zu begrüßen, deren Konstruktion dem amerikanischen Professor Sums gelungen ist. Jeder Volontärarzt, sogar jeder Student in höheren Semestern kann damit gefahrlos arbeiten; denn der Mechanismus ist ungemein einfach und benutzt dennoch allen Komfort der Neuzeit. Auch Biers Versuch, die Hyperämie als Heilfaktor zu verwerthen, ist hier schon berücksichtigt. Die Maschine besorgt, je nach der Art des Falles, die Narkotisirung oder lokale Anästhesirung, bewirkt die künstliche Erwärmung der Gedärme und beseitigt außerdem völlig die Gefahr allzu reichlicher Blutung. Eine Maschine liefert in einer Stunde drei Probelaparatomien. Die Reinigung vollzieht sich automatisch. In einer großen Klinik können vier bis fünf Maschinen neben einander arbeiten und der Professor oder sein erster Assistent braucht nur von einer zur anderen zu gehen und die Befunde zu prüfen. Die Arbeit wird also beschleunigt; und der Aufenthalt in der Maschine soll sehr angenehm sein. Professor Sums hat die Absicht, seine Erfindung auch in Europa zunächst selbst vorzuführen.

* * *

Freiherr von Cramm-Burgdorf, Bevollmächtigter zum Bundesrath, in ist Konkurs gerathen. Bei der Versteigerung wurden für einen Kronenorden, zwei Rothe Adler, ein Eisernes Kreuz und ein Domherrnkreuz zusammen zweiundzwanzig Mark bezahlt. Reflektanten werden vor der irrthümlichen Annahme gewarnt, der neue Tarif habe Auszeichnungen von solchem inneren Werth auf diese Ramschbazarpreise herabgesetzt.

* * *

Der Kaiser hat den Wunsch ausgesprochen, in diesem Sommer auf der Nordlandfahrt Menschen um sich zu sehen, die er bisher nicht kennen lernen konnte. Die Einladungen werden einstweilen als sekret behandelt. Doch ist schon durchgesickert, daß die Herren Ernst Haeckel, Alfred Messel, Max Liebermann, Gerhart Hauptmann, Thomas Theodor Heine und Ludwig Thoma zu den Reisegästen Seiner Majestät gehören werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.